

GOVERNMENT OF INDIA
ARCHAEOLOGICAL SURVEY OF INDIA
• CENTRAL
ARCHAEOLOGICAL
LIBRARY

ACCESSION NO 41624

CALL No. 9511 Fra

1

2

1

GESCHICHTE DES CHINESISCHEN
REICHES
II

GESCHICHTE DES CHINESISCHEN REICHES

EINE DARSTELLUNG SEINER ENTSTEHUNG,
SEINES WESENS UND SEINER ENTWICKLUNG
BIS ZUR NEUESTEN ZEIT

2424 VON

O. FRANKE

II. BAND
DER KONFUZIANISCHE STAAT I.
DER AUFSTIEG ZUR WELTMACHT

ZWEITE BERICHTIGTE AUFLAGE

951
Fra

GESTALTUNG, UMGESTALTUNG
DES EWIGEN SINNES EWIGE UNTERHALTUNG.
UMSCHWEBT VON BILDERN ALLER KREATUR
GOETHE (FAUST II)



WALTER DE GRUYTER & CO. · BERLIN
VORMALS G. J. GOSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG · J. GUTTENTAG, VERLAGS-
BUCHHANDLUNG · GEORG REIMER · KARL J. TRÜBNER · VEIT & COMP.

1961

CENTRAL ARCHAEOLOGICAL
LIBRARY, NEW DELHI.

Acc. No 41624.....

Date 19.11.64.....

Call No. 351 F.....

Archiv-Nr. 33 04 61

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten
Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es auch nicht gestattet, dieses Buch oder Teile daraus
auf photomechanischem Wege (Photokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen

© 1961 by Walter de Gruyter & Co., vormals G. J. Goschen'sche Verlagshandlung
J. Guttentag Verlagsbuchhandlung - Georg Reimer - Karl J. Trubner - Veit & Comp., Berlin W 35

Vorbemerkung.

Der im Vorwort zum ersten Bande (S. XXV) aufgestellte vorläufige Plan des Werkes hat sich im Verlauf der Arbeit als undurchführbar erwiesen. Der Stoff war von so gewaltigem Umfange, daß er, wenn die Darstellung nach einheitlicher Methode fortgesetzt werden sollte, in einem einzigen Textbände nicht unterzubringen war. So habe ich denn, im Einvernehmen mit den Herren Verlegern, den vorliegenden zweiten Band mit der inhaltreichen Tang-Zeit abgeschlossen und behalte den Rest für einen dritten Text-Band vor. Damit aber die Vorlegung des Quellen-Materials der beiden Bände nicht allzu lange hinausgeschoben wird, soll der Band, der es enthält, sogleich nach dem Erscheinen des vorliegenden veröffentlicht werden. Dieser dritte Band wird dann auch das Namen- und Sachverzeichnis bringen. Meinen Herren Verlegern spreche ich für ihr verständnisvolles Entgegenkommen bei dieser Neuordnung meinen besonderen Dank aus.

Berlin, den 3. Januar 1936

O. Franke

Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes.

	Seite
Vorbemerkung	V
Vierter Teil: Universalismus und völkische Kräfte	1—307
Erstes Kapitel: Die Erben der Han	1—19
Zweites Kapitel: Das Tsin-Reich und die Eroberung des Nordens	20—53
Drittes Kapitel: Getrennte Entwicklung in Nord und Süd	54—250
a) Der Norden: Völkische Neubildungen; die „sechzehn Staaten“	54—117
b) Der Süden: Politischer Verfall; die „fünf Dynastien“	117—182
c) Erweiterung der Machtgrundlagen	182—250
1. Das Nordreich der Wei	182—227
2. Die Nachfolgestaaten von Wei	228—250
Viertes Kapitel: Verfassung und Geistesleben zur Zeit der Trennung	251—307
Fünfter Teil: Der Sieg des Universalismus. Die konfuzianische Weltmacht	308—607
Erstes Kapitel: Die Einigung; die Sui-Dynastie	308—349
Zweites Kapitel: Das Weltreich der T'ang	350—529
a) Das neue asiatische Imperium	350—428
b) Innerer Zerfall	428—529
Drittes Kapitel: Verfassung und Wirtschaft im geeinten Reiche	530—558
Viertes Kapitel: Das Geistesleben	559—607

Vierter Teil.

Universalismus und völkische Kräfte.

Erstes Kapitel.

Die Erben der Han.

Die nun vor uns liegenden Zeiträume, im wesentlichen das chinesische Mittelalter — wenn man diesen Begriff in abendländischer Art als Ausdruck eines bestimmten Weltbildes und eines bestimmten Empfindungslebens nimmt —, haben zum Inhalt das Ringen des politischen Universalismus mit den zentrifugalen Instinkten persönlichen Machtstrebens oder 5 völkischer Eigenart, seinen Sieg, seine Erstarrung und sein Absterben. Getragen wird dieser Universalismus von dem konfuzianischen System, das sich in der Han-Zeit zu bilden anfängt, dann allmählich die staatliche Macht an sich bringt, den Staat nach seinen politisch-religiösen Ideologien formt, alle erreichbaren Völker in seinen Bann zieht und die ganze Welt- 10 staatgemeinschaft mit seinem Geiste durchtränkt. Mit Konfuzius hat dieses System weder nach seinem philosophischen, noch nach seinem politischen Inhalte etwas zu tun, höchstens seine ethischen Grundsätze entsprechen den Lehren des halbmythisch gewordenen Weisen. Es ist aufgebaut worden von den Geschlechterreihen der *ju kia* (s. I, 210), des 15 Literatentums, das nach seiner endgültigen Überwindung der *fa kia* (I, 214 f.), der Gesetzesschule, das gesamte Geistesleben der Chinesen allen weiteren Widerständen zum Trotz unter seine Herrschaft zwingt und diese Herrschaft mit steigender Unduldsamkeit ausübt, bis stärkere 20 Kräfte sie ihm wieder entwinden. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß jene Widerstände weit weniger aus geistigen Gegenströmungen im Chinesentum kamen (I, 302), besonders seitdem der Konfuzianismus seine Verbindung mit dem Magiertum vollzogen hatte (I, 286 ff.), als vielmehr aus den erwähnten Instinkten der verschiedenen Einzelpersonen und Völker, und zwar sowohl der im (erweiterten) „Mittelreiche“ selbst 25 (I, 358 u. 431) wohnenden, wie der im Norden und Nordwesten immer neu hereinbrechenden fremden. Diese völkischen Instinkte, irrationale Kräfte in der Seele einer durch gemeinsame Abstammung, Sprache und Schicksale verbundenen Menschenmasse, haben den Willen zur Behauptung

der Eigenart ihrer Träger als Wesen an sich und müssen deshalb, wenn die letzteren in einen größeren Organismus hineingezwungen werden, zentrifugal wirken, bis sie entweder eine genügende Möglichkeit zu ihrer Auswirkung erlangt haben oder gelähmt, eingeschlafert, abgetötet sind. In diesen Instinkten lebt die völkische Persönlichkeit, mit ihrer Lähmung muß sie erlöschen. Das konfuzianische System ist dieser Instinkte auf beiden Wegen Herr geworden: es hat ihnen — aber nur in wenigen Fällen — Raum gelassen zu einem Mindestmaß von Entfaltung, oder aber es hat sie — in der Regel — gelähmt und damit den Individuen wie den Völkern ihre Persönlichkeit genommen. An deren Stelle ist dafür das Riesengebilde des chinesischen Weltstaates gesetzt worden mit der alles beherrschenden Idee des Himmelssohnes und des Menschheitsvolkes. Auch die fremden Kulturströme, die zeitweilig mit großer Kraft in das Reich fluten, haben wohl in das Geistesleben des Volkes ihre Spuren eingegraben, aber jene beherrschende Idee haben sie nicht unterspült, und auch die Spuren sind im Laufe der Zeit wieder verwaschen worden und vielfach kaum noch erkennbar. Wie ein ehernes Band hat das konfuzianische System jenes Gebilde fast zwei Jahrtausende zusammengehalten; mochte die Trägerschaft der Idee von einer Dynastie zur anderen, von einem Volke zum anderen übergehen, es war immer nur ein Kampf um diese Trägerschaft, die Idee selbst blieb was sie war, und mit ihr der Staat, den sie formte. Sie war die neue Lösung der alten Schicksalsfrage: wie kann das Weltreich als Einheit regiert werden? (I, 270). Das ist die große Leistung des Konfuzianismus, es gibt keine größere in der Geschichte.

Das Erbe, das die Han hinterlassen, setzte dem Konfuzianismus bereits die neue große Aufgabe. Die fast unbegrenzten Eroberungen, die in Nord und Süd, in Ost und West von den großen Kaisern und Heerführern gemacht waren, hatten nicht bloß unermeßliche Ländergebiete, sondern auch zahlreiche fremde Völker dem Reiche eingefügt, sie alle mußten mit dem chinesischen Staatsgedanken erfüllt, in den werdenden Riesenorganismus hineingewöhnt werden. Und dabei war der politische Rahmen zerbrochen, das beherrschende Mittelstück zerstört, feindselige und annähernd gleichwertige Kräfte rangen um die Macht, das konfuzianische System selbst besaß noch längst nicht die nötige Festigkeit, um von sich aus die gelösten Glieder zusammenhalten zu können. Eine Zeit starker Hemmungen lag vor ihm, bedenkenloser Ehrgeiz und ungebändigter völkischer Individualismus waren zu überwinden.

Eine ganze Reihe chinesischer Annalenwerke berichtet uns über diese Periode gährenden Durcheinanders, unablässiger Machtkämpfe. Außer dem bereits erwähnten *San kuo tshi* (I, 422) von Tsch'ên Schou aus dem 3. Jahrhundert sind es die „Annalen der Tsin“ (*Tsin schu*), die auf Veranlassung des Kaisers T'ai tsung von der T'ang-Dynastie aus einer Anzahl anderer Werke zusammengestellt wurden und daher gewöhnlich dem großen Herrscher selbst als Verfasser zugeschrieben werden; ferner das

Nan schi und das *Peï schi*, beide von dem Archivar T'ai tsungs, Li Yen-schou, verfaßt. Das erste der beiden behandelt die Süd-Staaten Sung, Süd-Ts'ï, Liang und Tsch'en, das zweite die Nord-Staaten Wei, seine Nachfolge-Staaten und Sui (s. unten). Beide decken sich größtenteils mit den folgenden Einzel-Chroniken, enthalten aber auch Manches, was in diesen 5 fehlt. Das *Peï schi* ist mit größerer Sachkenntnis geschrieben als das *Nan schi*. Die meist kurzlebigen Dynastien des Südens und Nordens haben dann auch ihre Einzel-Chroniken: das *Sung schu* und das *Nan Ts'ï schu*, das erstere von Schên Yo, einem hohen Würdenträger unter dem Kaiser Wu ti von der Liang-Dynastie (s. unten) im Anfang des 6. Jahr- 10 hundert, das letztere von Siao Tsë-hien, einem Neffen desselben Kaisers (um 530), vermutlich unter Benutzung von Schên Yos Aufzeichnungen (s. unten) verfaßt; das *Liang schu*, das *Tsch'en schu*, das *Peï Ts'ï schu* und das *Tschou schu*. Die letzteren vier Werke sind in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts auf Veranlassung des Kaisers T'ai tsung entstanden, 15 gehen aber auf frühere Aufzeichnungen zurück. Das *Liang schu* und das *Tsch'en schu* sind von Yao Ssë-lien (Yao Kien), einem zu seiner Zeit berühmten Gelehrten, zusammengestellt worden, das *Peï Ts'ï schu* hat Li Po-yao, einen dem Trunk ergebenen, aber klugen Günstling des T'ang-Kaisers, zum letzten Verfasser, und das *Tschou schu* den Minister Ling-hu 20 Tê-fên und Andere. Das wichtige *Weïschu*, die Chronik des großen Nord-Staates, wurde zuerst im 6. Jahrhundert von dem Staatsmann Wei Schou in Nord-Ts'ï veröffentlicht, hat dann aber seine heutige Form erst im 11. Jahrhundert erhalten und weist leider mehrfach große Lücken auf, ein großer Teil seines Textes dürfte dem *Peï schi* entnommen sein. Dazu 25 kommen noch einige andere Quellenwerke von Bedeutung, wie das *T'ung tien* von Tu Yu vom Ende des 8. Jahrhunderts, das allerdings mehr über die organisatorische Entwicklung der Staaten als über die politischen Ereignisse selbst berichtet, das berühmte *T'ung tshi* von Tschêng Ts'iao aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, ein Werk über die chinesische Gesamt- 30 geschichte von ihren Anfängen an, dem von den Chinesen besondere Zuverlässigkeit und gewissenhafte Kritik zugeschrieben werden und das wir auch früher bereits gelegentlich herangezogen haben, sowie das *Schi leo kuo tsch'un-ts'iu*, „Chronik der sechzehn Staaten“, das sehr ergiebig für die Geschichte der nördlichen Dynastien, aber wegen seiner späten 35 Entstehung — es ist eine im 17. Jahrhundert vorgenommene Zusammenstellung alter Bruchstücke, das aus dem 6. Jahrhundert stammende Original war schon Mitte des 11. Jahrhunderts verloren — vielleicht nicht durchweg vertrauenswürdig ist. Wert und Bedeutung dieser Werke sind sehr ungleich; je später sie niedergeschrieben sind, um so stärker 40 sind sie für gewöhnlich mit dem Geist der orthodoxen Schule durchtränkt, und um so kritischer muß ihre Benutzung sein.

Als die Herrschaft der Han-Dynastie zu Ende ging, standen sich in dem gewaltigen Reiche drei Machthaber gegenüber, wie sie aus den Ereignissen

vom Jahre 189 ab hervorgegangen waren: Ts'ao Ts'ao und nach ihm sein Sohn P'ei im Norden mit den Kernländern des Reiches und den beiden Hauptstädten Tsch'ang-ngan und Lo-yang, Liu Pei im Westen in Schu (Ssë-tsch'uan) mit Tsch'eng-tu als Hauptstadt, Sun K'üan im Süden am Yang-tse mit dem neu aufblühenden Wu-tsch'ang als Mittelpunkt. Als eigentlichen Erben der kaiserlichen Macht betrachtete sich Ts'ao P'ei, der „Herzog von Wei“, er war im Besitze der Reichshauptstadt, die Politik seines Vaters war von vornherein auf das große Ziel abgestellt gewesen, und der Sohn sprach sich nach der Absetzung des letzten Kaisers ohne Bedenken die

10 Würde des „Himmelssohnes“ zu. Die Art, wie dies geschah, und mehr noch, wie es in den verschiedenen Geschichtswerken dargestellt wird, ist so kennzeichnend für die während des letzten Jahrhunderts durch das Konfuzianertum gesteigerte „religiöse“ Heiligkeit der kaiserlichen Würde, daß hier näher darauf eingegangen werden muß. „Am Tage *i-mao* des

15 10. Monats im 1. Jahre *yen-k'ang* (25. November 220) verzichtete der Kaiser (Hien ti) auf den Thron zugunsten des Königs (Ts'ao) P'ei von Wei, der sich zum Himmelsohn ernannte“, so sagen kurz die Han-Annalen (*Hou Han schu* Kap. 9 fol. 13r^o). Der Kommentator der T'ang-Zeit fügt aber die folgenden Angaben aus einem nicht mehr erhaltenen Werke,

20 dem *Hien ti tsch'un-ts'iu*, das in der Tsin-Zeit entstanden war, ergänzend hinzu: „Der Kaiser berief seine sämtlichen Minister und Würdenträger und machte im Ahnentempel feierliche Meldung. Der Leiter des Ahnenkultus, Tschang Yin, hielt den Würdestab, die Schrifttafel und das Siegel (Abzeichen der kaiserlichen Würde) in der Hand und übergab den Thron

25 an den König von Wei. Dann errichtete man einen Altar in der alten Stadt Fan-yang (in Ho-nan, südöstlich von der Stadt Ho-nan hien, nordwestlich von Lin-ying hien unweit des Ortes Hü, wo von Ts'ao Ts'ao der neue Ahnentempel der Han errichtet war — s. I, 425), der König von Wei stieg hinauf und empfing das Siegel des Kaisers.“ Die amtliche Geschichte

30 von Wei aber im *San kuo tshi* (Kap. 2 fol. 4v^of.), von der wir nicht wissen, ob sie älter oder jünger als das erwähnte *Tsch'un-ts'iu* ist, behandelt den Vorgang aus einem leicht erkennbaren Grunde noch ausführlicher. Zunächst fügt sie dem Berichte über den feierlichen Akt die Begründung hinzu: „Mit Rücksicht darauf, daß sich das Volk der Wei-Herrschaft zuge-

35 wendet hatte, usw.“ Dann aber wird der Wortlaut der Abdankungsurkunde („Schrifttafel“) mitgeteilt. Sie ist ganz im Stile des *Schu king* gehalten und beginnt mit den Worten: „O König von Wei! Vor Alters übergab der Kaiser Yao den Thron an Schun, und Schun gab den Auftrag an Yü (s. I, 65). Des Himmels Auftrag ist nicht dauernd, er fällt an den,

40 der die Tugend besitzt (I, 122). Die Herrschaft (*tao*) der Han ist allmählich verfallen und im Laufe der Generationen verloren. Die Reihe ist an mich gekommen, nun herrscht die große Wirrnis, Alles ist im Dunkel der Ordnungslosigkeit, Verbrechen und Aufruhr verbreiten sich überall usw.“ Dann wird der König von Wei als der Mann gepriesen, der kraft seiner

Tugend das große Erbe der Vorfahren übernehmen soll. „Des Himmels Bestimmung ruht in deiner Person, halte in Treue die wahre Mitte (der Gerechtigkeit), sonst kommt des Himmels Geschenk für immer zu Ende“ (*Schu king*, *Ta Yü mu* 14, 15, 17). Dann folgt die erwähnte Übernahme des Siegels auf dem Altar und Beginn der neuen Jahresbezeichnung. Man sieht, welcher Mittel man zu bedürfen glaubte, um die „Legitimität“ zu erlangen. Seine Hauptstadt verlegte Ts'ao P'ei alsbald wieder von Ye (Tschang-tê) nach dem klassischen Lo-yang, das neu hergerichtet wurde, und dessen Name auch, damit das Element „Wasser“ wieder zu Ehren käme, eine neue Schreibung (洛 für 雒) erhielt. 10

Aber Ts'ao P'ei hatte in Schu einen Mitbewerber um den Thron, der seine Ansprüche nicht minder „legitim“ zu gestalten wußte. Liu Pei war ein Sproß der kaiserlichen Familie der Han — er stammte von dem Kaiser King ti (I, 296ff.) ab — und hielt sich als solcher für den nächsten Erbberechtigten. Auch er nahm, nachdem er von den Vorgängen in Wei erfah- 15 ren, in feierlichster Form von dem erledigten Throne Besitz. In der irrigen Annahme, daß der letzte Kaiser (Hien ti) getötet sei, verlieh er diesem, seinem „Vorgänger“, den posthumen Namen Min ti (d. h. „der bemitleidenswerte Kaiser“), und seine Umgebung wußte die Notwendigkeit seiner Erbfolge mit Argumenten zu begründen, die ebenfalls für den Geist 20 der Zeit bedeutsam sind und uns zugleich einen Blick in das von den Han-Gelehrten hergestellte „alte Schrifttum“ (I, 308f.) gewähren. Im *San kuo tshi* (*Schu tshi* Kap. 2 fol. 16r⁰ff.), ist der folgende (allerdings im Text vielfach verderbte und nach anderen Quellen zu verbessernde) Bericht darüber erhalten, der hier wiedergegeben wird, soweit seine astrolo- 25 gische und kosmologische Mystik verständlich ist. (Die Würdenträger Liu Peis) „richteten an ihren Herrn die nachstehenden Erwägungen. Konfuzius hat vor Alters gelehrt, wie die astrologischen Weissagungen in den „Zeichnungen aus dem Ho“ (*Ho t'u*), in dem „Buche aus dem Lo“ (*Lo schu*, s. I, 79) und in den fünf kanonischen Büchern auf ihre Anwendung 30 zu prüfen sind. Nun heißt es in dem Kapitel *Tschên yao tu* („Beobachtung der Gestirnbahnen“) des *Lo schu*: Wenn in (der Gegend) der roten Farbe (d. h. im Nordwesten) die drei Tugenden (nach dem *Schu king* „gerade und aufrecht“, „durch Festigkeit stark“, „durch Nachgiebigkeit stark“) erscheinen und die neun Generationen in vollendet (*pei*, auch der Name 35 Liu Peis) harmonischem Zusammentreffen (wieder) erblühen, dann ist der Zeitpunkt für das Erscheinen eines Kaisers (*ti*) gekommen. Und das Kapitel *Pao hao* (od. *yü*) *ming* im *Lo schu* sagt: Des Himmels Bahnen und des Kaisers (*ti*) Art in Vollendung (*pei*) heißt Majestät (*huang*, s. I, 227): indem die Gesamtheit zu einer Einheit gefaßt wird, ergeben sich hundert 40 Erfolge und kein Mißerfolg. Das Kapitel *Lu yün k'i* im *Lo schu* erklärt: Wenn die neun Fürsten und sieben Helden (?) um die Macht kämpfen, so daß auf den Wegen die verbrannten Knochen der Bevölkerung liegen, und Wirrnis die Menschen ergreift, wer soll dann den Herrscher rufen,

daß er in geheimnisvoller Weise erscheint? (Zusatz: das Wort Pei bedeutet geheimnisvolle Tugend (?), darum heißt es: in geheimnisvoller Weise erscheinen). Ferner heißt es im Kapitel *Kou ming küe* des *Hiao king*: zur Zeit der drei Hinweise und neun Zusammenkünfte der Kaiser (?), als die 5 Vorfahren von Pei noch am Leben waren, erklärte die Schar der Magier (?), daß im Südwesten mehrfach gelbe Dünste erschienen seien, die sich mehrere *tschang* (je 10 Fuß) hoch aufrecht gestellt hätten. Das sei mehrere Jahre hindurch beobachtet worden, und jedesmal seien eine leuchtende Wolke und ein glückverheißender Wind dabei gewesen, die von dem Himmels-

10 globus herab der Erscheinung entsprochen hätten. Auch im 22. Jahre *kien-ngan* (unter dem letzten Han-Kaiser Hien-ti = 217) war mehrfach ein Dunst wie eine Fahne erschienen, der vom Westgebiete mitten am Himmel nach Osten zog. Das Buch der Zeichnungen (*t'u schu*) aber sagt: ein Himmelssohn wird sicherlich aus jener Richtung hervorgehen. Dazu 15 kam, daß in jenem Jahre die Planeten Venus, Mars und Saturn ständig dem Jahresgestirn (Jupiter) folgten, so daß sie dicht hinter einander gingen. Als aber die Han zuerst zur Blüte gelangten, folgten die fünf Sterne (d. h. Planeten, s. I, 64) ebenfalls dem Jahresgestirn, und man bedachte, daß der Jupiter die Bedeutung des Herrschers habe, der Thron 20 der Han also im Westen ruhe usw.“ Hier sehen wir also die praktische Verwendung der zur Han-Zeit hergestellten „Schußfäden“ (*wei*) zu den „Kettenfäden“ (*king*) des Gewebes der kanonischen Schriften (s. I, 308), sowie der sonstigen Fälschungen aus der Zeit Wang Mangs (I, 378). Das *Ho t'u* und das *Lo schu*, sogar mit Kapitel-Einteilung, waren Erzeugnisse 25 jener fruchtbaren Perioden, und mit dem hier zitierten *Hiao king* war ebenfalls der *wei*-Teil gemeint. Der Zweck dieser Literatur war in erster Linie das Wahrsagen aus den kosmischen Verhältnissen, wie es auch unter den Späteren Han noch in höchster Blüte stand. Daß die ganze Weisheit Konfuzius angehängt wurde, ist nur ein weiterer Beweis dafür, wie Magier 30 und Literaten an dem neuen System zusammen arbeiteten. Liu Peis Ratgeber, die aus den Wahrsagebüchern die Stimme des Schicksals herauszuhören vorgeben, wie es unter Hindeutung auf den Namen Pei den neuen Himmelssohn vom Westen beruft, liefern ein anschauliches Beispiel. Sie führen noch eine Reihe weiterer Anzeichen des himmlischen Willens an, 35 wie das Erscheinen eines Drachen, das Verschwinden des kaiserlichen Siegels im Han-Fluß, als Kuan Yü Siang-yang belagerte (I, 429), und das Emporsteigen eines strahlenden Glanzes danach, die Tatsache, daß die Macht der Han einst von Han-tschung ausgegangen sei (I, 260f.), und Liu Pei sich an derselben Stelle befinde u. a. So widersteht denn auch der 40 „Fürst von Schu“ den Aufforderungen nicht länger, im Jahre 221 „unternahm er es, unter Darbringung eines dunkelbraunen Stieres dem höchsten Herrscher im majestätischen Himmel und der göttlich-würdevollen Herrscherin Erde Meldung zu machen“; dann „wurde ein glücklicher Tag ausgewählt, und er stieg mit der Schar seiner Beamten zu dem Altar

hinauf, empfing das kaiserliche Siegel, grub das gebratene Opferfleisch in die Erde und erstattete mit dem Großopfer dem Gott des Himmels Meldung“. Der neue Himmelssohn — er erhielt den posthumen Kaiser-
 namen Tschao-lie ti — wollte also die Dynastie der Han in Schu fortsetzen,
 die Annalen bezeichnen deshalb auch seinen Staat als Schu Han. Seine 5
 Hauptstadt blieb Tsch'êng tu.

Wir haben somit zwei Himmelssöhne zu gleicher Zeit, beide begründen ihre Ansprüche durchaus im Sinne des orthodoxen Staatsgedankens, und beide übernehmen die Herrschaft mit dem gleichen religiösen Kultus, wie er von den Konfuzianern festgestellt war. Die Geschichtschreiber 10 sind demgegenüber in einer schwierigen Lage. „Der Himmel hat nicht zwei Sonnen, und die Erde nicht zwei Herrscher“, so lehrten die kanonischen Ritualbücher (s. I, 119), einer der beiden mußte also ein Empörer sein, aber welcher? Die Ansichten darüber sind verschieden gewesen. Tsch'ên Schou in seinem *San kuo tshi* hat für Ts'ao P'ei entschieden, aber 15 schon im 4. Jahrhundert vertrat ein zu seiner Zeit berühmter Gelehrter, Si Tso-tsch'i, in seinem Werke *Tsin Han tsh'un-ts'iu* den entgegengesetzten Standpunkt und erklärte Liu Pei für den rechtmäßigen Herrscher. Die Meinungen haben geschwankt seitdem, und noch Ssë-ma Kuang, der große Historiker des 11. Jahrhunderts, läßt Wei und die daraus hervor- 20 gehende Dynastie der Tsin als die Rechtsnachfolger der Han gelten, so sehr er auch ihre Gewalttaten verurteilt. Aber für ihn ist, ebenso wie für abendländisches Empfinden, die Frage überhaupt nicht vom Standpunkte einer mechanischen Sittlichkeit zu lösen, sondern nur von dem der geschichtlichen Tatsachen. Alle diese verschiedenen Staaten, so argumen- 25 tiert er in einer längeren Betrachtung (unter *huang-tsch'u* 2. Jahr), haben ihre Macht einer vom anderen übernommen und einer an den anderen weitergegeben, und es liegt kein Grund vor, warum man die Regierungen ihrer Dynastien nicht anerkennen sollte, unbeschadet des Urteils über ihre Bedeutung. „Es handelt sich hier nicht darum, den einen auszuzeichnen 30 und den anderen herabzusetzen, sondern man muß einfach unterscheiden zwischen Gesamtherrschaft und Teilherrschaft.“ Allen Zweifeln hat dann das Machtwort des großen *praeceptor Sinarum*, Tschu Hi, ein Ende gemacht. Dieser Mann, dem geschichtliches Verständnis ebenso fremd war wie seinem Meister und Vorbilde Konfuzius, und der sich deshalb 35 auf Gründe für seine Urteile ebenso wenig einließ wie dieser, entschied in den Leitsätzen zu seinem *Kang-mu*: „Ungesetzliche Staaten sind solche, deren Herrscher sich durch Revolution mit Gewalt des Thrones bemächtigt haben oder das Land besetzt halten, wie z. B. Wei und Wu zur Han-Zeit“. Und entsprechend heißt es unter dem 25. Jahre *kien-ngan* des 40 Kaisers Hien ti: „Wei erließ Gesetze“; das bedeutet nach der Erklärung des *Schu fa* (I, 268f.): „Das *Kang-mu* verabscheut Wei auf's höchste. — Warum heißt es: es erließ Gesetze? — Das ist eine Rüge. — Warum die Rüge? — Außer dem Himmelssohn hat niemand staatliche Ordnungen

zu verfügen. Ts'ao P'ei hatte den Fürstentitel geerbt, und eigenmächtig erließ er Gesetze, darum wird er gerügt.“ Das *Kang-mu* betrachtet denn auch die Han-Dynastie als ohne Unterbrechung in Schu weiter laufend und übersieht Wei als selbständigen Staat. „Tschao-lie wird an Kao tsu 5 und Kuang-wu ti (die Gründer der Früheren und Späteren Han-Dynastie) angefügt. Wei herrschte als Rebell, Wu hatte nur ein Teilgebiet, Tschao-lie aber war ein Angehöriger der Familie.“ Diese Entscheidung Tschu His ist maßgebend geblieben, und die späteren Geschichtswerke, die vom *Kang-mu* abhängen, kennen im allgemeinen nur das Han-Reich als Träger 10 der gesetzlichen Nachfolge, wenn wir auch Bedenken zuweilen aufsteigen sehen. Der ganze Hergang veranschaulicht die Entwicklung, Mechanisierung und Erstarrung des konfuzianischen Dogmas.

Sun K'üan blieb außerhalb dieses engeren Wettbewerbes und hat auch den Geschichtschreibern keine Veranlassung zu Auseinandersetzungen 15 gegeben. Kaiserliche Verwandtschaft wie Liu Pei konnte er nicht aufweisen, und mit dem klassischen Boden des alten „Mittelreichs“, den Ts'ao P'ei inne hatte, konnte Wu nicht verglichen werden. Dieses Gebiet am unteren und mittleren Yang-tsé galt dem Nord-Chinesen noch immer als halbes Barbarenland: mochte seine Zivilisation auch annähernd gleich- 20 wertig geworden sein, ihm fehlte die Geschichte des Altertums und ihr Nimbus. Sun K'üan blieb denn auch zunächst bescheiden der „Fürst (*wang*) von Wu“, und erst im Jahre 229, als „in Hia-k'ou (bei Wu-tsch'ang) und Wu-tsch'ang zugleich ein gelber Drache und ein Phoenix erschienen“, wie das *Wu tshi* (Kap. 2 fol. 18v⁰) berichtet, bestieg er auf das Drängen 25 seiner Würdenträger den „von den Han leergelassenen Kaiserthron“ unter dem gleichen Opfergepränge wie die beiden anderen Gewalthaber. Noch im Herbst des gleichen Jahres verlegte er die Hauptstadt nach Mo-ling dem späteren Nanking, aber südöstlich von der heutigen Stadt. Diese südliche Hauptstadt, die den Namen Kien-ye erhält, fängt nunmehr an, 30 geschichtlich mehr in den Vordergrund zu rücken. Der Sitz des Thronfolgers und mehrerer hoher Regierungsbehörden blieb aber in Wu-tsch'ang. Die Gründe für diesen Wechsel erfahren wir nicht, vielleicht erschien die Lage der damals unbedeutenden Stadt günstiger und gesunder als die von Wu-tsch'ang in den feuchten Niederungen der Mündung des Han-Flusses 35 in den Yang-tsé.

Das gleichzeitige Bestehen dieser drei Kaiser-Staaten konnte nicht lange währen. Der Kampf um die Oberherrschaft setzte sich ohne Unterbrechung fort, und die Zeit bis zu seiner Entscheidung bildet den letzten Teil jener Periode, die der chinesischen Dichtung so reichen Stoff geboten 40 hat (vergl. I, 422). Die leuchtendste Gestalt in der letzteren ist Tschu-ko Liang, der listenreiche, allen Lagen gewachsene Freund, Minister und Heerführer Liu Peis, des „ersten Herrschers“ (*Sien tschu*) von (Schu-)Han, wie er in den Annalen heißt. Aber viel Glück ist seinem Walten und dem seines Herrn nicht beschieden gewesen. Ein Feldzug gegen Sun K'üan,

den Liu Pei gleich nach seiner Kaiser-Proklamation im Jahre 221 unternahm, um den Tod Kuan Yü (I, 430) zu rächen, kostete seinem anderen Blutbruder Tschang Fei (I, 423) und schließlich ihm selbst das Leben. Der erstere wurde von seinen eigenen Offizieren erschlagen, die „mit seinem Kopfe triumphierend zu Sun K'üan eilten“, wie seine Lebens- 5 beschreibung sagt, und Liu Pei, nachdem er von Sun K'üans Generalen völlig geschlagen war, starb zu Beginn des Jahres 223 auf der Flucht in Yung-ngan, dem heutigen K'uei-tschou am Yang-tsë, in hoffnungsloser Lage. Tschu-ko Liang, der in Tsch'êng-tu zurückgelassen und auf die schlimmen Nachrichten herbeigeeilt war, konnte nur noch die letzten 10 Weisungen des Sterbenden entgegennehmen, die sich auf die Nachfolge seines jugendlichen Sohnes Liu Schan und auf den Kampf gegen Ts'ao P'ei bezogen, dem doch Tschu-ko „um das Zehnfache an Fähigkeiten überlegen sei“. Liu Pei hat bis zu seiner letzten Stunde an dem großen Plane festgehalten, das ganze Reich für seine Familie zu retten, aber das Können 15 dieses Mannes hat, an seinen Mißerfolgen gemessen, immer in einem ungünstigen Verhältnis zu seinem Wollen gestanden. Tschu-ko Liang, der nun unter dem neuen oder „zweiten Herrscher“ (*Hou tschu*) die Regierung leitete, befolgte eine vorsichtiger Politik, und das Nächste, was er tat, war der Friedensschluß mit Sun K'üan, der von jeher friedenswillig ge- 20 wesen war. Tschu-ko bediente sich dabei eines Würdenträgers von Schu Namens Têng Tschì, den er nach Wu zur Verhandlung entsandte. Dieser stellte Sun K'üan die gefährliche Lage der beiden Staaten im Hinblick auf die Machtbestrebungen von Wei dar und fand bei dem Fürsten volles Verständnis. So löste Sun K'üan sein Vasallenverhältnis zu Wei, in das 25 er sich seit dem Jahre 221 unter dem Drucke von Liu Peis drohendem Angriffe begeben hatte, und trat in ein enges Freundschaftsverhältnis zu Schu. Die Lebensbeschreibung des Têng Tschì, die von dessen mehrfachen Verhandlungen mit Sun K'üan berichtet, schildert auch, wie die heikle Frage der Reichseinheit zwischen den Verbündeten berührt und erledigt 30 wurde. „Sun K'üan sagte zu Têng Tschì: Wenn das Reich befriedet, und die Regierung zwischen den beiden Herrschern (von Schu und von Wu) geteilt ist, wird das nicht auch ein Gegenstand der Freude sein? Têng Tschì erwiderte: Der Himmel hat nicht zwei Sonnen und die Erde nicht zwei Kaiser. Wenn nach der Einverleibung von Wei Eure Majestät 35 des Himmels Willen noch nicht klar erkennen, dann sollen die Fürsten in der Entfaltung ihrer Tugend und die Untertanen in der Bewahrung ihrer Treue zum Wettstreit aufrufen, und dann erst soll sich der Kampf erheben. Sun K'üan lachte laut und sagte: Wahrhaftig Eure Aufrichtigkeit trifft das Richtige.“ (*Schu tschi* Kap. 15 fol. 2r⁰). Die Not- 40 wendigkeit, diese Lösung der Frage auf ihre Brauchbarkeit hin zu erproben, ist nicht eingetreten.

Aber abgesehen von der Rücksicht auf Wei gab es auch sonst Veranlassung für Tschu-ko Liang, mit Wu in gutem Einvernehmen zu bleiben.

Offenbar veranlaßt durch die Zustände im Reiche, hatten „die Provinzen von Nan-tschung“, d. h. im wesentlichen Yün-nan, die seit der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. befriedet waren, abermals das chinesische Joch abgeworfen und standen im Aufruhr. Der Staat Schu war in der Tat
 5 als nächster dazu berufen, diese benachbarten Kolonialgebiete beim Reiche zu halten, und Tschu-ko Liang zog nach dem Friedensschlusse mit Wu im Jahre 225 selbst mit einem Heere nach Süden, um die Unbotmäßigen zu unterwerfen. Über diesen Kriegszug, der schwerlich über das nordöstliche Yün-nan bis zum See bei Yün-nan schêng hinausgegangen sein wird, haben
 10 spätere Quellen ebenso viel fabuliert, wie einst über den des Ma Yuan (I, 390f.). Dabei spielen auch hier wieder zahlreiche phantastische Werkzeuge, unter anderen die Eisensäulen und Bronzepauken, eine große Rolle. In Wahrheit wissen wir über diesen Feldzug so gut wie nichts, die Lebensbeschreibung Tschu-ko Liangs tut ihn mit wenigen Worten ab, obwohl
 15 auch sie schon von den fabelhaften Erfindungen ihres Helden zu berichten weiß. Angeblich sollen die Aufständigen rasch befriedet worden sein, und zwar nicht durch militärische Gewalt, sondern durch Nachgiebigkeit. Tschu-ko Liang wird sich der Schwäche seines Staates wohl bewußt gewesen sein.

20 Wenn dieser Bestand haben sollte, war es natürlich von entscheidender Wichtigkeit, ob und wie eine Auseinandersetzung mit dem mächtigen Wei möglich war. Wie die nächsten Vorgänge erkennen lassen, wurde mit allzu viel Weisheit dort nicht regiert, und die Aussichten für Schu standen nicht schlecht. Während Tschu-ko Liang mit seiner Unternehmung im
 25 Südwesten beschäftigt war, ging Ts'ao P'ei zum Angriff gegen Wu über. Als Sun K'üan nach Abschluß seines Freundschaftsvertrages mit Schu unter der Annahme einer eigenen Jahres-Devise die Tributpflichten verweigerte, wollte Ts'ao P'ei den „Rebellen“ zur Unterwerfung zwingen. Zweimal, im Jahre 224 und 225, unternahm er kriegerische Vorstöße nach
 30 Süden, indem er mit einer großen Flotte durch die Flüsse K'ö und Huai (I, 13) zum Yang-tsë vordrang, um Wu in seiner Hauptstadt Kien-ye anzugreifen. Er erreichte den Strom bei Kuang-ling, unweit des heutigen Yang-tschou, wagte aber beide Male nicht, ihn zu überschreiten. Als im Winter 225 seine Schiffe wegen des Eises überhaupt nicht in den Yang-tsë
 35 einlaufen konnten, soll er nach einer Angabe im *Wu lu* (*Wu tshi* Kap. 2 fol. 16v⁰) verzweifelt ausgerufen haben: „Wahrhaftig der Himmel selbst hat mit diesem Strome den Süden vom Norden getrennt“. Als geschlagener Feldherr kehrte er nach Lo-yang zurück. Das Jahr darauf machte der Tod allen weiteren Plänen Ts'ao P'eis oder, wie er mit seinem posthumen
 40 Namen heißt, Wên tis, ein Ende. Er hatte das militärische Draufgänger-tum seines Vaters nicht geerbt, dafür rühmen ihm die Geschichtschreiber eine große Vorliebe für literarische Studien nach: er habe die Konfuzianer zur Kommentierung der kanonischen Schriften veranlaßt, im Jahre 224 eine Akademie gegründet und „die Bestimmung getroffen, daß bei den

Prüfungen die fünf kanonischen Bücher zur Grundlage gemacht würden“. Als sein Sohn Ts'ao Jui oder Ming ti den Thron bestiegen hatte, nahmen die eigentlichen Entscheidungskämpfe um die Oberherrschaft über das Reich alsbald ihren Anfang, die Entscheidung wurde freilich durch Streitigkeiten in den Herrscherhäusern selbst stark gehemmt. 5

Die beiden Verbündeten, Schu und Wu, nahmen nach der Befriedung des Südens den Kampf mit dem Gegner im Norden auf. Tschu-ko Liang rückte im Jahre 228 von Han-tschung aus durch die schmale Talschlucht Pao-Ye östlich von der berühmten Pfeilerstraße (I, 24) in das Wei-Tal, traf aber hier auf starken Widerstand seitens der Truppen von Wei und 10 mußte erfolglos den Rückweg nach Han-tschung antreten. Nicht viel besser gingen seine weiteren Unternehmungen gegen Wei aus. Zu wiederholten Malen hat er in den folgenden Jahren teils auf dem gleichen Wege, teils nach Nordwesten zu durch die südöstlichen Gebiete von Kan-su in das Wei-Tal einzudringen versucht, in Kan-su hat er auch zeitweilig 15 Raum gewonnen, aber trotz aller Bemühungen, die sogar zu geheimnisvollen technischen Hilfsmitteln griffen, von denen die hier schon zur Legende werdende Darstellung im *San kuo tschi* zu fabeln weiß, hat er irgend welchen nennenswerten Erfolg nicht zu erringen vermocht. Die Schwierigkeiten des Geländes und der Verproviantierung waren auch für 20 ihn unüberwindlich, überdies trat ihm im Wei-Tale in der Person von Ssë-ma I, der schon unter Ts'ao Ts'ao gedient hatte, ein Heerführer von gleichem Range gegenüber. Die Ketten des Ts'in ling wehrten beiden Gegnern den Sieg, das bekam auch Ssë-ma I zu spüren, als er im Jahre 230 seinerseits den Versuch machte, nach Han-tschung vorzudringen. 25 Auch er mußte auf den Felsenpfaden des Pao-Ye zurück. Von dem verbündeten Wu war offenbar nicht viel Hilfe zu erwarten. Im Jahre 229 hatte sich Sun K'üan, wie erwähnt (s. oben S. 8), den Kaisertitel beigelegt, und wenn man dem *San kuo tschi* (*Schu tschi* Kap. 3 fol. 3v⁰) glauben darf, waren beide Bundesgenossen allen Ernstes übereingekommen, 30 nach der Vernichtung von Wei das Reich zu teilen. Die weitere Entwicklung hat es unnötig gemacht, die Ehrlichkeit auch dieses ketzerischen Vertrages auf die Probe zu stellen. Vorläufig bestand keine Aussicht, den gemeinsamen Gegner niederzuringen: ein Versuch Sun K'üans im Jahre 233, den Gouverneur von Liao-tung zum Abfall zu bewegen und Wei in 35 den Rücken zu fallen, mißlang ebenso wie Tschu-ko Liangs immer wieder erneuerter Versuch, im Wei-Tal Fuß zu fassen. Im Jahre 234 erkrankte der sagemuwobene Held von Schu auf einem seiner Feldzüge über den T'sin ling und starb am Ufer des Wei; in Unordnung und nach blutigem Zwist der Führer kehrte das Heer nach Tsch'eng-tu zurück. Der Nach- 40 ruhm, der Tschu-ko Liang in so überreichem Maße zuteil geworden ist, scheint, am Erfolge seiner Tätigkeit gemessen, kaum berechtigt. Gewiß mag es seine Geschicklichkeit gewesen sein, die den Nachkommen der Han eine Machtbasis geschaffen und eine Zeit lang erhalten hat, aber es war

von Anbeginn klar, daß diese Basis falsch gewählt war: von dem entlegenen Ssë-tsch'uan aus war die in den natürlichen Festungen des Wei- und Huang-ho-Tales wurzelnde „illegitime“ Herrschaft der Ts'ao-Familie nicht zu stürzen. Und die Versuche, die Tschu-ko unternahm, mußten
 5 scheitern an der Unzulänglichkeit der Mittel, zumal die Bundesgenossenschaft von Wu nicht ausgenutzt wurde oder werden konnte; das Augenmaß des Gefeierten war offenbar der Lage nicht mehr gewachsen.

Nach dem Tode von Tschu-ko Liang würde sich das Schicksal von Schu schneller vollzogen haben, wenn nicht die Schlagkraft von Wei
 10 nach außen durch die Vorgänge im Innern gelähmt worden wäre. Der „zweite Herrscher“ in Schu war eine unbedeutende Persönlichkeit, und der König Ts'ao Jui von Wei überragte ihn kaum, hatte aber, wie bemerkt, in Ssë-ma I einen Helfer zur Seite, der auch Tschu-ko Liang gewachsen gewesen war und diesen überlebte. Ehe dieser aber zu einem Schlage gegen
 15 Schu und Wu ausholen konnte, wurde seine Tätigkeit im Osten beansprucht, wo der Gouverneur von Liao-tung, Kung-sun Yuan, im Jahre 237 sich als König von Yen unabhängig gemacht hatte. Anscheinend waren hier die Intriguen Sun K'üans im Spiele, die vorhin erwähnt wurden. In einem mit furchtbarer Grausamkeit geführten Kriege unterwarf Ssë-ma
 20 I die Aufrührer und sicherte dabei die Herrschaft der Wei gegen die Sien-pi und Wu-huan bis weit in die Gebiete östlich vom Liao-Fluß. Als Ssë-ma I im Frühling 239 nach Lo-yang zurückkehrte, fand er den König von Wei schwer erkrankt. Der erst 36 Jahre alte kinderlose Herrscher übertrug einem Verwandten, Ts'ao Schuang, und ihm noch die Sorge um den Thron-
 25 folger, einen achtjährigen adoptierten Knaben von unbekannter Herkunft Namens Fang, und bald danach verschied er. Die Folgen dieses Thronwechsels waren die üblichen. Ssë-ma I's Mitvormund benutzte mit seinem Anhang die Ohnmacht des Kindes und faßte den Plan, ihn samt der Königin-Mutter zu beseitigen oder wenigstens der Herrschaft zu be-
 30 rauben. Ssë-ma I hielt sich zunächst zurück; die Jahre vergingen, der neue König entwickelte sich als ein zügelloser Lüstling, und als er 18 Jahre alt war, schien die Zeit reif für Ts'ao Schuangs Pläne. Nun griff Ssë-ma I mit Zustimmung der Königin-Mutter ein; bei einer geeigneten Gelegenheit im Jahre 249 versicherte er sich der Truppen, ließ die Mitglieder der ein-
 35 flußreichen Clique festnehmen und hinrichten, ihre Familie ausrotten. Damit war Ssë-ma I im Besitze der tatsächlichen Gewalt, und seine Familie hat sie nicht wieder aus den Händen gelassen. Schon bald danach, im Jahre 251, sah sich der Diktator einer neuen Verschwörung gegenüber, die das Thronrecht der Ts'ao-Sippe wieder zur Geltung bringen, den fremd-
 40 blütigen König absetzen und einem der ihrigen den Thron geben wollte. Aber auch diesmal gelang es Ssë-ma I, den Anschlag im Keime zu ersticken: die Aufrührer samt ihren Familien und Anhängern wurden hingerichtet, den Mitgliedern der Ts'ao-Familie, so weit sie am Leben blieben, „wurde die Stadt Ye (Tschang-tê in Ho-nan) als Wohnort angewiesen, wo sie von

Beamten beaufsichtigt wurden und keinerlei Verbindung mit der Außenwelt haben durften“ (*Tsin schu* Kap. 1 fol. 18r⁰). Das war tatsächlich die Entthronung der bisherigen Königsfamilie von Wei. Wenige Monate nach seinem letzten Blutbade starb Ssë-ma I im Alter von 73 Jahren. „Der Himmelssohn“, so heißt es in seiner Lebensbeschreibung (*Tsin schu* 5 Kap. 1 fol. 18v⁰), machte, mit weißen Kleidern angetan, Beileidsbesuche, die Bestattung wurde mit großer Feierlichkeit vollzogen, und nach dem Beispiel von Ho Kuang von einstmal (I, 367 ff.) ward ihm der posthume Titel ‚Helfer des Reiches‘ verliehen“. Wenn man an das Schicksal von Ho Kuangs Nachkommen denkt, so erscheint das Beispiel wenig glücklich 10 gewählt.

Der Nachfolger des Verstorbenen war sein ältester Sohn Ssë-ma Schi, die Diktatorwürde erbte bereits mit dynastischer Selbstverständlichkeit fort. Der neue Herr gab seinem Vater an Entschlossenheit und Grausamkeit nichts nach: wo auch nur der Verdacht des Widerstandes gegen die Gewalt- 15 herrschaft der Ssë-ma auftauchte, floß Blut in Strömen. Im Jahre 254 kam Ssë-ma Schi einer neuen Verschwörung auf die Spur, in die Mitglieder der verbannten Familie Ts‘ao nicht mehr verwickelt waren, die aber den Usurpator auf jeden Fall beseitigen wollte. Das übliche Walten des Henkers brachte indessen diesmal sogar den König Fang selbst in Harnisch gegen den 20 Tyrannen. Er unternahm einen verzweiferten Versuch, sich seiner mit Hilfe des angeblich gegen Wu aufgebotenen Heeres zu entledigen, aber dem schwächlichen Jünglinge fehlte in der entscheidenden Stunde der Mut, und das Ganze wurde Ssë-ma Schi zur Kenntnis gebracht. Der wutentbrannte Gewalthaber zwang die Königin-Mutter, durch ein Edikt die 25 Absetzung des Königs Fang wegen Zügellosigkeit und Regierungsunfähigkeit zu verkünden. Er wurde vom Hofe verbannt und lebte in Bedeutungslosigkeit noch bis 274. An seine Stelle wurde wieder ein Sproß der Familie Ts‘ao gesetzt, ein Enkel Wên tis (Ts‘ao Peis) und Neffe Ming tis (Ts‘ao Juis), ein vierzehnjähriger Knabe Namens Ts‘ao Mao. Die eigentlich 30 regierende Dynastie blieb die Familie Ssë-ma. Im Jahre darauf starb Ssë-ma Schi, und sein jüngerer Bruder Ssë-ma Tschao wurde sein Nachfolger. Auch er hatte, wie seine Vorgänger, eine Erhebung gegen die Usurpatoren niederzuwerfen und glaubte nach der Neubefestigung seiner Macht, daß die Zeit herannahe, um dem letzten Ziele zuzustreben. Im Jahre 35 258 ließ er sich mit weiten Gebieten in der Provinz Schan-si belehnen und führte von da ab in Rücksicht auf den uralten Landschaftsnamen jener Gegenden den Titel „Herzog von Tsin“ (vgl. I, 138f). Ein neuerlicher Versuch des Königs Ts‘ao Mao im Jahre 260, sich die Freiheit zu erkämpfen, wurde verraten, in dem darauf folgenden Zusammenstoß beider gegneri- 40 schen Gruppen wurde der König erstochen. Ssë-ma Tschao spielte bei dieser Mordtat eine höchst zweideutige Rolle, und ein Edikt der Königin-Mutter, wonach der Ermordete wegen seines verbrecherischen Verhaltens der Königswürde zu entkleiden und nach dem Ritus der gewöhnlichen

Bürger zu bestatten sei, wird schwerlich aus ihrem freien Willen hervorgegangen sein. Zum Nachfolger auf dem Throne wählte man einen anderen Knaben aus der Familie Ts'ao, einen Enkel Ts'ao Ts'aos, namens Huan (oder Huang), fünfzehn Jahre alt, ein Scheinbild völliger Bedeutungslosigkeit. Bis zum Jahre 265 hat das bluttriefende Spiel noch gewährt, dann war die politische Gesamtlage so, daß die Statisten abtreten konnten: Ssë-ma Tschao starb in diesem Jahre, nachdem er seinem Sohne und Nachfolger Ssë-ma Yen den Thron des Reiches bis auf die Einzelheiten hergerichtet hatte: von dem letzten Wei-Kaiser ist in den Annalen nicht mehr die Rede, aus anderen Quellen erfahren wir, daß er, mit einem Fürstentitel bedacht, fortgeschickt wurde und im Jahre 302 starb. Der Ts'ao-Sippe wurde dasselbe Schicksal zu Teil, das sie einst den Han bereitet hatte.

Natürlich wäre dies Ergebnis nicht möglich gewesen ohne die Ausschaltung der beiden anderen Anwärter auf die Herrschaft im Reiche.

15 Wäre in Schu oder in Wu eine überragende Persönlichkeit vorhanden gewesen, so würde sie die Erbitterung in Wei gegen die Gewalttaten der Usurpatoren haben ausnutzen und vielleicht der Entwicklung eine andere Wendung geben können. Als z. B. im Jahre 249 Ssë-ma I gegen Ts'ao Schuang und seine Anhänger vorging, suchten diese bei Schu Schutz;

20 im Jahre 257 stand einer von Ssë-ma Tschaos Generalen an der Spitze einer Streitmacht im Aufruhr, von Wu kam ihm ein Heer von 20000 Mann zu Hilfe, aber unter den Verbündeten brach Streit aus, und Ssë-ma Tschao konnte das Unternehmen in Blut ertränken. Diese Fälle werden kaum die einzigen ihrer Art gewesen sein, aber der Mann, der davon Gebrauch

25 zu machen verstanden hätte, fehlte eben, statt dessen herrschten in beiden Staaten Intriguen und Streitigkeiten wie in Wei, ohne daß eine starke Hand da war, sie zu meistern. Nach dem Tode Tschu-ko Liangs wurden die Kämpfe zwischen Schu und Wei nur noch matt und ohne wesentlichen Erfolg geführt. Die Annalen berichten über eine ganze Reihe militärischer

30 Unternehmungen von beiden Seiten: Heeresabteilungen von Wei drangen mehrfach bis nach Han-tschung vor, und die Heerführer von Schu verlegten ihre Angriffe wiederholt nach Kan-su in das Tal des T'ao ho (I, 6) oder in das Quellgebiet des Wei-Flusses, anscheinend um von dort in die Ebene von Si-ngan zu gelangen, aber man vermißt jeden großangelegten

35 Plan bei diesen Plünderungs-Zügen. Nicht viel anders war es mit dem Verhältnis von Wei zu Wu. Wei machte zwar den Versuch, die beiden Gegner zu trennen, und bot Wu zunächst ein Handelsverhältnis an, aber Sun K'üan lehnte ab und blieb auch seinem Verbündeten Schu treu, als im Jahre 244 mehrere seiner Ratgeber empfahlen, sich an Wei als den

40 Starkeren anzuschließen. Bei den Kämpfen, in denen Truppen von Wei bis nach King-tschou am Yang-tsë vorstießen, war Wu in der Regel der unterliegende Teil, aber die Lage zu entscheiden, reichte auch hier die Kraft der nordischen Macht nicht aus. Im Jahre 252 starb Sun K'üan, 71 Jahre alt, nachdem er kurz zuvor einen spät geborenen unmündigen Sohn, Sun

Liang, an die Stelle des eigentlichen Thronfolgers gesetzt hatte. Zwistigkeiten am Hofe waren die Folge, im Jahre 258 wurde der junge König, offenbar ein temperamentvoller Knabe, durch einen älteren Verwandten aus der Regierung entfernt, und ein Halbbruder von ihm, Sun Hiu dafür berufen. Dieser, gleichfalls in jugendlichem Alter, war trotz eigenen 5 Willens den zunehmenden Intriguen und Eifersüchteleien in der Familie nicht gewachsen, nach blutigen Zwischenfällen starb er im Jahre 264 als Dreißigjähriger an Lähmungserscheinungen. Unter weiteren Streitigkeiten kam der Sohn des von Sun K'üan bei Seite geschobenen Thronfolgers, Sun Hao, auf den Thron. Er war der letzte Herrscher von Wu. 10 Mit seinem Namen verbindet sich eine kulturgeschichtliche Denkwürdigkeit — vielleicht die einzige — von großer Wichtigkeit: das Aufkommen des Tees als Getränk wird unter seiner Regierung zum ersten Male glaubhaft berichtet. Er pflegte, wie das *Wu tshi* (Kap. 20 fol. 9v⁰f.) berichtet, bei den Banketts, die er seinen Gästen gab, starke Zumutungen an deren 15 Trinkfähigkeit zu stellen: bis zu sieben Liter Wein mußten sie vertilgen können. Nur bei seinem Günstling, dem Archivar und Gelehrten Wei Yao, der nur drei Liter zu bewältigen vermochte, machte er eine Ausnahme, indem er ihm heimlich Tee statt Wein einschenken ließ.

Nach Sun K'üans Tode hatten die Kämpfe mit Wei etwas lebhaftere 20 Formen angenommen. Sie spielten sich im nördlichen Hu-peï, in Ho-nan und dem westlichen An-hui ab, man belagerte und brandschatzte gegenseitig die Städte, bis der eine den anderen wieder vertreiben konnte. Wei vermochte trotz seiner Überlegenheit der beiden Gegner nicht Herr zu werden, ehe nicht seine eigene innere Lage gefestigt war. Das schien der 25 Fall zu sein, als Ssë-ma Tschao die letzten großen Empörungen von 257/58 und 260 niedergeworfen hatte, und offensichtlich weder Wu noch Schu eines ernstesten Widerstandes fähig war. Nach einem der zweck- und erfolglosen Einfälle von Schu-Truppen in das Tal des T'ao 260 entsandte der „Herzog von Tsin“ im Jahre 263 zwei Heere nach Ssë-tsch'uan, um „von 30 Ost und West zugleich einzudringen und Pa und Schu (I, 159 u. 186f.) auszufegen“, eins unter Têng Ngai durch das T'ao-Tal in Kan-su und eins unter Tschung Hui durch das Lo-ku-Tal über den Ts'in ling südwestlich von Si-ngan. Sie sollten konzentrisch auf Han-tschung und Tsch'êng-tu vorstoßen. Der Vormarsch war schwierig, die Schu-Truppen hielten die 35 Pässe besetzt, und Tschung Hui, außer Stande, den Weg durch das Lo-ku-Tal zu erzwingen, vereinigte sich mit Têng Ngai in Yin-p'ing (nordwestlich von der heutigen Stadt Wên hien in Kan-su); man umging die Stellungen des Feindes und erreichte nach einem Marsch durch 400 km unwegsamen und unbewohnten Hochgebirgslandes die Ebene von Tsch'êng-tu. Eines 40 Tages stand Têng Ngai hinter dem Rücken des Heeres von Schu vor den Toren der Hauptstadt, eine bewundernswerte Leistung der Truppe. Der König Liu Schan, ein ebenso feiger wie beschränkter Mensch, ergab sich und sein Land der Gnade des feindlichen Heerführers. Têng Ngai behan-

delte ihn und die Stadt mit Milde, da er überzeugt war, daß diese Politik der Versöhnung am ehesten zum Ziele führen würde. Er beantragte deshalb bei Ssë-ma Tschao, daß man durch eine gute Behandlung von Schu nun auch sofort das schwache Wu zur Unterwerfung veranlassen solle, 5 wo man in der Tat durch die rasche Eroberung von Schu in großen Schrecken geraten war. Tschung Hui aber, wohl eifersüchtig auf Tèng Ngai, beschuldigte diesen in Lo-yang revolutionärer Umtriebe, und der allzeit mißtrauische Usurpator befahl, den Beschuldigten festzunehmen. Tschung Hui, der selbst gemeinsam mit dem Truppenführer von Schu die Herr- 10 schaft an sich zu bringen plante, ließ den Befehl vollziehen, und Tèng Ngai fiel im Jahre 264 unter den Händen von Tschung Huis Anhängern, aber erst, nachdem dieser selbst von den Offizieren seines verleumdeten Opfers erschlagen war. Das Ganze ist ein wirkungsvolles Bild von der Verrohung und Zügellosigkeit der Zeit. Liu Schan wurde nach Lo-yang 15 geschickt und durfte, wegen seiner Ungefährlichkeit von Ssë-ma Tschao mit verächtlicher Milde behandelt, sein Leben noch einige Jahre fortsetzen. Das war das kümmerliche Ende der mit so viel Pathos unternommenen Fortsetzung der Han-Herrschaft.

Ssë-ma Tschao starb, wie wir sahen, bald nach seinem letzten großen 20 Erfolge im Jahre 265 tatsächlich schon als Kaiser. Die Art wie der Chronist der Tsin-Annalen den Übergang der Macht darzustellen für angezeigt hält, ist bezeichnend für seine Auffassung von der Legitimität der neuen Dynastie der Ssë-ma-Familie. „Nach der Unterwerfung von Liu Schan“ heißt es *Tsin schu* Kap. 2 fol. 18v⁰ff. unter dem Jahre 263, „befahl der 25 Himmelssohn (d. h. der Knabe Ts'ao Huan), daß der Herzog von Tsin als Staatskanzler die sämtlichen Geschäfte führen solle“, und unter dem Jahre 265: „Der Himmelssohn befahl, daß (der Herzog von Tsin) eine Krone mit zwölf Schnüren (die nur dem Kaiser zustand) tragen, die Standarte des Himmelssohnes führen, kurz die sämtlichen Abzeichen und Vorrechte 30 des Universalherrschers (sie werden im Einzelnen aufgezählt) innehaben solle, alles entsprechend dem Ritus für die Kaiser“. Der „Himmelssohn“ selbst verschwand spurlos hinter der Fiktion, aber der amtliche Chronist hatte von der neuen Dynastie den Makel der Anmaßung fremder Rechte ferngehalten. Es war alles wieder in Ordnung zugegangen, wie einst bei 35 der Berufung von Schu durch Yao und von Yü durch Schu, und ganz so wie bei der von Ts'ao P'ei durch Hien ti (s. oben S. 4f.)! Ssë-ma Tschao starb drei Monate später, sein Sohn Ssë-ma Yen, als Wu ti bekannt, gilt als der erste Kaiser der Tsin-Dynastie.

Die Vernichtung der Selbständigkeit des dritten Staates Wu konnte 40 jetzt nur eine Frage kurzer Zeit sein. Wu ti, persönlich mehr ein Verehrer der Venus als des Mars, würde vielleicht dem Gedanken nicht näher getreten sein, da Wu sich, anders als Schu, ernster militärischer Belästigungen enthielt und bei den dort herrschenden Zuständen unter dem unfähigen Sun Hao auch enthalten mußte. Aber einer der Ratgeber und

Generale des Kaisers, Yang Hu, ließ die Frage nicht ruhen und mahnte immer wieder, Wu in das Reich einzufügen. Seine Lebensbeschreibung (*Tsin schu* Kap. 34 fol. 1 ff.) gibt eine anschauliche Schilderung davon, wie dieser Mann fast sein ganzes Leben hindurch seinen Plan der Vernichtung des Yang-tsë-Staates betrieb und schließlich durchsetzte. Seine 5 Beweggründe waren weniger staatstheoretischer als praktisch-politischer Art. Der Gedanke, daß neben dem Himmelssohn kein anderer Herrscher geduldet werden kann, erscheint kaum in seinen Reden und Eingaben, wohl aber weist er auf den Zustand sittlicher Verwahrlosung in Wu hin, der ein Eingreifen verlange. „Das Volk von Wu leidet auf's höchste unter 10 der tyrannischen Regierung, so daß man das Land ohne Kampf unterwerfen kann“, erklärte er dem Kaiser bei seiner letzten Audienz, zu der er sich als schwer kranker Greis in einem kleinen Wagen fahren lassen mußte. Und: „Als Schu unterworfen wurde, da meinte man im ganzen Reiche, daß nun auch Wu mit untergehen müsse. Seitdem sind 13 Jahre 15 verfloßen (Yang sprach im Jahre 277), und man muß sagen, daß der Zeitpunkt für die Unterwerfung nunmehr gekommen ist“. Aus Yang Hus zum Teil leidenschaftlichen Darlegungen spricht jedenfalls immer wieder die Überzeugung, daß der gegenwärtige Zustand unnatürlich sei. Wu ti hörte die Mahnungen Yang Hus mit Wohlwollen an, aber es hat noch drei 20 Jahre gewährt, bis die von ihm vorgelegten Pläne ausgeführt wurden; er selbst starb 278 und hat die Erreichung seines Zieles nicht mehr erlebt. Erst im Jahre 280 entschloß sich Wu ti zu einem groß angelegten Vorgehen, nachdem auch der Gouverneur von Tsch'êng-tu, Wang Sün, auf das eindringlichste geraten hatte, die allgemeine Erbitterung in Wu aus- 25 zunutzen. So wurde denn eine große Flotte von Ssë-tsch'uan aus unter Wang Sün den Yang-tsë hinab gesandt, eine Armee von über 200000 Mann setzte sich auf dem Landwege in Marsch und besetzte die wichtigsten Punkte am Strom, ohne viel Widerstand zu finden. Einer der Führer hierbei war Tu Yü, der berühmte Kommentator des *Tso tschuan* (s. I, 95), 30 der Yang Hus Rolle nach dessen Tode übernommen hatte. Man hatte diesmal die Expedition gegen Wu sachkundiger vorbereitet als fünfundfünfzig Jahre früher unter Ts'ao P'ei, und nach einem siegreichen Kampfe gegen die einzige Truppe, die sich dem eindringenden Feinde entgegenstellte, erreichte Wang Sün Nanking und nahm die Unterwerfung des Schwäch- 35 lings Sun Hao entgegen. Man sandte ihn nach Lo-yang, Wu ti verlieh ihm den Titel *Kuei-ming hou* d. h. „der Fürst der Unterwerfung“ und entsprechenden Landbesitz. Er starb im Jahre 284 in Lo-yang. Das Reich befand sich wieder in einer Hand.

Wenn wir das kurze „Zeitalter der drei Reiche“, wie es gewöhnlich ge- 40 nannt wird, in den Entwicklungsgang des konfuzianischen Staates nach der Han-Zeit einordnen, so können wir es nur als eine Zeit des Überganges ansehen, und zwar nicht eines Überganges zur endgiltigen festen Reichseinheit, sondern eines Überganges zu den eigentlichen schweren Kämpfen

des konfuzianischen Staatsgedankens gegen die zentrifugalen völkischen Kräfte. Denn hier fehlt noch das Element, das später besonders zerreißen wirkt, nämlich das fremdländische, von außen hereindringende: noch sind die Völker des Nordens und Nordwestens nicht zur Staatenbildung auf 5 chinesischem Boden vorgedrungen, und der ganze Süden ruht noch als koloniales Neuland in politischer Selbstgenügsamkeit. Die Beherrscher der drei Staaten sind Nord-Chinesen, mit Ausnahme der Familie Sun, die vom unteren Yang-tsë-Gebiet, also aus Wu selbst stammt. Völkische Kräfte waren aber auch hier kaum am Werke, denn selbst wenn das untere 10 und mittlere Yang-tsë-Becken zu jener Zeit noch nicht vollkommen „sinisiert“ gewesen sein sollte, so waren es jedenfalls die herrschenden Familien, und das Volk, wie immer es dort zusammengesetzt gewesen sein mag, erscheint überhaupt noch nicht als Träger eines politischen Willens. In Wu wie in Wei und Schu war reines Machtstreben einzelner Persönlich- 15 keiten die bewegende Kraft. Vom universalistischen Staatsgedanken waren alle Herrscher erfüllt, und wir haben gesehen, wie jeder von ihnen ihn für unerläßlich zur Legitimierung seiner Stellung ansah, am wenigsten noch Sun K'üan, wie seine Äußerung zu Têng Tschü (s. oben S. 9) erkennen läßt. Aber wir werden hier auch schon der inneren Schwächen 20 des universalistischen Systems inne: Einem gebührt die Legitimität nur, und die Konfuzianer selbst sind, wie wir sahen (s. oben S. 7f.), in Verlegenheit, wem sie sie zuerkennen sollen, weil der sichere Maßstab fehlt. Nach der Theorie ist der Erfolg das Kennzeichen für den „Auftrag des Himmels“ (I, 120); der Erfolg war unzweifelhaft bei Wei als dem stärksten 25 Staate, aber gerade die Orthodoxie schätzt die Bedeutung der Abstammung bei Schu Han höher und setzt sich damit in Widerspruch zu ihrer Lehre. Und ferner soll auch der Erfolg allein die Macht noch nicht bestimmen, wenn er auf unredliche Weise erlangt ist. Aber wer entscheidet, was in der Geschichte redlich und was unredlich ist? Die Art wie Liu Pei sich 30 in den Besitz von Ssë-tsch'uan gesetzt hatte (I, 428), war weder nach ihren Beweggründen noch nach ihren Mitteln verschieden von dem Verfahren Ts'ao Ts'aos, und vor dem Aufstieg der Ssë-ma-Familie konnten ihre meuternden Generale so wenig Achtung haben wie die Ssë-ma vor dem der Ts'ao. Die Theorie hält nicht Stand vor den Wirklichkeiten der 35 Geschichte, und doch ist sie mit sieghafter Zähigkeit von den Konfuzianern festgehalten. Nur durch das Wirken der blinden Machtinstinkte erklärt sich jener rohe Kampf um die persönliche Stellung, wie er zur Zeit der drei Reiche und auch später mehrfach geführt wird, ungemildert durch große sittliche Gedanken oder durch die naturgegebene Tatsache des Aufstrebens 40 eines tatenfrohen Volkes. Es hat nicht an großen Taten kriegerischen Mutes damals gefehlt — man braucht nur an den Zug des Generals Têng Ngai über die Ketten der tibetischen Hochgebirge, an die Kämpfe in den Schluchten des Ts'in ling oder an die Fahrt des Wang Sün den Yang-tsë hinunter gegen die Befestigungen von Wu zu erinnern —, aber über das Scheitern

der konfuzianischen Staatstheorie an den machtlüsternen Instinkten ihrer Träger darf die romantische Verklärung jener Zeitspanne nicht hinwegtäuschen. Noch hatte das konfuzianische System nicht die Kraft, dieser Instinkte Herr zu werden, immerhin hat es zur Erneuerung der Reichseinheit unter den Tsin wenigstens beigetragen, sei es auch nur als 5 Abglanz des gewaltigen Reiches der Han mit seiner konfuzianischen Basis.

Zweites Kapitel.

Das Tsin-Reich und die Eroberung des Nordens.

Wenn der konfuzianische Universalismus seine bindende Kraft im Erbe der Han schon so weit bewähren konnte, daß die Erneuerung der Reichseinheit unter der Tsin-Dynastie durch ihn gefördert wurde, so besagt das nicht, daß er sich auch nur unter den Völkern der nördlichen oder alten Reichshälfte oder auch nur zeitweilig durchgesetzt hätte. Das Gegenteil war der Fall. Je mehr das machtvolle Bild des Han-Reiches verblaßte, um so mehr entfernte sich die Entwicklung vom Ideal des konfuzianischen Staatsgedankens. Und das um so mehr, als sich im 3. Jahrhundert ganz neue Elemente in diese Entwicklung hineindrängten. Diese Elemente waren, wie bemerkt, die Fremdvölker des Nordens und Nordwestens. Sie geben der Tsin-Zeit ihr eigentliches Gepräge, politisch und geistig, sie halten die Geschichte Chinas nördlich vom Yang-tsë dauernd in stärkster Bewegung und schaffen einen durch keine Pause unterbrochenen Wechsel in der Gesamtlage. Es ist eine Zeitspanne von besonderer Unübersichtlichkeit der Ereignisse, und nicht ohne Mühe findet man den Weg durch dieses Labyrinth, in dem man nur zu leicht in dem Gewirr der Einzelheiten den Faden verliert.

Die Reihe der Tsin-Kaiser weist keine Persönlichkeit von Bedeutung auf, keine, die im Stande gewesen wäre, die sturmbewegte Zeit zu meistern. Diese Durchschnittsmenschen (oft noch weniger) wußten keinen besseren Plan als alle Einrichtungen der Han beizubehalten, so weit sie noch vorhanden, sie wiederherzustellen, wo sie verloren waren. Das ergab aber durchaus kein neues Han-Reich, denn was die veränderten Zeiten jetzt verlangten, waren neue Wege und vor allem Festigkeit in der Zügelführung. Für eigenes geistiges Leben war in der Zeit der drei Reiche wenig Raum gewesen, aber vom Anfang der Tsin-Zeit ab drängten fremde Einflüsse in Fülle herein und befruchteten die chinesische Welt. Diesen Einflüssen hatte der Konfuzianismus noch keine hinreichend gefestigte Gestalt entgegenzustellen. Gewiß werden von den alten Schulen, insbesondere von der Rechtschule (I, 214ff.), jetzt keine Spuren mehr sichtbar, nur die Magier, teilweise als „Taoisten“ organisiert (I, 420), genießen noch einen gewissen Einfluß beim Hofe, aber auch die Konfuzianer, die, wie wir früher sahen (I, 371, vgl. auch oben S. 6), nicht wenige von den dunklen Künsten der Magier aufgenommen hatten, kamen nicht immer zur Geltung in der Unruhe der Zeit. Die zäsaropapistische Staatstheorie bestand als Theorie weiter, und die meisten (nicht alle!) Staaten dieser Zeit hielten auch bewußt wenigstens an ihren Formen fest, aber umgesetzt in politische und soziale Ethik unter Beamtentum und Volk hatte sie sich noch längst

nicht überall. Das konnte nur allmählich vermittels des Prüfungssystems geschehen, wie die Han es geschaffen (I, 302), denn nur so wurde der Unterricht im konfuzianischen Kanon verallgemeinert, nur so die Kenntnis und das Ansehen konfuzianischer Lebensgestaltung in den Massen verbreitet. Theoretisch bestand das System auch weiter, aber die Wirklichkeit sah 5 anders aus. Schon während der Späteren Han-Zeit war das Prüfungswesen im Verfall, und wie es in Wei — die Staaten Schu und Wu mit ihrer nur unvollständig angeglichenen Bevölkerung kommen gar nicht in Betracht — trotz aller Bemühungen der ersten Fürsten (s. oben S. 10f.) aussah, davon geben zwei zeitgenössische Berichte Zeugnis, die im *Wei lio* 10 (zu *Wei tshi* Kap. 13 fol. 28v⁰f.) und im *Wei tshi* (Kap. 15 fol. 2r⁰ff.) überliefert sind. Der erste, im Vorwort des Werkes erhalten, weist auf die Bemühungen des Königs Wên ti von Wei hin, nach den Jahren des „Verfalls der konfuzianischen Lehre die Akademie (*t'ai hūo*) von Staub und Asche rein zu fegen“, und das Prüfungssystem der Han wieder neu 15 zu beleben, indem die Provinzen angewiesen wurden, die geeigneten Kandidaten zur Hauptstadt zu schicken. Aus dem *T'ung tien* (Kap. 14 fol. 1r⁰) ersieht man, daß im Jahre 220 „in den Provinzen und Präfekturen überall Vertrauenspersonen (*tschung tschêng* d. h. „unparteiisch und gerecht“) eingesetzt wurden mit der Bestimmung, daß sie unter den tugendhaften 20 Persönlichkeiten dort die mit glänzendem Wissen begabten aussuchen sollten“. „Unter zehntausend Personen und darüber in einer Präfektur sollte eine im Jahre ausgewählt werden; falls jemand ganz besondere Fähigkeiten aufwiese, brauchte man sich an diese Zahl nicht zu binden.“ Die *tschung tschêng* waren in der späteren Zeit hohe Beamte der Zentral- 25 regierung. Aber die Erfolge dieser neuen Einrichtung waren nicht befriedigend. Im *Wei lio* heißt es weiter: „Wohl tausend Studierende waren in der Akademie, jedoch die *po-schi* (I, 246f. u. 301) waren ungebildet und lässig und verstanden die Schüler (*ti tsě*) nicht zu unterrichten; die Schüler aber drückten sich um den Dienst und waren nicht im Stande, 30 das Wissen zu üben: sie kamen im Winter und gingen im Frühjahr wieder fort, so ging es Jahr um Jahr.“ „So waren unter hundert Leuten, die auf ihre Leistungen geprüft wurden, keine zehn, die Sinn für die Wissenschaft hatten. Damals fanden sich unter mehr als 400 Beamten, die den Würdenträgern bei Hofe unterstellt waren, noch nicht zehn, die den Pinsel 35 zu halten verstanden (d. h. schreiben konnten). Die meisten von ihnen wetteiferten miteinander, sich voll zu essen und dann verborgen zu bleiben usw.“ Ganz ähnlich sind die Schilderungen des anderen Berichtes, der von Liu Fu, einem hohen Verwaltungsbeamten, dem die Förderung des Unterrichts besonders am Herzen lag, um 245 an den Thron gerichtet 40 wurde. Er sagt darin: „Seitdem zur Zeit *huang-tsch'u* die Akademie errichtet wurde (im Jahre 224, s. oben S. 10), sind über zwanzig Jahre vergangen, aber wenig ist damit erreicht worden. Die *po-schi* werden mit wenig Sorgfalt ausgewählt, und diese drücken sich um den Dienst.

Die Söhne der vornehmen Familien aber schämen sich deshalb, damit etwas zu tun zu haben, und entziehen sich ihren Verpflichtungen.“ „Man muß unter den hervorragenden Persönlichkeiten die *po schi* aussuchen, Männer, die man als Vorbilder für die Menschen hinstellen und beauftragen 5 kann, ihre Lehrer zu sein, diese müssen den Unterricht der Söhne der Vornehmen (*kuo tsě*) übernehmen. Entsprechend den alten Vorschriften sollten die Söhne und Enkel der Beamten mit einem Einkommen von 2000 Einheiten (I, 365) und darüber vom 15. Jahre ab in die Akademie eintreten.“ Hier stoßen wir auf eine Einrichtung, die zu dem demokrati-

10 schen Grundgedanken, der die ersten Kaiser der Han bei ihrer Organisation der Beamten-Auslese leitete, im Widerspruch steht, die aber nicht völlig neu ist. Schon zur Han-Zeit hatte Tung Tschung-schu gerügt, daß die Amtsekretäre meist unter den Söhnen der höheren Beamten ausgesucht würden, und zwar nicht sowohl nach den Fähigkeiten als nach den Ver-

15 mögensverhältnissen; aus den Amtsekretären aber gingen dann die hohen Provinzialbeamten hervor (I, 299f.). Kao tsu und Wu ti wollten im Gegensatz hierzu gerade aus den Massen die Kräfte für die Staatsleitung ziehen, nicht aber die letztere zu einem Vorrecht bestimmter Gruppen machen (I, 276 und 300). Hier jedoch geschah wiederum das Gegenteil: die Söhne

20 der Vornehmen sollten den ersten Anspruch auf den Unterricht und damit auf die Beamtenstellungen haben. Ob dieser Gedanke die Billigung der Literaten fand, läßt sich schwer entscheiden. Liu Fu gehörte, soviel wir aus seiner kurzen Lebensbeschreibung entnehmen können, nicht zu jenen Kreisen. Das *Weï lio* hinwiederum bringt seine Darstellung in Verbindung

25 mit sieben Gelehrten (mit wenig bekannten Namen), die es als „die Häupter der Literaten“ bezeichnet, aber in dieser Schilderung findet sich nichts über die Söhne der Vornehmen. Man sollte auch meinen, daß gerade die Konfuzianer, die vielfach aus unteren Schichten hervorgingen, ein Interesse an einem möglichst breiten Wirkungskreise des Prüfungssystems

30 gehabt haben mußten, wenngleich es andererseits auch nicht unmöglich ist, daß der ursprüngliche aristokratische Zug der konfuzianischen Staatslehre (I, 212) hier wieder Geltung verlangte. Jedenfalls hat sich die jetzt angeregte und von den Tsin-Kaisern verwirklichte Einrichtung durch lange Zeiträume erhalten und eine große Bedeutung insofern erlangt, als sie

35 dazu beigetragen hat, die hohen Beamtenstellen vorzugsweise bestimmten Familiengruppen vorzubehalten und so eine neue amtliche Beamtenaristokratie zu schaffen, nachdem die alten Geschlechter der Feudalaristokratie durch die Massenvernichtungen zur Ts'in- und Han-Zeit ausgerottet waren. Auch die jungen Fürstensöhne der im Norden sie-

40 delnden Fremdvölker, der Hiung-nu, Sien-pi u. a. sind in diesen vornehmen Anstalten in Menge erzogen worden. Merkwürdigerweise sind die Annalen der Tsin bei ihren Angaben über diese folgenschwere Neuerung sehr wortkarg, und die großen Kompendien wie das *T'ung tshi* und das *Wên hien t'ung k'ao* nicht minder, das *T'ung tien* und selbst das *Tsě tshi t'ung-kien*

schweigen völlig. Man muß sich schon an die eingehenden Darlegungen über die Kultordnungen (*li*) im *Sung schu* (s. oben S. 3) wenden, um wenigstens Einiges zu erfahren. Danach (Kap. 14 fol. 32v⁰) erging unter Wu ti im Jahre 272 die Verfügung, daß diejenigen, die in den kanonischen Büchern geprüft seien, zu weiterer Verwendung zurückbehalten, die übrigen 5 in ihre Heimat zurückgesandt werden sollten. „Die Söhne der hohen Würdenträger in den Provinzen und Staaten (vgl. zu dem Ausdruck I, 291),“ so heißt es weiter, „die fähig sind, Unterricht zu genießen, sollen in die Lehranstalt (*hüo*) eintreten.“ Welche Lehranstalt dies war, bleibt zweifelhaft, aber wenige Jahre später, im Jahre 276, wird durch kaiserliche Ver- 10 ordnung für diese jungen Leute eine besondere Schule, das *kuo tsě hüo*, d. h. „Schule der jungen Aristokraten“, errichtet. Im *Tsin schu* (Kap. 3 fol. 15v⁰) wird diese Neugründung mit vier Schriftzeichen abgetan. Das *Sung schu* (a. a. O.) fügt noch die Bemerkung hinzu: „Im *Tschou li* werden die Söhne der Vornehmen im Staate, soweit sie noch nicht im Amte sind, 15 *kuo tsě* (d. h. „Staatsöhne“) genannt; sie erhielten ihren Unterricht von dem Hofmeister (*schí schí*).“ Man hätte auch noch das *Li ki* als Zeugen dafür anführen können, daß im Altertum die *kuo tsě* eine besondere Stellung hinsichtlich des Unterrichts einnahmen, aber die Angaben beider orthodoxer Werke, selbst wenn sie sachlich zutreffend sein sollten, reden 20 von einer Zeit, wo die hohen Staatsämter in bestimmten aristokratischen Familien, vor allem in denen der zahlreichen Fürsten, erblich waren. Dieser Zustand war seit vierhundert Jahren beseitigt (I, 292) oder sollte es wenigstens sein, durch die Neuschöpfungen der Tsin wurde er jedoch neu belebt und damit die angebahnte Entwicklung der Demokratie im 25 konfuzianischen System gehemmt. Neben der Akademie (*t'ai hüo*) bestand nun diese wenigstens gleichberechtigte Sonderanstalt des *kuo hüo*, die nach den Beamtenlisten der Tsin-Annalen (Kap. 24 fol. 15r⁰) im Jahre 278 ihre weitere Organisation mit zwei Direktoren und fünfzehn Dozenten erhielt. Sie entzog den Literaten ebenso einen Teil ihres Ansehens, wie 30 die gleichfalls schon zur Han-Zeit nachweisbare Möglichkeit, Titel und danach auch Ämter für Geld oder Korn zu kaufen (I, 366), und völlig hat der Konfuzianismus diese Hemmungen nie überwinden können. Dazu kam, wie vorhin erwähnt (s. oben S. 6), ein wieder stärkeres Hervortreten des nie erloschenen Magiertums, das sich jetzt außer mit dem Namen 35 Lao tsě auch mit dem seines geistvollen Propheten Tschuang tsě aus dem 4. und 3. Jahrhundert v. Chr. verband. Wie weit der Einfluß dieser Geistesrichtung bei Hofe ging, läßt sich nach den Quellen schwer feststellen, aber in den Kreisen des Gelehrtentums und des hohen Beamtentums zeigt er sich sehr deutlich. Das beweist schon der berühmt gewordene 40 Bund der „sieben Weisen vom Bambushain“, eine Gruppe von sieben vornehmen Lebenskünstlern, „die Lao tsě und Tschuang tsě verehrten“, „mit Geistern Beziehungen unterhielten“ und ausgelassene Weintrinker waren. „Da sie in Bambushainen herumzuwandeln liebten“, wie das

Tsin schu (Kap. 49 fol. 12r⁰) sagt, „so nannte die Welt sie die sieben Weisen vom Bambushain“. Sie trieben viel anstößigen Unfug, indem sie sich über alle Vorschriften der *li* hinwegsetzten, und führten lästerliche Reden über die höchsten ethischen Gesetze. Ssë-ma Tschao, der allmächtige Regent
 5 von Wei (s. oben S. 13f.), war ihnen im allgemeinen nicht ungünstig gesinnt und hatte offenbar seine Freude an ihren witzigen Aussprüchen. Als aber einer von den Sieben, Ki K'ang, ein angeheirateter Verwandter des fürstlichen Hauses von Wei und Inhaber eines höheren Hofamtes, zugleich ein vielbewunderter Gelehrter, wegen angeblich politischer Umtriebe bei Ssë-ma Tschao verdächtigt wurde, ließ dieser ihn im Jahre 262
 10 hinrichten. Damit scheint die Rolle des Bundes ausgespielt gewesen zu sein. Daß indessen die „sieben Weisen“ bedeutenden Einfluß hatten, zeigt die vom *Tsin schu* berichtete Tatsache, daß dreitausend Schüler von Ki K'ang um das Leben ihres Meisters baten. Rechtmäßige Kon-
 15 fuzianer können diese alle nicht gewesen sein. Im übrigen wird vom Geistesleben der nun folgenden Zeit im Süden und Norden später die Rede sein.

Die Staatseinrichtungen des Tsin-Reiches bis zur Übersiedlung der Dynastie nach dem Süden (s. unten), insbesondere die Organisation des
 20 Beamtentums und die Einteilung der Verwaltungsbezirke blieben, wie schon bemerkt, im wesentlichen so, wie die neuen Herrscher sie vorfanden. Unter dem übernommenen Erbgut befand sich auch die Einrichtung, die wenig bedeutend erscheinen mag, die sich aber die ganze Geschichte hindurch erhalten hat bis in unsere Tage. Es ist die Rangordnung des
 25 Beamtentums, die für den Formensinn der Chinesen immer eine erhebliche Wichtigkeit und daher ein so langes Leben gehabt hat. Schon zur Ts'in- und Han-Zeit, vom 4. Jahrhundert v. Chr. an, hatte man die Beamten auf Grund ihrer amtlichen Entlohnung (in Reis und Geld) in Rangklassen geteilt, die nicht immer an bestimmte Ämter gebunden zu sein brauchten,
 30 sondern auch durch besondere Verdienste oder durch Gunst des Herrschers erworben werden konnten. Dem Inhaber eines Amtes stand zwar als solchem eine bestimmte Rangstufe zu, aber oftmals wurde er aus besonderer Veranlassung einer höheren Klasse zugeteilt, so daß die Rangordnung allmählich als ein System von Ehrenzeichen neben der eigentlichen Ämter-
 35 folge stand. Es gab zuerst achtzehn, unter Schi huang-ti zwanzig Rangklassen, jede mit einem besonderen Namen. Im Wei-Staate erhielt (nach *T'ung tien* Kap. 36 fol. 4v⁰) die Rangordnung zuerst eine klarere und festere Form, indem man neun Klassen (*p'in*) bildete, die Nummern führten („Inhaber des Ranges 1., 2., 3. usw. Klasse“), und die man als Nach-
 40 bildung der neun *ming* im *Tschou li* (Biot I, 428), der Patente für die neun Arten von Zeremonien der Beamten, betrachtete. Diese neun Klassen sind von den Tsin und allen späteren Dynastien übernommen worden; man hat sie dann noch je in eine obere (*tschêng*) und eine untere (*ts'ung*) Stufe geteilt und so achtzehn, zeitweilig sogar durch weitere Doppelung

der 6 (d. h. 12) unteren dreißig Klassen (z. B. unter den T'ang) gebildet. Aber neun blieben immer die Grundlage. Was sonst an dem Behörden-Apparat der Han (I, 360ff.) etwa geändert wurde, waren zunächst nur Namen, die dann allerdings in späteren Zeiten auch einen neuen Inhalt erhalten haben. So finden wir in der Organisation der Zentrale eine Änderung, die durch das erleichterte und darum vermehrte Schreibwerk, sowie durch die größere Kompliziertheit der Verwaltung bedingt war. Schon unter den Früheren Han hatte man begonnen, für die eigentlichen Staatsgeschäfte der Regierung, die ja nach der Theorie von den „drei *kung*“ und „neun *k'ing*“ (I, 128) erledigt werden sollten, eine neue Behörde, das Kollegium der *schang-schu* einzurichten, das ursprünglich eine Art Regierungskanzlei war. An der Spitze stand zunächst ein *pu-schê*, dann der *schang-schu ling*, anfangs ein Beamter mittleren Ranges. Das Kollegium bestand aus fünf Personen: außer den *schang-schu p'u-ye* waren es vier weitere *schang-schu*, von denen jeder eine bestimmte Gruppe von Geschäften (5 *ts'ao*) zu bearbeiten hatte. Hervorgegangen war das Kollegium der *schang-schu* aus der großen Zentral-Kanzlei des Palastes, dem *tschung-schu*, das noch unter Wu ti von der Han-Dynastie aus Eunuchen bestand (auch Ssê-ma Ts'ien ist hier tätig gewesen) und keineswegs eine hohe Behörde darstellte. Schon im Ts'in-Staate hatten gewisse Sekretäre des *tschung-* (10 *schu* die Bezeichnung *schang-schu* geführt. Im Jahre 35 v. Chr. waren die Eunuchen aus dem *tschung-schu* herausgezogen und die fünf *schang-schu* zu einer besonderen Kanzlei zusammengeschlossen worden, in deren vier Abteilungen (*ts'ao*) die Angelegenheiten der höchsten Würdenträger (Kronratsmitglieder u. a.), der Provinzial-Gouverneure, des Beamtentums (15 und der Bevölkerung, sowie die der auswärtigen Völkerschaften bearbeitet wurden. Umfang und Bedeutung dieser neuen Behörde wuchsen sehr rasch. In der Zeit der Späteren Han wurden aus den fünf *schang-schu* sechs Abteilungen, und der Dienstbereich erfuhr eine erhebliche Erweiterung. Das ursprüngliche nichtssagende Wort *ts'ao* wurde noch am Ende der 30 Han-Zeit zu einem festen Verwaltungsausdruck und stieg später bis zu der Bedeutung eines Ressort-Ministeriums auf. Das gesamte Kollegium erhielt den zusammenfassenden Namen *schang-schu t'ai* oder *tschung t'ai*. Daneben bestand seit 160 noch das *pi schu*, ein Geheim-Archiv, das vor allem literarische Schriften verwalten sollte, also mehr einer Bibliothek (35 glich. Es trat, obwohl anfänglich von größerer Wichtigkeit, mehr und mehr zurück und ging unter Wu ti (265 bis 289) zeitweilig sogar im *schang-schu t'ai* auf. Dagegen bestand das *tschung-schu* neben dem letzteren, freilich in ganz anderer Form, weiter. Unter den Wei erhielt es den Namen *tschung-schu schêng*, und seine Bedeutung erhöhte sich weit über die des 40 *schang-schu t'ai* hinaus. *Schêng* bedeutet ursprünglich „einschränken“, „absperren“ und danach den abgesperrten (d. h. inneren) Teil des Palastes (*schêng tschung* für *kin tschung*, da *kin* als Fürstennamen tabu geworden war). Der Name *tschung-schu schêng* deutet also an, daß die Behörde zum inneren

Palast gehörte und daher eine große Bedeutung hatte, während das *schang-schu t'ai* diese äußerlich sichtbare Auszeichnung noch nicht genoß. Das *tschung-schu schêng* war zum eigentlichen Sekretariat des „inneren Palastes“, also wohl auch des Kronrates geworden und arbeitete zwar in enger Verbindung mit den Abteilungen des *schang-schu t'ai*, war aber diesem übergeordnet. Trotzdem werden die ersten Anfänge einer Absonderung der eigentlichen Staatsverwaltung von dem innersten Kerne bei der Zentrale bereits sichtbar.

Das Reichsgebiet war wie zur Han-Zeit in große Bezirks(*kün*)-Verbände eingeteilt, die aber jetzt den uralten Namen *tschou* (I, 84) statt des ehemaligen *pu* (I, 362) führen. Dieses *tschou* kommt nunmehr bereits einer Provinz im späteren Sinne nahe. So lange die Tsin das ganze Reich beherrschten, bestand es aus neunzehn *tschou*, und zwar stammt die Einteilung, wie das *T'ung tien* (Kap. 171 fol. 2v⁰) angibt, aus dem Jahre 280, „nachdem auch das Gebiet von Wu befriedet war“. Das Gebiet von Lo-yang bildete ein *tschou* für sich (*ssê tschou* d. h. „das beherrschende *tschou*“). Diese neunzehn Provinzen enthielten im ganzen 173 *kün* und *kuo*, „Präfecturen und Staaten“ d. h. Standesherrschaften (nach dem *Tsin schu*, das *T'ung tien* zählt 156, s. I, 362f.), diese wieder 1109 Kreise (*hien*) mit im ganzen, wie das *T'ung-kien* (*t'ai-k'ang* 1. Jahr am Schluß) wissen will, 2459840 Familien, eine Zahl, die sicherlich zu klein ist, wie denn auch die Angabe des *T'ung-kien* unter dem Jahre vorher am Schluß, daß die Bevölkerung zu Anfang der Tsin-Zeit nur ein Zehntel von der zur Han-Zeit gewesen sei, kaum glaublich erscheint. Es ist auch nicht zu erkennen, auf welchen Unterlagen die Zählungen oder Schätzungen beruhen. Soviel ist freilich sicher, daß die Bevölkerung in den weiten Gebieten damals eine erstaunlich geringe gewesen sein muß (vgl. unten). An der Spitze einer Provinz stand der *ts'ê-schi*, „Gouverneur“, auch mit dem altertümlichen Namen *tschou mu* (I, 129) bezeichnet, an der einer Präfectur der *t'ai-schou* und an der eines Kreises der *hien ling*. Neu war ferner die Regelung des Militärwesens insofern, als jede Provinz einen „kommandierenden General“, *tu-tu*, erhielt, der die gesamten Heeresangelegenheiten zu besorgen hatte. Nach dem *T'ung tien* (Kap. 32 fol. 4r⁰) war das Amt eines *tu-tu* zuerst im Jahre 222 in Wei geschaffen und von den Tsin beibehalten worden. Wie schon früher bemerkt wurde (I, 363), wissen wir über das Heerwesen der früheren Zeit nichts, und so läßt sich auch keine Anschauung davon gewinnen, wie das Verhältnis eines solchen Provinzgenerals zu dem Gouverneur war. Das *Li tai tshi kuan piao*, dem diese Anschauung offenbar auch fehlt, meint (Kap. 50 fol. 11v⁰). „der *tu-tu* habe die militärischen Angelegenheiten, und der *ts'ê-schi* das Volk zu verwalten gehabt“ — womit wenig gewonnen ist. Die Provinzialverwaltung setzte sich aus mehreren Abteilungen (*ts'ao*) zusammen, die anscheinend ein Spiegelbild im kleinen von der Zentrale boten. Indessen sind auch hierüber unsere Kenntnisse höchst mangelhaft: die Quellen geben wohl zahllose Namen von Beamten, sagen

aber nichts Greifbares über ihre Obliegenheiten, so daß es unmöglich ist, aus den Verzeichnissen, die überdies oft unklar und widersprechend sind, ein Bild von den wirklichen Verhältnissen zu gewinnen. Im allgemeinen läßt sich auch jetzt wieder erkennen, worauf früher schon hingewiesen war (I, 360f.), daß mit der zunehmenden Konfuzianisierung des Staates 5 die Neigung wächst, das Beamtenwesen, ja die gesamten Staatseinrichtungen der vermeintlichen Verfassung des Altertums anzugleichen, so wie man diese nach den zur Han-Zeit hergestellten Texten des *Schu king*, des *Tschou li* und der anderen Ritual-Sammlungen sich vorstellen zu können glaubte. Alte Beamtentitel wurden wieder hervorgeholt und für die Ämter 10 die Vorbilder im Altertum — stets mit Erfolg! — gesucht. Dabei täuschte man sich jetzt mehr als früher darüber hinweg, daß das meiste an staatlichen Einrichtungen, an das man jetzt Namen des „klassischen“ Altertums als Aufschrift heftete, in Wahrheit Erbgut von der höchst unklassischen Staatskunst der Ts'in war. Das Archaisierungstreben, das unter 15 Wang Mang seinen grotesken Höhepunkt erreicht hatte (I, 377 ff.), gewann durch die Ausbildung des Studiums der kanonischen Bücher immer neue Nahrung. Die Sonne der Verklärung, die über dem Staate des Tschou kung aufgegangen war, stieg höher und höher und blendete allmählich die Augen für die geschichtliche Wirklichkeit, wie für die Erfordernisse der 20 Gegenwart. Schon sehr bald sollte sich herausstellen, daß das neue Reich der Tsin diesen Erfordernissen weder nach innen noch nach außen gewachsen war.

Wir haben früher gesehen, wie infolge des inneren Verfalls im Reiche der Han schon am Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. die „Westlande“ d. h. 25 Inner-Asien, von der Regierung in Lo-yang tatsächlich aufgegeben wurden, und wie man sich danach darauf beschränkte, die Grenze im Westen und Norden einigermaßen zu sichern, die nunmehr neu andrängenden Scharen der K'iang (Tanguten und Tibeter), der Hiung-nu, der Sien-pi (I, 328) und der Wu-huan aber durch Listen aller Art gegen einander zu hetzen und 30 sie so, getreu dem Grundsatz: die Barbaren durch Barbaren bekämpfen (I, 333), nach Möglichkeit von den Grenzprovinzen fernzuhalten (I, 401 ff.). Aber die Anwendbarkeit einer solchen Politik, wie sie besonders von dem pazifistischen Konfuzianertum vertreten wurde, ist nicht unbegrenzt, und leicht können die Dinge sich so wenden, daß der Streit der „Barbaren“ 35 auf dem Rücken des klugen Rechners ausgetragen wird. Die innerasiatischen Staaten, die von den ruhelosen Steppenreitern ebenso bedrängt wurden wie die Chinesen, ließen sich wohl zeitweilig als Bundesgenossen gegen die gemeinsamen Feinde verwenden, aber als sie sahen, daß eine wirkliche Hilfe von dem zerrütteten Reiche nicht mehr zu erwarten war, 40 trieben sie ihre eigene Politik, und seit der Mitte des 2. Jahrhunderts war diese Hilfsquelle versiegt. Die ständigen Fehden der Staaten untereinander wie mit den türkisch-tatarischen Eindringlingen hatten das politische Bild in Turkistan immer wieder verschoben, und das *Weï lio* (zu

Weï tshi Kap. 30 fol. 29r⁰f.) berichtet, daß sich ihre Zahl von 36 zu Anfang der Han-Zeit durch Annexionen auf 20 „in der Gegenwart“ (also im 3. Jahrhundert) verringert habe (vgl. I, 394ff.).

Inzwischen hatten die Yüe-tshi oder Kusana oder Indoskythen, wie sie
 5 in indischen und abendländischen Werken auch genannt werden (s. I, 329 u. 337f.), ihr großes Reich gegründet, das die Länder des nördlichen Indien und die Gebiete nordwestlich davon umfaßte, zeitweilig auch über den Pamir hinüber nach Turkistan reichte. Andere Machtzentren hatten sich in Khotän (Yü-tien, I, 394) und in Schan-schan am Lop nor (I, 353) ge-
 10 bildet, denen die meisten der Süd-Staaten des Tarim-Beckens untertan waren; in Khotän hatte auch, wie uns die Berichte der buddhistischen Pilger lehren (s. unten), der Buddhismus einen besonders wichtigen Stützpunkt gefunden. Am Nordrande waren die Staaten Yen-k'í (Karašahr) und Kuei-tsë (Kutscha), im Westen Su-lê (Kaschgar) die führenden.
 15 Politische Beziehungen dieser Staaten mit der Regierung in Lo-yang bestanden nicht mehr, jedenfalls keine von vasallischer Abhängigkeit. Darüber können auch keine Nachrichten von „Tributgesandtschaften“ an den chinesischen Hof täuschen, die wir in den Annalen vermerkt finden. Unter dem Jahre 222 meldet das *Weï tshi* (Kap. 2 fol. 19r⁰): „Im 2. Monat
 20 schickten die Könige von Schan-schan, Kuei-tsë und Khotän Gesandte mit Tributgeschenken. Darauf erging ein Erlaß, der besagte: Als die Jung des Westens (I, 143) sich einordneten, die Ti und die K'iang (I, 36 u. 38) zur Audienz kamen, da rühmten dies das *Schi king* und das *Schu king*. Nunmehr pochen die auswärtigen Barbaren der Westlande an die Grenz-
 25 pforte, um sich zu unterwerfen.“ Und unter dem Jahre 229 verzeichnet dieselbe Quelle (Kap. 3 fol. 6r⁰): „Der König der Großen Yüe-tshi, Po-t'iao (man kann in diesen Lauten den mehrfach vorkommenden indischen Königsnamen Bazadeo-Vāsudeva wiedererkennen) schickte Gesandte mit Tributgeschenken. Po-t'iao erhielt darauf den Titel: der den Wei
 30 befreundete König von Ta Yüe-tshi.“ Man weiß, was man von solchen Meldungen zu halten hat; der Erlaß zeigt, wie Vorgänge, die vermutlich eine ganz andere Ursache und Bedeutung hatten, in das konfuzianische Weltbild eingeordnet wurden. Es ist nicht unmöglich, daß die Staaten, von den türkisch-tatarischen Völkern bedrängt, wieder einmal, wie schon
 35 früher (I, 392f.), versuchten, in China Hilfe zu finden, wenn nicht gar einfache Handels-Expeditionen in den „Tributgesandtschaften“ zu sehen sind (vgl. I, 404). Auf die erstere Möglichkeit deutet die Bemerkung an der gleichen Stelle, daß danach (im Jahre 222) „in den Westlanden wieder ein (oder mehrere?) *wu-ki hiao-weï* (militärische Befehlshaber, I, 364)
 40 ernannt wurde. Wie wir sogleich sehen werden, hat dieser neue Würden-träger einige Zeit danach Gelegenheit gehabt, offenbar mit Truppen aus Turkistan, einen Angriff der Sien-pi abzuwehren. Nicht anders sind die Gesandtschaften aus K'ang-kü (Samarkand I, 341) und Ta-yuan (Ferg-hana) zu bewerten, die die berühmten „blutschwitzenden“ Pferde über-

brachten (I, 344) und von denen unter dem Jahre 265 berichtet wird. Kaiser Wu ti soll im Jahre 280 dafür dem König von Ta-yuan die Bestätigung seiner Herrschaft verliehen haben (*Tsin schu* Kap. 97 fol. 13v⁰). Diese und ähnliche zweifelhafte Verbindungen mit Turkistan werden durchweg der Regierung Wu tis zugeschrieben, dann hören aus naheliegenden 5 Gründen (s. unten) auch sie auf.

Waren die politischen Beziehungen zum fernen Westen also durchaus wesenlos geworden, so gerieten die zu den nördlichen und näheren westlichen Grenzgebieten von Tibet bis nach Liao-tung sehr bald in starke, folgenreiche Bewegung. Hier stand alles unter dem ständigen Druck 10 der rastlosen Hirten- und Reitervölker, die, von rätselhaften Kräften getrieben, immer wieder in die chinesischen Siedlungsgebiete und die chinesische Kultursphäre nach Süden drängten. Es kann nicht ausschließlich der chinesische Ackerboden mit den begehrten Feldfrüchten gewesen sein, der die Viehzüchter der Steppe anlockte, es muß auch der 15 Glanz der verfeinerten chinesischen Lebensform in den Städten die durchaus kulturempfänglichen, zum Teil hoch begabten Völker in seinen Lichtkreis gezogen haben. Die Chinesen haben gewiß schwer unter den Einbrüchen der beutelustigen Horden gelitten, aber sie haben es auch nur mangelhaft verstanden, mit den Völkern in ein erträgliches und dauer- 20 haftes Verhältnis zu kommen. Schuld daran trug die in der Han-Zeit erstarkte konfuzianische Vorstellung von der göttlichen Berufung des „Mittelreiches“ und die damit verbundene Verständnislosigkeit für fremde Kulturformen. So waren auch die Völker des Nordens lediglich „Barbaren“ und „Sklaven“, die sich zu unterwerfen hatten, und da sie 25 sich im Falle der Unterwerfung nicht als solche behandeln lassen wollten, galten sie als besonders roh und böseartig, und das konfuzianische Beamtentum bemühte sich für gewöhnlich, sie seine Macht fühlen zu lassen, wo es stark genug dafür war. Es hat aber andererseits bei der chinesischen Regierung auch nicht an Versuchen gefehlt, die kriegerischen Völker für 30 die politischen Interessen des Staates nutzbar zu machen, sie zum Grenzschutz zu verwenden, in das Heer einzustellen und sich ihrer Hilfe bei der Niederwerfung aufsässiger Großer des eigenen Zentralvolkes zu bedienen. Nicht wenige ihrer Vornehmen genossen das weitgehende Vertrauen der Kaiser und stiegen in hohe Stellungen empor — es braucht nur an den 35 Hunnenfürsten Kin-ji-ti erinnert zu werden, den schon der große Wu ti von der Han-Dynastie zum Mentor seines Sohnes gemacht hatte (I, 367). Man erkannte doch allmählich die guten Eigenschaften der „Barbaren“, ihren Mut, ihre Tapferkeit, ihre Zuverlässigkeit und ihre ehrenhafte Gesinnung; oftmals hat man sich ihrer bedient, aber ebenso oft hat man sie 40 mißachtet und die willigen Fremdlinge in Haß und Erbitterung getrieben und so zu zerstörungswütigen Feinden gemacht. Außerdem war das, was die noch unverdorbenen Natursöhne am chinesischen Kaiserhof sahen, nicht immer danach angetan, ihre Achtung vor chinesischem Wesen

zu steigern; die Art, wie nach der Han-Zeit Dynastien entstanden und wieder beseitigt wurden, gab ihnen Manches zu denken, die Theorie vom Himmelssohn war doch nicht stark genug, um alle Gegensätze der Wirklichkeit bedeutungslos zu machen.

- 5 Immerhin, der Plan, die Völker des Nordens und Westens dem Weltreiche einzuordnen, ohne sie zu vernichten, bestand bei den chinesischen Staatslenkern. Wir haben früher gesehen, daß es ein Lieblingsgedanke der konfuzianischen Theorie war, die wilden Krieger an den Grenzen anzusiedeln und sie durch den Einfluß der chinesischen Kultur zu gesitteten
 10 Menschen zu machen (I, 332f.). Diesen Gedanken hat man von der Mitte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts an, besonders aber im 3. nachchristlichen in großem Maßstabe zu verwirklichen gesucht. Man kann von Westen nach Osten gehend die Grenzvölker unter den bekannten Namen K'iang (Tibeter und Tanguten), Hiung-nu, Sien-pi und Wu-huan
 15 zusammenfassen, und bei allen sind die Versuche, allerdings mit völlig unerwarteten Erfolgen, von der Regierung in Lo-yang durchgeführt worden. Es ist wichtig, sich von dieser so außerordentlich folgenreichen Siedlungspolitik der Chinesen zur Zeit der Späteren Han und der Tsin ein richtiges Bild zu machen, soweit es die an Einzelheiten reichen, aber an allgemeinen
 20 Gesichtspunkten armen Quellen ermöglichen.

- Seit ihrer Unterwerfung und Ansiedlung in den Gebieten zwischen Huang ho und Kuku nor in den Jahren 62 bis 60 v. Chr. (I, 354), wo sie schon vorher ihre Sitze gehabt hatten, waren die K'iang, besonders angelockt durch den besseren Boden, allmählich weiter nach Osten vorgedrungen,
 25 meist mit Gewalt als plündernde Scharen, wie die chinesischen Chronisten versichern, aber oft aus Rache für die Gewalttätigkeiten des Beamtentums, wie man nebenbei erfährt. Bis in das obere Wei-Tal hinein und nördlich davon bis in die Gegend von Schen-si waren sie vorgerückt, und die blutigen Kämpfe mit den Chinesen nahmen kein Ende, wobei sich die
 30 chinesischen Truppen an Grausamkeit überboten haben müssen. Ein Bericht des durch seine beiden Söhne Pan Tsch'ao und Pan Ku (I, 396) berühmt gewordenen Pan Piao, der eine Zeit lang Gehilfe des Gouverneurs in den westlichen Grenzprovinzen war, vom Jahre 33 über die Zustände in den Siedlungsgebieten läßt einen Blick tun in die wirklichen Ursachen
 35 der ständigen Unruhen. „In den Gebieten von Liang tschou (das östliche Kan-su bis in das obere Wei-Tal)“, so heißt es dort (*Hou Han schu* Kap. 117 fol. 7v⁰f.), „gibt es jetzt überall K'iang-Bevölkerung, die sich unterworfen hat. K'iang- und Hu (Hiung-nu) -Leute mit ihren wild herabhängenden Haaren und ihrer links geschlossenen Kleidung (d. h. Barbaren,
 40 ein Wort aus *Lun-yü* XIV, 48), leben hier mit Chinesen zusammen. Ihre Sitten sind verschieden und ihre Sprachen gegenseitig unverständlich. Nun gibt es oft kleine Beamte, gerissene Leute, die sich Übergriffe und Gewalttätigkeiten (gegen die „Barbaren“) zu Schulden kommen lassen. Ihre Opfer werden mit Erbitterung erfüllt, haben aber keine Stelle, die

ihnen hilft. So kommt es denn zu Aufruhr und Widersetzlichkeiten. Die Plünderungen und Aufstände der Barbaren haben alle hier ihre Ursache“. Der Berichterstatte beantragt dann, in den verschiedenen Bezirken, wo fremde Bevölkerungen wohnen, besondere Schutzkommissare einzusetzen, die Beschwerden der Leute entgegenzunehmen und abzustellen haben. 5 Kaiser Kuang-wu ti billigte diesen Vorschlag und ernannte unter anderem für Liang tschou einen besonderen „mit dem Schutz der K'iang beauftragten Befehlshaber“ (*hu K'iang hiao-weï*, s. I, 354). Viel Erfolg hat aber die Maßregel nicht gehabt, das schlechte Verhältnis dauerte an, und die Kämpfe nahmen ihren Fortgang. Wir erfahren in den Annalen viel weniger von 10 Gesandtschaften an den Hof und von freundschaftlichen Beziehungen zur chinesischen Bevölkerung als von Aufständen und grausamen Unterdrückungsmaßnahmen. Die Siedlungen im östlichen Kan-su sind offenbar weit mehr von den K'iang erzwungen als von den Chinesen planmäßig angelegt worden, und wenn die letzteren sie dort schließlich geduldet 15 haben, so war der Hauptgrund der, daß sie ihrer Gegner auf die Dauer nicht Herr werden konnten.

Anders lagen die Dinge bei den Hiung-nu in Schan-si und im Huang-ho-Bogen. Den Zustand, wie er dort nach der Waffenstreckung von 54 v. Chr. (I, 355f.) lange Zeit herrschte, schildert das *Tsin schu* (Kap. 97 fol. 17v⁰ff.) 20 sehr anschaulich. Zunächst wurden die neuen Schutzgenossen an der Nordgrenze von Ping tschou (der Gegend des heutigen T'ai-yuan in Schan-si) angesiedelt. Dann ließen sich etwas mehr als fünftausend Stammes-Gruppen (*lo*) der Hiung-nu im Ordos-Gebiet (I, 21) nieder. „Sie wohnten dort mit den Chinesen zusammen“, der Schan-yü kam zur 25 Audienz, blieb zeitweilig in der Hauptstadt, wo er seinen Palast hatte und Bezüge an Kleiderstoffen, Geld und Korn erhielt. Die Stellung erbte auf Söhne und Enkel fort. „So blieb es während der folgenden Generationen. Die Stammes-Gruppen wurden von den Behörden der Provinzen und Kreise verwaltet, in denen sie wohnten. Sie standen mit der gewöhn- 30 lichen Bevölkerung im Allgemeinen auf gleicher Stufe und wurden nicht mit höheren Abgaben und Arbeitsleistungen belegt als diese. Im Laufe der Jahre verbreiteten sich aber die Familien immer weiter über das Ordos-Gebiet, und es wurde schwer, sie zu kontrollieren. Als am Ende der Han-Zeit im Reiche die allgemeine Erregung herrschte, erhoben die 35 Behörden dringende Vorstellungen und meinten, bei der großen Zahl der Hunnen sei zu fürchten, daß sie wieder Plünderungszüge unternehmen würden, man müsse bei Zeiten Vorkehrungen dagegen treffen. So teilte Wu ti von Wei (Ts'ao Ts'ao) in der Periode *kien-ngan* (196 bis 220) das ganze Volk in fünf nach den Himmelsrichtungen und der Mitte be- 40 nannte Horden (*pu*); an die Spitze einer jeden Horde wurde aus der Zahl ihrer Vornehmen ein Befehlshaber gestellt, zugleich aber ein Chinese zum Oberbefehlshaber ernannt, der ihn beaufsichtigte.“ Im Ganzen zählten die fünf Horden etwa 30000 Stammesgruppen — ein Zeichen ihrer Ver-

mehrung —, die in bestimmten Bezirken von Schan-si zwischen T'ai-yuan und P'ing-yang angesiedelt wurden. Kurze Zeit später bekehrten auch von den „Hiung-nu außerhalb der Grenzwälle“ etwa 20000 Stammesgruppen Aufnahme unter die chinesische Herrschaft. Vermutlich wurden
 5 sie von den nach Westen drängenden Sien-pi aus ihren Wohnsitzen vertrieben. In Anbetracht der spärlichen Bevölkerung in den nördlichen Gebieten nahm Ts'ao Ts'ao auch sie auf und siedelte sie in Ho-si, also wohl in Nord-Schen-si oder dem Ordos-Gebiete an, wo sie „danach mit der Bevölkerung von Tsin zusammen wohnten“. Nicht immer friedlich
 10 ist dies Zusammenwohnen gewesen; mehrfach kam es zu Kampf und Blutvergießen, aber wir können den Berichten darüber mittelbar entnehmen, daß auch hier Übergriffe der chinesischen Beamten mindestens einen Teil der Schuld trugen. Der chinesische Chronist der Tsin-Annalen selbst erwähnt, daß der Schan-yü der Hiung-nu im Jahre 271 von dem chinesischen Oberbefehlshaber „mittels geheimer Verlockungen“ ermordet wurde,
 15 und daß dadurch Haß und Rachsucht in seinem Volke emporwuchs. In Lo-yang sah der Zensor Kuo K'in eine Gefahr für die Hauptstadt in der Anwesenheit der zahlreichen Hiung-nu Siedlungen in Schan-si, von denen „man keine drei Tage bis zur Furt von Mêng (I, 8) brauche“. Er empfahl
 20 dem Kaiser Wu ti, eine Umsiedlung der Stammesgruppen näher an die Grenze heran vorzunehmen, bei Todesstrafe das Verlassen der Siedlungen zu verbieten und eine genauere Kontrolle durchzuführen. Befolgt wurden diese Ratschläge aber von Wu ti nicht, er war den tapferen Hunnen zu Dank verpflichtet für die erheblichen Dienste, die sie ihm in seinem Feld-
 25 zuge gegen Wu geleistet hatten, und mancher von ihren Vornehmen stand wegen seiner Verdienste in hoher Gunst bei ihm. So wurden im Gegenteil nicht lange danach weitere Hiung-nu-Stämme aufgenommen, so im Jahre 284 eine Schar von 29300 Köpfen, zwei Jahre später über 100000, die im westlichen Schen-si, an der Grenze von Kan-su Unterkunft fanden, und
 30 das Jahr darauf 11500 mit gewaltigen Viehherden (22000 Rinder, 105000 Schafe, „Wagen und Esel nebst Gerätschaften nicht zu zählen“). Diese in den Grenzgebieten von Schen-si und Kan-su siedelnden Hiung-nu kamen dort in Berührung mit den K'iang, ihren Bundesgenossen von ehemals (I, 354), und beide haben, wenn sie sich der Chinesen erwehren
 35 mußten, oder deren Schwäche für ihre Interessen ausnutzten, gemeinsam gehandelt.

Inzwischen hatte sich aber im äußersten Osten eine neue Macht entwickelt, mit der die Chinesen rechnen mußten. Die in der östlichen Mongolei und in den nördlichen Teilen von Liao-si und Liao-tung sitzenden
 40 Sien-pi und Wu-huan hatten durch die Vernichtung ihrer alten Gegner, der Hiung-nu, das Feld nach Westen hin frei bekommen und waren in die von den Hiung-nu geräumten Gebiete am Yin schan und in der südlichen Gobi bis an die Grenzen von Turkistan eingerückt. So waren die in Schan-si und dem Huang-ho-Bogen sitzenden südlichen Hiung-nu von

ihren nördlichen Stammesgenossen mehr und mehr getrennt worden. Die Zeit der Späteren Han-Dynastie ist angefüllt von zahlreichen Plünderungszügen der Sien-pi und Wu-huan in die chinesischen Bezirke von Liao-tung, Tschili und Schansi, dazwischen erscheinen wieder Gesandtschaften mit Tributgeschenken am Kaiserhofe, Kämpfe mit den Hiung-nu und mit 5 den chinesischen Statthaltern, zuweilen auch im Bunde mit der einen Partei gegen die andere, wechseln ab.

Zwar war es nach dem Sturze der Han-Dynastie Ts'ao Ts'ao und später Ssë-ma I gelungen, die nordöstlichen Gebiete, Liao-tung, Liao-si und Nord-Ho-peï, vor den Wu-huan und Sien-pi wenigstens zeitweilig zu 10 sichern und den chinesischen Waffen neues Ansehen zu verschaffen (s. I, 426 u. oben S. 12), aber die Weiterentwicklung im Wei-Staate war nicht geeignet, den Nordvölkern Achtung und Scheu vor der Regierung in Lo-yang zu erhalten. Im äußersten Osten wie im äußersten Westen erfolgten heftige Angriffe der Sien-pi, und während hier im Jahre 276 „eine 15 Grenzplünderung der Westlande“ (so heißt es *Tsin schu* Kap. 3 fol. 15v^{of}. — ein Zeichen, wie weit die Sien-pi vorgedrungen waren) von dem wieder eingesetzten chinesischen Militär-Gouverneur (*wu-ki hiao-weï*, s. oben S. 28) noch blutig gerächt werden konnte, brach dort am Golf von Liao-tung und im nördlichen Tschili ein anderer Stamm des tungusischen 20 Volkes unter seinem hervorragenden Führer Mu-jung Wei von 281 ab fast Jahr um Jahr in die chinesischen Provinzen ein. Auch die Sien-pi hatte man ebenso wie die K'iang und die Hiung-nu sesshaft zu machen und so unter den Einfluß der chinesischen Kultur zu bringen versucht. Im Jahre 244 hatte man jenen Stamm, nachdem er sich unterworfen, in 25 Tsch'ang-li im östlichen Teile des Jehol-Gebietes (I, 3), etwa dem heutigen Tschao-yang hien, angesiedelt und das Land zu einem chinesischen Verwaltungsbezirk gemacht. Gerade gegen dieses Siedlungsgebiet richteten sich vierzig Jahre später die Angriffe Mu-jung Hui, der selbst in ihm seine Heimat hatte. Sein Geschlecht war den Wei-Fürsten ergeben 30 gewesen, noch sein Vater hatte den Titel „Schan-yü (I, 329) der Sien-pi“ erhalten. Wie seine interessante Lebensbeschreibung in den Tsin-Annalen (Kap. 108 fol. 1v^{of}.) erzählt, fühlte sich Mu-jung Hui durch den Kaiser Wu ti gekränkt, weil dieser ihm die Hilfe bei der Rache seines Vaters an einem anderen Stamme der Sien-pi verweigerte. Das wurde die Ver- 35 anlassung zu seinem erbitterten Kampfe gegen die Tsin. Nach einigen Jahren aber machte er seinen Frieden mit dem Kaiserhause, und Wu ti, hochofrenut über die Wiedergewinnung dieses bedeutenden Mannes, nahm ihn in Ehren auf und verlieh ihm hohe chinesische Titel und Würden. Mu-jung Hui hat dann noch eine glänzende Stellung als Führer seines 40 Volkes gehabt, Ackerbau und Seidenraupenzucht eingeführt, und chinesische Sitten und Umgangsformen gepflegt. Wu ti's Nachfolger haben ihn mit weiteren Ehren überhäuft, unter Min ti (313 bis 316) wurde er „Herzog von Tsch'ang-li und Liao-tung“. Nur ihm war es zu danken,

daß dort an der Nordost-Grenze während jener Zeit für die Chinesen Ruhe herrschte, er hat das Land sowohl gegen die Fu-yü im Osten (I, 326), wie gegen seine eigenen Volksgenossen gesichert. Der Fall, nur einer von vielen, zeigt, wie die Chinesen die kriegesischen Nordvölker zu nutzen
 5 suchten und bei richtiger Behandlung auch vermochten, er zeigt aber auch wiederum, daß jene Völker durchaus nicht die kulturlosen und kultur-unfähigen Barbaren waren, als welche konfuzianische Literaten sie hinzustellen gewohnt sind (vgl. I, 329f.).

Gesichert, wenigstens zeitweilig, wurde auch die Lage im äußersten
 10 Nordosten, aber hier in anderer Weise. Hier waren die Provinzen Yu tschou und Pingtschou (das nördliche Ho-peï und Teile der südwestlichen Mandschurei), sowie die sich daran schließenden Gebiete von Liao-tung ständig von den benachbarten Wu-huan und Sien-pi bedroht, die von den Han erworbenen Kolonialgebiete im nordwestlichen Korea waren
 15 bereits der chinesischen Macht entglitten (I, 328). Dazu kamen Aufstandsbewegungen in den Provinzen selbst, die von Wu aus geschürt waren. Um 235 war der in der Zentral- und Provinzialverwaltung besonders bewährte Kuan-k'iu Kien zum Gouverneur von Yu tschou ernannt worden, damit er die von Liao-tung aus erfolgenden Einbrüche der Wu-
 20 huan abwehrte. Im Jahre 237 wurde dann die erwähnte groß angelegte Aktion von Ssë-ma I gemeinsam mit Kuan-k'iu notwendig (s. oben S. 12), dadurch war die Stellung von Wei vorläufig gesichert. Kuan-k'iu Kien hat dann noch mehrfach mit dem benachbarten Staate Kao-kou-li (I, 326) Schwierigkeiten und Kämpfe gehabt, aber seitdem er im Jahre 246 die
 25 Hauptstadt Wan-tu am Yalu zerstört, den König zur Flucht über den Strom nach Osten zu dem Volke der Wu-tsü gezwungen und die Verlegung seiner Residenz nach Pyöng-yang nötig gemacht hatte, herrschte hier vorläufig Ruhe.

Das große durch mehr als drei Jahrhunderte sich hinziehende Siedlungs-
 30 werk in den Nordgebieten bildet einen wichtigen Schritt in der Weiterentwicklung des Reiches. Es ist etwas völlig anderes als die Gewinnung der fremdrassigen Völker am unteren und mittleren Yang-tsë (Wu, Yüe, Tsch'ü), sowie im Westen im Stromgebiet des Min kiang (I, 9, Pa und Schu) zur Tschou-Zeit. Dort handelte es sich um Aufsaugung durch die
 35 Kultur des Wei- und Huang-ho-Tales und um allmähliche Ausstoßung der widerstrebenden Elemente in die Gebirge. Es ist auch verschieden von der Kolonisierung des Südens bis hinunter nach Tonking und Annam zur Ts'in- und Han-Zeit. Dort wurden weite fruchtbare Länder vom Norden aus unter chinesische Verwaltung genommen, die Bevölkerung blieb,
 40 wo sie war und was sie war, und wurde erst in langen Zeiträumen so weit „sinisiert“, daß sie den übrigen Bewohnern des Reiches als gleichwertig angefügt wurde. Die Nordvölker aber brachen in die chinesischen Provinzen ein, und man behielt sie, nicht immer freiwillig, in den schwach bevölkerten Bezirken, siedelte sie an und hoffte, in ihnen einen billigen

Grenzschutz zu erhalten oder sie für andere Interessen der Dynastie zu verwenden. Ihre Rassegenossen jenseits der Grenzwälle — so rechnete man — würden durch die Siedlungen zur Unterwerfung unter das Szepter des Weltherrschers angelockt werden. Die Geschichte des römischen Reiches bietet um die nämliche Zeit naheliegende Parallelen. Nachdem 5 in den Jahren 20 bis 15 v. Chr. die von beständigen Plünderungszügen illyrischer, raetischer und keltischer Stämme beunruhigten Nordgebiete durch Befriedung der südlichen und nördlichen Abhänge der Alpen gesichert waren, wurden die Länder südlich der Donau, Pannonien und Noricum, unterworfen. Damit stellte man den Zusammenschluß mit 10 dem römischen Gallien her. Hier war die Reichsgrenze der Rhein, vom Bodensee bis zur Mündung, wie Caesar sie geschaffen hatte. Nach Osten zu lagen die Länder der germanischen Stämme. Schon zu Caesars Zeit waren Germanen von beiden Seiten des Unterrheins in das römische Reich aufgenommen worden, sei es infolge ihrer Unterwerfung mit Waffen- 15 gewalt, sei es nach gütlicher Vereinbarung, wie die Bataver und Friesen im Rheindelta und an der Nordseeküste. So finden wir hier im letzten vorchristlichen Jahrhundert einen ähnlichen Zustand wie in den nördlichen Grenzlanden Chinas. Wie hier die K'iang, Hiung-nu und Sien-pi, so brachen dort die rechtsrheinischen Germanen wiederholt in Gallien 20 ein, auf die Hilfe ihrer linksrheinischen Volksgenossen rechnend. Aber ihre Lage war hoffnungslos der römischen Herrschaft gegenüber, weil sie, weder bei jenen die erwartete Unterstützung fanden, noch in sich selbst einig waren. Auch die Hiung-nu in Schan-si hielten sich fern von den andrängenden Völkern der Steppen, und diese selbst führten erbitterte 25 Kämpfe unter einander. So lange in Rom und Lo-yang die Herrschaft in fester Hand war, hatte sie keinen schweren Stand gegen die Grenzvölker. Freilich haben die römischen Feldherren und Prokonsuln die Unterworfenen auch im allgemeinen geschickter und maßvoller behandelt als die chinesischen Provinzialbeamten. Die gewonnenen Germanen 30 waren gehorsame und treue Untertanen, die tapferen Bataver gehörten zu den besten Teilen der römischen Armee, aus ihnen wurden vorzugsweise die kaiserlichen Leibwachen gebildet, und die Adligen mit Vorliebe im Offizierdienst verwendet. Selbst nach der Varus-Schlacht im Jahre 9 n. Chr. blieben sie ihren Herren unwandelbar treu. Wir haben gesehen, 35 daß auch die Chinesen in der Hauptstadt den Vornehmen der Hiung-nu oftmals weitgehendes Vertrauen schenkten, aber hier hat es sich offenbar immer um Einzelfälle gehandelt, und was die Herrscher dadurch gewannen, wurde durch die Beamten wieder verdorben. Als dann die Kraft der beherrschenden Mächte in ihren Wurzeln den Halt verlor, 40 waren die Folgen in den Grenzländern hier wie dort die gleichen, und die Parallelen wiederholen sich später in der verhängnisvollen Auswirkung.

Diese Auswirkung trat bei den Chinesen wenig früher ein als bei den Römern. Annähernd um die gleiche Zeit, als die Goten in der Mitte des

3. Jahrhunderts die römischen Donau- und Schwarzmeer-Provinzen plündernd durchzogen, den Kaiser Decius besiegten und schließlich von Aurelian das linke Donau-Ufer abgetreten erhielten, um dann im 4. Jahrhundert den großen Staat König Hermanrichs zu bilden, setzten bei den
 5 fünf Hiung-nu-Horden in Schan-si die ersten Versuche staatlicher Ver- selbstständigkeit ein. Und als nach dem großen Hunnen-Einfall in Herman- richs Reich im Jahre 375 die Westgoten sich zunächst unter den Schutz des römischen Reiches stellten, wie einst die Hiung-nu unter dem Druck der Sien-pi unter den des chinesischen, dann aber, durch die Erpressungen
 10 der römischen Statthalter in Thrakien gereizt, die Donau-Provinzen plün- derten, Griechenland verwüsteten, im Jahre 410 Rom eroberten und in den römischen Provinzen Aquitanien, Gallien und Spanien das west- gotische Reich gründeten, da bestanden in Nord-China bereits eine ganze Reihe neuer Staaten, die von den Hiung-nu, den K'iang und den tung-
 15 sischen Völkern in ihren Siedlungs-Provinzen gebildet waren. Schon 311 war Lo-yang erobert, 317 die Hauptstadt nach Süden verlegt, das Reich hatte aufgehört, als Einheit zu bestehen. Gegen Ende des 5. Jahr- hundert hatten die Ostgoten, die sich den Kriegszügen des Hunnen- königs Attila angeschlossen hatten, Italien erobert, 476 war der letzte
 20 weströmische Kaiser durch den germanischen Heerführer Odoaker beseitigt worden, und dieser selbst wieder fiel im Jahre 493 durch die Hand des Ostgoten Theoderich in Ravenna, des neuen Königs von Italien. Um dieselbe Zeit aber beherrschte das Tung-Hu-Volk der T'o-pa den ganzen Norden Chinas fast bis zum Yang-tsé, das große Reich der nördlichen Wei
 25 stand auf der Höhe seiner Entwicklung. Im Westen wie im Osten war die fremde Eroberung möglich geworden durch den Verfall der kaiser- lichen Macht, in Rom infolge der Prätorianer-Herrschaft, in Lo-yang infolge der chronischen Gebrechen des Palastes: Weiber-Intriguen, Thron- kämpfe, Zügellosigkeit.

30 Unter dem Kaiser Wu ti hatte das Reich nach der Vernichtung von Wu fast die Ausdehnung wie zur Han-Zeit, wenn man von den Außen- gebieten im Westen und Nordosten absieht. Wu ti selbst war keine imponierende Figur auf dem neu gegründeten Throne des Himmels- sohnes, wenn auch manche sympathische Züge von ihm berichtet
 35 werden. Von gutmütiger Natur und keineswegs empfindlich, wenn ihm wegen seines Lebenswandels von seinen Ratgebern Vorhaltungen gemacht wurden, entbehrte er doch des Verständnisses für die große Aufgabe, die ihm zugefallen war, d. h. die innere Festigung der wieder zusamen- geschlossen Reichsteile, durch die allein eine Sicherheit gegen die be-
 40 ständig vom Norden her drohenden Gefahren geschaffen werden konnte. Der charakterlose Schlemmer Sun Hao, der als Gefangener nach Lo-yang kam (s. oben S. 17), gab vielleicht einen passenden Gesellschafter für den lebenslustigen Kaiser ab. Das erste, was dieser tat, war, daß er „unter den Haremsdamen Sun Haos funftausend auswählte und in seinen Palast

nahm“. Diese Leistung ist selbst dem amtlichen Chronisten der Tsin bedeutend genug erschienen, um in den Kaiser-Annalen (*ti ki* Kap. 3 fol. 21r⁰) verzeichnet zu werden. Ssě-ma Kuang (unter Wu ti 2. Jahr) knüpft die Bemerkung daran, daß „Wu ti nach der Unterwerfung Wus sich vor allem den Vergnügungen hingab und die Regierungsgeschäfte 5 vernachlässigte, wie sich denn in seinem Harem annähernd zehntausend Personen befanden“. So kann es nicht überraschen, daß er sich die lästigen Geschäfte allmählich abnehmen ließ, was von dem Vater der Kaiserin, Yang Tsün, zusammen mit seinen beiden Söhnen eifrig besorgt wurde. Diese drei führten in der Tat die Regierung, und als Wu ti im 10 Jahre 290 starb, blieb Yang Tsün tatsächlicher Regent für den unfähigen Sohn Wu tis, den einunddreißigjährigen Hui ti. Die ganze Regierungszeit dieses Scheinbildes auf dem Thron ist ausgefüllt von einer Kette jener schauerlichen, alles begreifbare Maß übersteigenden Intriguen und Verbrechen im Palaste, wie wir sie bereits wiederholt kennen gelernt 15 haben. Es ist unnötig, diese Vorgänge in ihren abstoßenden Einzelheiten zu schildern, wir erwähnen sie nur, um die späteren Entwicklungen verständlich zu machen. Es ist zunächst der Kampf zwischen den Familien Yang d. h. der Kaiserin Mutter und den Ssě-ma, der Sippe des Kaisers, um die Macht, der das blutige Schauspiel mit seinen unzähligen Akten 20 einleitet. Die zentrale Figur dieses Kampfes ist zu Anfang eine der weiblichen Hyänen des Hofes, wie die chinesische Geschichte ihrer so viele kennt, die Kaiserin Kia, Gemahlin von Hui ti. Sie weiß die zahlreichen Brüder ihres Gatten gegen die Usurpatoren Yang Tsün und seine Söhne zusammenzuschließen, die letzteren werden überwältigt, es folgt das 25 übliche Blutbad, Ausrottung aller Yangs, Beseitigung auch der Kaiserin Mutter. Dann trifft ein ähnliches Schicksal die eigenen Genossen der Kia, verschiedene von den Brüdern des Kaisers, sowie den Kronprinzen, den sehr begabten Ssě-ma Yü, den Sohn Hui tis von einer Haremsdame, der vergiftet wird. Desgleichen müssen seine natürliche Mutter und sein 30 Bruder sterben. Da die Kia selbst keine Kinder bekommt, täuscht sie Schwangerschaft vor und gibt den neugeborenen Sohn ihrer Schwester für ihren eigenen aus. Bald danach wird dieses Kind an die Stelle des beseitigten Kronprinzen gesetzt. Aber nunmehr regt sich der Widerstand unter den Mitgliedern der Familie Ssě-ma. Im Jahre 300 kommt 35 eine Verschwörung unter Führung von Ssě-ma Lun, eines Bruders von Hui ti, zustande, die Teilnehmer dringen Nachts in den Palast ein und bemächtigen sich der Kaiserin Kia. Ihr gesamter Anhang, Verwandte und Ratgeber, ebenso ihr neuer Kronprinz werden niedergemacht, die Familien ausgerottet. Die Kia selbst wird ins Gefängnis geworfen, später vergiftet. 40 Ssě-ma Lun ernennt sich selbst zum Befehlshaber des Heeres (*tu-tu*), und im nächsten Jahre, nachdem er den Widerstand seiner eigenen Verwandten in Blut erstickt hat, besteigt er den Thron, schickt den willenslosen Hui ti in die von Ming ti von Wei erbaute Festung Kin-yung, wenig

nordwestlich von Lo-yang, und gibt ihm den Titel *t'ai schang huang* d. h. „Allerhöchster Kaiser“, ein Ausweg, auf dem das Nützliche mit dem rituell Wohlanständigen verbunden werden sollte. Nun folgt eine Geschwistertragödie in grotesken Formen, wie sie in dem Familiengefüge des konfuzianischen China ihres gleichen sucht. Von den zahlreichen Brüdern Hui ti und Ssë-ma Luns gönnt keiner dem anderen einen Triumph. Hatte das Vorgehen des letzteren schon vorher die Gegnerschaft des einen von ihnen, Ssë-ma Yüns, hervorgerufen, die dann im Straßenkampfe niedergeschlagen war, so treten nun die anderen Brüder, meist Inhaber größerer Standesherrschaften, unter Führung von Ssë-ma Kiung, Fürsten von Ts'i, im Jahre 301 vereint gegen den Usurpator auf. In heftigen Kämpfen besiegen sie schließlich dessen Truppen, verjagen ihn und holen den abgesetzten Hui ti zurück. Ssë-ma Lun muß Selbstmord begehen. Sogar die Natur zeigt ihr Entsetzen über den Bruderkampf.

„Am ersten Tage des 3. Schaltmonats war eine Sonnenfinsternis, und im 4. Monat im Sommer war der Jahresstern (d. h. Jupiter) am Tage sichtbar“, meldet der Chronist der Tsin (Kap. 4 fol. 7r⁰), und das *T'ung-kien* fügt hinzu: „Vom ersten Monat bis zu diesem liefen die Bahnen der fünf Planeten am Himmel durcheinander und in ungewöhnlicher Weise zogen sie kreuz und quer.“ Die Bruderkämpfe sollen nach der gleichen Quelle über sechzig Tage gedauert und nahezu hunderttausend Menschen das Leben gekostet haben. Die Brüder verteilen nunmehr die hohen Ämter untereinander, aber schon im Jahre 302 entsteht neue Eifersucht auf den allzu mächtigen Ssë-ma Kiung.

Ssë-ma I, Fürst von Tsch'ang-scha, bemächtigt sich durch einen Handstreich des Palastes und nach erbittertem Kampfe seines Bruders Ssë-ma Kiung. Er läßt ihn und seine gesamte Familie hinrichten und übt nun im Namen des Kaisers die Macht aus. Als bald erheben die Brüder Ssë-ma Yung und Ssë-ma Ying die Waffen gegen ihn, ihre Truppen unter dem General Tschang Fang, einem brutalen Wüterich, dringen in Lo-yang ein, verwüsten die Stadt und richten ein furchtbares Blutbad an. „Sterne fallen am hellen Tage mit Donnergetöse hernieder“, eine stärkere Warnung des Himmels (s. I, 207 und 297f.). Der unglückliche Kaiser wird von Ssë-ma I mit in den Kampf gezerzt, entweicht aber wieder in den Palast, worauf der Fürst von Tung-hai, Ssë-ma Yüe, den Beherrscher des Monarchen nach Kin-yung schaffen und umbringen läßt. Ssë-ma Ying zieht es vor, sich in Ye (Tschang-tê) festzusetzen und von dort seine Pläne zu betreiben. Ssë-ma Yüe rüstet ein Heer aus und zieht im Jahre 304 gegen Ye, der Kaiser muß ihn begleiten. Ssë-ma Ying hat von dem Anschlag rechtzeitig Kunde erhalten und schickt dem Angreifer eine starke Streitmacht entgegen. Südlich von Ye kommt es zur Schlacht, das Heer Ssë-ma Yües wird besiegt, der Kaiser in dem Getümmel gefangen genommen und nach Ye gebracht. Ssë-ma Yüe flüchtet in seine Lehensherrschaft Tung-hai (die Grenzgebiete von Süd-Schan-tung und Nord-Kiang-su).

Die Gouverneure der Nord-Provinzen Yutschou und Ping tschou (s. oben S. 34), Wang Tsün und Ssë-ma T'êng, erregt durch die Vorgänge in Ye, unternehmen mit einem aus Sien-pi und Wu-huan-Truppen bestehendem Heere eine Strafexpedition gegen Ssë-ma Ying, vernichten die ihnen entgegengesandten Abteilungen, Ssë-ma Ying flieht mit dem Kaiser nach 5 Süden. Unterwegs stößt der General Tschang Fang zu ihnen, und unter seinem Schutze kehrt der Kaiser nach Lo-yang zurück. Wang Tsün plündert inzwischen die Stadt Ye und kehrt dann nach Norden zurück. Tschang Fang tut das gleiche in dem halbverlassenen Lo-yang, und da dort nicht mehr viel übrig ist, überläßt er den Palast seinen Soldaten zur 10 Plünderung. „Die in den Schatzkammern im Laufe der Zeit von Wei und Tsin aufgespeicherten Schätze wurden weggeführt, so daß außer dem kahlen Boden nichts mehr übrig blieb“, sagt der Chronist (Kap. 4 fol. 12v^o). Dann wird der Kaiser von Tschang Fang nach Tsch'ang-ngan gebracht, Ssë-ma Ying und Ssë-ma Yung begeben sich gleichfalls dorthin. Im 15 Jahre 305 rückt Ssë-ma Yüe von Tung-hai gegen seinen Gegner Ssë-ma Ying nach Westen vor. Wang Tsün schickt ihm Truppen zu Hilfe, Tschang Fang zieht ihm von Tsch'ang-ngan aus entgegen, wird aber zurückgeworfen. Ssë-ma Yung, von Furcht ergriffen, läßt im Jahre 306 Tschang Fang enthaupten und schickt seinen Kopf an Ssë-ma Yüe mit der Bitte 20 um Frieden. Dieser lehnt ab. Einer der Generale von Ssë-ma Yüe besetzt Lo-yang, ein anderer an der Spitze eines aus Sien-pi bestehenden Heeres (vermutlich von Wang Tsün geschickt) rückt nach dem Wei-Tal vor, um den Kaiser zu befreien. Ssë-ma Yung wirft ihm noch einmal seine verfügbaren Truppen entgegen, östlich von T'ung kuan am Huang 25 ho kommt es zum Kampf, die Sien-pi vernichten ihre Gegner, Ssë-ma Yung und Ssë-ma Ying entfliehen südwärts in die Berge. Die Sien-pi rücken in Tsch'ang-ngan ein, plündern die Stadt und machen über 20000 Menschen nieder. Dann wird der Kaiser nach Lo-yang zurückgeschafft, auf einem Ochsenwagen hält er seinen Einzug in den Palast. Ssë-ma 30 Ying wird im Herbst gefangen, nach Ye geschickt und hingerichtet, dasselbe Schicksal trifft Ssë-ma Yung etwas später. Im Winter 306 stirbt der Kaiser Hui ti, „man sagt, Ssë-ma Yüe habe ihn vergiftet“. Als sein Nachfolger wird Ssë-ma Tsch'í eingesetzt, der fünfundzwanzigste in der Schar der Söhne des fruchtbaren Wu ti. Er führt den Namen Huai ti. 35 Ssë-ma Yüe, der jetzt Allmächtige, verläßt bald danach, im Jahre 307, die Hauptstadt und setzt sich in Hü-tsch'ang (dem früheren Hü tschou, heute wieder den alten Namen führend) in Ho-nan, südwestlich von K'ai-fêng, fest. Seine Beweggründe sind nicht ersichtlich, vielleicht ist es eine Regung des Verlangens nach Beruhigung der Lage, die Erwägung, 40 daß er auf diese Weise seinen Brüdern keinen Grund zur Eifersucht geben würde. Die letzteren werden zu Statthaltern großer Gebiete mit weitgehenden militärischen Befugnissen ernannt. Ein Ende des Bruderkampfes scheint gekommen.

- So also sah das Tsin-Reich im Anfang des 4. Jahrhunderts aus. Beherrscht von einer Schar verantwortungsloser, sich gegenseitig verfolgender und ermordender Brüder, Söhnen des gleichen Vaters — einer davon, geistes-
 schwach und willenlos, als Himmelssohn auf machtlosem Throne —, leidet
 5 das unglückliche Kernland am Huang ho und Wei unsagbar unter den
 Kämpfen um die armselige Person des Monarchen, die hin und her ge-
 schleppt wird wie eine wertvolle Reliquie. Wie einst der letzte nominelle
 Herrscher der Han-Dynastie in seiner Ohnmacht von einem rohen Soldaten-
 führer seines Nimbus entkleidet worden war, wie das Geschlecht dieses
 10 Thronräubers das gleiche Schicksal erlitten hatte von der Hand seiner
 Untergebenen, so schienen diese hinwiederum durch die niedrigen In-
 stinkte der eigenen Sippe in einen Zustand gebracht zu sein, der es einem
 Stärkeren nahelegte, ihnen die angemäße Gewalt wieder abzunehmen.
 Das Reich war ein Zerrbild des konfuzianischen Evangeliums vom reli-
 15 giösen Weltkaisertum. Und dabei war dieses Reich nicht mehr, wie einst
 zur Tschou-Zeit, von politisch wunschlosen Barbarenvölkern umgeben,
 die froh waren, wenn sie als gleichwertige Lehensträger in den Kreis der
 Innen-Staaten aufgenommen wurden (I, 159f.). An der ganzen Nord-
 grenze saßen vielmehr Völker, die lange genug mit den Chinesen in engster
 20 Verbindung gestanden hatten, um von ihnen nicht bloß konfuzianische
 Sozial-Ethik und konfuzianisches Staatsritual, sondern auch politischen
 Ehrgeiz zu lernen. Viele ihrer Vornehmen waren am chinesischen Hofe
 erzogen, hatten mit der chinesischen Sprache den konfuzianischen Kanon
 und die chinesische Geschichte studiert (vgl. oben S. 22), kannten chine-
 25 sische Staatseinrichtungen und eigneten sich chinesische politische Metho-
 den an. Durch die Ansiedlung großer Teile dieser Völker in den Nord-
 Provinzen aber war der neuen Kenntnis eine viel breitere Grundlage
 gegeben, die Stämme, besonders die Hiung-nu, hatten sich staatlich nach
 chinesischem Muster organisiert, sie hatten ein Beamtentum, „dessen
 30 Benennungen“, wie das *Tsin schu* (Kap. 97 fol. 19v⁰) bemerkt, „denen
 der Beamtenschaft des Mittelreiches glichen“. Unter solchen Umständen,
 mit dem Verfall der chinesischen Macht vor Augen, mußten diese taten-
 frohen Völker ganz natürlicherweise den Entschluß fassen, die gegebene
 Lage auszunutzen. Das geschah denn auch an den ganzen Nordgrenzen
 35 entlang, und zwar, wie zu erwarten, zuerst bei den Hiung-nu in Schan-si.
 Hier tritt unter den Tsin ein Geschlecht hervor, das bei der Teilung
 der in Schan-si angesiedelten Hiung-nu in fünf Horden (s. oben S. 31f.)
 die Befehlshaber aller stellte und das seinen Stammbaum auf keinen
 Geringeren als den furchtbaren Mao-tun der frühesten Han-Zeit (I, 328)
 40 zurückführte. Und zwar wollte es aus der Ehe dieses Heros mit der
 chinesischen Prinzessin stammen, die Kaiser Kao ti ihm um 200 v. Chr.
 gesandt hatte (I, 331). Es nahm deshalb das Recht in Anspruch, sich
 mit dem chinesischen Namen Liu, dem Familiennamen der Han, zu be-
 zeichnen. Ob diese behauptete Abstammung der Wahrheit entspricht

oder bloße Ruhmredigkeit war, mag dahingestellt bleiben. Weitere Fabeleien über Herkunft der Liu-Familie, von denen die Chronisten berichten, deuten auf das letztere. Unter Kaiser Wu ti, zur Zeit der Unterwerfung von Wu, trat ein junger Sproß dieses Geschlechts aus der nördlichen Horde Namens Liu Yuan hervor, der durch seine glänzenden 5 körperlichen und geistigen Gaben allgemeine Bewunderung und die besondere Zuneigung des Kaisers fand. Er war ganz chinesisch gebildet, hatte in seiner Jugend bei verschiedenen Lehrern, vermutlich im *kuo tsě hūo*, der Adelsakademie in Lo-yang (s. oben S. 23.), „das *Schi king*, *Yi king* und *Schu king* sowie die Philosophen der Han-Zeit, mit besonderer 10 Vorliebe aber das *Tsch'un-ts'iu* mit dem *Tso tschuan* und die Kriegswissenschaft des Sun Wu und Wu K'i (6. und 4. Jahrh. v. Chr.) studiert“, konnte also auch vom Standpunkte des Konfuzianers aus als ebenbürtig gelten. Von Liu Yuans Lichtgestalt, von seinen Taten und von den Schicksalen seines Geschlechts geben das *Tsin schu* und das *Schi leo kuo* 15 *tsch'un-ts'iu* eine bewegte, stellenweise hoch dramatische Schilderung. Im Jahre 264 kam Liu Yuan als Page an den Hof nach Lo-yang. Wu ti fand viel Gefallen an dem hochgebildeten Jünglinge und zeichnete ihn so aus, daß die Umgebung des Kaisers warnte. „Liu Yuan“, sagten zwei der Würdenträger, „ist nicht von unserer Rasse, also muß auch sein Herz 20 anders sein als das unsrige, man sollte ihn deshalb in seinem Stamme verwenden, zu dem er gehört. Wir sind in Sorgen wegen Eurer Majestät: wenn man das Gesetz der natürlichen Schranken aufhebt, so dürfte es nichts mehr geben, worauf man sich stützen kann.“ (*Schi leo kuo tsch'un-ts'iu* Kap. 1 fol. 4r⁰. Also auch den Konfuzianern war das völkische 25 Empfinden noch nicht so fremd, wie es dies nach ihren Theorien hätte sein müssen.) Als sein Vater Liu Pao starb, wurde Liu Yuan im Jahre 279 Befehlshaber einer Horde. Hier gewann er durch seine musterhafte Verwaltung einen solchen Einfluß, daß er der tatsächliche Leiter aller fünf Horden war, und nach dem Tode von Wu ti im Jahre 290 erhielt 30 er diese Stellung auch amtlich, er führte nunmehr die Bezeichnung „Oberbefehlshaber (*ta tu-tu*) der fünf Horden der Hiung-nu“. Der Kampf der Brüder Ssě-ma unter Hui ti riß ihn sehr bald, sei es mit, sei es ohne seinen Willen, in den Strom der Ereignisse hinein. Als Ssě-ma Ying sich in Ye festgesetzt hatte, suchte er sich die Hilfe des mächtigen und klugen Liu 35 Yuan zu sichern und ließ ihn zu sich kommen. Während dessen bestimmte ein Oheim des letzteren, Liu Süan, die Stammesgenossen in Schan-si, jetzt, wo „das Geschlecht der Ssě-ma sein eigenes Fleisch und Blut vernichtete“, das Joch abzuwerfen und wieder ein freies Volk unter der Herrschaft Liu Yuans als „des großen Schan-yü“ zu werden. Man sandte 40 Botschaft an Liu Yuan nach Ye und bat ihn, zurückzukehren. Ssě-ma Ying aber hielt ihn zurück, und Liu Yuan forderte die Seinen auf, die fünf Horden bis auf weiteres in Bereitschaft zu halten. Als dann Wang Tsün und Ssě-ma T'êng gegen Ye vorrückten (s. oben S. 39), bot Liu

Yuan seine Hilfe an und machte sich anheischig, mit den fünf Horden die Sien-pi und Wu-huan zu verjagen und die Köpfe der beiden Gouverneure einzuliefern. Ssë-ma Ying war einverstanden und ließ Liu Yuan, nachdem er ihn noch zum „Schan-yü des Nordens“ ernannt (vermutlich 5 durch den in Ye befindlichen Kaiser Huiti hatte ernennen lassen), nach Schan-si ziehen. Liu Yuan nahm das ihm von seinen Stammesgenossen übertragene Amt des „großen Schan-yü“ an und zögerte nicht, zu handeln. Über Ssë-ma Ying brach die Katastrophe herein, Liu Yuan sagte verächtlich: „Diesem Manne gegenüber brauchte ein Bruch meines Wortes 10 nicht zu gelten. Er ist feige geflohen und eine wahrhafte Sklavenseele. Aber da er mein Wort hat, so muß ich ihn retten.“ So sandte er seine Truppen gegen die Sien-pi und verhinderte sie an weiterem Vordringen. Liu Süan und die Seinen waren unzufrieden. Die Unterredung zwischen den beiden Männern, die uns die Quellen aufbewahrt haben (*Tsin schu* 15 Kap. 101 fol. 5v⁰ff. und *Schi leo*... Kap. 1 fol. 8r⁰f.), ist kennzeichnend nicht nur für die Auffassungen dieser Persönlichkeiten, sondern für die beiden geltenden Weltanschauungen, den konfuzianischen Universalismus und das völkische Sondergefühl. Die Hiung-nu-Führer erklären: Die Tsin sind unsere wahren Feinde, „sie haben uns wie ihre Sklaven und Leibeigenen be- 20 handelt. Jetzt zerfleischt das Geschlecht der Ssë-ma sich selbst in allen seinen Gliedern, so vernichtet der Himmel es und gibt ihre Macht uns, damit wir das Erbe unseres Ahnen Ho-han-ye (I, 355) wieder übernehmen können. „Die Sien-pi und Wu-huan sind von unserer Art, sie können wir an uns ziehen, warum sollen wir ihnen entgegentreten?“ Liu Yuan er- 25 widert: „Gut habt ihr gesprochen. Aber wo es sich um hochaufragende Berggipfel handelt, wie kann man sich da am Erdhügel mühen? Gibt es für die Berufung des Weltherrschers etwa ein unverrückbares Gesetz? Der große Yü kam von den Jung des Westens, und Wên wang entstammte den I des Ostens (s. I, 76 und 104). Nur von der Tüchtigkeit hängt es ab, 30 wem das Reich gegeben wird. Wir sind alle eines Sinnes, aber die Tsin verstreuen ihre Kraft in allen Richtungen. Sie sind wie ein zerbrochener morscher Baum. Hinauf zur Herrlichkeit des Han-Reiches blicke ich, das die Welt umfaßte und die Herzen der Völker beglückte, es ist mir nicht genug, die Rolle des Hu-han-ye zu spielen. Denn auch ich bin 35 durch meine Ahnfrau ein Sproß des Han-Geschlechts und mit seinen Gliedern als meinen Brüdern verbunden. Sollte nicht, wo die älteren Brüder dahin sind, der jüngere die Reihe fortsetzen? Han wollen wir uns nennen und als Nachfolger im Herrscheramt die Ahnen ehren, indem wir die Sehnsucht der Völker stillen.“ Es war ein neuer, kraftvollerer Träger 40 konfuzianischer Weltgedanken, der so sprach, der chinesisch gebildete Sohn eines „Barbarenvolkes“, der die kümmerlichen Gestalten im „Mittelreiche“ allesamt überragte. Eine neue Periode des Hinauswachsens universalistischer Staatsvorstellungen über völkische Grenzen hatte er eingeleitet. Nichts Geringeres wollte er als das Weltreich der Han neu aufrichten.

Liu Yuan stammte aus dem Norden von Schan-si, der Gegend des heutigen Hin hien, nördlich von T'ai-yuan. Nunmehr, nach Ausrufung seines neuen Han-Staates, verlegte er seinen Sitz nach der „Stadt des linken Staates“ (*tso-kuo tsch'êng*), d. h. in die Gegend des heutigen Yung-ning, westnordwestlich von Fên-tschou in Schan-si. Die fünf Horden standen 5 ungeteilt zu ihm, außerdem aber strömten ihm, wie der Chronist der Tsin zugestehen muß (Kap. 101 fol. 6r⁰), „auch die Fernwohnenden zu Zehntausenden zu“, und zwar, nach dem *Schi leo kuo tsch'un-ts'iu*, „Hu- und Tsin-Leute“, d. h. Hunnen wie Chinesen. Dann berichten die Quellen ausführlich, wie Liu Yuan im Jahre 304 in der südlichen Stadtflur das 10 Himmelsopfer vollzog (I, 130), sich den Titel „König von Han“ (*Han wang*) beilegte und eine kaiserliche Jahresbezeichnung annahm. In der darauf folgenden Verkündigung nennt er die großen Herrscher der Han seine Ahnen, geht die gesamte bisherige Entwicklung des Reiches durch bis zur Gegenwart und zur Selbstvernichtung der Tsin und schließt: 15 „die große Schmach (Verlust des Reiches durch die Han) ist noch nicht abgewaschen, der Gott des Erdbodens hat keinen Opferherrn (vgl. I, 75 und 108); die Galle im Munde tragend (d. h. von Schmerz und Zorn erfüllt) und auf Eis rastend (d. h. in Unruhe und Mißbehagen befindlich), bin ich gezwungen, den Ratschlägen der Gesamtheit zu folgen“. Liu 20 Yuan zeigte, daß die chinesische Erziehung bei ihm ihre Wirkung getan hatte. Dementsprechend gab er auch allen seinen Beamten chinesische Titel.

Der neue Han-Staat nahm rasch an Ausdehnung zu. Mit möglichst milder Hand brachte Liu Yuan die nähere Umgebung unter seine Herr- 25 schaft und begann dann nach mehrjähriger Vorbereitung den Krieg gegen die Tsin. Die Kämpfe der Brüder erleichterten die Aufgabe wesentlich. Im Jahre 307 hatte eine Bande von Abenteurern unter der Führung eines chinesischen Offiziers Namens Ki Sang und eines Hunnen Namens Schi Lo die Stadt Ye überfallen, geplündert und die Bevölkerung niedergemacht 30 oder verschleppt, auch der dort befindliche Gouverneur von Ping tschou, Ssë-ma T'êng (s. oben S. 39), war dabei zu Tode gekommen. Schi Lo war ein Hunne niederer Abkunft aus Schan-si, ein Mann von gewaltigen Körperkräften, der von seinem Freunde Ki Sang diesen chinesischen Namen erhalten hatte. Er war früher von Ssë-ma T'êng mit vielen anderen seiner 35 Landsleute ergriffen und als militärischer Sklave nach Schan-tung verkauft worden, hatte sich aber zu befreien gewußt und Ki Sang angeschlossen. Nach dem Gewaltstreich gegen Ye wurde die Bande von Truppen des in der Macht befindlichen Ssë-ma Yüe aufgerieben, Ki Sang fiel auf der Flucht, und Schi Lo rettete sich zu Liu Yuan. Dieser nahm den noch jugendlichen 40 Krieger freundlich auf und machte ihn zu einem seiner Truppenführer. In den Stürmen der kommenden Zeit sollte er noch eine wichtige Rolle spielen. Nachdem sich Liu Yuans Streitkräfte genügend vermehrt hatten, brach dieser nach Süden auf, eroberte P'u-tschou am Huang ho und

machte sich das ganze südwestliche Schan-si untertan. Im Jahre 308 nahm er den Titel Kaiser (*huang ti*) an. Er richtete seine eigene Verwaltung ein, besetzte die hohen Ämter möglichst mit den Angehörigen seiner Familie und verlieh insbesondere seinen Söhnen die alten klassischen Fürstentitel von Ts'i, Lu u. a. Im übrigen hielt Liu Yuan sich vorläufig zurück, um die Entwicklung der Dinge nicht zu überstürzen und Herr der Lage zu bleiben. Er verlegte seine Hauptstadt nach P'ing-yang, während seine Truppenführer nach dem Süden des Gelben Flusses vorstießen und dort Fuß zu fassen suchten. Diese Kämpfe währten mehrere Jahre. Schi Lo operierte in den Grenzgebieten von Schan-si und Tschili und nahm mehrere Plätze in der Gegend des heutigen Schun-tê und Tschêng-ting; Wang Mí, ein anderer Heerführer, und Liu Yuans Sohn Liu Ts'ung nahmen gemeinsam den wichtigen Platz Hu kuan am Westhang des T'ai-hang-Gebirges und versuchten, gegen Lo-yang vorzugehen. Aber hier stießen sie auf energischen Widerstand, der von Ssê-ma Yüé, dem Oberbefehlshaber der Heere von Tsin, geleitet wurde, und nach schweren Niederlagen mußten sie über den Huang ho zurückweichen. Ein zweiter, mit größeren Kräften unternommener Versuch, die Hauptstadt am Lo zu nehmen, mißlang nach langen, blutigen Kämpfen ebenfalls. Die Orakel verkündeten Liu Yuan, daß erst „wenn das Jahr in den Zeichen *sin-weï* stände (d. h. im Jahre 311), Lo-yang genommen werden würde“. Der vorsichtige Thronanwärter folgte dem Wink: er blieb in P'ing-yang und baute seinen jungen Staat weiter aus, verwaltungstechnisch und territorial. Der Zuwachs an Land war über alles Erwarten groß und vollzog sich leicht. Während des Jahres 309 unterwarfen sich dem General Wang Mi und dem neuen Han-Reiche große Teile von Ho-nan, Schan-tung, dem nördlichen An-hui und Kiang-su, ja selbst von dem nördlichsten Hu-peí. „Zehntausende von Familien“, sagt das *Schi leo kuo tsch'un-ts'iu* (Kap. 1 fol. 16v⁰ f.) „die hier wohnten, waren so verelendet, daß sie die Städte in Brand steckten und die hohen Beamten (der Tsin) erschlugen, um Wang Mi zu Willen zu sein“. Nur das nordliche Ho-peí, die Gegend des heutigen Pao-ting und Peking, sowie das nördliche Schan-si, von T'ai-yuan nach Osten, d. h. im wesentlichen die beiden Tsin-Provinzen Yu tschou und Ping tschou (s. oben S. 34), blieben noch frei von der Herrschaft des Han-Staates. Hier aber saßen ebenfalls an den Grenzen teils Hiung-nu, teils Sien-pi-Stämme, und die beiden Gouverneure Liu Kun in Ping tschou und Wang Tsün in Yu tschou konnten ihre Befugnisse nur noch über ein beschränktes und gefährdetes Gebiet ausüben. Es ist leicht zu begreifen, daß überall in den Provinzen die Bevölkerung der Bruderkämpfe der Tsin müde war und sich der aufsteigenden Macht des Nordens zuwandte, deren klassischer Name Erinnerungen an eine vergangene große Zeit wachrufen mußte. Wer fragte danach, ob die neuen Herrscher von „fremdem“ Stamme waren? Und was war „fremd“ in der konfuzianischen Welt, wo nur das Glück des Volkes bestimmend war? Liu Yuan genoß bereits den Ruf, milde und menschen-

freundlich bei seinen Eroberungen zu sein und nur den Sturz der Familie Ssë-ma, nicht aber die Unterdrückung des armen Volkes zu wollen, wie das *T'ung-kien* von ihm rühmend hervorhebt. Ohne erhebliche Kämpfe wurde der Sitz der kaiserlichen Zentrale eingekreist, es war nur eine Frage kurzer Zeit, daß sie fiel. Liu Yuan wußte, daß dieser Fall, den er mit den 5 Waffen nicht hatte erzwingen können, im Laufe der Entwicklung von selbst eintreten mußte. Aber selbst sehen sollte er ihn nicht mehr: im Sommer des Jahres 310 starb er nach kurzer Krankheit. Sein zunächst erbberechtigter Sohn Liu Ho wurde sein Nachfolger. Er war ebenfalls chinesisch erzogen und ein mißtrauischer, hartherziger Mensch. Sein Bruder Liu 10 Ts'ung, der des Vaters begabtester und fähigster Helfer gewesen war, erregte infolge der Einflüsterungen neidischer Verwandter seinen Verdacht. Er machte den übrigen Generalen davon Mitteilung, wurde aber von ihnen gewarnt, etwas gegen Liu Ts'ung zu unternehmen. Die Gegenpartei ging darauf zum Angriff über, ein Kampf entspann sich, Liu Ts'ung, rechtzeitig 15 in Kenntnis gesetzt, war den Verleumdern überlegen, sie wurden sämtlich niedergemacht, mit ihnen Liu Ho selbst. Liu Ts'ung übernahm nunmehr die Regierung und setzte das Werk des Vaters fort.

Während Schi Lo und Wang Mi aufs neue ihre Unternehmungen gegen das Huang-ho-Tal und Lo-yang begannen, bereitete sich auch in Schan-si 20 und Tschili der Fall der letzten Reste der Tsin-Herrschaft unter dem Andrängen des nordischen Eroberers vor. Im Jahre 310 unterwarfen sich die im Norden von T'ai-yuan wohnenden Hiung-nu und ein ihnen benachbarter Stamm der Sien-pi dem Han-Hause, und Liu Kun, wohl in Erinnerung an den alten chinesischen Grundsatz, die Barbaren mit Barbaren zu 25 bekämpfen, wandte sich, da seine Stellung nunmehr gefährdet war, an den Schan-yü des Volkes der T'o-pa um Hilfe, das gleichfalls der Gruppe der Tung-Hu-Stämme angehörte und in den alten Sitzen der Hiung-nu am Yin schan wohnte (s. oben S. 32). Der Schan-yü rückte daraufhin durch das Becken von Ta-t'ung (I, 25) nach Süden vor und brachte den 30 Feinden seines chinesischen Verbündeten eine schwere Niederlage bei. Zur Belohnung wurde er vom Kaiser Huai ti zum „Herzog von Tai“ ernannt und erhielt die Provinz Tai, d. h. den nördlichen Teil von Schan-si, die Gebiete des heutigen So-p'ing und Ta-t'ung zu Lehen. Da aber diese Neuerwerbung von den eigentlichen Wohnsitzen der T'o-pa zu weit getrennt 35 war, so wurde die Verbindung durch eine erhebliche Abrundung hergestellt, so daß schließlich, wie die Wei-Annalen (Kap. 1 fol. 7v^o) angeben, „ein Gebiet von mehreren hundert *li* abgetreten, und eine Bevölkerung von 100000 Familien dorthin übergeführt wurde“. Damit war eine neue bedeutende Fremdmacht in das chinesische Gebiet hereingezogen worden. 40 Sie blieb aber zunächst noch mit dem chinesischen Gouverneur verbündet. Wang Tsün in dem fernen Yu tschou stand ebenfalls auf einem verlorenen Posten. Eingeschlossen von allen Seiten durch die Sien-pi-Stämme und die eroberten Gebiete der Han, saß er auf einer Insel der versinkenden

Tsin-Macht, die aber jederzeit von der türkisch-tatarischen Flut überspült werden konnte.

Einstweilen indessen richtete Liu Ts'ung von Han seine gesamte Kraft nach Süden gegen den Sitz der kaiserlichen Dynastie. In Lo-yang führte
 5 Huai ti ein schwaches Regiment. Er mag von dem besten Willen geleitet gewesen sein, aber das Verderben seines Hauses und die gesamte politische und militärische Lage waren bereits jenseits der Linie, wo noch eine Rettung möglich war. Selbst wenn die Verblendung am Hofe der Tsin geringer gewesen wäre als sie es war, hätte das, was die letzten Jahre ge-
 10 schehen war, nicht mehr ausgeglichen werden können. Die leitende Persönlichkeit war Ssë-ma Yüe, der längst nach Lo-yang zurückgekehrt war, ein entschlossener Mann, aber ebenfalls machtlos gegenüber den Intriguen in der Umgebung des schwachen Monarchen. Die Generale Liu Ts'ungs, Wang Mi, Liu Yao und Schi Lo, sollten von der einen Seite, Hu-yen Yu
 15 von der anderen in das Tal des Lo eindringen und die Hauptstadt nehmen. Ssë-ma Yüe hatte sich entschlossen, mit einem Aufgebot von 40000 Mann den zuerst genannten entgegenzutreten, aber während er abwesend war, gewannen seine Gegner in Lo-yang das Ohr des Kaisers, sie verklagten ihn, und Huai ti gab ihn im Jahre 311 preis. Zunächst wurden seine Freunde
 20 festgenommen und hingerichtet. Als Ssë-ma Yüe von den Vorgängen hörte, ergriff ihn Verzweiflung, er legte den Oberbefehl nieder und starb von der Aufregung. Als man die Leiche nach seinem Lehensgebiete schaffen wollte, überfiel Schi Lo den Zug und ließ die gesamten Würdenträger niedermachen. Nach den Tsin-Annalen (Kap. 5 fol. 7v⁰) sollen über
 25 100000 Menschen dabei umgekommen sein. Lo-yang lag nunmehr wehrlos vor den Waffen der Han-Truppen. In der Stadt herrschte Hungersnot und Verzweiflung. Hu-yen Yu langte zuerst vor den Mauern an und legte Feuer an die Tore, Wang Mi, Liu Yao, ein entfernter Neffe Liu Yuans, und Schi Lo folgten bald, die Heere drangen in die unverteidigte Stadt
 30 und richteten ein fürchterliches Blutbad an. Paläste, Tempel und Amtsgebäude gingen in Flammen auf, mehr als 30000 Menschen, darunter alles, was an Vornehmen und hoher Beamten noch vorhanden war, wurden umgebracht. In der Geschichte des chinesischen Schrifttums wird dieser Brand des Palastes von Lo-yang, in dem die gesamten literarischen
 35 Sammlungen mit zugrunde gingen, als die vierte der großen Bücherkatastrophen bezeichnet, wie die frühere Zerstörung der Stadt und des Palastes im Jahre 191 (I, 422), etwas willkürlich, als die dritte gilt. Es ist zweifelhaft, ob Liu Yuan ein solches Verfahren gebilligt haben würde, Liu Ts'ung, der ebenfalls im konfuzianischen Kanon wohl Be-
 40 scheid wußte, scheint weniger empfindsam gewesen zu sein. Kaiser Huai ti hatte versucht, die Stadt zu verlassen und nach Tsch'ang-ngan zu flüchten, wurde aber ergriffen und samt den kaiserlichen Staatsiegeln nach P'ing-yang geschickt. Liu Ts'ung behandelte ihn zunächst gnädig und verlieh ihm einen Herzogstitel. Das Jahr 311 hatte sich in

der Tat, dem Orakel entsprechend (s. oben S. 44), als verhängnisvoll für die Tsin erwiesen.

Nach dem Falle von Lo-yang wurde der Angriff auf Tsch'ang-ngan erwogen, wo der General Ssë-ma Mu von Tsin die Herrschaft führte. Der Unterbefehlshaber Tschao Jan, der zur Verteidigung des Wei-Tales nach 5 Osten entsandt wurde, unterwarf sich mit seinen Truppen den Han und erhielt von Liu Ts'ung einen hohen Rang. Nunmehr wurde der Zug gegen die zweite Hauptstadt unverzüglich unternommen. Noch im Jahre 311 rückte der neue Renegat von Tsin mit den Generalen Liu Ya, Liu Ts'an, einem Sohne Liu Ts'ungs, und Liu Yao in das Wei-Tal ein; die Stadt war 10 außerstande sich zu verteidigen, „die Speicher waren leer, die Truppen entwichen und zerstreut“, Ssë-ma Mu ergab sich in der Hoffnung, dadurch größeres Unglück abzuwenden. Er vertraute sein Leben dem Verräter Tschao Jan an, dieser lieferte ihn Liu Ts'an aus, der Erbarmungslose ließ ihn samt seinem Sohne hinrichten. Als Liu Ts'ung ihm wegen dieser Tat 15 Vorhaltungen machte, erwiderte er: „Ich habe Ssë-ma Mu nicht getötet, weil er den Willen des Himmels zu spät erkannte, sondern weil das Geschlecht der Tsin, das Herz und Seele der Not in Lo-yang war, nicht zu sterben vermochte und so ein Gegenstand des Hasses im ganzen Reiche wurde, darum habe ich ihn gestraft“ (*Tsin schu* Kap. 102 fol. 3v⁰), eine 20 Bemerkung, die das Maß der Verachtung erkennen läßt, der die unselige Familie anheimgefallen war. Im Wei-Tale muß das Elend furchtbar gewesen sein, wenn die Schilderung des *Schi leo* . . (Kap. 2 fol. 6v⁰) auf Wahrheit beruht: „Westlich der Pässe bedeckten infolge der Hungersnot die bleichenden Knochen das Land, von der Bevölkerung waren nur noch 25 ein bis zwei vom Hundert übrig.“ Die Tsin-Herrschaft war für den Untergang längst reif geworden, der Verlust der beiden Hauptstädte besiegelte ihr Schicksal.

Indessen auch bei den Han-Herrschern entwickelte sich nicht alles so planmäßig weiter wie bisher. Man merkt nur zu deutlich, daß der große, 30 weit schauende und vornehm denkende Geist Liu Yuans fehlte. Liu Ts'ung zeigte zunächst einige Züge des Vaters: Entschlossenheit, Tapferkeit, Ritterlichkeit, aber mehr und mehr traten Wildheit und Zügellosigkeit an ihre Stelle, die steigende Macht rief zeitweilig einen rohen Zäsuren-wahnsinn hervor. Die unbedeutendsten Anlässe bewirkten Zornaus- 35 brüche, unter deren Gewalt er unmenschliche Grausamkeiten beging. Den unglücklichen Huai ti, den er zuerst ritterlich aufgenommen hatte, pflegte er später zu demütigen, indem er ihn die niedrigsten Dienste verrichten ließ. Bei einem Neujahrsbankett im Jahre 313 tobte er wieder in einem Wutanfall, und diesmal fiel ihm auch der gefangene Kaiser zum 40 Opfer: Liu Ts'ung tötete ihn oder ließ ihn töten. Liu Yuans weltpolitische Pläne durchzuführen, fehlte dem Sohne die staatsmännische Klugheit des Vaters. Man sucht vergebens in den Annalen nach einem ernsten Versuch, die Verwaltung in den eroberten Provinzen zu ordnen und das

verelendete und verängstigte Volk durch weise Fürsorge der neuen Herrschaft geneigt zu machen. Anstatt die höheren Beamten der Tsin in Lo-yang und Tsch'ang-ngan auszurotten, wäre es politisch klüger und bei der Lage der Dinge auch leicht möglich gewesen, sie für die neue Verwaltung zu gewinnen. Die Hunnen verstanden zu kämpfen und zu erobern, aber nur selten das Gewonnene zu halten und zu pflegen. Auch innere Uneinigkeit, wie sie den Hiung-nu schon früher wiederholt verhängnisvoll geworden war (I, 353ff., 393), begann wieder ihr unheilvolles Werk. Nach der Eroberung von Tsch'ang-ngan brach der schon lange heimlich glimmende Zwiespalt zwischen dem General Wang Mi, einem Chinesen aus Schan-tung, und seinem hunnischen Kampfgefährten Schi Lo zu offener Flamme aus. Eifersucht und vielleicht auch Rassenabneigung waren die Ursachen des Zwistes; Wang Mi versuchte, Schi Lo zu einer hochverräterischen Haltung zu verleiten, dieser merkte die List und erschlug den Verführer bei einem Gastmahl mit eigener Hand. Und während im Süden die Herrschaft der Tsin zusammenbrach, erstanden den Han im Norden neue Feinde und brachten sie in eine kritische Lage. Liu Kun und sein Verbündeter, der Scha.-yü der T'o-pa, mit dem ihn Blutsbrüderschaft verband (s. oben S. 45.), versuchten im Jahre 312 in das Becken von T'ai-yuan vorzustoßen, um dann auf der Straße am Fên ho durch das Lößgebiet in das von P'ing-yang (I, 25) einzudringen und dort die Macht von Han an der Wurzel zu treffen. Liu Yao trat den Angreifern in den Bergen östlich von T'ai-yuan entgegen, wurde aber von den T'o-pa-Truppen zurückgeworfen und selbst schwer verwundet; die Gegner folgten und westlich von der heutigen Stadt T'ai-ku erlitt der zweite Führer, Liu Ts'an, eine schwere Niederlage. Das Becken von T'ai-yuan wurde besetzt, aber der Sieg nicht ausgenutzt. Die T'o-pa waren zu einer weiteren Verfolgung nicht zu bewegen, Liu Kun blieb in T'ai-yuan, der Schan-yü kehrte zurück, die Katastrophe war abgewendet. Auch im Süden standen die Dinge nicht gut. Das eroberte Tsch'ang-ngan wurde offenbar von den Truppen der Han nur lässig bewacht, denn nur so war es möglich, daß der Gouverneur von Yung tschou im Wei-Tale bei Fêng-siang, Kia Ya, Tsch'ang-ngan im Jahre 312 durch einen Handstreich wiedernehmen und den herbeieilenden General Liu Ts'an aus dem Wei-Tale hinausdrängen konnte. Nun beschlossen eine Anzahl von treu gebliebenen Würdenträgern der Tsin, Gouverneure der Gebiete von Sud-Honan und An-hui, sowie geflüchtete Beamte der Hauptstadt, den Prinzen von Ts'in (秦), Ssé-ma Ye, der rechtzeitig aus Lo-yang nach Jung-yang (halbwegs zwischen den heutigen Städten Ho-nan und K'ai-fêng) geflohen war, als Kaiser einzusetzen, vorläufig als Stellvertreter, bis man Entscheidendes über das Schicksal des fortgeführten Huai ti gehört hätte. In armseligstem Zustande wurde der neue Himmelssohn in das zerstörte Tsch'ang-ngan zurückgeführt, wo ihm eine nur kurze Regierung beschieden war. Er wird in den Annalen als Min ti, „der bemitleidenswerte Kaiser“ (vgl. oben S. 5) geführt. Wenn schließlich vom Jahre 314 ab wieder eine

Erleichterung der Lage für Liu Ts'ung eintrat, so war dies ausschließlich das Verdienst des mit allen Mitteln der List und Gewalt wirkenden Schi Lo. Im Nordosten saßen noch immer die beiden bisher den Tsin treu gebliebenen Statthalter, Liu Kun und Wang Tsün, „aus der Entfernung einer Armlänge blickten sie spähend der Regierung in P'ing-yang auf die Finger“, 5 sagt das *Schi leo* . . . (Kap. 2 fol. 17r⁰). Aber abzuwenden war ihr Schicksal auf die Dauer nicht mehr. Nachdem Schi Lo den General Wang Mi wegen seines angeblichen Anschlages ermordet hatte, war er zum Militär-Gouverneur von Ping tschou und Yu tschou (Nord-Schan-si und Nord-Tschi-li) ernannt worden, d. h. eben jener beiden Provinzen, die von den 10 Genannten verwaltet wurden. Wang Tsün, nach den Angaben der Tsin-Annalen (Kap. 104 fol. 16r⁰) ein verschwenderischer, zügelloser und brutaler Mann, sah, wie das Geschick der Tsin sich vollendete, und begann, seine Selbständigmachung vorzubereiten. Schi Lo, der sich vielleicht ebenfalls schon mit größeren Plänen trug, beschloß, das ganze damals noch 15 entlegene Gebiet, wo das heutige Peking liegt, an sich zu bringen. Er erwarb sich durch einen infamen Akt der Heuchelei das Vertrauen von Wang Tsün, indem er sich ihm für seine Absichten zur Verfügung stellte, und überfiel dann den Arglosen in der Stadt Yu (Peking), ließ ihn nach seiner Residenz Siang-kuo, dem heutigen Schun-tê im südlichen Tschi-li, 20 bringen und öffentlich hinrichten. Reiche Belohnungen in Gestalt weitgehender Machtbefugnisse und ausgedehnter Lehen wurden Schi Lo von dem dankbaren Liu Ts'ung zuteil. Aber eine ganze Reihe von kleineren Kämpfen war doch noch gegen einzelne Städte in den Grenzgebieten von Tschi-li und Schan-si zu führen, und schließlich, als der Präfekt von Lo-p'ing 25 am Westabhange der T'ai-hang-Berge Liu Kun um Hilfe gegen Schi Lo bat, entschloß sich der den Tsin treu ergebene Statthalter, diesmal auf sich allein gestellt, da seine Verbündeten, die T'o-pa, durch innere Streitigkeiten in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt waren, zu dem Versuch, mit einer größeren Streitmacht den Bedränger unschädlich zu machen. Das 30 Unternehmen mißlang aber, Schi Lo vernichtete das gegen ihn gesandte Heer, auch die Provinz Ping tschou unterwarf sich dem neuen Gewalthaber, und Liu Kun flüchtete zu einem Fürsten der Sien-pi Namens Tuan-p'i-ti, der sich ihm wiederholt genähert hatte und nun mit ihm Blutsbrüderschaft schloß. Beide standen im Jahre 317 im Begriff, gemeinsam den 35 Kampf gegen Schi Lo wieder aufzunehmen, als Tuan-p'i-ti, vermutlich durch die Ereignisse im Wei-Tale (s. unten) veranlaßt, bedenklich wurde, ob er, entgegen der Stimmung seines eigenen Volkes, mit den Chinesen noch gemeinsame Sache machen dürfe. Verschiedene Intriguen verschärften die entstehende Spannung, und schließlich wurde im Jahre 318 40 der unbequem gewordene Vertreter der machtlosen Tsin von den Sien-pi umgebracht. Damit war das ganze Gebiet östlich und nördlich vom Huang ho bis zum Becken von Ta-t'ung und den Randgebirgen der Peking- Ebene den Han unterworfen.

Währenddessen hatte der Anhang des neuen Kaisers Min ti in Tsch'ang-ngan die Lage nach Kräften zu befestigen gesucht. Liu Yao und seine Kreatur Tschao Jan brachen, um das Versäumte gut zu machen, im Jahre 314 in Tsch'ang-ngan ein, dem Kaiser gelang es zu fliehen, aber die unglückliche Stadt mußte neue Plünderungen und Brandstiftungen über sich ergehen lassen. Noch einmal gelang es herbeieilenden Truppen, die Angreifer zu vertreiben (Tschao Jan verlor das Leben dabei), und eine Zeit lang glaubte man in Tsch'ang-ngan, mit Hilfe des Schan-yü der T'o-pa, I-lu, des „Herzogs von Tai“, die Lage meistern zu können. Auf den Rat 10 Liu Kuns erhielt der begehrte Bundesgenosse den Titel „König von Tai“, aber I-lu starb im Jahre 316, und die T'o-pa machten sich, wie bemerkt, durch die danach einsetzenden Erbfolgekämpfe selbst unfähig zum Handeln, so entfiel auch diese letzte Stütze. Im Jahre 316 kehrte Liu Yao mit stärkeren Streitkräften zurück und schnitt die Stadt von aller Zufuhr ab. 15 Abwehrkämpfe wurden versucht, aber Hungersnot und Verzweiflung lähmten die Kräfte; mehrere Monate hielt man aus, dann war das unvermeidliche Ende da: im Winter begab sich der Kaiser, um Gnade bittend, in das Lager Liu Yaos, dieser ließ ihn samt seinen Generälen, wie einst seinen Vorgänger, nach P'ing-yang schaffen. Liu Ts'ung handelte, wie 20 es von ihm zu erwarten war: er fügte zum Unglück den Spott und ernannte den Gefangenen zum „Fürsten der Friedensheischung“ (*huai-ngan hou*). Die Komödie währte nicht lange: am Ende des Jahres 317 ließ er den entthronten „Himmelssohn“ Dienste als Aufwärter bei Tische tun, wenige Tage danach überantwortete er ihn dem Henker, angeblich, weil ihm Gerüchte über einen Befreiungsversuch von seiten der Führer der Tsin-Truppen hinterbracht worden seien, in Wirklichkeit wohl mehr wegen der Ereignisse im Süden. Auch der letzte Versuch, die Herrschaft der Tsin gegen die hunnischen Han zu halten, war kläglich gescheitert. Das Jahr darauf starb auch Liu Ts'ung, sein Geisteszustand scheint schließlich 30 völlig anormal gewesen zu sein.

Die Tsin haben den Versuch, in den zerstörten Hauptstädten wieder Fuß zu fassen, nicht mehr erneuert. Aber das Spiel verloren gaben sie doch nicht. Wir sahen, daß Liu Yuans weise Mäßigung beträchtliche Teile der Südprovinzen bis weit in das Stromgebiet des Huai hinein veranlaßt hatte, sich der neuen Herrschaft der Han zuzuwenden (s. oben 35 S. 44), aber Liu Ts'ung war nicht der Mann, das so Erworbene zu halten, und von den Städten im Huang-ho-Tale und südlich davon waren manche noch Stützpunkte der Tsin. Liu Ts'ung hatte im Frühjahr 317 seinen Vetter Liu Tsch'ang beauftragt, in den Gegenden südlich von Lo-yang die 40 Streitkräfte der Tsin unschädlich zu machen. Er stieß hier auf den Gouverneur von Jung-yang (s. oben S. 48), Li Kü, der sich bei dem heutigen Sin-tschêng, südwestlich von K'ai-fêng, verschanzt hatte. Durch eine Reihe von Listen wußte dieser seine völlig demoralisierten Truppen zu einem überraschenden Angriff gegen die nichts ahnenden Hunnen zu be-

wegen und ihnen eine völlige Niederlage beizubringen, so daß Liu Tsch'ang selbst nur mit Mühe sich durch die Flucht retten konnte. Dieser Erfolg gab den Tsin neuen Mut, und wenige Wochen später erhoben eine Anzahl der treu gebliebenen Würdenträger, unter denen sich auch hohe chinesische Titel führende Fürsten der Wu-huan und der Sien-pi (z. B. Liu Kuns Freund 5 Tuan-p'i-ti — s. oben S. 49 — und der früher erwähnte Mu-jung Hui — s. oben S. 33 —) befanden und denen jetzt, nach ihren Reden zu schließen, die ganze Schmach der Lage zum Bewußtsein gekommen zu sein schien, den Prinzen Ssě-ma Jui, der Überlieferung zufolge (s. unten) einen Urenkel von Ssě-ma I (s. oben S. 11ff.), der während der letzten Jahre Statthalter 10 von Yang tschou (dem unteren Yang-tsě-Gebiet) gewesen war, auf den verwaisten Thron, aber zunächst mit dem Titel „König von Tsin“ (*Tsin wang*), bis zu dem Augenblicke, wo man vom Tode des Kaisers in P'ing-yang Kunde erhielt. Von da ab (318) regierte er als Himmelssohn, und als solcher ist er unter dem Namen Yuan ti bekannt. Gleichzeitig entschloß 15 dieser sich zu einem Schritte, der durch die Entwicklung im Norden eine unumgängliche Notwendigkeit geworden war, der aber einen neuen Abschnitt in der Geschichte des Reiches, einen Schritt aus der geheiligten Überlieferung hinaus bedeutete: er verlegte die Hauptstadt des Reiches aus dem Bereich der neuen hunnischen Macht, hinweg von dem einundein- 20 halbes Jahrtausend hindurch als Mittelpunkt des „Mittelreiches“, als Sitz der „heiligen Herrscher“, als Ausgang und Wiege der überkommenen Weltweisheit angesehenen Boden im Wei- und Huang-ho-Tale nach dem Süden zum Yang-tsě, nach dem ehemaligen Barbarenstaate Wu, und zwar nach der Stadt Kien-ye, die zur Zeit der drei Reiche der König von Wu zu 25 seinem Sitze gemacht (s. oben S. 8), und wo Yuan ti selbst als Statthalter residiert hatte, d. h. nach dem heutigen Nanking, oder, wie es jetzt auch heißt, Kien-k'ang. Damit hatte die Eroberung des Nordens durch die Hunnen ihren deutlichsten Ausdruck erhalten: die chinesische Herrschaft wanderte aus nach dem Süden. 30

Die Gründung des hunnischen Han-Staates auf chinesischem Boden bildet ein gewichtiges Moment in der weiteren Geschichte des Reiches, vielleicht ein ebenso gewichtiges wie die Gründung des westgotischen Reiches in den römischen Provinzen (s. oben S. 36) hundert Jahre später. Wie weit die konfuzianische Staatsethik um jene Zeit nach Süden vorge- 35 drungen war, können wir schwer feststellen, nach Norden zu aber greift sie jetzt mächtig aus. Die Siedlungspolitik der Tsin hat ihr dabei den Weg bereitet. Die Fürsten und Adligen der hunnischen und tungusischen Völker erhalten in der Hauptstadt ihre Erziehung und erwerben damit natürlich auch die Kenntnis chinesischen Schrifttums und konfuzianischer 40 Staatsweisheit. Mit dieser Kenntnis kehren sie zu ihren Völkern zurück, und es ist nur natürlich, daß sie das Bestreben haben, sie nach dem geschauten Muster in konkrete Formen zu gießen. Daß der Erste, der dies versucht, ein Hiung-nu ist, kann bei der hohen Begabung und dem poli-

tischen Sinn dieses Volkes nicht überraschen, zumal wenn die handelnde Person ein Mann von der Bedeutung Liu Yuans ist. Auferzogen in den Lehren des konfuzianischen Universalismus und getragen von dem Bewußtsein seiner, vielleicht nur vermuteten, Abstammung von dem schon 5 halb verklärten glänzenden Geschlecht der Han, fühlt er den Beruf in sich, den von den Tsin offensichtlich verwirkten Auftrag des Himmels zu übernehmen. Seine Rede an die Hiung-nu-Fürsten (s. oben S. 42) zeigt deutlich, daß er nicht, wie diese, einfache Lossagung vom Staate der Tsin erstrebt, sondern daß er der neue Himmelssohn sein will. Hier hat der uni-

10 versalistische Gedanke bereits Wurzel geschlagen, während die übrigen Volksgenossen, vom Rassegefühl bewegt, nur die eigene Sondergemeinschaft, frei von allem Chinesentum, wünschen. In ihnen lebt das natürliche völkische Gefühl noch ungehemmt, und auch die Nachkommen Liu Yuans stehen wieder unter seinem Zwang. Der vorzeitige Tod dieses unge-

15 wöhnlichen Mannes hat das große Unternehmen nicht ausreifen lassen, aber er hat zuerst den Weg betreten, den später viele Andere nach ihm gegangen sind, den jedoch nur Wenige bis zum Ziele verfolgen konnten. Die konfuzianische Orthodoxie hat die Bedeutung von Liu Yuans Staatsgründung klar erkannt, und sie hat sich auf ihre Weise dazu gestellt. Das

20 *Fa-ming* des *Kang-mu* (I, 268) ruft bei der Aufzeichnung: „Liu Yuan legte sich den Titel König von Han bei“ (s. oben S. 43) erregt aus: „Wahrhaftig, das war der Anfang davon, daß die Barbaren sich König und Kaiser nannten!“ Es setzt dann eingehend auseinander, daß im Altertum die Barbarenfürsten, wenn sie sich Verdienste erworben hatten, zu chinesischen

25 Lehensfürsten ernannt wurden, und daß, wenn sie sich den Titel König (*wang*) beilegte, sie von dem Heiligen (d. h. Konfuzius) im *Tsch'un-ts'iu* immer als Barbaren behandelt wurden. Überdies habe sich dieser ungesetzliche Titel auch immer nur auf ihren eigenen Staat bezogen, „niemals aber haben sie Land des Mittelreiches zu ihrem Staate, Menschen des Mittel-

30 reiches zu ihren Untertanen, Titel des Mittelreiches zu ihren Titeln gemacht. Wenn solches jetzt mehrere Jahrzehnte hindurch geschieht, so ist der Anfang dazu von Liu Yuan gemacht worden“ (Kap. 17 fol. 52^v, zu *jung-hing* 1. Jahr). Der konfuzianische Dogmatiker merkt nicht, wie er mit dem Wesen des Universalismus in Widerspruch gerät: für den Universalis-

35 mus darf es keine Rassenfrage geben, der „Barbar“, der der Lehre des „Heiligen“ folgt, ist kein Barbar mehr und darf die gleichen Ansprüche erheben wie der Mann des „Mittelreiches“. Liu Yuan hat diesen Anspruch zu Recht in seiner Rede erhoben und er hatte zum mindesten die gleiche Befugnis, nach dem Throne des Zentralherrschers zu streben, wie einst die

40 Tsin, die ihn durch verbrecherische Gewalttaten erwarben und jetzt durch ihr Verhalten das Anrecht darauf verwirkt hatten, trotz allem aber von den Dogmatikern als „legitim“ angesehen werden. Als das *Fa-ming* geschrieben wurde, saßen ebenfalls „Barbaren“ im Norden auf dem Throne. Liu Yuans Beispiel hat, wie wir sehen werden, bei den angesiedelten Völkern

des Nordens und Westens zahlreiche Nachahmer gefunden, aber freilich keiner von ihnen war so vom Gedanken des Universalismus erfaßt wie er, in ihnen allen lebte noch die völkische Urkraft, die dem Konfuzianismus widerstrebte, bis sie von ihm gelähmt, besiegt wurde; sie wollten den Individualstaat auf chinesischem Boden, er wollte die Weltherrschaft wie seine 5 Ahnen, die Han. Und noch eine weitere Wahrheit kündet uns die Geschichte von Liu Yuan. Die völkische Urkraft, die sich dem universalistischen Gedanken nicht fügen will, lebt nicht bloß in den Herzen jener Hiung-nu, die ihrem konfuzianisch denkenden Führer murrend erklären, daß die Sien-pi „von ihrer Art“, die Chinesen aber Fremde und natürliche Feinde 10 seien, sondern sie lebt auch in den chinesischen Würdenträgern, die von Liu Yuan sagen, daß er von anderer Rasse, also auch von anderem Sinne sein muß. Es ist möglich, daß alle diese Reden nie oder nicht in dieser Form gehalten sind, wohl aber ist es unbezweifelbar, daß die chinesischen Chronisten des 6. und 7. Jahrhunderts, die sie aufgezeichnet haben, noch 15 von den völkischen Empfindungen getragen waren; dreihundert Jahre früher kann es nicht anders gewesen sein. „Wo Bildung herrscht, gibt es keine Rassen“, hatte Konfuzius gelehrt (*Lun-yü* XV, 38), d. h. die Sittlichkeit gibt den Vorrang, nicht die Rasse. Es war noch weit bis zur Verwirklichung dieses Grundsatzes. 20

Mit der Eroberung des Nordens durch die „Barbaren“ beginnt eine neue Phase der Entwicklung: der Mittelpunkt des Chinesentums verschiebt sich nach Süden, eine zeitweilige politische Niederlage, aber im weiteren Verlauf eine gewaltige Ausweitung des inneren Weltkreises, indem nunmehr die weiten Gebiete südlich vom Yang-tsë festeren Anschluß an das 25 Zentrum erhalten. Der Konfuzianismus aber beginnt, Alles, den Süden und den weiten Norden und Westen, in den Bann seines angleichenden Wirkens zu ziehen.

Drittes Kapitel.

Getrennte Entwicklung in Nord und Süd.

a) Der Norden: Völkische Neubildungen.

Die „sechzehn Staaten“.

Die chinesische Geschichtsschreibung pflegt die Tsin-Dynastie, so lange sie in Lo-yang und Tsch'ang-ngan ihren Sitz hatte, als die „westliche“, von ihrer Abwanderung nach Nanking ab als die „östliche“ zu bezeichnen. Diese Art der Scheidung ist für unsere geschichtliche Anschauung un-
5 rechtigt. Lo-yang und Nanking liegen allerdings auf einer nordwest-südöstlichen Linie, aber eine solche rein planimetrische Betrachtung sieht an der wirklichen Sachlage vorbei. Lo-yang gehört der Welt des Nordens, Nanking der des Südens an (I, 3). Die chinesische Scheidung hat indessen vermutlich einen tieferen Grund. Die konfuzianische Geschichtsschreibung
10 hält an der Fiktion fest, daß „die Tsin das Weltreich besaßen“ (so bemerkt der Kommentator Hu San-sing ausdrücklich im *T'ung-kien*), und daß die neuen Staatsbildungen im Norden während des 4. Jahrhunderts lediglich Rebellionen innerhalb des Reiches waren. Mit dem Fall der Tsin-Dynastie im Jahre 420 wird die Fiktion von der Reichs-Einheit
15 unhaltbar, da die wirkliche Macht bei den großen tartarisch-tungusischen Reichen des Nordens liegt, im Süden aber, im Yang-tsö-Gebiet, die Herrschaft, selbst in ihrer räumlichen Beschränkung, rasch von einer Dynastie zur anderen übergeht. Die Geschichtsschreiber sehen sich unter diesen Umständen gezwungen, von 420 ab eine Teilung des — in Wirklichkeit
20 längst nicht mehr vorhandenen — Reiches zuzugeben, und sprechen deshalb von einer Periode der *Nan-peï tsch'ao*, d. h. „Dynastien des Südens und Nordens“. Dabei gelten die Dynastien des Südens als Träger der Überlieferung und des konfuzianischen Staatsgedankens, als „chinesisch“, die des Nordens als unkonfuzianisch und barbarisch. So erklärt es sich,
25 daß es den orthodoxen Chronisten widerstrebt, von einer nördlichen und einer südlichen Tsin-Herrschaft zu sprechen, weil in dieser Scheidung bereits eine Aufhebung der Reichseinheit als zugegeben erscheinen könnte. Man sprach von Ost- und West-Tschou (I, 154 u. 191 f.), von West- und Ost-Han (I, 386), so zögerte man nicht, auch West- und Ost-Tsin als
30 überlieferungsgetreu in die Annalistik einzuführen.

Für uns haben solche Erwägungen der Orthodoxie nicht mitzusprechen. Mit der Übersiedlung der Tsin nach Kien-k'ang (Nanking) im Süden beginnt im Norden die gesonderte Staatenbildung unter dem Einwirken nationaler Kräfte erst recht möglich zu werden. Sie vollzieht sich zwar
35 durchaus nicht etwa in bewußtem Gegensatz zum konfuzianischen Staats-

gedanken — sie fußt sogar auf seiner ethisch-religiösen Grundlage — aber in tatsächlichem Widerspruch zu dem ihm wesentlichen Universalismus. Der eigentliche konfuzianische Staat hat für die nächsten drei Jahrhunderte theoretisch seinen Mittelpunkt im Süden, im Yang-tsë-Gebiet. Wir können mithin, wenn wir die Tsin-Dynastie in zwei Teile zerlegen wollen, 5 nur von einer nördlichen und einer südlichen sprechen, und die „Periode der Nord- und Süd-Dynastien“ beginnt für uns nicht erst im Jahre 420, sondern im Jahre 318 mit der Verlegung der Tsin-Hauptstadt nach Nanking. Von jetzt ab gibt es kein einheitliches Reich mehr, sondern ein Staaten- system beginnt sich zu bilden, das zwar wesensverschieden ist von dem 10 der Tschou-Zeit, wo die Theroie vom „Himmelssohn“ und der Lehens- gedanke noch mitbestimmend waren, das aber demselben Ziele zustreben mußte wie jenes: Entwicklung selbständiger und voneinander unabhängiger Individualstaaten auf nationaler Grundlage. Die uralte Schicksals- frage: wie kann das Weltreich einheitlich regiert werden (I, 157 u. 270)? 15 schien wieder einmal mit Verneinung der Möglichkeit beantwortet zu sein. Universalistische Theorie und völkische Naturkraft standen sich wieder gegenüber (vgl. I, 223), und im 4. und 5. Jahrhundert wußte Niemand zu sagen, wer von beiden Sieger bleiben würde. Schließlich war es der Konfuzianismus, dem der Weltstaat seine abermalige Rettung verdankt 20 (vgl. I, 320).

Die vorhin erwähnten (s. oben S. 30) Völkergruppen des Nordens, die K'iang, die Hiung-nu, die Sien-pi und Wu-huan, gewannen nach der Abwanderung der kaiserlichen Dynastie freieren Spielraum für ihre staatsbildenden Neigungen. Das Beispiel Liu Yuans und die Gründung 25 seines Han-Staates hatten eine mächtig fördernde Wirkung auf diese Neigungen. Freilich nicht alle Führer jener Völker waren Persönlichkeiten wie Liu Yuan: ihre Ziele waren oft hoch gesteckt, aber was sie vollbrachten, war meist mehr eine Reihe verwegener Unternehmungen als eine Dauer verheißende planvolle Organisation, die Abenteurer sind zahlreicher unter 30 ihnen als die wirklichen Herrschergestalten. Immerhin haben sie, vom chinesischen Kulturleben erfaßt, Weltanschauung und Lebensformen des Chinesentums weit hinausgetragen nach Norden, Osten und Westen und sind so, ohne ihren bewußten Willen, Mithelfer am Bau des gewaltigen Weltkirchenstaates geworden. 35

War Liu Yuans kühnes Werk schon durch die Unzulänglichkeit seiner unmittelbaren Nachkommen gefährdet worden, so ging es durch das Treiben der Epigonen vollends zugrunde. Liu Ts'ung hatte vor seinem Tode im Jahre 318 zwei seiner Vertrauten die Sorge um den Staat und die Unterstützung seines Sohnes und Nachfolgers Liu Ts'an ans Herz gelegt, den beiden er- 40 probten Heerführern Liu Yao und Schi Lo. Unter den anderen zahlreichen Würdenträgern, die gleichzeitig von dem Sterbenden ernannt wurden, befand sich auch ein sonst nicht bekannt gewordener Günstling Namens Kin Tschun, offenbar ein Verwandter der aus dem Hause Kin

stammenden obersten der drei Kaiserinnen, (*schang huang hou*), die Liu Ts'ung allem Brauch zuwider ernannt hatte, und ebenso verwandt mit der von Liu Ts'an zu seiner Gemahlin (*huang hou*) erhobenen Konkubine Namens Kin. Anscheinend war die Familie Kin chinesisch, denn nur
 5 so erklärt sich das weitere Verhalten des Kin Tschun, das dem Hause Liu zum Verderben wurde. Das erste, was dieser Mann tat, war, dem neuen Herrscher mit Hilfe der Kaiserin einzureden, daß die von seinem Vater eingesetzten Generale und Würdenträger „die Rolle von I Yin und Ho Kuang (I, 68 u. 369) spielten“, d. h. ihn des Thrones berauben wollten.
 10 Liu Ts'an schenkte den Verleumdungen schließlich Gehör und ließ die Verdächtigten, soweit er ihrer habhaft werden konnte, hinrichten. Einer Anzahl von ihnen gelang es, zu Liu Yao zu fliehen, der mit dem Heere in Tsch'ang-ngan war und von dort aus die Reste der Tsin-Herrschaft vernichtete (s. oben S. 50). Auch Schi Lo war abwesend und stand mit
 15 einer kleinen Streitmacht im östlichen Schan-si. Liu Ts'an gab sich den Genüssen des Palastes hin, die gesamte Regierung lag in den Händen Kin Tschuns und seiner Verwandten. Der verräterische Intrigant trug sich mit weiteren Gewaltplänen, mußte sich aber, da ihm Entdeckung drohte, zu sofortigem Handeln entschließen. Er zwang eine Abteilung Soldaten,
 20 in den Palast einzudringen und sich Liu Ts'ans zu bemächtigen, dann ließ er den Überraschten samt seinen Söhnen und Töchtern hinrichten. In sinnlosem Wüten befahl er darauf, die Gräber von Liu Yuan und Liu Ts'ung zu öffnen, den Leichen die Köpfe abzuschlagen und den Ahnentempel der Liu-Familie zu verbrennen. Er selbst legte sich den alter-
 25 tümlichen Titel „Von Gott berufener König“ (*t'ien wang*) von Han bei, beauftragte aber zugleich einen Beamten, die in Lo-yang erbeuteten Staatsiegel (s. oben S. 46) an den Hof der Tsin zurückzubringen, mit der Erklärung, daß „noch nie ein Hunne Himmelssohn gewesen wäre“ (*Schi leo* . . . Kap. 4 fol. 12r^o), d. h., daß er seinen Staat den Tsin unterstellte.
 30 Ehe aber die von den Tsin darauf abgeschickte Gesandtschaft ihre Aufgabe erfüllen konnte, hatte den Kin Tschun bereits sein Schicksal erreicht. Als Liu Yao und Schi Lo von den Vorgängen in P'ing-yang erfuhren, setzten sie sich unverzüglich nach der Hauptstadt in Bewegung. Selt-samerweise sahen die beiden Männer die Lage in sehr verschiedenem Lichte.
 35 Während Schi Lo, bei all seiner Rauheit ein treuer Lehensmann seines Herrschers, auch jetzt ohne Zaudern tat, was ihm dieses Verhältnis gebot, spielte Liu Yao eine schwer verständliche und höchst zweifelhafte Rolle. Als er auf seinem Marsch von Tsch'ang-ngan am Fên-Flusse angekommen war, machte er Halt, mehrere Flüchtlinge aus P'ing-yang stießen noch zu
 40 ihm, und wohl infolge der erhaltenen Nachrichten ließ er sich hier zum Kaiser (*huang ti*) und Nachfolger von Liu Ts'an ausrufen. Kin Tschun wurde jetzt von der Angst um sein Schicksal gepackt und sandte dem anrückenden Schi Lo einen Unterhändler entgegen, der versuchen sollte, ein friedliches Abkommen zustande zu bringen. Schi Lo schickte den

Mann loyalerweise gefesselt an Liu Yao, gegen dessen Thronbesteigung er keine Einwendungen erhob. Dieser aber, sei es in Aufrichtigkeit, sei es aus einer beabsichtigten Täuschung heraus — der Zweck ist in keinem Falle zu erkennen —, nahm den Unterhändler gut auf, gab ihm zu, daß seine Vorgänger in der Regierung in manchem gefehlt hätten, und versprach 5 Kin Tschun Gnade und eine hohe Stellung, wenn er ihm ergeben bliebe. Als Kin Tschun diese Nachricht empfing, hielt er sie für eine List und ließ Liu Yaos Mutter und Bruder umbringen. Daraufhin wurde der Rasende von seinen eigenen Generalen und Verwandten erschlagen, und diese sandten nunmehr die Staatsiegel an Liu Yao und zeigten ihre Unter- 10 werfung an. Inzwischen war Schi Lo vor P'ing-yang angekommen, und die Wortführer dort baten Liu Yao um Hilfe; ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung floh mit den Gliedern der Familie Kin in sein Lager. Liu Yao aber, vielleicht aus Zorn über die Ermordung seiner Angehörigen, ließ nunmehr die ganze Sippe der Kin ohne Unterschied von Alter und 15 Geschlecht umbringen. Schi Lo rückte in die leere Stadt ein, verbrannte die Paläste und ließ die verwüsteten Grabstätten von Liu Yuan und Liu Ts'ung wiederherstellen: zugleich ließ er Liu Ts'an und mehr als hundert Personen seiner Umgebung feierlich bestatten, dann kehrte er in sein Lebensgebiet zurück. 20

Schi Lo war zwar von Liu Yao nach seiner Thronbesteigung zum Oberbefehlshaber befördert, mit zehn weiteren Präfektoren zu seinen bisherigen dreizehn belehnt und zum Herzog von Tschao (das südliche Tschili mit der Hauptstadt Siang-kuo, dem heutigen Schun-tê) ernannt worden, aber das Verhältnis zwischen den beiden ehemaligen Kampfgenossen war doch 25 infolge von Liu Yaos zweideutiger Haltung erkaltet, und früher oder später mußte der Bruch kommen. Auch weitere Auszeichnungen und Belehnungen in Tschili, sowie die Ernennung zum „König von Tschao“ änderten wenig an der Lage. Im folgenden Jahre, 319, richtete Liu Yao, da P'ing-yang in Trümmern lag, Tsch'ang-ngan wieder zur Hauptstadt 30 her, baute dort seine Paläste auf, organisierte den Hofstaat des „Himmelssohnes“ und verrichtete die „Stadtflur-Opfer“ (I, 130), wobei er, nach berühmtem Muster (I, 146), „den Mao-tun (s. oben S. 40) dem Himmel und Liu Yuan dem Herrscher in der Höhe zugesellte“ (*Tsin schu* Kap. 103 fol. 3r^o). Durch diese Verlegung des Mittelpunktes des Han-Staates 35 nach dem Westen wurden die politischen Möglichkeiten für Schi Lo, der im Osten schon mit den Abzeichen landesherrlicher Macht regierte, entschieden vermehrt, und damit die Spannungen zwischen beiden Machträgern verstärkt. Dem Zerreißen nahe gebracht waren sie ohnehin schon durch einen Vorgang, der sich kurz vor Liu Yaos Übersiedlung abgespielt 40 hatte und der das Unverständliche im Wesen dieses Mannes aufs neue beleuchtet. Schi Lo schickte in das Lager Liu Yaos als seines Gebieters die übliche Gesandtschaft unter dem Würdenträger Wang Siu, die den Sieg über die Feinde melden und die Beute überbringen sollte. Ein Unter-

gebener Wangs ließ Liu Yao hinterbringen, daß sein Herr lediglich gekommen sei, um für Schi Lo Einblick in die Machtmittel zu erhalten, über die der Herrscher von Han noch verfüge. Liu Yao glaubte den Einflüsterungen und ließ Wang Siu öffentlich hinrichten. Schi Lo geriet in
 5 Zorn, als er die ihm angetane Schmach erfuhr, und erbittert rief er aus: „In meiner Art, dem Hause Liu als Untertan zu dienen, bin ich zu weit gegangen. Wie wäre jener dort ohne mich imstande gewesen, die Kaiser-Herrschaft zu erlangen? Ob König von Tschao oder Kaiser von Tschao, der Titel ist meine eigene Wahl; ob groß oder klein, warum soll das von
 10 ihm abhängen?“ (*Tsin schu* Kap. 104 fol. 25r⁰.) Nun war es klar, wohin die Entwicklung trieb. Schi Los Treue hatte ihre Grenze gefunden. Als Liu Yao in Tsch'ang-ngan sein Kaiserreich errichtete, schuf sein Landsmann im Osten sein eigenes unabhängiges Staatswesen und nannte sich König von Tschao, Liu Yuans Werk war durch sein eigenes Geschlecht
 15 verkümmert worden. Auch sonst zeigte Liu Yao keine besondere Ehrfurcht vor diesem Werke und seinem Begründer. In Tsch'ang-ngan verkündete er, daß, wie Liu Yuan einst in Tschung-schan (in Tschili südlich vom heutigen Pao-ting) sein erstes Lehen gehabt, auch er dort einmal die Herrschaft ausgeübt habe, und da seine Minister darauf hingewiesen
 20 hätten, daß „Tschung-schan ein Teil von Tschao (I, 180f.) sei, und daß man deshalb den Namen des neuen Reiches in Tschao umändern müsse“, so gäbe er diesem Antrage statt. „Liu Yuan habe einst den Ahnentempel der Han wieder eröffnet, um die Hoffnungen des Volkes zu erfüllen, jetzt aber sei es angezeigt, daß der Staat einen anderen Namen erhielte, wobei
 25 der Schan-yü (Mao-tun s. oben) als Urahn anzusehen sei.“ Die Beweisführung ist wenig überzeugend, und die Bemerkung, die das *Schi leo*.... (Kap. 3 fol. 4v⁰) dem Antrage der Minister hinzufügt, leuchtet eher ein: „es ist angezeigt, daß man den Namen annimmt, der von der Tsin-Dynastie wie von der Mutter auf den Sohn übergeht“, d. h. wie einst Tschao aus
 30 dem alten Staate Tsin hervorging (I, 180), so ist jetzt der Staat der Liu als neues Tschao aus dem Reiche Tsin hervorgegangen. So bestanden seit dem Jahre 319 im Norden zwei Tschao-Staaten, die von Anfang an, obwohl aus der gleichen Wurzel hervorgegangen, von wenig freundschaftlicher Gesinnung gegeneinander erfüllt waren. Die chinesischen Geschicht-
 35 schreiber nennen den Staat Liu Yaos Ts'ien Tschao d. h. „das Vordere Tschao“, den Staat Schi Los Hou Tschao d. h. „das Hintere Tschao“.

Diese beiden Tschao-Staaten waren jetzt nicht mehr die einzigen, die sich aus dem Tsin-Reiche heraus entwickelt hatten. Allerdings bildete der Han- (oder Tschao-)Staat der Liu-Familie insofern eine Gründung
 40 besonderer Art, als er, wie bereits gesagt (s. oben S. 52), das neue Reich sein oder werden wollte, während die anderen Neubildungen dieser Jahre weniger erhabene Ziele hatten und lediglich Teilstaaten darstellten. Der Gedanke der Gründung einer neuen Reichsdynastie lebte wohl in dem nun anhebenden Zeitalter der „sechzehn Staaten“ weiter, der eine Groß-

staat übernahm ihn nach der Vernichtung des anderen, aber klar im Bewußtsein hat er den fremdrassigen Herrschern nicht immer gestanden; Liu Yuan hat wenige ihm ebenbürtige Nachfolger gehabt, und zeitweilig schien die große Idee ganz verflüchtigt. Was insbesondere sich im Anfang des 4. Jahrhunderts neben Liu Yuans Machtentwicklung an Staaten 5 bildete, waren Provinzen des Reiches, die sich infolge des Verfalls der Dynastie unter ihren Statthaltern selbständig machten, ein Vorgang, der ja schon früher unter ähnlichen Verhältnissen beobachtet werden konnte. Jetzt war es vor allem in den peripherischen Gebieten des Nordens und Westens, in den Ländern der unterjochten Fremdvölker, wo die 10 Loslösung der großen Satrapien begann. Ssë-tsch'uan und Kan-su machten den Anfang. In Ssë-tsch'uan hatte seit den Tagen Ts'ao Ts'ao eine Familie Li, die dem Thai-Stamme der Pa-yi (I, 37) angehörte, militärische Stellungen in den Gebieten der Tibeter (K'iang) in den Gebirgen nordwestlich von Han-tschung inne. Gouverneur der Provinz I tschou (das 15 heutige Nord-Ssë-tsch'uan bis nördlich von Tsch'êng-tu) war Tschao Hin, ein Verwandter der Kaiserin Kia (s. oben S. 37). Beim Sturz seiner Gönnerin und im Hinblick auf die blutigen Kämpfe innerhalb der sinkenden Dynastie beschloß er, das ehemalige Schu (s. oben S. 4ff.) wieder selbständig zu machen. Die Li schlossen sich ihm an, unter ihnen war ein 20 besonders tatkräftiger, allen Abenteuern zugeneigter Sproß, Li T'ê. Zwischen Tschao Hin und den Li kam es aber bald zu Streitigkeiten und Kämpfen, bei denen Tschao selbst getötet wurde. Li T'ê besetzte Tsch'êng-tu und war Herr der Lage, bis von der Regierung in Lo-yang der Gouverneur von Liang tschou (südliches Kan-su), Lo Schang, zur Unterwerfung 25 der Rebellen nach Ssë-tsch'uan entsandt wurde. Nachdem Li T'ê sich den neuen Machthaber zunächst geneigt gemacht und sogar im Jahre 302 erreicht hatte, daß er als Rebellentöter Gouverneur von I tschou wurde, traten bald danach die weitergehenden Pläne des kühnen Abenteurers zutage. Lo Schang, anscheinend ein wenig selbständiger Mann, 30 ließ sich von seinen Untergebenen überreden, den gefährlichen Prätendenten durch eine List unschädlich zu machen. Im Jahre 303 wurde Li T'ê nach tapferer Gegenwehr von der Übermacht seiner Gegner in zweitägigem Kampfe besiegt und samt einer Anzahl seiner Verwandten hingerichtet. Aber Li T'ê's gescheitertes Boot wurde von seinem klügeren 35 Sohne Li Hiung wieder flott gemacht. Er ernannte sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Gouverneur von I tschou und besetzte mit seinen tibetischen Truppen den Ort P'i tsch'êng wenig nordwestlich von Tsch'êng-tu. Lo Schang versuchte zwar ihn dort hinauszudrängen, erlitt aber eine Niederlage, und Li Hiung war imstande, in Tsch'êng-tu einzu- 40 rücken. Die Truppen beider Gegner wurden indessen durch Hungersnot an weiteren Kämpfen verhindert, die tibetischen Söldner zerstreuten sich, und es folgte nur noch eine Reihe von einzelnen Gewalttätigkeiten. Im Jahre 304 machte sich Li Hiung zum „König von Tsch'êng-tu“, richtete

seine Regierung ein so gut er es vermochte und führte, womit sein Vater schon begonnen hatte, eine eigene Jahresbezeichnung. Von den Tsin waren bei den Zuständen in Schen-si, Schan-si und Ho-nan (s. oben S. 38f.) keine Schwierigkeiten mehr zu erwarten, so konnte Li Hiung 5 im Jahre 306 auch den letzten Schritt tun und sich den Titel „Kaiser“ (*huang ti*) beilegen. Sein Staat erhielt den Namen Tsch'êng und ist als solcher oder auch als Schu (Ssë-tsch'uan) oder Hou Schu, „das Spätere Schu“ (zum Unterschiede von dem Schu der drei Reiche, s. oben S. 4ff.) in den Geschichtswerken verzeichnet. Aus welchem Grunde er gewählt wurde, ist 10 nicht ersichtlich. Der Chinese war mit dieser Annahme der höchsten Würde dem Hunnen in Schan-si (Liu Yuan) zuvorgekommen, der ursprünglich erst die Eroberung der geheiligten Reichshauptstadt abwarten wollte, dann aber, wohl infolge der Vorgänge in Ssë-tsch'uan, sich schon vorher zu dem Schritte entschloß (s. oben S. 44). Es schien fast, als sollte 15 der von Schi huang-ti geschaffene Titel denselben Weg abwärts nehmen wie sein Vorgänger *wang* der Tschou-Zeit. Die Dogmatiker des *Fa-ming*, die sich über Liu Yuans Vorgehen so erregen (s. oben S. 52), übergehen den gleichen Schritt des Chinesen Li Hiung mit Stillschweigen. Die weitere Auflösung der Tsin-Herrschaft war ein wirksamer Schutz für die ruhige 20 Entwicklung des neuen Staates im Westen, der sich von Tsch'êng-tu aus nach Norden bis zu den Pässen von Han-tschung (I, 24) ausbreitete.

In Kan-su, dem nordwestlichen Grenzgebiete, entwickelten sich die Dinge etwas anders. Hier war im Jahre 301 für die von angesiedelten Tibetern und Chinesen bewohnten Gebiete von Liang tschou, für die wir 25 auch den Namen Si Hia, „das Westliche Hia“ finden (*Tsin schu* Kap. 86 fol. 7r⁰), ein besonders fähiger, tapferer und den Tsin ergebener Mann aus Nord-Schen-si, Namens Tschang Kuei, der einem der alten Jung-Völker (I, 195 u. 228) entstammte, zum Gouverneur und „Schutzherrn der K'iang“ (*hu K'iang hiao-weï*, s. oben S. 31) ernannt worden. 30 Er war imstande gewesen, den Sien-pi im Jahre 304 bei ihren Überfällen im Wei-Tal eine Niederlage beizubringen und im Jahre 308 die gegen Lo-yang vorgehenden Truppen von Han (s. oben S. 44) abzuwehren. Er hielt seine Gebiete im Westen, zu deren Hauptstadt er Ku-tsang, das alte Wu-weï der Han (I, 342) und heute wieder 35 Wu-weï genannte Liang-tschou der späteren Zeit, gemacht hatte, in guter Ordnung und frei von dem allgemeinen Elend der Zeit, blieb aber den Tsin ein ergebener Vasall, obwohl ihm durch die Vorgänge in Ssë-tsch'uan und Schan-si die Versuchung nahe genug gebracht wurde, ebenfalls den Weg zur Selbständigkeit zu wandeln. Im Jahre 309, als „das 40 Reich in Wirrnis war“, so sagt der Chronist (*Tsin schu* Kap. 86 fol. 3r⁰, *Schi leo...* Kap. 70 fol. 4v⁰), „und von den dazu verpflichteten Abgesandten (der Satrapen) keiner an den Hof kam, versäumte allein Tschang Kuei niemals, zu den verschiedenen Jahreszeiten seine Tributgeschenke zu schicken“. Es wird von Tschang Kuei gerühmt, daß „in den Ge-

schlechterreihen seiner Familie Ehrfurcht und Sittenreinheit geherrscht, und konfuzianische Gelehrsamkeit gegläntzt habe“ (a. a. O. fol. 1r⁰). So wurde ihm im Jahre 313 in einem Edikt des Kaisers Min ti die Anerkennung für seine unwandelbare Treue inmitten alles Unglücks ausgesprochen und der Titel „Herzog vom Bezirk des befriedeten Westens“ 5 (*Si-p'ing kün kung*) verliehen. Im folgenden Jahre starb er, und sein ältester Sohn, Tschang Schi, folgte ihm in seinen Ämtern, vom Kaiser bestätigt. Auch er wahrte den Tsin die Treue und kämpfte noch im Jahre 317, von den nach Süden entweichenden Tsin zu Hilfe gerufen, gegen die Truppen Liu Ts'ungs. Seine Treue hat ihm schließlich das Leben gekostet. 10 Im Jahre 315 hatte man angeblich in einem Flusse ein Nephrit-Siegel mit der Aufschrift „vom Kaiser benutztes Siegel“ gefunden. Die Beamten erklärten: „der diesen Fund erhalten habe, sei kein Untertan mehr“. Tschang Schi aber schickte das Siegel an den Kaiserhof. In der Folgezeit wurden mehr und mehr Stimmen laut, die Tschang Schi rieten, das sinkende 15 Schiff der Tsin zu verlassen und den Beispielen von Tsch'êng und Han zu folgen. Mit der Übersiedlung des Kaiserhauses nach Süden wuchs in der Beamenschaft das Verlangen, Liang tschou zum selbständigen Staat zu machen, und als im Jahre 320 ein Magier aus Lo-yang, Namens Liu Hung, der wie tausend Andere nach dem gesicherten Liang tschou ge- 20 flohen war, dort die Massen aufwiegelte, indem er sie glauben machte, der Himmel habe ihm ein göttliches Siegel verliehen, so daß er König von Liang werden müsse, fand er Anhänger bis in die unmittelbare Umgebung von Tschang Schi hinein. Es bildete sich eine Verschwörung zum Sturze von Tschang und zur Erhebung von Liu, mehrere Gefolgsleute des Magiers 25 drangen Nachts in den Palast und ermordeten Tschang. Seine treu gebliebenen Freunde aber rächten seinen Tod, indem sie Liu Hung und seinen gesamten Anhang von mehreren hundert Menschen umbrachten. Tschang Schis Bruder Tschang Mou übernahm zunächst die Herrschaft, da sein Sohn Tschang Tsün noch zu jung war, betrachtete sich aber mehr als den 30 Stellvertreter des letzteren. Inzwischen glaubte sich der neue „Himmelssohn“ des Nordens, Liu Yao von Tschao, stark genug, um seine Herrschaft nach Westen ausdehnen zu können. Im Jahre 323 sandte er ein aus Tibetern und Tanguten bestehendes Heer gegen Ku-tsang. Tschang Mou war unentschlossen, Einige rieten zum Kampf, Andere waren dagegen. Schließlich 35 wurde eine aus den gleichen Völkerschaften zusammengesetzte Streitmacht ausgesandt, und diese nötigte den Angreifer, nach Süden zurückzuweichen. Nunmehr schickte Tschang Mou eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken an Liu Yao und bezeichnete sich als Lehensfürst von Tschao. Liu Yao nahm das Anerbieten an und ernannte Tschang 40 zum „König von Liang“, außerdem aber zum „Schutzherrn für die Westlande“ (I, 364), „Schutzherrn der K'iang“ u. a. Tschang hatte offenbar die Lage der Tsin als hoffnungslos erkannt. Aber das Jahr darauf nahte dem achtundvierzigjährigen der Tod nach kurzer Krankheit, und er litt

bittere Gewissensqualen über das, was er getan. Bei seinem Nachfolger Tschang Tsün klagte er sich an, daß er die Wege seiner Vorfahren verlassen habe, aber er sei zu seiner Handlungsweise gezwungen gewesen: „die Oberen hätten sich dem Hause der Tsin nicht mehr unterwerfen, 5 die Unteren aber das Volk unversehr erhalten wollen“. Er bat, in einfacher Kleidung in den Sarg gelegt zu werden, da er nur ein Beamter, aber kein König sei. Tschu Hi in seinem *Kang-mu* drückt seine Auffassung in dem Satze aus: „Tschaos König von Liang, Tschang Mou, starb“. Und das *Schu-fa* erklärt dazu: „Er bedauert ihn damit“ (*t'ai-ming* 2. Jahr 5. Monat). Nach Tschang Mous Tode 324 trat Tschang Tsün die Nachfolge an. Hier offenbart sich die Wirkung der konfuzianischen Ethik mit ihren höchsten Gesetzen der Ehrfurcht und Treue im Widerstreit der Pflichten gegenüber dem Herrscher auf der einen und dem Volke auf der anderen Seite. Die verdrängte Dynastie, haltlos in sich 15 selbst, hatte keine andere Stütze mehr als diese Ethik und ihre Gesetze. Freilich das Geschlecht der Tschang war tartarischer Herkunft; wir haben schon mehrfach die Treue als Wesenszug jener hunnischen Stämme beobachtet, wer mag entscheiden, ob hier vererbte Eigenschaften oder verkümmerte Lehren bestimmend waren?

20 Auch Tschang Tsün wollte Lehensmann der Tsin bleiben. Als die Archivare ihm vorstellten, daß „die Dynastie nach Kiang-nan übersiedelt sei, und ihre Worte nicht bis hierher tönten“ (*Schi leo*... Kap. 72 fol. 2v^o), daß er daher eine eigene Jahresbezeichnung annehmen müsse, lehnte er die versteckte Aufforderung ab. Von Liu Yao drohte keine ernste 25 Gefahr mehr, da er von Schi Lo in Schach gehalten wurde (s. unten), und Schi Los Suzeranitäts-Ansprüchen wußte er auszuweichen. Die Kämpfe zwischen den beiden Tschao-Staaten, die inneren Zustände in Hou Tschao (s. unten), insbesondere der Tod Schi Los im Jahre 333 erleichterten dann die Lage zunächst, aber das Drängen des Beamtentums 30 auf Selbständigkeitserklärung nahm kein Ende, und Tschang Tsüns Widerstand mußte allmählich Zugeständnisse machen. Der Staat Liang, der die große Straße nach Innerasien beherrschte, bekam bei der Wiederaufnahme der Beziehungen Chinas zu den Ländern des Tarim-Beckens eine steigende Bedeutung, und Tschang Tsün mußte, schon um seine Unab- 35 hängigkeit von den Tschao-Staaten zu wahren, für Ordnung und Festigkeit der Verwaltung sorgen, was er durch Schaffung neuer Regierungsbezirke in den im Nordwesten bis über Tun-huang (I, 20 u. 344) hinaus und im Südosten bis an die Ketten des Si-k'ing schan (I, 2 u. 86) hinausgreifenden Gebieten, sowie durch Ausbau des Beamtentums in den Provinzen tat. 40 Er erweiterte allmählich seinen Einfluß über den Wüstengürtel hinaus bis nach Kao-tsch'ang (Turfan I, 355) und anderen Staaten des Tarim-Beckens. Ein Kriegszug gegen Kuei-tsë (Kutscha) Schan-schan (I, 353) machte ihm die meisten der Oasen-Staaten tributpflichtig. „Seine Ritter und Rosse waren zahlreich und stark“, sagt das *Tsin schu* (Kap. 86 fol.

19r⁰), „und obwohl er sich noch Untertan der Tsin nannte, handelte er nicht mehr danach“. Nachdem er auch den König von Tschao, Schi Hu, der ihn wie einen unbotmäßigen Lehensträger behandelte, mit den Waffen in Ho-si (I, 167) zurückgewiesen hatte (s. unten), legte er sich allmählich die Abzeichen der kaiserlichen Stellung bei und im Jahre 345, auf der 5 Höhe seiner Macht stehend, erklärte er sich zum „König von Liang“, aber nicht mehr von eines Anderen Gnaden. Im Jahre 346 starb der offenbar hoch begabte Herrscher, 40 Jahre alt. Er hinterließ seinem Sohne Tschang Tsch'ung-hua einen wohlgefügtten, selbständigen Großstaat. In den Geschichtswerken wird er als Ts'ien Liang. „das Frühere Liang“, 10 bezeichnet.

Das ganze vierte Jahrhundert hindurch zeigt nunmehr die Entwicklung im Norden von den Grenzen Koreas bis nach West-Kan-su und südlich vom Gelben Fluß bis in das mittlere Ho-nan hinein, ein stark bewegtes, ständig wechselndes Bild. Unablässige, mit schauriger Wildheit geführte 15 Kämpfe erfüllen die Zeit. Durch das Beispiel der Liu-Familie angeregt, suchen überall Stammesfürsten der Völker oder ihre Truppenführer selbständige Staaten zu gründen, diese Bestrebungen führen unvermeidlich zu Zusammenstößen, die unbedingte Überlegenheit hat keiner, keiner auch die nötige Organisationsfähigkeit, um seinen Staat innerlich auszugestalten. 20 Handelnde Personen in dem blutigen Schauspiel sind Landfremde: Hunnen, Tungusen, Tibeter mit ihrem Anhang, die Chinesen spielen keine aktive Rolle mehr, sie sind in der Masse nur der leidende Teil, wo sie aus ihr heraustreten, erscheinen sie als listenreiche Zwischenträger, gewandte Plänemacher, die den „Barbaren“ Fäden zu stellen suchen und im Grunde 25 die Geschäfte der „legitimen“ Herrscher des Mittelreiches besorgen. Und doch haben alle diese kurzlebigen Staaten, wie schon bemerkt, etwas chinesisches d. h. konfuzianisches an sich, ihre Beherrscher ahmen chinesische Einrichtungen nach, haben chinesische Berater und pflegen, wenn möglich, konfuzianische Bildung. Freilich der konfuzianische Universalis- 30 mus hat weder Zeit noch Gelegenheit, sich wirksam zu machen, die politische Gesamtlage des Nordens steht in allzu starkem Gegensatze dazu. Noch ist zweifellos das völkische, vielleicht auch nur stammesmäßige Gefühl das bestimmende Element; Rassengegensätze steigern die Kämpfe, der konfuzianische Gedanke der Weltbeherrschung stirbt auch in Tschao, 35 wo er neue Wurzeln geschlagen hatte. Die Vorbedingungen zur Bildung eines Staatensystems waren wieder einmal gegeben, nur fehlten die Männer, es aufzubauen.

Daß die beiden seit 319 bestehenden Hunnen-Staaten Ts'ien Tschao (im südlichen Schen-si und Schan-si und in Ho-nan mit Tsch'ang-ngan 40 als Hauptstadt) und Hou Tschao (im westlichen und südlichen Ho-peï und östlichen Schan-si mit Siang-kuo = Schun-tê als Hauptstadt) nicht lange in Frieden neben einander bleiben würden, war nach allem, was geschehen, leicht vorauszusehen. Ein weiterer Keim zu feindlichen Gegen-

- sätzen lag in der Stellung der Gebiete östlich davon, im nordöstlichen Tschili und den Gegenden der nördlichen Mandchurei bis an die Grenze von Korea, die unter der Sien-pi-Familie Mu-jung standen, einem starken und den Tsin noch immer anhänglichen Herrscherhause (s. oben S. 33).
- 5 Liu Yao, der Kaiser von Tsien Tschao, blieb was er nach Angabe seines Biographen (*Schi leo...* Kap. 5 fol. 1v⁰) von Jugend auf gewesen war, ein Mann von schwankender Gesinnung, dazu kam später eine herrische und brutale Art; trotz seiner Bildung, die ihm nachgesagt wird, ein roher und gewalttätiger Krieger. Seine Grausamkeit und Strenge brachten
- 10 im Jahre 320 die tibetischen Stämme in seinem westlichen Gebiete gegen ihn auf, und er hatte allen Anlaß, sie durch Milde zu beschwichtigen, da im Osten die ständige Gefahr von Schi Lo drohte. Dieser, noch immer mit der Niederwerfung der Reste der Tsin-Macht und ihrer Gouverneure in Süd-Schan-tung und Ho-nan beschäftigt, mußte in Ho-nan auch mit
- 15 den Streitkräften von Liu Yao zusammenstoßen, die dort die Herrschaft von Tsien Tschao zu festigen suchten. Im Jahre 325 gelang es Schi Los Heerführern, Mitgliedern seiner Familie, große Teile von Ho-nan, zwischen dem Lo-Fluß mit der Königstadt Lo-yang und den nordwestlichen Quellflüssen des Huai, der Macht von Tsin und von Tsien Tschao zu entreißen.
- 20 Zwei Jahre später konnte Schi Los Neffe Schi Hu den Truppen Liu Yaos eine neue Niederlage beibringen, so daß Tschang Tsün, der König von Liang wider Willen, daraufhin sein Lebensverhältnis zu Liu Yao abbrach und es wieder auf Tsin übertrug (s. oben S. 62). Im Jahre 328 drang Schi Hu mit 40000 Mann in das Kernland von Tsien Tschao vor und
- 25 griff die Stadt P'u-fan, das heutige P'u-tschou am Gelben Fluß in der Südwest-Ecke von Schan-si, an. Nun eilte Liu Yao selbst herbei und es gelang ihm, den eingedrungenen Gegner unter großen Verlusten zu vertreiben; darauf wandte er sich gegen den zweiten der Angreifer, Schi Schêng, einen Adoptivsohn Schi Los, und schloß ihn in der Festung
- 30 Kin-yung bei Lo-yang (s. oben S. 37f.) ein. Die Lage wurde so bedenklich, daß der daheimgebliebene Schi Lo selbst gegen den ehemaligen Kampfgefährten auszog, um den Belagerten zu retten und dem bisherigen Zustande für alle Zeit ein Ende zu machen. Es gelang ihm, durch ein höchst gewagtes Unternehmen Anfang 329 den in Lo-yang sitzenden Liu Yao zu
- 35 überraschen und die Stadt durch einen Handstreich zu nehmen. Liu Yao selbst wurde gefangen genommen und nach Siang-kuo gebracht. Schi Lo behandelte ihn zunächst milde, verlangte aber von ihm, er solle seinem Sohne Liu Hi, der im Wei-Tale den Kampf fortsetzte, den Befehl geben, sich zu unterwerfen. Liu Yao aber ließ diesem sagen, so berichten die Tsin-
- 40 Annalen (Kap. 103 fol. 21r⁰), „er solle gemeinsam mit allen Untertanen die Götter des Landes retten und nicht aus Rücksicht auf ihn (den Vater) seinen Sinn ändern“. Schi Lo, von Zorn erfüllt, ließ den Verwegenen hinrichten. Liu Hi zog sich, tapfer kämpfend, durch Widerstand im eigenen Lager und in der Bevölkerung geschwächt, nach Schang-kuei im oberen

Weiß-Tal, in der Nähe von Ts'in tschou (dem heutigen T'ien-schui hien), zurück. Schi Hu und Schi Schêng besetzten Tsch'ang-ngan und folgten den Flüchtlingen. In heldenmütigem Kampfe fielen Liu Hi und seine ihm gebliebenen Anhänger. Das war das Ende von Ts'ien Tschao und der ganzen Familie Liu. Es war wenigstens zuletzt des großen Gründers Liu 5 Yuan würdig. Schi Lo übernahm das ganze Gebiet von Ts'ien Tschao, und vom Jahre 329 ab gab es nur noch ein einziges großes Tschao. Schi Los Verwandte und Generale baten ihren Herrn, nunmehr den Kaisertitel anzunehmen, er lehnte ab, entschloß sich aber im folgenden Jahre, zunächst die Bezeichnung der Tschou-Zeit: „Von Gott berufener König des großen 10 Tschao“ zu führen, und erst einige Monate später „bestieg er den Thron des Kaisers“. Seine Söhne und Verwandten erhielten Lehen und hohe Adelstitel, Schi Hu wurde „König von Tschung-schan“, Schi Los jüngerer Sohn Schi Hung (宏) „Oberster Schan-yü“ und „König von Ts'in“, eine Würde, die Schi Hu für sich beansprucht hatte und deren Verleihung an 15 einen Anderen ihn mit mühsam verhaltenem Groll erfüllte. Alle sonstigen Zeichen und Formen der kaiserlichen Stellung wurden ebenfalls angenommen. Hier zeigt sich der konfuzianische Einfluß, dem auch der einfache und ungebildete Hunnenkrieger sich willig hingab: „er ließ in Siang-kuo das *ming t'ang*, *pi-yung* und *ling t'ai* (die drei Wahrzeichen des konfu- 20 zianischen Staatskultus, s. I, 303) errichten“, zugleich aber „hatte er die Absicht, da er Tsch'êng-tschou (s. I, 114), den Mittelpunkt des Landes, die alte Hauptstadt der Han und Tsin, wieder herstellen wollte, seine Residenz zu verlegen, und bestimmte deshalb, daß Lo-yang die südliche Hauptstadt sein sollte“ (*Tsin schu* Kap. 105 fol. 14v^o f.). Es kann keinen 25 besseren Beweis geben für die erstarkende Macht der konfuzianischen Gedanken- und Formenwelt als dieses Verhalten des hunnischen Kriegers, der, wie das *Tsin schu* (a. a. O.) berichtet, alle im überlieferten Ritual vorgeschriebenen religiösen Erfordernisse der kaiserlichen Würde bedenkt, vom Opfer in der südlichen Stadtflur an bis zur Zeremonie des persönlichen 30 lichen Pflügens, und der es auch für unerläßlich hält, die heilige Stätte am Lo-Fluß wenigstens dem Namen nach zu seinem Sitze zu machen, obwohl er selbst seine nördliche Residenz vorzieht. Schi Lo übernahm also bewußt von der überwundenen Familie Liu den Reichsgedanken, die im Süden noch ihr Dasein fristende „legitime“ Dynastie der Tsin war für 35 ihn längst des Thronrechtes verlustig gegangen; er war in der Tat zur Zeit der mächtigste Mann im Reiche, mindestens des Nordens, und er würde auch vermutlich das gesamte Reich in seine Hand bekommen haben, zumal ihm nach Niederwerfung der K'iang-Stämme durch Schi Schêng auch Tschang Tsün, der König von Liang, tributpflichtig geworden und 40 damit die Verbindung mit den Staaten Inner-Asiens eröffnet war, wenn nicht sein Tod allem Weiteren ein vorzeitiges Ende gemacht hätte.

Schi Lo starb im Jahre 333 im Alter von sechzig Jahren. Das Charakterbild dieses in jeder Hinsicht ungewöhnlichen Mannes ist kein unsympathi-

sches. Wenn man bedenkt, daß er aus den niedersten Volksschichten
 stammte, völlig ungebildet war und inmitten rohester Gewalttätigkeiten
 aufwuchs (s. oben S. 43), daß sein ganzes Leben von ununterbrochenen
 blutigen Kämpfen erfüllt war, und daß ihm ein Menschenleben oder das
 5 Niederbrennen einer Stadt ein Nichts war und sein mußte, so kann man nur
 staunen, daß dieser rauhe Kriegermann, der im Kampfe sowohl durch seine
 persönliche Unerschrockenheit wie durch seine jeder Lage gewachsene
 berechnende Klugheit unwiderstehlich war, während des letzten Teiles
 seines Lebens so viel Verlangen nach feinerer Kultur, so viel Verständnis
 10 für chinesische Bildungsformen und so viel Empfinden für religiöse Dinge
 zeigen konnte, wie sein Verhalten erkennen läßt. Er hatte einen der ersten
 buddhistischen Mönche aus Indien, die nach China kamen, Fo-t'u-tsch'êng
 (oder têng? Buddhosiṅga oder Buddhadatta?) aus Udyāna bei sich aufge-
 nommen und hielt ihn in hohen Ehren, und selbst ein so unbestechlicher, über-
 15 lieferungsfester Konfuzianer wie Ssě-ma Kuang stellt ihm in seinem *T'ung-*
kien (Kap. 95 fol. 48r⁰, *hien-ho* 7. Jahr 1. Monat) das Zeugnis aus: „Obwohl
 Schi Lo nicht gebildet war, liebte er es, die Gelehrten vorlesen zu lassen und
 ihnen zuzuhören. Immer hatte er Interesse, Fragen des Gelingens oder Miß-
 lingens in Altertum und Gegenwart zu erörtern, und stets freute er sich,
 20 über das Gehörte nachzudenken.“ Seine hingebende Vasallentreue an
 Liu Yuan und seine Nachfolger haben wir kennen gelernt, und Liu Yao
 erst hat sie durch seinen schmählischen Undank zerbrochen. Wenn es
 wahr ist, was das *Schi leo* . . . (Kap. 13 fol. 37r⁰) berichtet, daß er noch ganz
 kurz vor seinem Tode „eine Gesandtschaft mit Geschenken an den Hof
 25 von Tsin geschickt und seine Freundschaft angeboten habe, daß die Tsin
 aber die Geschenke hätten verbrennen lassen“, so spricht dies ebenso für
 seine Versöhnlichkeit wie für die Starrheit, mit der das machtlose Herr-
 scherhaus an der Unteilbarkeit des universalistischen Imperiums festhielt
 und seinem Wesen nach festhalten mußte.
 30 Schi Los letztwillige Verfügung klang in zwei Mahnungen aus: seine
 Söhne sollten „treu für einander eintreten und das Schicksal der Familie
 Ssě-ma (Tsin) als Warnung vor Augen haben“, und ferner: „der König
 von Tschung-schan (Schi Hu) solle stets eingedenk sein, daß er die Pflichten
 des Tschou kung und des Ho Kuang zu übernehmen habe (s. I, 367) und
 35 nicht ein Gegenstand der üblen Nachrede für die Zukunft werden dürfe“
 (*Schi leo* . . . Kap. 13 fol. 39r⁰). Schi Hu wurde also die Leitung und Stützung
 des jugendlichen Thronfolgers anvertraut. Als solcher war Schi Los älterer
 Sohn Schi Hung*) seit langem bestimmt. Schi Hu hat das in ihn
 gesetzte Vertrauen schnöde verraten. Schi Lo hatte kaum die Augen
 40 geschlossen, als er, aus Rache für die vermeintliche Zurücksetzung (s. oben
 S. 65), in rohester Weise den seinem Schutze anvertrauten Jüngling

*) Die beiden jetzt gleich lautenden Namen Schi Hung für die Söhne Schi Los,
 Schi Hung 石宏 (den jüngeren, s. oben S. 65) und Schi Hung 石弘 (den älteren) müssen
 auseinandergehalten werden, was auch in chinesischen Werken nicht immer geschieht.

samt seiner Frau, seiner Mutter und seinen Brüdern umbringen ließ. Ein Versuch Schi Schêngs und eines Verwandten, die im Wei-Tale und in Lo-yang ihre Garnisonen hatten, das Recht zu wahren, scheiterte, beide kamen um. Alle alten Ratgeber Schi Los und was sonst an Anhängern von ihm vorhanden war, wurden vertrieben, der Usurpator selbst, der sich 5 noch im Jahre 333 zum „Obersten Schan-yü und König von Wei“ ernannt hatte, nahm im Jahre darauf, nach der Ermordung Schi Hungs, den Titel „Stellvertretender von Gott berufener König“ an und im Jahre 337, „entsprechend den Ordnungen der Yin (Schang)- und Tschou-Dynastie (I, 127) die Bezeichnung „Von Gott berufener König von Groß-Tschao“. Seine 10 Hauptstadt behielt er in Lin-tschang (auch Ye genannt, bei dem heutigen Tschang-tê in Ho-nan), wo er bereits vorher residiert hatte. Hier muß der neue Weltherrscher ein Leben geführt haben, das, wenn man den allerdings hier der Tendenzmalerei verdächtigen Chroniken auch nur zum Teil glauben darf, wohl an teuflischer Grausamkeit und irrsinnigen Ausschwei- 15 fungen alles in den Schatten stellt, was uns sonst über derartige Zustände berichtet wird. Übertroffen worden scheint Schi Hu allerdings noch durch seinen ältesten Sohn zu sein, der die Orgien bis zur Menschenfresserei in abstoßendster Form getrieben haben soll. Da der Vater den Sohn „zwei- bis dreimal im Monat“ prügeln ließ, beschloß der letztere, den Peiniger zu 20 ermorden. Der Vater kam ihm zuvor und ließ ihn samt seiner Umgebung töten. Beide waren einander würdig. Die Geschichtschreiber schildern aber mit sichtlichem Behagen die tierische Wildheit, die hier bei den Hunnen wieder durchbricht. Daran hat auch offenbar die Lehre des Buddha nichts ändern können, obwohl der Massenmörder Schi Hu den Fo-t‘u-tsch‘êng noch 25 mehr mit Ehren belud als Schi Lo und ihn in einer feierlichen Verkündigung als „den großen Schatz des Staates“ bezeichnete. Es waren allerdings weit mehr dessen magische Zauberkünste, die ihn fesselten und von denen die Quellen viel zu erzählen wissen, als die Lehre vom Nichttöten, die ihm nicht eingehen wollte. 30

Bei diesen Zuständen war es nicht schwer, das Schicksal des Tschao-Reiches vorauszusehen. Die hunnischen Krieger zeigten wieder, daß sie zu erobern, aber nicht zu regieren verstanden. Schi Hus Dynastie setzte sich in einer Kette von Mordtaten fort, die denen in der Familie Ssê-ma nichts nachgaben. Von den beiden Mahnungen Schi Los wurde keine be- 35 folgt, die Folgen traten rasch ein. Um die kommenden Ereignisse überschauen zu können, ist es nötig, sich die völkischen Gruppierungen im nordöstlichen China vor Augen zu halten. Das Tschao Schi Hus hatte seinen nördlichsten Teil etwa beim heutigen Peking, wenn man die verlorenen Provinzen der Tsin, Ping tschou und Yu tschou, dazu rechnet 40 (s. oben S. 49). Nordöstlich davon lag das Gebiet jener südtungusischen Sien-pi-Stämme, die von der Familie Mu-jung (s. oben S. 33) beherrscht wurden. Es umschloß das Jehol-Gebiet und das Liao-Becken (I, 3, 14 u. 19) und zog sich bis an die Grenzen von Kao-kou-li und Fu-yü (I, 326). Nord-

westlich von beiden Staaten, in den nördlichen Grenzgebieten der heutigen Provinzen Ho-peï und Schan-si, südlich vom Yin schan war das Gebiet des tungusischen Volkes der T'ö-pa, jetzt meist Tai genannt (s. oben S. 45). Nordöstlich von ihnen, dem Staate der Mu-jung benachbart, saß das Volk
 5 der Yü-wên und auf der Westseite des Golfs von Liao-tung, vom heutigen Yung-p'ing nach Nordwesten bis Mi-yün (nördlich Peking), ebenfalls an diesen Staat anstoßend, das der Tuan, beides Stämme, die zu den Tungusen gerechnet werden.

Auf Mu-jung Hui, den Freund der Tsin, war nach seinem Tode im Jahre
 10 333 sein Sohn Mu-jung Huang gefolgt. Infolge seines Zerwürfnisses mit seinen Brüdern geriet er in Feindschaft mit den Tuan und verlor im Kampfe mit ihnen einen großen Teil seines Gebiets. Mit Hilfe der Ratschläge eines chinesischen Magiers aus Liao-tung, Kao Hū, aber gelang es ihm, das Verlorene zurückzugewinnen. In der Freude über seinen Erfolg ernannte er
 15 sich im Jahre 337 zum König von Yen, den alten Landschaftsnamen der Tschou-Zeit (I, 136) ebenfalls wieder aufleben lassend. Zugleich bot er Schi Hu seine Vasallenschaft an, in der Absicht, ihn zu einem gemeinsamen Kriege gegen Tuan zu gewinnen. Erfreut über den in Aussicht stehenden Machtzuwachs, ging Schi Hu auf den Plan ein, und im nächsten Jahre
 20 griffen beide, Schi Hu vom Süden über den Golf von Tschili mit einer großen Flotte, Mu-jung Huang vom Norden über Land den gemeinsamen Gegner an. Der König von Yen stieß zuerst vor, errang einen großen Sieg mit reicher Beute an Gefangenen und Vieh und zog sich darauf schleunigst in sein eigenes Gebiet zurück. Als Schi Hus Heer in der Gegend des heutigen
 25 Yung-p'ing landete, sah der Hunne sich von dem Bundesgenossen verraten, es gelang ihm aber, den Fürsten von Tuan, Tuan Liao, zu vertreiben, sein Land zu besetzen und das Volk zur Unterwerfung zu bringen, nicht ohne daß er ein furchtbares Blutbad anrichtete und die Familienmitglieder des in die Berge entflohenen Fürsten umbrachte. Ssě-ma Kuang erzählt hier
 30 (*hien-k'ang* 4. Jahr 3. Monat) eine Episode, die sich in den älteren Chroniken nicht findet, aber recht lehrreich ist. Was an Präfekten und Gouverneuren von Tuan vorhanden war, ergab sich dem Eroberer, „nur der Präfekt von Pei-p'ing (zwischen den heutigen Städten Yung-p'ing und Fêng-jun), Yang Yü, zog mit seiner Bevölkerung, mehreren tausend Familien, auf
 35 die Yen-Berge (angeblich 15 km nordwestlich von Tsun-hua), um sich dort zu verteidigen. Die Offiziere Schi Hus fürchteten, daß daraus später Unheil erwachsen könnte, und wollten ihn angreifen. Schi Hu sagte: Yang Yü ist ein konfuzianischer Gelehrter (*ju schêng*), der nur seinen Namen wahren will, er hält es für unter seiner Würde, sich zu ergeben, aber tun
 40 kann er nichts. So zog man vorüber nach Sü-wu (das heutige Yü-t'ien, südwestlich von Tsun-hua)“. Später kam dann Yang Yü, der selbst einst von dem Statthalter Wang Tsün (s. oben S. 49) zu den Tuan entflohen war, wie Ssě-ma Kuang weiter berichtet, demütig zu Schi Hu, ergab sich und wurde zum Gouverneur von Pei-p'ing ernannt. Mehr als zwanzigtausend

Familien siedelte Schi Hu um nach Süden, um in Ho-nan und Schan-tung seine leeren Provinzen zu füllen. Es ist leicht zu verstehen, daß bei der andauernden Vernichtung von Menschenmassen die Bevölkerung unzureichend wurde in den weiten Gebieten. Es wäre von Wichtigkeit, zu wissen, ob und inwieweit jene umgesiedelten Familien tungusischen Blutes 5 waren.

Mu-jung Huang muß, der Überlieferung in seiner Familie getreu (s. oben S. 33f.), während dieser Zeit trotz seiner Königswürde und seiner wohl vorgetäuschten Vasallenschaft im Verhältnis zu Tschao sich noch als Lehens-träger der Tsin gefühlt haben, denn sonst wäre es kaum zu verstehen, daß 10 ihm der Kaiser Tsch'êng ti nach dem Siege über Tuan Liao den Titel eines Militärgouverneurs und Schan-yüs zu verleihen für gut fand. Vermutlich hat dieser Umstand den Verrat des Bundesgenossen in Schi Hus Augen noch gefährlicher erscheinen lassen, jedenfalls rückte dieser nach der Eroberung des Tuan-Gebietes sogleich mit seiner ganzen Heeresmacht nach 15 Norden gegen Mu-jung Huang vor. Dieser hatte sich in Ki-tsch'êng (vermutlich am Nordende des Golfs von Liao-tung, südöstlich von der heutigen Stadt Kin-tschou) verschanzt und sah einem Kampfe mit dem mächtigen Gegner voll Sorge entgegen. Aber seine Truppenführer bedrängten in zähem Widerstande das Heer von Tschao, es mußte nach Süden zurück- 20 weichen, und auf der Verfolgung brachte Mu-jung Huangs Sohn, Mu-jung K'o, dem zermürbten Feinde im Jahre 338 eine so schwere Niederlage bei, daß dieser schleunigst nach Ye zurückkehren mußte. Alles Land, das er erobert hatte, fiel an Mu-jung Huang zurück. Schi Hu sann auf Vergeltung und rüstete zu einem neuen Kriege gegen die Tungusen. Inzwischen hatte 25 der zurückgekehrte Tuan Liao nach beiden Seiten hin Verbindung angeknüpft und machte Schi Hu und Mu-jung Huang zugleich Bündnisangebote. Der erstere sandte im Vertrauen darauf in aller Eile ein neues Heer nach dem Norden, Tuan Liao aber trat auf die Seite von Mu-jung Huang, und Schi Hus Feldherr erlitt in den Bergen von Mi-yün (nördlich von Peking) eine 30 neue Niederlage. Tuan Liao wurde von Mu-jung Huang als Gast aufgenommen, aber im Jahre 339, als neuen Verrats verdächtig, von ihm getötet. Seinen Kopf sandte er an Schi Hu, sein Land verleibte er seinem eigenen Staate ein. Um dieselbe Zeit gelang es ihm, seine Macht auch gegen Kao-kou-li und Yü-wên vorzuschieben, so daß er dem gefürchteten Herr- 35 scher von Tschao jetzt ein ebenbürtiger Gegner war. Um so mehr fällt es auf, daß Mu-jung Huang in demselben Jahre 339 noch eine Gesandtschaft an den Hof der Tsin sandte, um dort seine Siege zu melden und die Beute überreichen zu lassen. Das *Tsin schu* (Kap. 109 fol. 4v⁰) berichtet darüber: „Obwohl Mu-jung Huang den Titel König von Yen führte, besaß er doch 40 nicht das kaiserliche Dekret. Er schickte deshalb seinen ersten Minister Liu Siang nach der Hauptstadt (Nanking), um seinen Sieg zu melden und die Beute überbringen zu lassen. Zugleich wollte er damit seiner Auffassung Ausdruck geben, daß er seine Macht nur als Lehen des Kaisers halte.

Auch bat er, daß man eine große Kriegsmacht aufböte, um das Zentralgebiet (in Ho-nan) wieder zu unterwerfen.“ Es ist schwer zu sagen, ob hier noch ehrliche Anhänglichkeit an die Dynastie vorlag, oder ein diplomatisches Manöver, um die Bundesgenossenschaft der Tsin in dem zweifellos bevorstehenden Kampfe gegen Tschao zu gewinnen. Tatsächlich wird auch von Plänen des bekannten Ministers der Tsin, Yü Liang, berichtet, die Gelegenheit zu benutzen und die Herrschaft Schi Hus zu vernichten. Aber seine dringenden Mahnungen drangen gegenüber der Energielosigkeit am Hofe nicht durch. Er starb bald danach im Jahre 340.

10 Im gleichen Jahre begann Schi Hu seinen Rachefeldzug. Mit einem Heere von 500000 Mann und einer Flotte von 10000 Schiffen soll er von Schantung über den Golf von Tschili gesetzt und in Liao-si und Pei-p'ing eingetroffen sein. Er besetzte das Land und ließ zunächst wieder 10000 Familien nach Ho-nan und Schantung verpflanzen. Mu-jung Huang hielt sich zunächst zurück, im Spätherbst aber, als Schi Hu offenbar in vollkommener Sorglosigkeit in Nord-Tschili saß, brach er an der Spitze von 20000 Reitern aus den Bergpässen hervor und stürmte nach Süden, das Land in eine Wüste verwandelnd. Über 30000 Familien führte er aus der Ebene von Tschili nach Norden als Ersatz für die durch Schi Hu verlorenen. Ackerbauer

20 waren eine gesuchte Ware. Schi Hu blieb nichts übrig als den Rückweg anzutreten, um Schlimmeres zu verhüten. Mu-jung Huang setzte die Verfolgung nicht fort. Im Gefühl der erlangten Sicherheit legte er seine neue Hauptstadt Lung-tsch'eng weit im Norden an, in der Nähe des heutigen Ling-yuan (des früheren Kien-tsch'ang im östlichen Jehol-Gebiet) nord-östlich von Jehol, und baute sie nach chinesischem Muster mit Palast und Ahnentempel allmählich aus. Der vielgewandte Yang Yü, der jetzt Mu-jung Huang ebenso diente wie er früher dem Tuan Liao und Schi Hu gedient hatte, stand ihm als konfuzianischer Kenner der Riten zur Seite. Dann suchte er beim Hofe der Tsin die Investitur nach; erst nach einigem

30 Zögern, da „niemals seit der Zeit der Han und Wei an eine fremde (d. h. nicht der kaiserlichen Sippe angehörende) Familie die Würde eines Königs (*wang*) verliehen sei“ (*Schi leo* . . . Kap. 25 fol. 5r⁰), wurde sein Wunsch durch Verleihung eines „Siegels des Königs von Yen“ erfüllt.

Während der folgenden Jahre hat Schi Hu von größeren Unternehmungen gegen Yen Abstand genommen. In ein paar kleineren Kämpfen mit den nordischen Rivalen unterlagen seine Heerführer. Seine verrückten Orgien, die er ungemindert fortsetzte, und die Überschätzung seiner Macht brachten ihn in eine dauernd gefährliche Lage, die nur durch die Uneinigkeit seiner Gegner gemildert wurde. Im Jahre 340 hatte Tschang Tsün,

40 der den Tsin noch immer anhängende Statthalter von Liang (s. oben S. 62), an Schi Hu einen Gesandten und Geschenke geschickt. Der immer blutdürstige Tyrann fand das überbrachte Schreiben nicht unterwürfig genug, und nur die Mahnung eines adoptierten Sippengenossen verhinderte es, daß der Gesandte hingerichtet wurde. Drei Jahre später bemühten sich

mehrere Gouverneure der Tsin, ein Bündnis mit Mu-jung Huang und Tschang Tsün zustande zu bringen, um dem ganzen Tschao-Staate ein Ende zu machen, aber der Plan scheiterte „an den vielen verschiedenen Ansichten des Hofes“ (*Schi leo* . . . Kap. 16 fol. 12v⁰). Schi Hu seinerseits brachte ein Heer von 30000 Mann auf und sandte es gegen Tschang Tsün, den er 5 wohl für den schwächsten Gegner hielt, aber die Streitmacht von Liang überschritt den oberen Huang ho und zwang in Ho-si die Angreifer zu schleuniger Umkehr. Im Jahre darauf, 344, brach unter den Truppen von Tschao im oberen Wei-Tale eine Revolte aus, und Tschang Tsün benutzte die Gelegenheit, seinem Bedränger eine zweite Niederlage beizu- 10 bringen. Das Kriegsglück hatte Schi Hu endgiltig verlassen. Tschang Tsün selbst, der sich, an der Zukunft der Tsin verzweifelnd und dem Drängen seiner Umgebung weichend, im Jahre 345, wie oben bemerkt (s. S. 63), zum König von Liang gemacht hatte, starb das Jahr darauf. Schi Hus anderer großer Gegner, Mu-jung Huang, hatte während dieser 15 Jahre sein Gebiet nach Osten und Norden stark erweitert, indem er einmal im Jahre 342 sich den Staat Kao-kou-li (Nord-Korea) tributpflichtig machte und 344 in Yü-wên einbrach, den Fürsten vertrieb und das gesamte Gebiet seinem Staate einverleibte, d. h. „er nahm das Vieh und alles bewegliche Eigentum an sich und verpflanzte den Stamm, über 50000 Köpfe 20 stark, nach Tsch'ang-li (s. oben S. 33)“ in die Nähe seiner Hauptstadt Lung-tsch'êng. Yü-wên verschwindet damit ebenso aus der Geschichte wie vorher Tuan. Das Hauptverdienst an dem Machtaufstieg hatte Mu-jung Huangs Bruder Mu-jung Han, aber er erntete üblen Dank: verräterischer Umtriebe bezichtigt — ob mit Recht oder Unrecht, ist nicht zu erkennen —, 25 wurde er von seinem Bruder angewiesen, Selbstmord zu begehen. Der Staat Yen stand machtvoll und zivilisatorisch bedeutend gehoben da, als Mu-jung Huang im Jahre 348 starb. Sein Sohn Mu-jung Tsün folgte ihm.

Das kommende Schicksal des Staates Tschao schien sich anzukündigen. Schi Hus Zäsarenwahnsinn tobte sich während seiner letzten Lebensjahre 30 außer in dem ständigen Blutrausch und den ausschweifenden Leibesgenüssen auch in einer unerhörten Prunksucht und daneben in einer Pflege des konfuzianischen Staatskultus aus. Die letztere hielt er offenbar für ein notwendiges Ausstattungstück seiner Stellung als „Von Gott berufener König“. Außer seinen beiden nördlichen Hauptstädten Ye (Tschang-tê) 35 und Siang-kuo (Schun-tê), die er durch eine Prachtstraße von 120 km Länge mit je einem „Reisepalast“ auf 24 km verbinden ließ, und die beide mit prunkvollen Palast- und Kultbauten geschmückt waren, legte er, nach (*Schi leo* . . . Kap. 16 fol. 9v⁰), auch in den beiden „klassischen“ 40 Herrscherstätten Tsch'ang-ngan und Lo-yang riesige Paläste an, für deren Bau über 400000 Menschen benötigt gewesen sein sollen. Die gleiche Quelle (a. a. O. fol. 14r⁰) und das *Tsin schu* (Kap. 106 fol. 14v⁰) berichten: „Obwohl Schi Hu grausam bis zum Wahnsinn und ohne alle Einsicht war, zeigte er doch eine große Liebe zur kanonischen Wissenschaft. Er sandte die be-

- amteten Gelehrten der Akademie für junge Aristokraten (s. oben S. 22f.), nach Lo-yang, damit sie von den in Stein gemeißelten Texten der kanonischen Schriften (I, 412f.) Abschriften anfertigten. Die im Palast befindlichen Schriften wurden im geheimen Staatsarchiv durchgesehen und fest-
- 5 gestellt. Der Beamte an der Akademie, Nie Hiung kommentierte das *Tsch'un-ts'iu* nach Ku-liang (I, 371) und legte es in dem Gebäude der Akademie nieder.“ Neben dem Konfuzianertum war Schi Hu aber auch dem Buddhismus zugetan und baute ihm, wie vor ihm Schi Lo, Klöster und Pagoden. Fo-t'u-tsch'êng blieb sein Berater bis an sein Lebensende. Von
- 10 der Schlußszene erzählt die Lebensbeschreibung des Mönches (*Schi leo* . . . Kap. 21 fol. 8r⁰) folgende Legende. Fo-t'u-tsch'êng war zu Beginn des Jahres 345 gestorben. „Kurze Zeit danach berichtete ein Śramaṇa, der von Yung-tschou (Schen-si) gekommen war, daß er Fo-t'u-tsch'êng habe in das Land innerhalb der Pässe (Schen-si) gehen sehen. Und ein Torwächter
- 15 der Vorstadt meldete, er habe Fo-t'u-tsch'êng mit einem Schuh in der Hand fortgehen sehen. Schi Hu ließ darauf das Grab öffnen, und als er hinblickte, war in der Tat nur ein Schuh und ein Stein vorhanden, die Leiche war fort. Schi Hu wurde sehr bestürzt und sprach seufzend: der Stein (*schi*, dasselbe Zeichen wie Schi Hus Name) bin ich. Man hat mich be-
- 20 graben, und er ist fortgegangen. Seine Kraft ist langewährend. Danach befahl Schi Hu eine Krankheit und im folgenden Jahre starb er. Das Haus der Schi aber geriet in große Wirrnis.“ Der vorletzte Satz ist nicht ganz genau, denn Schi Hu starb tatsächlich erst im Jahre 349, aber der letzte um so mehr.
- 25 Erregt durch die Wahnsinnstaten des Tyrannen, erhob sich im Jahre 349 ein gefährlicher Aufstand im oberen Wei-Tale, in den Gebieten von Ts'in tschou und Yung tschou, unter der Führung eines gewissen Liang Tu. Die Bewegung schwoll gewaltig an, die Truppen, die Schi Hu ihnen entgeschickte, wurden geschlagen, Tsch'ang-ngan fiel, Liang Tu rückte nach
- 30 Osten vor und nahm Lo-yang, Schi Hu, der sich eben zum Kaiser (*huang ti*) ausgerufen hatte, geriet in die größte Besorgnis. In seiner Not wandte er sich an einen als großen Krieger und starke Persönlichkeit bekannten Heerführer, der schon unter Liu Yao und Schi Lo gefochten hatte, aber Schi Hu wegen der Art, wie er die Herrschaft an sich gebracht, wenig geneigt war,
- 35 einen Tibeter aus der Gegend von Kung-tsch'ang in Kan-su, Namens Yao I-tschung. Der durch seine rücksichtslose Ehrlichkeit berühmt gewordene Mann war zuletzt „Oberbefehlshaber über die westlichen K'iang“ (vgl. oben S. 31) gewesen und führte einen höheren Adelsrang. Schi Hu fürchtete ihn, hatte aber nie gewagt, ihn anzutasten. Ihm übertrug er
- 40 jetzt das Oberkommando gegen die Aufrührer. Yao nahm das Amt erst an, nachdem er dem verschüchterten Tyrannen vorgehalten hatte, daß er durch seine Ernennung eines Kindes zum Thronfolger (s. unten) noch ganz anderes Unheil heraufbeschwören würde als diese Rebellion. Dann aber machte er der ganzen Bewegung in kürzester Frist ein Ende, schlug die

Empörer in Ho-nan, östlich von Lo-yang, ließ den Liang Tu enthaupten und seinen Kopf an Schi Hu senden, den Rest seiner Anhänger umbringen. Der dankbare Schi Hu verlieh ihm den Herzogstitel. Bald danach starb der „Kaiser von Tschao“.

Zu seinem Nachfolger hatte Schi Hu seinen noch im Kindesalter stehenden 5 Sohn Schi Schi bestimmt, dessen Mutter eine Tochter Liu Yaos war. Die Mutter wurde Regentin für das unmündige Kind. Diese Verfügung Schi Hus wurde der schon wankenden Macht von Tschao zum Verhängnis. Schi Los erste Mahnung wurde so wenig befolgt wie seine zweite (s. oben S. 66): die Mitglieder der Schi-Familie gingen nicht besser miteinander 10 um als die der Ssë-ma. Die älteren Brüder des jungen Herrschers, die eben von ihrem Zuge gegen Liang Tu zurückkehrten, erklärten die Regelung der Thronfolge für einen Betrug des Generals Tschang Tsch'ai, der einst die Tochter Liu Yaos als Gefangene Schi Hu zugeführt hatte, und beschlossen, Rache zu nehmen. Sie rückten mit ihren Truppen in Ye ein, 15 machten Tschang Tsch'ai und seinen gesamten Anhang nieder, entthronten den jungen Halbbruder und seine Mutter und setzten Schi Hus älteren Sohn — den neunten — Schi Tsun dafür ein. Dieser ließ gleich danach beide, Mutter und Sohn, hinrichten. Schi Tsun sollte sich der Herrschaft nicht lange erfreuen. Noch in demselben Jahre 349 empörte sich einer 20 der anderen Brüder, Schi Tsch'ung, der als Statthalter der nördlichsten Gebiete von Tschili über ein großes Truppenaufgebot verfügte, gegen die widerrechtliche Thronbesteigung und rückte nach Süden vor. Schi Tsun beauftragte Schi Min, einen Adoptivsohn Schi Hus, mit der Abwehr; dieser vernichtete Schi Tsch'ungs Scharen und ließ diesen selbst hinrichten. 25 Aber Schi Min fühlte sich um seinen Lohn betrogen, als Schi Tsun einen Thronfolger einsetzte, während vor dem Kampf gegen Tschang Tsch'ai ihm selbst diese Würde zugesichert worden war. Im Palast glaubte man auf verdächtige Pläne Schi Mins schließen zu sollen und riet dem neuen Herrscher, ihn zu vernichten. Schi Tsun zögerte, sein Bruder Schi Kien 30 ließ durch einen Eunuchen Schi Min Mitteilung zukommen. Dieser zögerte nicht, sondern drang mit einer Schar von Bewaffneten in den Palast ein, machte Schi Tsun samt seinem Sohne, seiner Frau und seiner Mutter nieder und setzte Schi Kien, den 3. Sohn Schi Hus, als Herrscher ein — der vierte in diesem Jahre 349. Schi Min war der allmächtige Oberbefehls- 35 haber und eine schlimme Mitgabe für den neuen Herrn. Schi Kien versuchte mit Hilfe mehrerer Verschworenen sich durch einen nächtlichen Überfall des Gefürchteten zu entledigen, aber der Anschlag mißlang, und nun begann im Palast, in der Stadt und schließlich im ganzen Lande ein allgemeines Wüten und Morden. Schi Kien in seiner Todesangst ließ seine 40 eigenen Anhänger ermorden, um sein Leben zu retten. Unter den Generalen bildete sich ein Bund zur Beseitigung Schi Mins; auch Yao I-tschung und ein anderer Veteran von Liu Yao und Schi Lo, Namens P'u Hung, „ein Mann der westlichen Jung“ aus dem nordöstlichen Kan-su, also wohl

ein Tibeter, der mit Yao auch gegen Liang Tu gekämpft hatte, nahmen daran teil. Aber weder diese, noch andere Gruppen, die zum Angriff gegen den schlaun und gewalttätigen Machthaber schritten, erreichten ihr Ziel: alle Unternehmungen gegen ihn wußte Schi Min in Blut und Feuer zu
 5 ersticken, Hilfe leistete ihm dabei allerdings die Feigheit und Kopflosigkeit Schi Kiens. Nach den Schilderungen der Chronisten muß das Morden in Palast und Stadt grauenvoll gewesen sein: „straßenweise lagen die Leichen aneinandergedrängt, und das strömende Blut bildete Kanäle“ (*Schi leo...* Kap. 18 fol. 8v⁰). Schi Kien selbst wurde auf Befehl Schi Mins von einer
 10 seiner Banden ergriffen, eingesperrt und im Jahre 350 getötet. Und nun begann ein Vernichtungswerk nicht bloß unter der Familie der Schi, sondern unter der ganzen hunnischen Bevölkerung des Landes. Ein so wilder Rassenhaß der Chinesen gegen die Fremden flammte auf, wie ihn die Geschichte des Reiches bis dahin nicht gekannt hatte. Alles was die
 15 entarteten hunnischen Herrscher an Missetaten vollbracht hatten, fand jetzt seine furchtbare Sühne, aber zumeist an Unschuldigen. Schi Min war, wie bemerkt, von Schi Lo adoptiert worden. Er hieß eigentlich Jan Liang, war Chinese und stammte aus Nei-huang (südöstlich von Tschang-tê) in der Provinz Wei kün. Nach den Wohltaten, die er von seinem
 20 Adoptivvater empfangen, wirkt das Wüten gegen dessen Nachkommen doppelt abstoßend. Er wollte nicht bloß das Geschlecht der Schi von der Erde vertilgen, sondern dessen ganzes Volk. Zunächst hatte er angeordnet, daß jeder Hunne, der es wage Waffen zu tragen, getötet würde. Darauf flüchteten die Unglücklichen, die jetzt ermessen konnten, was ihnen bevor-
 25 stand, in Scharen aus der Stadt, „durch die Tore und über die Mauern“. Dann ließ er in der Stadt bekannt geben: „Von heute ab gilt folgendes: wer mit mir gleichen Sinnes ist, soll hier bleiben, wer nicht gleichen Sinnes ist, soll dulden, was befohlen wird. Die Stadttore sind kein Hindernis.“ Die Worte wurden verstanden. „Aus einem Umkreise von 100 li“, sagt
 30 der Chronist (*Schi leo...* Kap. 18 fol. 9r⁰, *Tsin schu* Kap. 107 fol. 12v⁰), „strömten die Tschao-Leute (d. h. Chinesen) in die Stadt, die Leute von dem hunnischen Stamme der Kie (der Stamm, zu dem die Schi-Familie gehörte, alte Aussprache Kât) aber drängten hinaus, so daß die Tore vollgestopft waren. Nachdem Schi Min sich überzeugt hatte, daß den Hunnen
 35 kein Ausweg mehr blieb, ließ er innerhalb und außerhalb der Stadt verkünden, daß jeder Tschao-Mann, der den Kopf eines Hunnen einliefere, wenn er ein Zivilbeamter sei, um drei Stufen im Rang erhöht, wenn er Offizier sei, entsprechend ausgezeichnet würde. Auf diese Weise wurden mehrere zehntausend Köpfe eingeliefert. Schi Min selbst, an der Spitze
 40 der Tschao-Leute, wütete gegen die Kie-Hunnen, indem er alle köpfte, ohne Rücksicht auf hoch oder niedrig, Mann oder Frau, alt oder jung; über 200000 Menschen kamen dabei um; außerhalb der Städte fraßen verwilderte Hunde und Wölfe die Leichen. Ferner befahl Schi Min den Tschao-Leuten schriftlich, Abteilungen zu bilden und die in den Garnisonen ver-

streuten Hunnen zu töten. Von allen Menschen, die hohe Nasen und reichlichen Bartwuchs hatten (also abweichend vom chinesischen Typ waren), wurde wohl die Hälfte umgebracht.“ Diese Schlächtereie aus Rassenhaß paßt schlecht zu den ethischen Grundlehren des Konfuzianismus über Einheit und Gleichheit des Menschentums. Der Verfasser des *T'ung-kien fa-ming* (I, 268 u. 277) zieht aus dem Blutbade des Schi Min folgende Nutzenanwendung (*yung-ho* 6. Jahr 12. Monat): „Die Banden der Kie waren zügellos und grausam gewesen, sie hatten das Volk von Tsin mißhandelt und gemordet, als wäre es bloß Gras und Unkraut. Nun ist es zwar verabscheuenswert, zu töten, aber wenn sich hier der Himmel der Hand Schi 10 Mins bedient, um diese Rasse zu strafen und zu vernichten, so vermag dies zwar nicht das Volk von Tsin für das von ihm erlittene Elend zu entschädigen, aber man kann daraus ersehen, daß des Himmels Gesetz die Vergeltung zu bringen pflegt“. Die Vorgänge von 349 und 350 legen den Gedanken nahe, daß die Hiung-nu ihre Grausamkeiten und Massen- 15 morde erst an den Beispielen eines entarteten Chinesentums gelernt haben. Zur Han-Zeit konnten wir jenen Zug despotischer Blutgier bei den Hiung-nu noch nicht beobachten, wohl aber bei den Chinesen.

Nach der Ermordung Schi Kiens wurde Schi Min von den Seinen gedrängt, den leeren Thron zu besteigen. Er lehnte ab mit den Worten: 20 „Meine Angehörigen waren seit alters Tsin-Leute (d. h. Chinesen). Das Haus der Tsin besteht noch, ich bitte Euch Alle, die Provinzen und Präfekturen unter Euch zu verteilen, Euch aber als Gouverneure zu bezeichnen, Eure Adelstitel als kaiserliche Verleihungen anzusehen und den Himmelssohn von Tsin einzuladen, seine Hauptstadt nach Lo-yang zurückzuver- 25 legen. Wie denkt Ihr darüber?“ Die Antwort war wie Schi Min sie wohl erwartet hatte: „Eurer Majestät heilige Wirkungskraft entspricht dem Himmel. Es ziemt sich, daß Ihr den Thron besteigt. Das Geschlecht der Tsin ist verfallen und machtlos, es hat sich weit hinweggeflüchtet bis jenseits des Yang-tsë, wie sollte es imstande sein, die großen Männer des 30 Landes zu führen und das Land innerhalb der vier Meere zu einer Einheit zu fassen?“ (*Schi leo...* Kap. 19 fol. 1 v^of.). Hier war in der Tat wieder einmal eine Möglichkeit für die Tsin gegeben, den Norden zurückzugewinnen, nachdem der Hauptgegner vernichtet oder wenigstens gelähmt worden war. Ein entschlossenes Handeln im vollen Glanz der kaiser- 35 lichen Sendung würde die, wie man sieht, trotz allem bei den Tungusen und Tibetern noch stark wirkende Ehrfurcht vor dem Himmelssohne neu belebt und zur Grundlage der neuen Machtstellung gestaltet haben. Aber an solcher Entschlossenheit fehlte es in Nanking, Wiedereroberungspläne, die von einzelnen Männern gehegt wurden, erstickten in den jammer- 40 vollen Zuständen am Hofe oder wurden mit unzureichenden Mitteln ins Werk gesetzt.

Schi Min ernannte sich nunmehr noch im Jahre 350 zum Kaiser, änderte aber, angeblich auf Grund von Feststellungen nach Wahrsagebüchern,

den Namen seines Staates in Wei*) um und nahm für sich selbst seinen alten chinesischen Familien-Namen Jan an. Jede Spur, die an die Familie Schi erinnerte, sollte ausgetilgt werden. Aber ganz hatte er sein Ziel, die hunnische Macht in ihrem eigenen Blute zu ertränken, doch nicht 5 erreicht. Auch bei den anderen Fremdvölkern war durch Schi Mins Rassenkampf die Gegenwirkung hervorgerufen. Ein im nördlichen Schan-si sitzender Verwandter (Sohn?) von Schi Hu, Namens Schi K'i, der der Katastrophe entgangen war, besetzte sofort die andere Hauptstadt Siang-kuo und machte sich zum Kaiser von Tschao. Alles, was noch an Hiung-nu 10 und an sonstigen Fremdstämmigen dort vorhanden war, strömte ihm zu, darunter auch Yao I-tschung, „der alte Tibeter“, wie er sich selbst nannte. Mit einem Heer von 100000 Mann rückten Schi K'i's Generale gegen Süden vor. Schi Min (al. Jan Liang oder Jan Min) geriet in so schwere Sorge, daß er eine Gesandtschaft an den Hof der Tsin schickte mit der 15 Meldung, daß das Zentralgebiet von „dem Elend der aufständischen Banden“ befreit sei. Es wäre gut, wenn ein Heer nach Norden zum gemeinsamen weiteren Kampf entsandt werden könnte. Der Hof lehnte ab. Inzwischen drangen die Truppen von Tschao gegen Ye vor, vom Südwesten her rückte der Sohn von P'u Hung (s. oben S. 73) von T'ung- 20 tschou am Huang ho heran. P'u Hung gebot als Statthalter Schi Hus, aber seit 350 wieder als Lehensmann der Tsin im oberen Wei-Tale. Er war seit langem mit Schi Min verfeindet, sein Sohn P'u Kien hatte noch eben dem Massaker von Ye entfliehen können. Jetzt bot sich eine Gelegenheit für beide, an dem Verhaßten Rache zu nehmen. Zwischen Yao 25 I-tschung und P'u Hung war noch vor kurzem Krieg gewesen, da beide dieselben Pläne hinsichtlich einer Besetzung der Pässe am Huang ho verfolgten. Aber jetzt war es wichtiger, den gemeinsamen Feind im neuen Wei zu vernichten. Schi Min war ein entschlossener Gegner. Er wandte sich zunächst gegen P'u Kien und brachte diesem eine schwere Niederlage 30 bei, dann aber, mit einem Heere von über 300000 Mann, zog er gegen die Truppen von Tschao, trieb sie zurück und stand Ende 350 vor Siang-kuo, wo er Schi K'i einschloß. Der Belagerte wandte sich im Jahre 351 an Mu-jung Tsün (s. oben S. 71) um Hilfe, indem er versprach, ihm das kaiserliche Staatsiegel zu übergeben, das sich seit der Zerstörung Lo- 35 yangs im Jahre 311 im Besitz der hunnischen Fürsten befand (s. oben S. 46), und gleichzeitig an Yao I-tschung, der außerhalb der Stadt in seinem Lager geblieben war. Yao I-tschung sandte seinen Sohn Yao Siang, indem er ihm erklärte: „Schi Min hat die Menschlichkeit abgetan und die Gerechtigkeit verraten, indem er das Geschlecht der Schi aus- 40 gerottet hat, Menschen, von denen ich so viel Güte erfahren habe. Dafür muß Vergeltung geübt werden. Ich bin zu alt und krank und vermag selbst nichts mehr, aber du hast die zehnfachen Fähigkeiten von Schi

*) 魏, zuweilen auch 衛 geschrieben.

Min; wenn du mir nicht seinen Kopf herbringst, darfst du mir nicht wieder vor die Augen treten“ (*Schi leo...* Kap. 53 fol. 4r⁰). Den Truppen von Yen und von Yao I-tschung gelang es, Siang-kuo zu entsetzen und gemeinsam mit den Belagerten Schi Mins Heer vernichtend zu schlagen; nur mit einer kleinen Schar erreichte dieser fliehend seine Hauptstadt. Über 5 100000 Mann lagen auf den Schlachtfeldern, der Rest zerstreute sich in Banden, Raub und Mord, Hunger und Krankheit wüteten in dem verödeten Lande. Nach den Schilderungen muß das Elend grauenvoll gewesen sein. Schi K'i sandte seinen General Liu Hien mit 70000 Mann zum Angriff auf Ye. Es wurde eine Zeitlang zwischen den Gegnern verhandelt, wobei auf keiner 10 von beiden Seiten ehrliche Absichten bestanden zu haben scheinen, schließlich gelang es Schi Min, das Heer des Liu Hien zu vernichten, dieser selbst entfloh nach Siang-kuo, angeblich soll er vorher mit Schi Min Verabredungen getroffen haben. Was in Siang-kuo geschah, ist unbekannt, sicher ist nur, daß Liu Hien seinen Herrn erschlug und seinen Kopf an 15 Schi Min sandte. Dieser ließ ihn auf öffentlicher Straße verbrennen. Liu ernannte sich selbst zum Kaiser von Tschao. Der Staat war in voller Auflösung. Durch einen Angriff gegen einen der Gouverneure, die sich Schi Min bereits unterworfen hatten, geriet Liu im Jahre 352 in neue Verwicklungen mit diesem. Einer Truppenabteilung von Wei wurden von 20 Lius eigenen Leuten die Tore geöffnet, sie drang ein, machte Liu Hien und alle seine Anhänger nieder, verbrannte die Stadt mit ihren Palästen und siedelte den Rest der Bevölkerung nach Ye um. Der Staat Tschao bestand nicht mehr. Der alte Yao I-tschung, im Angesichte all dieses Grauens, verzweifelte an der Lage: wie viele Andere schickte er Ende 25 351 Gesandte zu den Tsin und stellte sich wieder als Lehensmann in ihren Dienst; er wie sein Sohn Yao Siang, dem er hatte hundert Hiebe verabreichen lassen, weil er ihm nicht den Kopf Schi Mins gebracht, erhielten hohe Titel, der Vater den eines „Groß-Schan-yü“, der Sohn den eines Statthalters von Ping tschou (Nord-Schan-si). Man hoffte wohl, eher 30 noch in dem Schatten der haltlosen Dynastie zu geordneten Zuständen zu kommen als unter dem Schreckensregiment dieser bluttriefenden „Kaiser“ von Tschili. „Ich wollte“, so sagte der Dreiundsiebzigjährige angesichts seines baldigen Todes zu seinen Söhnen, „weil mir während der großen Wirrnis im Hause der Tsin das Geschlecht der Schi Gutes erwiesen hatte, 35 dessen aufrührerische Untertanen züchtigen, um ihnen ihre Taten dankbar zu vergelten. Aber nun ist das Geschlecht der Schi ausgerottet, und das Zentralgebiet hat keinen Herrscher. Niemals seit dem Altertum ist ein Mann der Jung- oder Ti-Völker (Tibeter und Hunnen) ein Himmelssohn gewesen. Darum wird es, wenn ich gestorben bin, für euch das beste 40 sein, euch dem Hause der Tsin zu unterwerfen, mit allen euren Kräften die Pflichten treuer Untertanen zu erfüllen und nichts zu unternehmen, was gegen diese Pflichten verstößt“ (*Schi leo...* Kap. 53 fol. 4v⁰f.). Kurze Zeit darauf, Anfang 352, starb er. Der einfache Mann hatte heraus-

gefühlt, daß die Hunnen und Tibeter noch nicht reif waren, die Welt-herrschaft des Himmelssohnes mit Würde auf sich zu nehmen — nicht reifer, so darf man nach den Geschehnissen hinzufügen, als die Chinesen des Tsin-Hauses.

- 5 Nach der Vernichtung von Tschao vollendete sich auch das Schicksal von Schi Min und seinem Wei-Staate. Schon gleich bei den Ereignissen nach Schi Hus Tode erwog man in Yen, ob man die Gelegenheit benutzen und den „wegen seiner Grausamkeit vom Himmel verworfenen“ Gegner im Süden endgiltig vernichten sollte. Durch Mu-jung Tsüns Zaudern
 10 zog sich die Entscheidung hin, aber im Frühling 350 begann die Streit-macht von Yen nach Südwesten vorzurücken, nachdem auch noch mit dem König von Liang, Tschang Tschung-hua (s. oben S. 63), ein Bündnis geschlossen war. Nord-Tschili wurde besetzt, Mu-jung Tsün verlegte seine Residenz von dem fernen Lung-tsch'êng (s. oben S. 70) nach Ki,
 15 etwa an der Stelle des heutigen Peking. Im folgenden Jahre erfolgte der Hilferuf von Schi K'i und damit der Zusammenstoß mit Schi (Jan) Min. Nach der Zerstörung von Siang-kuo wandte sich Schi Min nach Norden, um die verlorenen Gebiete zurückzuerobern; Mu-jung Tsün sandte ihm seinen Bruder Mu-jung K'o entgegen, und nun folgte eine Reihe erbitterter
 20 Kämpfe zwischen den Sien-pi-Tungusen und Jan Mins buntem Anhang mit wechselndem Erfolge. Endlich, im Sommer 352, fiel die Entscheidung: in einer groß angelegten Schlacht in der Nähe von Tschêng-ting (Tschili) wurde Jan Mins Heer geschlagen, er selbst gefangen und nach Ki geschickt. „Wie kommst du Knecht mit niedrigem Geiste dazu, dir den Titel Kaiser
 25 (ti) anzumaßen?“ fragte ihn Mu-jung Tsün. „Während im Reiche all-gemeine Wirrnis herrschte“, antwortete Jan Min, „hast du scheußliche Mißgeburt mit dem Gesicht eines Menschen und dem Wesen eines Tieres dich zu empören versucht, wie sollte ich, ein tapferer Mann aus dem Mittel-Staate mich da nicht Kaiser nennen dürfen?“ (*Schi leo...* Kap. 26
 30 fol. 12v^o). Mu-jung Tsün ließ den rasselstolzen Wüterich auspeitschen und dann nach Lung-tsch'êng senden, wo er hingerichtet wurde. Das Heer von Yen zog nun nach Ye und belagerte es. Die Stadt wurde aber hartnäckig verteidigt, und erst der Hunger zwang im Herbst die Besatzung zur Übergabe. Die Quellen melden nicht, wie mit der Bevölkerung ver-
 35 fahren wurde, wohl aber, daß alle Provinzen sich freiwillig Yen unterwarfen, soweit sie es nicht schon vor dem Fall der Stadt getan hatten. Man war wohl froh, das Joch des Verhaßten los zu sein. Mit Wei verschwand der letzte Rest des einst so großen Kaiserreichs Tschao. Die Erbschaft trat Mu-jung Tsün an, und zwar nicht bloß die des Staats-
 40 gebietes, sondern auch die der leitenden Idee. Was Liu Yuan einst so hochgemut begonnen, die Würde des Himmelssohnes in ein Außenvolk zu verpflanzen, war in den blutbefleckten Händen seiner verständnislosen Nachfolger zerronnen. Aber andere Hände griffen zu und versuchten das Werk von Neuem. An die Stelle der Hiung-nu traten die Sien-pi.

Die Mu-jung waren, wie wir gesehen haben (s. oben S. 69f.), den Tsin bis in die jüngste Zeit ergeben geblieben, oder hatten wenigstens den Schein davon gewahrt. Die völlige Macht- und Willenlosigkeit der Dynastie und die sich bietende große Gelegenheit ließen ihnen diese Haltung als zwecklos erscheinen. Schon bei Ausbruch der Kämpfe in Tschao nach 5 Schi Hus Tode hatten Mu-jung Tsüns Brüder ihn beschworen, die Gelegenheit, die der Himmel sende, ganz zu nutzen und „das Weltreich zu erwerben“, und der Zaudernde hatte schließlich zugestimmt. Nach der Eroberung von Ye machte er sich 352 zum Kaiser (*huang ti*) von Yen, die Hauptstadt war, wie bemerkt, schon am Anfang des Jahres nach Ki 10 verlegt worden. Einem Gesandten der Tsin, der gerade damals bei ihm eintraf, vielleicht um ihm eine kaiserliche Anerkennung zu überbringen, sagte er: „Kehrt zurück und meldet Eurem Himmelssohn, daß ich zu ersetzen übernommen habe, was den Menschen fehlt, daß ich mir die Würde beigelegt habe, die das Mittelreich aufgegeben hat, daß ich der Kaiser 15 bin“ (*Tsin schu* Kap. 110 fol. 4v⁰). Besser kann man die Lage nicht kennzeichnen.

Mu-jung Tsün, unterstützt von seinen klugen Brüdern, hat die ihm zugefallene Aufgabe planmäßig weiter geführt: er wollte die Tsin auch aus dem Süden verjagen und das ganze Reich wieder vereinheitlichen. 20 Aber die Schwierigkeiten waren gewaltig. Abgesehen von der Möglichkeit, daß einmal sich doch die Tsin zum Widerstande aufraffen könnten, und daß dann nicht zu ermessen war, wie die Tungusen mit der mittel- und südchinesischen Bevölkerung (die letztere im wesentlichen Kolonisten und Fremdvölker) zurecht kommen würden, bestand daneben auch noch 25 die große Frage des schwer erreichbaren Westens. Wir hatten gesehen, daß sich in Ssë-tsch'uan und in Kan-su selbständige Staaten gebildet hatten, dort das „Kaiserreich“ Tsch'êng unter der Familie Li (s. oben S. 60), hier das Königreich Liang unter den Tschang (s. oben S. 63). Tsch'êngs Selbständigkeit hatte schon im Jahre 347 wieder ihr Ende 30 gefunden. Nach dem Tode von Li Hiung im Jahre 334 waren unter den Söhnen und Neffen Thronstreitigkeiten ausgebrochen, auf die im einzelnen einzugehen wir keine Veranlassung haben. Schließlich war nach verschiedenen Mordtaten Li Hiungs Bruder Li Schou auf dem Thron geblieben, und er hielt es im Jahre 338 für angemessen, seinem Staate wieder den 35 glorreichen Namen Han zu geben, der ja seit dem Jahre 319, nachdem die Liu-Familie darauf verzichtet hatte (s. oben S. 58), frei geworden war. Li Schou verdankte den Thron im wesentlichen der klugen Beratung eines in Zurückgezogenheit lebenden Gelehrten Namens Kung Tschuang. Dieser hatte seine Hilfe in der Voraussetzung gewährt, daß der Staat 40 Han in das Lebensverhältnis der Tsin zurückkehrte. Li Schou lehnte nachher die Zumutung ab. Als er im Jahre 343 starb und sein Sohn Li Schi ihm folgte, war der Staat durch schlechte Verwaltung, innere Kämpfe und Mißernten so geschwächt, daß die Tsin auf das Drängen des

berühmten Heerführers Huan Wên (s. unten), der die Verhältnisse kannte, sich zum Vorgehen gegen dieses Kaiserreich Han entschlossen. Im Jahre 347 gelang es ihm, an die Stadt Tsch'êng-tu heranzukommen und sie nach erbittertem Kampfe zu nehmen. Li Schi wurde nach Kien-k'ang
 5 (Nanking) geschickt und, da er den Tsin Treue gelobte, zum *kuei-yi hou* ernannt, d. h. zum „Fürsten, der zur Ordnung zurückgekehrt ist“. Er hat noch bis zum Jahre 361 gelebt. Der Staat Han hatte zu bestehen aufgehört, Sympathien in der Bevölkerung scheint die Li-Familie nie gehabt zu haben, dagegen die der Tsin auffallend viele. Indessen ist
 10 diesem Triumphe der Dynastie kein anderer gleicher mehr gefolgt.

Weit wechselvoller als in dem entlegenen Ssë-tsch'uan gestaltete sich die Lage in Kan-su, wo der Staat Liang sich wohl nur infolge der wilden Kämpfe im Osten seither halten können. Seine Ostgrenze hatte er an der Macht von Tschao gefunden, das sich im Besitz von Tsch'ang-ngan
 15 befand, aber auch das obere Wei-Tal hinauf vordrang und die Suzeränität über Liang beanspruchte. Nach der Niederwerfung von Liang Tus Aufstand war der tibetische Heerführer P'u Hung dort von Schi Hu als Militärgouverneur von Yung tschou und Ts'in tschou (das mittlere und obere Wei-Tal) eingesetzt worden. Durch den Umsturz in Tschao wurde
 20 er seiner Stellung entsetzt, und aus Rache unterwarf er sich den Tsin. Als er aber sah, daß das Ende der Tschao bevorstand, glaubte er, daß auch ihm jetzt wenigstens ein Teil der Erbschaft zukäme. Die Niederlage seines Sohnes P'u Kien durch Jan Min (s. oben S. 76) änderte nichts an seinem Einfluß, den er im Wei-Tal noch hatte, und Yao I-tschungs Aus-
 25 scheiden (s. oben S. 77) erleichterte die Lage. Ein Orakelspruch kam hinzu, der „den Zeichen *ts'ao* 艸 und *fu* 付 die Herrschaft zusicherte, sein Enkel hatte die Zeichen auf dem Rücken und so änderte er seinen Familien-Namen P'u in Fu 符 (*fu* mit *ts'ao*) um“ (*Schi leo...* Kap. 33 fol. 4r^o). Als Fu Hung ernannte er sich 350 zum „Groß-Schan-yü“ und
 30 „König der drei Ts'in“ (das mittlere und untere Wei-Tal und Süd-Schen-si, s. I, 260). Unmittelbar danach endete er durch Meuchelmord, aber sein Sohn Fu Kien trat an seine Stelle und vollendete, was der Vater geplant hatte. Noch im gleichen Jahre rückte er in Tsch'ang-ngan ein und im Jahre darauf ernannte er sich zum „Gottgewählten König“ von Ts'in,
 35 352 zum Kaiser. Bei der völligen Machtlosigkeit der Tsin war das Lebensverhältnis zu ihnen ebenso rasch wieder vergessen, wie es neu eingegangen war. So waren neben die Hiung-nu und Sien-pi nunmehr auch die K'iang als staatsbildende Fremdmacht getreten. Der Kampf um die Macht im Norden ergriff immer weitere Gebiete.

40 Dieser Kampf konnte im Augenblick nur zwischen den beiden großen Staaten Yen und Ts'in, dem tungusischen Osten und dem tibetischen Westen liegen. Der Liang-Staat in Kan-su, der sich zwar einer guten Verwaltung und sogar einer gewissen verfeinerten Kultur erfreut zu haben scheint (s. oben S. 62f.), hatte doch eine zu geringe politische Macht ent-

wickelt, als daß ein entscheidendes Mitwirken von ihm bei den kommenden Kämpfen angenommen werden konnte. Er war dem stark nach Westen und Osten vordrängenden Ts'in kaum gewachsen. Mu-jung Tsün seinerseits rüstete sich jetzt ernsthaft, „das Weltreich zu erwerben“. Im Jahre 354 unterstellte sich Yao Siang, der wohl das von seinem sterbenden Vater 5 gewünschte Lebensverhältnis zu den Tsin (s. oben S. 77) als aussichtslos erkannt hatte, der Herrschaft von Yen. Mu-jung Tsün, hoch erfreut, gab ihm eine bedeutende Vertrauensstellung als militärischer Statthalter im Wei- und Huang-ho-Tal, wo er bald zu Huan Wên von Tsin auf der einen Seite, und zu dem neuen Ts'in-Staate auf der anderen in Gegensatz 10 kommen mußte. Ausgedehnte, aber erfolgreiche Kämpfe führte der Herrscher von Yen mit den Türk-Stämmen der Ting-ling und Tölös im Gebiet des oberen Orkhon, Nomadenvölker, die der östliche Zweig einer durch ganz Nord-Asien wohnenden großen Völkergruppe waren, und denen auch die später noch stark hervortretenden Uiguren angehören. Ihre 15 Vernichtung veranlaßte auch den Schan-yü der Hiung-nu mit den in Schan-si angesiedelten Horden (s. oben S. 31f.), 35000 Köpfe stark, zur Unterwerfung, so daß also das Yen-Reich im Norden soviel Sicherheit und Machtzuwachs erhalten hatte, daß Mu-jung Tsün alsbald seine Aufmerksamkeit dem Süden zuwenden konnte. Im Jahre 357 verlegte er 20 die Hauptstadt nach Ye (Tschang-tê), um so den kommenden Dingen näher zu sein. In Ho-nan suchte der unermüdliche Huan Wên in aussichtslosem Bemühen die Machtstellung der Tsin zu stützen, so gut er es mit unzureichenden Mitteln vermochte. Das Jahr 356 hatte bereits mehrere Zusammenstöße zwischen den Truppen von Tsin und denen von 25 Yen in Ho-nan und Schan-tung gesehen, die eher zum Vorteile der ersteren ausgegangen waren. Yao Siang, der auf der Seite von Yen kämpfte und die Stadt Hü-tsch'ang in Ho-nan (südöstlich von Lo-yang) besetzt gehalten hatte, wurde sogar zum Rückzuge bis nach P'ing-yang gezwungen. Huan Wên gelang es, nach Lo-yang vorzudringen, dort die kaiserlichen Gräber aus- 30 zubessern und „im Ahnentempel Bericht zu erstatten“. Unter Zurücklassung einer kleinen Garnison räumte er aber die verödete Stadt wieder. Schlimmer noch wurde die Lage für Yen dadurch, daß das neu aufstrebende Ts'in ihm in den Weg trat. Dort war der König Fu Kien*) im Jahre 355 gestorben, und sein Sohn Fu Schêng an seine Stelle getreten. Ein 35 ebenso grausamer wie unfähiger Despot, wurde er 357 von seinem Vetter Fu Kien aus Sorge um den neuen Staat erschlagen, und in der Person dieses letzteren erhielt Ts'in nunmehr einen sehr fähigen Herrscher. Noch vor seiner Thronbesteigung wandte sich Fu Kien im Jahre 357 gegen den nach P'ing-yang geflüchteten Yao Siang, der von dort aus nach 40 Westen zum Huang ho gezogen war, wo er anscheinend eigene Pläne in Schen-si verfolgen wollte. Von Ts'in aus wollte man dieser Bedrohung

*) 健, zu unterscheiden von seinem großen Neffen Kien 堅 (s. unten).

der eigenen Flanke zuvorkommen: Yao Siang griff den stärkeren Gegner tapfer an, wurde aber besiegt und von Fu Kien hingerichtet. Sein Bruder Yao Tsch'ang und die ihm gebliebenen Anhänger ergaben sich Ts'in und wurden dort als Rassegenossen freundlich aufgenommen. Yao Siang war
 5 erst 27 Jahre alt, ein vornehm gesinnter, aber allzufrüh in das Gewirr der Zeit gestoßener Jüngling, der so wenig wie sein Vater Klarheit gewinnen konnte, woran er sich halten sollte in einer Welt, wo Alles haltlos geworden war.

Die Siege Huan Wên waren von keiner dauernden Bedeutung. Im
 10 Jahre 357 u. 358 durchzog Mu-jung Tsüns Bruder Mu-jung K'ô die Gebiete nördlich vom Huang ho und stieß wieder bis in die Gegenden des von Tsin-Truppen noch besetzt gehaltenen Lo-yang, sowie nach Sü tschou und nach Schan-tung vor, die einzelnen Provinzen unterwarfen sich den Yen ohne Widerstand, das Verlangen nach Frieden mag stärker als jede
 15 Neigung für die eine oder andere Partei gewesen sein. Die Hauptunternehmungen nach dem Süden erfolgten aber erst nach Mu-jung Tsüns Tode im Jahre 360. Mu-jung K'ô schlug den ihm angebotenen Thron aus und überließ ihn dem Sohne des Verstorbenen, Mu-jung Wei, einem dreizehnjährigen Knaben. Die Seele von Staat und Politik aber blieb der im Krieg
 20 und Frieden gleichbewährte Oheim. Die Einverleibung des Südens machte nun in den nächsten Jahren stärkere Fortschritte. Nicht ohne Widerstand der Tsin-Führer wurden in den Jahren 363 bis 366 die größeren Städte von Ho-nan bis zum oberen Huai-Fluß besetzt, 365 fiel Lo-yang nach kurzer Belagerung, 366 Yen-tschou in Süd-Schan-tung und der Bezirk des heiligen
 25 Berges T'ai schan. Aber das folgende Jahr brachte dafür den Tod Mu-jung K'ôs, ein schwerer Verlust in diesem Augenblick, wo die Entwicklung im Norden auf dem Höhepunkt stand. Zwar das Kaiserhaus im Süden mag den Regierenden von Yen als kein gefährlicher Gegner mehr erschienen sein, aber anders stand es mit dem im Westen. Ts'in saß in Tsch'ang-
 30 ngan, Yen in Lo-yang, eine friedliche Teilung zwischen den beiden Mächten war undenkbar, die Ziele beider wurden mehr und mehr die gleichen, der Rassegegensatz kam hinzu. Ob freilich das volle Bewußtsein der Lage nach Mu-jung K'ôs Tode in Yen vorhanden war, mag dahingestellt bleiben, in Ts'in war es vorhanden, das zeigen die folgenden Ereignisse. Im Jahre
 35 369 bereitete Huan Wên noch einmal einen Gegenstoß vor. Die Heere von Yen unter Mu-jung Tsch'ui standen weit im Süden im nördlichen An-hui, und dorthin richtete sich der Angriff. Mu-jung Wei hatte bei Ts'in um Unterstützung gegen den gemeinsamen Gegner bitten lassen, und Fu Kien hatte sie gewährt in der Erkenntnis, „daß Yen zwar ein machtvoller Staat,
 40 Mu-jung P'ing aber, (der Nachfolger Mu-jung K'ôs und Regent für den unmündigen Herrscher) kein Gegner wie Huan Wên sei“, daß es also gefährlich sei, den letzteren wieder in den Besitz von Lo-yang kommen zu lassen (*Schi leo* ... Kap. 36 fol. 20 r^o). So sandte denn Fu Kien ein Heer von 20 000 Mann zu Hilfe, und die beiden Verbündeten brachten dem Ge-

neral der Tsin in der Nähe des heutigen Po im nordwestlichen An-hui eine schwere Niederlage bei, die ihn zum endgiltigen Rückzuge über den Huai nach Süden zwang. Dieser militärische Sieg bedeutete aber für Yen eine ebenso schwere politische Niederlage und tatsächlich den Beginn der Katastrophe, nachdem Ts'in durch diese Gelegenheit in die wahren Verhältnisse 5 von Yen Einblick erhalten hatte. Der Tod Mu-jung K'os war dort die Veranlassung zu eifersüchtigen Intriguen in der Familie geworden. Mu-jung Tsch'ui, der Sieger, wurde bei seiner Heimkehr von dem Reichsverweser Mu-jung P'ing frostig empfangen und merkte bald, daß seine Stellung und sein Leben gefährdet waren. Rechtzeitig gewarnt, flüchtete er, von 10 Mu-jung P'ings Mannen verfolgt, nach Ts'in, wo er von Fu Kien mit Freuden aufgenommen wurde. Nun war der Krieg gegen Yen eine Selbstverständlichkeit. Noch in demselben Jahre 369 wurde Lo-yang von Fu Kiens Truppen besetzt, dann erfolgte 370 der Vormarsch durch Schan-si, anscheinend, um den Gegner vom Rücken aus zu fassen. Nach längerer 15 Belagerung fiel Tsin-yang (T'ai-yuan), und nun wurde das Kernland von Yen vom Norden angegriffen. In heftigen Kämpfen wurde Mu-jung P'ing mit dem Hauptheere geworfen, er selbst floh nach Ye und wurde dort belagert. Fu Kien selbst eilte von Tsch'ang-ngan herbei und konnte mangels eines ernsthaften Widerstandes in die Stadt einziehen. Mu-jung 20 Wei war mit Mu-jung P'ing entflohen, der junge König wurde auf der Flucht nach dem Sitze seiner Väter, Lung-tsch'êng, gefangen, aber von Fu Kien geschont. Zur Auffüllung der Hauptstadt Tsch'ang-ngan wurde er samt seinen Angehörigen mit 40000 Sien-pi-Familien dort angesiedelt. Er selbst erhielt ein Lehen, ließ sich aber später zu einem Anschläge gegen Fu Kiens 25 Leben überreden und wurde hingerichtet. Mu-jung P'ing gelang es, nach Korea zu entkommen; dort aber wurde er ergriffen und als Gefangener gefesselt an Fu Kien gesandt. Der Machtzuwachs für Ts'in war natürlich ein gewaltiger. 157 Präfekturen mit 1579 Unterpräfekturen und einer Bevölkerung von 2458669 Familien oder 9987935 Köpfen fielen ihm zu 30 (*Schi leo.* . . Kap. 36 fol. 26 r^o), sein Gebiet reichte von den koreanischen Grenzen bis nach Kan-su und im Süden bis zum Huai-Fluß. Der Norden schien endlich seinen Herrscher gefunden zu haben. Der Untergang des großen Yen vollzog sich mit verhältnismäßig geringem Blutvergießen. Fu Kien war ein maßvoller Mann, in einer Proklamation versprach er, der 35 Bevölkerung Frieden und Ordnung zu bringen, die Sehnsucht nach beiden hatte den Widerstand allenthalben gebrochen.

Fu Kiens großem Reiche war nun noch im Westen, an dem bedeutungsvollen Ausgange nach Inner-Asien, der gut entwickelte Jung-Staat Liang mit der Hauptstadt Ku-tsang (s. oben S. 60), vorgelagert. Auch die Tsin 40 hatten hier noch immer einzelne ihnen ergebene Garnisonen stehen, und mit ihnen mußte Fu Kien jetzt zunächst aufräumen, was ohne ernstere Schwierigkeiten durch Yao Tsch'ang, den bewährten Helfer seines neuen Herrn, bewirkt wurde. Daß Liang neben der großen nordischen Macht

nicht selbständig bestehen konnte, wird beiden Seiten nicht unklar gewesen sein. Die Folgerungen ergaben sich denn auch von selbst aus der Lage. Unter dem König Tschang Tsch'ung-hua (s. oben S. 63), der seit 346 regierte, hatte der Staat in wechselnder Haltung seine Abhängigkeit zwischen 5 Tsin und der jeweiligen Macht im Nordosten geteilt. Nach dem Tode des Königs im Jahre 353 wurde zunächst sein Sohn Tschang Yao-ling (auch Ling-yao genannt) als Nachfolger eingesetzt. Da man indessen den zehnjährigen Knaben für wenig geeignet hielt, in der kritischen Zeit die Regierung darzustellen, so gab man den Thron an Tschang Tso, einen Bruder 10 Tschang Tsch'ung-huas. Aber der Wechsel erregte die Empörung der Kreise um die enttäuschte Mutter des Kindes, und die leidenschaftliche Frau ruhte nicht, bis der König im Jahre 355 ermordet, und ein anderer Sohn Tschang Tsch'ung-huas Namens Tschang Hüan-tsing, ein Kind von 7 Jahren, als Herrscher eingesetzt war. Es war kennzeichnend für die Lage, daß man 15 in Liang die eigene Jahresbezeichnung wieder aufgab und die der Tsin, und zwar die letzte in Lo-yang führte, wieder annahm. Es war die Zeit, wo die Kämpfe zwischen der Dynastie von Kien-k'ang und den Nord-Staaten zu ruhen schienen. Die Jugend, die einer Regierung Tschang Yao-lings hinderlich gewesen war, mußte dies natürlich auch der des neuen Königs 20 sein. Wieder war es ein Oheim von diesem, ein Bruder von Tschang Tsch'ung-hua Namens Tschang T'ien-si, ein sehr tatkräftiger und zu allem entschlossener Mensch, der für gewisse Kreise als geeigneter Thronkandidat unter den Zeitumständen in den Vordergrund trat. Eine von der Mutter Tschang Hüan-tsings eingefädelte Verschwörung zur Ermordung Tschang 25 T'ien-sis wurde entdeckt und endete mit dem Tode der Verschwörer. Der junge König, entsetzt ob des Schicksals, das ihm nahte, bot im Jahre 363 freiwillig seinem Oheim den Thron an. Dieser schlug das Angebot aus, wohl weil er seinem Opfer nicht zu Dank verpflichtet sein wollte, sandte vielmehr kurze Zeit danach eine Bande von Soldaten in den Palast und ließ den 30 König ermorden. Er selbst bestieg den Thron im gleichen Jahre. Dieser Weg zur Herrschaft schien ihm einfacher. Das gleiche Bild überall.

Der Wettlauf der beiden Kaiserreiche bekam einen Zug der Komik: im Jahre 364 wurde Tschang T'ien-si von den Tsin als getreuer Lehensmann zum „Schutzkommissar für die K'iang-Völker“ (*hu K'iang hiao-wēi*, s. 35 oben S. 31) und „Gouverneur (*ts'ě schi*) von Liang tschou“ ernannt, von den Ts'in aber zum „Statthalter (*mu*) von Liang tschou“ und „Herzog von Si-p'ing“. Der doppelt Umworbene mochte wählen, was ihm das aussichtsreichere schien. Im Jahre 371 war die Wahl entschieden, nachdem im Jahre vorher die Katastrophe eingetreten war: Tschang T'ien- 40 si nahm auf den dringenden Rat des Siegers die Vasallenschaft von Ts'in an. Fu Kiens Befriedung in den wichtigen Gebieten des Westens wirkte aber auch weiter. In den Gegenden am Kuku nor (I, 21) saß ein aus dem fernen Osten zur Zeit Mu-jung Wei's (s. oben S. 33) um das Jahr 280 abgewanderter Stamm der Sien-pi, der in den chinesischen Annalen als T'u-

yü-hun (genauer: T'u-yuk-hun) bezeichnet wird, ein Name, der ursprünglich von dem Oberhaupte des Stammes persönlich geführt wurde. Dieser inmitten der tibeto-tangutischen Völker wohnende tungusische Nomadenstamm scheint sich, nach der Rolle zu schließen, die er später gespielt hat, stark vermehrt zu haben. Als der damalige Fürst der T'u-yü-
 5 hun Namens Pi-hi von der Vernichtung der Tsin-Macht im Westen durch Ts'in hörte, schickte er im Jahre 371 eine Gesandtschaft an Fu Kien und ließ seine Unterwerfung anmelden. Fu Kien war sehr erfreut über diesen Nebenerfolg und ernannte Pi-hi zum *ngan yuan tsiang-kün* („General zur
 Beruhigung der Fernwohnenden“). Ebenso wie die T'u-yü-hun unter-
 10 warfen sich dann im Jahre 371 noch andere, weiter östlich in Kan-su, im Gebiet des unteren T'ao-Flusses, der alten Mark Lung-si (I, 195), wohnende Sien-pi-Stämme, die im 3. Jahrhundert „vom Norden der Wüste über den Yin schan nach Süden gezogen waren“ (so heißt es im *Tsin schu* Kap. 125 fol. 1 r⁰). An ihrer Spitze stand die Familie K'i-fu, deren Stammbaum von
 15 der Legende auf einen mitgenommenen Findling zurückgeführt wird. Nach mehrfachen Umsiedlungen und durch Unterwerfung anderer, wohl tibetischer Stämme bedeutend verstärkt, waren sie schließlich in den genannten Wohnsitzen geblieben. Ihr damaliger Häuptling K'i-fu Ssë-fan unterwarf sich erst, nachdem er bei dem Herannahen von Fu Kiens Statt-
 20 halter von seinem Volke im Stiche gelassen war und die Unmöglichkeit eines Widerstandes eingesehen hatte. Er selbst begab sich nach Tsch'anggan, wurde von Fu Kien ehrenvoll aufgenommen und zum „Südlichen Schan-yü“ ernannt. Doch behielt ihn dieser in seiner Umgebung. Tschang T'ien-si freilich spielte auch weiterhin ein doppeltes Spiel, und
 25 seine geheimen Zettelungen mit Tsin machten ihn Fu Kien in hohem Maße verdächtig. „Fu Kien stand auf der Höhe seiner Macht“, sagt das *Schi leo*... (Kap. 74 fol. 12 v⁰), „und sein Sinn war auf Zusammenschluß des Reiches gerichtet, er bedrohte Liang daher wiederholt mit einem militärischen Angriff“. Im Jahre 376 schien die Zeit reif zu sein. „Obwohl sich
 30 Tschang T'ien-si Unseren Vasallen nennt“, erklärte Fu Kien in einer Kundgebung, „und er seine Stellung von Uns erhalten hat, ist die Art, wie er seine Pflichten als Untertan auffaßt, nicht frei von Bedenken“ (a. a. O. fol. 13 v⁰). So wurde denn ein stattliches Heer nach Liang entsandt, das Tschang T'ien-si nach Tsch'anggan vorladen sollte. Dieser empfing die
 35 Abgesandten in Ku-tsang in anmaßender Form, erklärte sich für einen Lehensträger von Tsin und ließ die Leute von Ts'in schließlich töten. Die Truppen Fu Kiens rückten erst jetzt über den Huang ho vor; zwischen dem Si-ning ho (I, 6) und dem Huang ho kam es zu Kämpfen mit den entgegengesandten Abteilungen Tschangs, ernsthafter Widerstand wurde
 40 aber nicht geleistet. Ku-tsang ward ohne Schwierigkeit besetzt, das gesamte Land in Ts'in einverleibt. Tschang T'ien-si erhielt von dem milden denkenden Fu Kien einen Adelsrang und einen Wohnplatz in Tsch'anggan.

Mit der Vernichtung von Liang war nun in der Tat der gesamte Norden der Herrschaft Fu Kiens unterworfen, außerdem aber, was sicherlich nicht weniger wichtig war, befand sich jetzt auch der Nordwest-Ausgang in seiner Hand. Wir werden später sehen, was diese Tatsache jetzt, in der

5 Periode stärksten Einstroms westlichen Geisteslebens von Inner-Asien her, für eine Bedeutung hatte. Wie widerspruchslos und selbstverständlich jetzt die Macht von Ts'in im Norden schalten konnte, zeigte sich in dem Verfahren gegen den bedeutenden Staat des T'o-pa-Stammes der Sien-pi, Tai, im Norden von Schan-si und Ho-peï (s. oben S. 68). Wie wir früher

10 sahen (s. oben S. 45), hatte der Schan-yü der T'o-pa sich im Jahre 310 die Tsin zu Dank verpflichtet und war von ihnen zum „Herzog von Tai“ ernannt worden, ein Titel, den wir sehr bald durch „König von Tai“ ersetzt finden. Streitigkeiten innerhalb der fürstlichen Familie hatten während der folgenden Jahre die Entwicklung bei dem offenbar sehr kultureifrigen

15 Volke gehemmt; in halber Abhängigkeit von Tschao, dann von Yen, war es bei den Ereignissen im Hintergrunde geblieben. Im Jahre 338 war Schi-i-kien (in den späteren Listen der Wei-Dynastie als Tschao-tsch'êng huang-ti aufgeführt), ein achtzehnjähriger Jüngling, zur Regierung gekommen, der bis dahin als Geisel in Ye am Hofe der Tschao gewesen war und dort

20 chinesische Zivilisation kennengelernt hatte. Dieser außerordentlich fähige Mann formte aus seinem Lande von Viehweiden einen wirklichen Staat, er baute Städte (trotz des anfänglichen Widerspruchs seiner Mutter) und machte sein Hirtenvolk sesshaft, „schuf ein Beamtentum mit bestimmten Obliegenheiten“, und dehnte sein Staatsgebiet nach Osten und Westen

25 aus (*Weï schu* Kap. 1 fol. 11 v^o f.). Auch eine eigene Jahresbezeichnung war seit 338 eingeführt, und im Jahre 340 und 341 bezog er seine neu hergerichtete Hauptstadt Schêng-lo in der alten Mark Yün-tschung, dem Gebiet zwischen den Südhängen des Yin schan und dem Huang ho (I, 195). Die genaue Lage dieses Ortes ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen, nach

30 den Angaben der chinesischen Geographen muß er aber im äußersten Nordwesten von Schan-si, zwischen den heutigen Städten So-p'ing und Tokto gelegen haben. Geschickt wußte Schi-i-kien seine Stellung zwischen Tschao und Yen zu wahren, von den Kämpfen hielt er sich fern, und der rasseverwandte Mu-jung Huang hatte ihm seine Schwester zur Frau gegeben. Im Jahre 374 sah Schi-i-kien sich genötigt — man erfährt nicht

35 warum —, gegen seinen General Liu Wei-tsch'ên vorzugehen, dieser flüchtete und wandte sich um Hilfe an Fu Kien. Der Herrscher von Ts'in, der mit der Unterwerfung von Liang beschäftigt war, hielt es für geraten, auch der Selbständigkeit des neuen Sien-pi-Staates ein Ende zu machen, und

40 sandte im Jahre 376 unter dem Oberbefehl von seinem Vetter Fu Lo zwei große Heere von Osten durch Ho-peï und von Westen durch Nordost-Schen-si gegen Tai, Liu Wei-tsch'ên diente als Führer. Schi-i-kien war erkrankt und konnte sein Heer nicht anführen, sein General wurde geschlagen, und Schi-i-kien flüchtete nach Norden durch die Berge zu dem türkischen

Volke der Kao-tsch'ê (oder Kao-kü), das identisch mit den Uiguren oder Tölös (s. oben S. 81) sein soll. Auf die Nachricht, daß die Truppen von Ts'in sich zurückgezogen hätten, kehrte er nach Yün-tschung zurück und fand dort seine Söhne im Streit um die Nachfolge. Dieser Streit artete in eine Reihe von Mordtaten aus, und Schi-i-kien selbst fiel durch die Hand 5 seines eigenen Sohnes Schi-kün. Die Truppen von Ts'in rückten bald danach ein, die Schuldigen flüchteten, soweit sie konnten, Schi-kün wurde nach Tsch'ang-ngan gebracht und dort hingerichtet. Das gesamte Staatsgebiet von Tai aber wurde in Ts'in einverleibt und als Grenzgebiet verwaltet. Das Lebenswerk Schi-i-kiens sollte indessen nicht verloren sein, 10 sondern später seine Früchte tragen. Die Umstände selbst scheinen Fu Kien auch veranlaßt zu haben, so mit Tai zu verfahren wie er es tat; mehr als die einfache Unterwerfung wird er kaum im Auge gehabt haben. Einer von Schi-i-kiens Söhnen, der ebenfalls nach Tsch'ang-ngan geschickt war, „wurde von Fu Kien der Akademie (*t'ai hūo* s. oben S. 23) überwiesen, 15 damit er dort die Riten studierte, da seine Sitten bisher mit Güte und Gerechtigkeit (*jen i*) nicht durchtränkt seien“ (*Tsin schu* Kap. 113 fol. 18r⁰). Zu erledigen blieb freilich noch die für das letzte Ziel entscheidende Frage: die Auseinandersetzung mit der kaiserlichen Dynastie in Kien-k'ang d. h. in diesem Falle ihre Beseitigung. Es schien fast, als ob die Entscheidung 20 von den Völkern bereits vorweggenommen worden sei, wenn man die Mitteilungen der Chronisten liest. „Die Könige von Kao-kou-li und von Sin-lo (I, 327)“, sagt das *Schi leo*... (Kap. 37 fol. 17 r⁰) unter dem Jahre 377, „sowie die Barbaren-Stämme des Südwestens schickten sämtlich Gesandtschaften an den Hof von Ts'in“, wobei dahingestellt bleiben muß, wer 25 mit den Barbaren-Stämmen des Südwestens gemeint ist. Weit ergiebiger war natürlich der Westen. Hier wirkte sich die Verbindung mit den Staaten Inner-Asiens auch sofort politisch aus. Die Schilderungen von den Tributgesandtschaften verraten allerdings einen solchen Mangel an Anschauung bei den Verfassern, daß man ihnen nicht ohne Mißtrauen gegenüber 30 steht. „Im Jahre 381“, sagen das *Schi leo*... (Kap. 37 fol. 31 r⁰ f.) und das *Tsin schu* (Kap. 113 fol. 24 v⁰), „im Frühling im 2. Monat kamen die Könige von Schan-schan (I, 353) und dem vorderen K'ü-schi (Turfan I, 355) zur Audienz, Ta-yuan (Ferghana I, 355) schickte blutschwitzende Pferde (I, 344 u. 349), Su-schên (angeblich im fernsten Nordosten, an der 35 Meeresküste gelegen) lieferte Pfeile aus Hu (?) Holz, Indien Asbest, von K'ang-kü (Samarkand, I, 341), Yü-t'ien (Khotän I, 394) und den Staaten östlich des Meeres schickten die Fürsten, im Ganzen zweiundsechzig, Gesandtschaften mit ihren Landeserzeugnissen als Tribut“. Das *Schi leo*... gerät dann ganz ins Phantasieren, indem es die sonderbarsten Völker der 40 vier Himmelsrichtungen „von seltsamem Aussehen und ungewöhnlichen Farben“ als Tributbringer schildert. Wir mögen aus den Darstellungen so viel entnehmen, daß Fu Kien mit seinem Ts'in-Reich sich jedenfalls einen großen Namen in Asien gemacht haben muß. Das neue Ts'in mag

die Erinnerungen an das alte dort wieder haben aufleben lassen (I, 156). Die nachfolgenden Ereignisse beweisen auch, daß er eine weit ausgreifende Politik nach Turkistan getrieben hat, die Dinge selbst reden hier eine deutliche Sprache. Der Tributeifer der innerasiatischen Staaten scheint
 5 seine Ursache in einem politischen Zustande ähnlicher Art gehabt zu haben, wie wir ihn um die Mitte des 1. Jahrhunderts nach Chr. kennen gelernt haben: die schwächeren Staaten wurden von den stärkeren oder auch von nomadischen Stämmen so bedrückt, daß man von der neuen Großmacht in China Hilfe erwartete. Wie damals (I, 392 f.), so richteten auch im
 10 Jahre 382 die Könige von Schan-schan und K'ü-schi, deren Länder am Eingang zum Tarim-Becken lagen, mit Rücksicht darauf, „daß die Staaten Ta-yuan u. a. zwar ihre Tribute übersandten, aber ihre Aufrichtigkeit nicht sicher sei, die Bitte an die Regierung in Tsch'ang-ngan, daß im Einklang mit den einstigen Vorschriften der Han-Zeit wieder ein Schutzherr
 15 (I, 355, 364) eingesetzt würde“ (*Schi leo...* Kap. 38 fol. 4 r^o). Darauf wurde der General Lü Kuang, ein Tangute aus den Grenzgebieten im südwestlichen Schen-si, der sich bereits durch Niederwerfung verschiedener Aufstände bewährt hatte, als General-Gouverneur (*tu-tu*) nach Turkistan geschickt mit dem Auftrage, dort die Macht von Ts'in zu sichern und zu-
 20 nächst an der Spitze einheimischer Truppen aus Turfan die Staaten Kuei-tsë (Kutscha) und Yen-k'i (Kara-schahr I, 396) zur Unterwerfung zu bringen. Lü Kuang führte seine Aufgabe glänzend durch und machte sich durch seine erfolgreichen Kämpfe in Turkistan einen großen Namen. Für den Buddhismus in China hat diese turkistanische Unternehmung eine
 25 große Bedeutung dadurch erlangt, daß Lü Kuang bei der Eroberung von Kutscha, einem Mittelpunkte des Buddhismus im Tarim-Becken, im Jahre 383 den berühmten Mönch und Gelehrten Kumārajīva in seine Hände bekam. Er nahm ihn mit nach China und gab damit dem Lande einen der fruchtbarsten Übersetzer indischer Schriften und einen besonders er-
 30 folgreichen Vermittler der fremden Lehre.

An die letzte große Aufgabe, die Beseitigung der Dynastie im Süden, scheint Fu Kien nur sehr vorsichtig und nach langem Bedenken herangegangen zu sein. Im Jahre 378 erfolgte der erste große Vorstoß. Fast alle seine Heerführer, darunter sein Sohn Fu P'ei, Mu-jung Wei, der ehe-
 35 malige König von Yen, Mu-jung Tsch'ui und Yao Tsch'ang, die beide das Vertrauen von Fu Kien zu erwerben gewußt hatten, rückten mit einem Aufgebote von 170000 Mann auf getrennten Wegen durch Ho-nan und Schen-si nach Süden gegen die wichtige Stadt Siang-yang am Han-Fluß (vgl. I, 429) vor, sei es um zunächst das Gebiet dieses Stromes in die Ge-
 40 walt zu bekommen, sei es um womöglich weiter bis zum Yang-tsë durchzu- stoßen. Die Stadt wurde von dem General Tschu Sü hartnäckig verteidigt, eine lange Belagerung war nötig, der Strom machte den an Wasser wenig gewöhnten nordischen Truppen viel Schwierigkeiten, und erst im Frühjahr 379 fiel die Stadt durch Verrat des chinesischen Zivilgouverneurs.

Fu Kien ehrte den tapferen Verteidiger durch ein hohes Amt in seinen Diensten und ließ den Verräter hinrichten. Weit nach Südosten drangen die Heere von Ts'in vor, sie eroberten P'êng-tsch'êng, das heutige Sü-tschou in Kiang-su, und San-a unweit des heutigen Kao-yu hien (nördlich von dem Yang-tsë-Hafen Tschinkiang). Aber hier wurde der Widerstand 5 des Feindes so stark, daß das Unternehmen abgebrochen werden mußte. Fu Kien war aufgebracht, sah aber wohl ein, daß er die Schwierigkeiten, über den Yang-tsë hinaus vorzudringen, unterschätzt hatte.

Die Jahre seit der Vernichtung von Yen im Jahre 370, die mit zahllosen größeren und kleineren militärischen Unternehmungen ausgefüllt 10 waren und den Ausbau des wachsenden Reiches zu einem streng konfuzianischen Staate mit allem vorgeschriebenen Kulte gewaltig förderten, waren für Fu Kien eine Zeit unausgesetzter planmäßiger Vorbereitung für das letzte Ziel. Sie zeigen diesen tibetischen Herrscher als einen Mann, der mit seinem hohen sittlichen Ernst, seiner überraschenden Milde, seiner 15 unbeugsamen Gerechtigkeit und seiner geduldigen, um die Zuneigung der unterworfenen Völker werbenden Güte nicht bloß die kümmerliche Dynastie im Süden, sondern seine gesamte Zeit um ein gewaltiges über- ragte. Er ist wie mancher andere unter den „Barbaren“-Führern eine wahrhaft versöhnende Gestalt in jener Welt der Rohheit und Gefühls- 20 losigkeit, man sucht vergeblich nach Persönlichkeiten, die man ihm zur Seite stellen könnte, unter denen, die sich schon damals als die Auserwählten des Mittelreiches ansahen. Der größte Fehler, den dieser Mann besaß, war vielleicht sein Übermaß an Edelmut, das von seiner Zeit nicht verstanden wurde, und sein unerschütterliches Vertrauen, das er in die 25 besiegten Gegner setzte und das von diesen anscheinend als Schwäche ausgelegt wurde. Diese Fehler haben ihm Enttäuschungen über Enttäuschungen gebracht, ohne ihn doch jemals in seiner Güte irre zu machen, und sie haben schließlich seinen Untergang herbeigeführt. Der einzige würdige Erbe der Pläne Liu Yuans, nahm Fu Kien seine Aufgabe, das 30 Weltreich wieder zu errichten, ganz in konfuzianischem Sinne: alle Völker darin sollten eine einzige große Einheit bilden, und Güte und Gerechtigkeit die bindenden Kräfte sein; es war bei ihm viel weniger Ehrgeiz und Machttrieb, was ihn leitete, als der Glaube an das hohe sittliche Ziel und der Wille zu seiner Verwirklichung. Wenn er dabei die Stärke der zerreißenden 35 völkischen Naturkräfte unterschätzt hat, so hat er darin nicht mehr geirrt, als viele große Geister vor ihm und nach ihm.

Was uns die chinesischen Chronisten von Fu Kiens äußeren und inneren Kämpfen aus jenen Jahren auf ihre Art erzählen, ist ungemein fesselnd und gibt ein deutliches Bild von den staatspolitischen Anschauungen der 40 Zeit und ganz besonders von den tiefgehenden völkischen Gegensätzen, die der Konfuzianismus noch nicht einmal hatte mildern, geschweige überbrücken können. Fu Kien pflegte bei seinen Eroberungen nicht sämtliche erreichbare Köpfe abzuschlagen, wie dies sonst allgemein üblich

war, sondern er bemühte sich, die Bevölkerung zu erhalten und die Beamten, namentlich die der Tsin, in seine Dienste zu ziehen. Yao Tsch'ang, Mu-jung Tsch'ui und Mu-jung Wei waren ja bereits frühere Beispiele für diese Neigung (s. oben S. 84ff.). Seine Güte ist ihm aber meist übel
5 gelohnt worden. Auf einem der vielen Unterwerfungszüge hatte einer von Fu Kiens Heerführern bei der Eroberung von Tsë-t'ung in Nord-Ssëtsch'uan im Jahre 373 die Mutter und Frau des eingeschlossenen Gouverneurs der Tsin, Tschou Hiao, gefangen genommen; auf die Kunde hiervon ergab sich dieser. Sie wurden alle nach Tsch'ang-ngan geschickt und
10 dort, wie gewöhnlich, von Fu Kien sehr freundlich aufgenommen. Das *Schi leo...* (Kap. 37 fol. 6r^of.) berichtet über das Verhalten dieses Würdenträgers von Tsin folgendes. „Fu Kien wollte Tschou Hiao zu einem Ministerialvizepräsidenten machen, dieser aber erklärte: Ich habe von meiner Regierung von jeher reiche Gnadenbeweise empfangen. Nur weil
15 meine alte Mutter gefangen genommen wurde, habe ich meine Ehre verloren; daß Mutter und Sohn hier gemeinsam in der Gefangenschaft sind, ist die Gnade der Tsin. Und selbst wenn ich den hohen Rang eines Herzogs oder Grafen erhielte, wäre das keine Auszeichnung für mich, um wie viel weniger die Stellung eines Vize-Präsidenten. Er nahm also das Amt
20 nicht an. Seitdem pflegte Tschou Hiao immer, wenn er zur Audienz kam, sich mit untergeschlagenen Beinen hinzusetzen und den Herrscher mit ‚Barbaren-Bandit‘ anzureden. Fu Kien war unmutig über das Verhalten. Als er später die feierliche Gruppierung der Würdenträger bei der Neujahrsaudienz einführte, fragte er Tschou Hiao, wie sich die
25 Neujahrsaudienz im Tsin-Hause zu dieser verhalte. Tschou Hiao schlug seine Ärmel zurück und sagte in scharfem Tone: einen Haufen von Scheusalen kann man mit einer Versammlung von Hunden und Schafen vergleichen, aber wie kann man sich unterstehen, ihn der von Gott berufenen Dynastie zur Seite zu stellen? Die Minister baten wiederholt, da Tschou
30 Hiao sich nicht fügen wollte, ihn zu bestrafen, aber Fu Kien behandelte ihn weiter mit uneingeschränkter Freundschaft“. Im Jahre 377 erschien ein Ministerialsekretär der Tsin, ein gewisser Tschang Hui, bei Fu Kien als Abgesandter. Die gleiche Stelle berichtet (Kap. 37 fol. 17 v^o) darüber: „Tschang Hui stand an den Stufen des Thrones und die Stirn
35 mit der Hand beschattend, sah er Fu Kien an. Dieser fragte ihn: Wenn man den Himmelssohn sieht, so biegt man doch nicht den Hinterkopf über den Kleiderkragen zurück; warum hast du so wenig Achtung vor mir? Tschang antwortete: Im Süden bei der Zentrale hörte ich, daß in Tsch'ang-ngan ein Barbar den Himmelssohn darstelle, und man sagte, Eure Majestät
40 hatten auf dem Kopfe ein Horn. Fu Kien lachte laut.“ Die konfuzianischen Chronisten lassen nicht erraten (auch Tschu Hi nicht), auf welcher Seite sie hier die eigentliche Barbarei sehen. Manches Beispiel treuer Anhänglichkeit an das Haus der Tsin war Fu Kien vor Augen getreten, und als bei dem großen Feldzuge vom Jahre 379 der Präfekt des eroberten

Weißhing im östlichen Ssë-tsch'uan nach tapferer Gegenwehr Selbstmord begehen wollte und schließlich, da man ihn daran hinderte, „nicht sprach, nicht aß und starb“, rief der Herrscher seufzend aus: „Wie hat doch dieses Geschlecht der Tsin so viele treue Diener!“ (a. a. O. Kap. 37 fol. 24r⁰). Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Anhänglichkeit ihre 5 Wurzel weit weniger in einer Zuneigung zu dem verkommenen Geschlechte der Ssë-ma hatte, das überdies auch nur durch Mordtaten zur Herrschaft gelangt und darin verblieben war, als vielmehr in der Verachtung der nördlichen „Barbaren“, die sich das heilige Vorrecht des Mittelvolkes angemäßt hatten. Die Wirkung des Konfuzianismus war bisher alles andere als eine 10 völkervereinigende gewesen. Fu Kien haben die Rassegegensätze große Sorgen gemacht, die sich auch im Norden selbst zwischen K'iang, Hiung-nu und Sien-pi immer mehr entwickelten, je schärfer der Kampf um die politische Macht geworden war. Bei aller Vertrauensseligkeit hielt er es doch für richtig, um den Mittelpunkt seiner Macht zu sichern, das ganze Gebiet 15 um die Hauptstadt, vor allem das mittlere Wei-Tal, dann aber auch die Grenzgebiete von Kan-su und Schen-si zu beiden Seiten des Ts'ing ling mit Leuten seines Volkes zu besiedeln. Er bestimmte dafür 150 000 Familien, die er auf die einzelnen Lehen seiner Verwandten und seiner erprobten Heerführer verteilte. 20

Unablässig aber beschäftigte Fu Kien der Gedanke an den notwendigen entscheidenden Feldzug gegen Kien-k'ang. Trotz aller Vorbereitungen nördlich des Yang-tsë von Ssë-tsch'uan bis Kiang-su blieben die Schwierigkeiten ungeheuer; die Tsin, das hatte er erfahren, verfügten noch über viele Anhänger in Mittel-China, und auch an tüchtigen Heerführern fehlte 25 es nicht. Im Jahre 375 war Fu Kiens viel erprobter General und Berater Wang Mêng, ein Schan-tung-Mann, gestorben. Noch kurz vor seinem Tode hatte ihm der erfahrene Krieger gesagt: „Wenn auch die Tsin an einem entlegenen Orte südlich des Stromes sitzen, der göttliche Auftrag läuft noch, und Oben und Unten sind noch in Harmonie. Macht keine Pläne 30 mit Bezug auf Tsin, wenn ich tot bin. Die Sien-pi und die K'iang-Knechte sind unsere Todfeinde. Von ihnen wird zuletzt alles Unheil über die Menschen kommen, sie soll man allmählich beseitigen im Interesse der Götter des Landes“ (*Schi leo* . . . Kap. 37 fol. 8v⁰). Noch schreckte die Mystik des Übernatürlichen im Himmelssohn, nach der ein Barbar nicht greifen 35 durfte. Im Jahre 382 rang Fu Kien sich zu einem Entschlusse durch. Im Herbst versammelte er seine sämtlichen Ratgeber im Palast, um über die Zukunft endgiltig ins Reine zu kommen. Er eröffnete die Beratung mit folgenden selbstbewußten Worten (a. a. O. Kap. 38 fol. 5r⁰): „Seit dreißig Jahren habe ich nunmehr die Herrschaft des Reiches übernommen. Ich 40 habe alle flüchtigen Verbrecher ausgerottet und die Völker der vier Himmelsrichtungen zu Ordnung und Frieden gebracht. Nur im Südosten (Nanking) ist noch ein Winkel, wo man sich dem veredelnden Einflusse des Zentralherrschers noch nicht unterworfen hat. Wann immer ich daran

denke, daß das Weltreich noch nicht eins ist, vergeht mir die Lust zum essen, sobald ich mich zum Mahle setze.“ Dann verkündete er seine Absicht, die Tsin mit einem Heere von 970000 Mann anzugreifen und zu unterwerfen, und fragte nach der Meinung der Anwesenden. Die Chronisten

5 berichten nun von einer langen, sehr erregten Verhandlung, in deren Verlauf Vieles gesagt wurde, was für die ethisch-politischen Anschauungen am Hofe von Ts'in und zugleich für die gesamte im Grunde noch ganz ungefestigte Lage dieses Reiches höchst aufschlußreich ist. Die meisten der berichteten Reden mögen das Erzeugnis historischer Rhetorik sein,

10 sie büßen dadurch wenig von ihrem Werte ein. Weitaus die Mehrheit von Fu Kiens Generalen und Ratgebern war entschieden gegen das Unternehmen, und ihre Gründe sind zumeist einleuchtend genug. Sicherlich ist die Herrschaft der Tsin im Niedergang, meinte der eine, aber man soll sich nicht etwa auf das Beispiel Wu wangs berufen, der die Schang-

15 Dynastie stürzte (s. I, 108), denn damals war der Herrscher wegen seiner Schandtaten von Allen verlassen, aber die Tsin haben tüchtige Heerführer, fähige Minister, und Fürst und Untertan sind eines Sinnes. „Der Staat der Tsin genießt den Schutz durch den Yang-tsé-Strom“, warnte ein anderer, „und seine Dynastie leidet nicht unter den Gefahren der Unklarheit und

20 Zerrissenheit. Man sollte ihm gegenüber die Ausübung der Tugenden zur Anwendung bringen, nicht aber militärische Unternehmungen“ (ein erstes Aufkeimen des konfuzianischen Pazifismus späterer Prägung). Andere wieder machten astrologische Einwände und wiesen auf die ungünstige Stellung des Saturn hin, der sich in den Sternbildern des „Scheffels“ und des

25 „Stiers“ (Schütze und Widder) befände. Stärkste Stütze von Fu Kiens Wünschen war Mu-jung Tsch'ui, der Sien-pi-Flüchtling. „Die Schwachen werden von den Starken verschlungen“, sagte er, „und die Kleinen gehen in den Großen auf, das ist das natürliche Gesetz der Kräfte, das nicht schwer zu begreifen ist.“ Nachdem nun die Macht von Ts'in „bis über

30 die Meere hin getragen ist, Kiang-nan allein aber sich dem Machtgebot des Herrschers widersetzt, wie kann man dieses da sich selbst überlassen, so daß es sich in Söhnen und Enkeln fortsetzt?“ „Es genügt wenn Eure Majestät in Ihren erhabenen Gedanken die Entscheidung allein treffen, was bedarf es noch der umständlichen Befragung der Scharen von Höf-

35 lingen?“ Fu Kien war begeistert über diesen „einzigen Helfer bei der Ordnung des Weltreichs“ und belohnte ihn mit fünfhundert Seidenstücken. Dagegen entstand ihm ein besonders entschiedener Gegner in der Person seines jüngsten Bruders Fu Yung. Dieser brachte die gewichtigsten Gründe vor und bat, von dem Vorhaben abzulassen. Er wies ebenfalls hin auf

40 die für „Wu und Yüe“ (s. I, 141 d. h. für die Gegend am Yang-tsé) glückbedeutende Stellung der Gestirne, auf die ungestörte Lage am Hofe der Tsin, wo die Untertanen dem Herrscher ergeben seien, auf die Erschöpfung der Truppen von Ts'in, auf die Besorgnis der Führer und auf die Abmahnungen Aller. Dann fuhr er fort: „Alle diese Sien-pi-, K'iang- und Kie-Leute,

die Du mit Deiner Gunst beschenkt hast, und die jetzt die Hauptstadt und ihre Umgebung anfüllen (vgl. oben S. 83 u. 91), sie werden, wenn Deine alten Diener und die gesamte Verwandtschaft in die Ferne gezogen sind, den Staat umstürzen wollen. Und wenn dann der Sturm sich erhebt und die Staubwolken fliegen, was wird dann bei dem Tumult aus unseren 5 Ahnentempeln? Der Thronfolger, der in Deiner Abwesenheit die Regierung führt, soll mit einigen Zehntausenden von kampftüchtigen Soldaten die Hauptstadt bewachen, die Sien-pi-, K'iang- und Kie-Leute aber werden sich zu Haufen zusammenrotten, denn sie sind die Banditen im Staat und unsere Feinde. Ich fürchte, daß dann nicht bloß diese Horden sich erheben 10 werden, sondern daß auch unermeßliches Unheil in unserer allernächsten Umgebung entsteht. Spätere Reue wird dann nichts mehr fruchten.“ Seiner Lebensbeschreibung zufolge (*Schi leo* . . . Kap. 41 fol. 9v^o) soll Fu Yung die Andeutung der letzten Sätze deutlicher ausgedrückt haben. „Du lauschst und glaubst“, hätte er danach gesagt, „den schmeichlerischen 15 Reden der Sien-pi- und K'iang-Knechte und folgst den aufhetzenden Worten der einfachen Leute und jungen Menschen. Ich fürchte, daß dabei nicht bloß keine Erfolge erzielt werden, sondern noch Weiteres geschieht. Mu-jung Tsch'ui und Yao Tsch'ang sind unsere bittersten Feinde, und ich meine, wenn sie hören, daß der Sturm braust und die Staubwolken fliegen, dann 20 werden sie dem Tumult sich voller Hoffnungen anschließen, um ihre verbrecherischen Pläne auszuführen“. Schließlich, als alle Mahnungen vergeblich waren, veranlaßten die Minister den buddhistischen Mönch Tao-ngan (s. unten), der Fu Kiens begünstigter Vertrauter war, auf den Herrscher einzuwirken. Er stellte dem letzteren auf seine Weise vor, wie 25 „dort in dem südöstlichen Winkel das Land tief liege und krankheitsbringende Dünste herrschten; Schun und Yü seien dort gewandelt und nicht mehr zurückgekehrt, der Kaiser von Ts'in habe sich hinbegeben und sei nicht wieder heimgekommen“. Aber auch dieses Argument verfehlte seine Wirkung. Fu Kien war von dem Gedanken der „großen Einheit“ schon 30 zu tief erfaßt, als daß er sich auf solche Weise seine Absicht hätte ausreden lassen. „Es ist nicht das, daß mein Land nicht groß, mein Volk nicht zahlreich genug wäre“, erwidert er, „ich meine, daß das All in allen seinen Ausdehnungen eins ist, so daß auch die Menschheit zu einer Einheit gemacht werden muß. Der Himmel hat das Menschenvolk hervorgebracht (*Schi* 35 *king*, *Ta ya* III, 1) und hat ihm Fürsten und Beamte gesetzt, um es zu regieren und zu hegen. Wie dürfte ich aber Mühsal scheuen, um Widersetzlichkeit zu beseitigen und Wirrnis zu entfernen?“ Das war reiner Universalismus konfuzianischer Prägung, und nichts hatte Fu Kien denn auch unwilliger gemacht, als Fu Yungs Worte: „Unser Staat ist doch ursprüng- 40 lich nur ein Grenzlandstaat, und das Vorrecht der Bestimmung des Jahresanfangs (d. h. die Würde des Zentralherrschers) kommt ihm nicht zu. Jetzt mag man in Kiang-tung (d. h. Tsin) klein und schwach sein und kaum sich aufrecht halten, aber die Weltherrschaft des Mittelreiches ist des

Himmels Wille, und man darf ihn nicht unterbinden.“ Der gekränkte Herrscher hatte geantwortet: „Warum sollte denn die Berufung von Kaisern und Königen ewig währen? Nur die Tugend ist es, auf der sie beruht. War nicht Liu (Yuan) Erbe und Sproß der Han? Schließlich
 5 war deren Reich von Wei zerstört worden. Du bist nicht meinesgleichen; wahrlich bekümmert bin ich, daß Du den Wandel der Dinge nicht begreifst.“

Zwei Dinge sind es, die sich in diesen Reden und Gegenreden deutlich offenbaren: das Verhältnis der Fremdvölker zu dem konfuzianischen Staats-
 10 gedanken und das Verhältnis dieser Fremdvölker untereinander. Der Tangute (oder Tibeter) Fu Kien war, wie einst der Hunne Liu Yuan, ein durchaus chinesisch gebildeter Herrscher, und wie jener war er der Meinung, daß „ein unverrückbares Gesetz für die Berufung des Weltherrschers“, d. h. ein ewiges Anrecht des einen Volkes auf solche Berufung mit dem Wesen
 15 des Universalismus nicht vereinbar sei, daß es vielmehr „nur von der Tüchtigkeit abhängt, wem das Reich gegeben wird“ (s. oben S. 42). Aber weder der eine, noch der andere der beiden edelgesinnten Fürsten fand Verständnis dafür bei seinen Volksgenossen. Es schwebte eine magische Gloriole um den Thron des Himmelssohnes, und die Söhne der Steppen
 20 und Berge „draußen“ schauten trotz allem, was geschehen war, mit ehrfürchtiger Scheu dazu hinauf; untrennbar davon schien ihnen der Vorrang des Volkes „drinnen“ im Mittelreich, unfaßbar der Gedanke, daß einer der ihren jemals diesen Thron besteigen sollte. „Niemals seit dem Altertum ist ein Mann der Jung- oder Ti-Völker ein Himmelssohn ge-
 25 wesen“, hatte der alte Yao I-tschung, der Vorfahr Yao Tsch'angs, gesagt (s. oben S. 77), und die „Weltherrschaft des Mittelreichs ist des Himmels Wille“, sagte Fu Yung. Es mag sein, daß die zahlreichen Chinesen, die an Fu Kiens Hofe in hohen Stellungen waren, die allgemeinen Auffassungen stark zu beeinflussen wußten, aber unzweifelhaft war die
 30 Scheu vor dem Unnahbaren im Empfinden der einheimischen Berater ein sehr starkes Moment in ihren Erwägungen bei dem Kampfe gegen die Tsin. Bedeutungsvoll ist ferner das eifersüchtige Mißtrauen unter den nordischen Völkern selbst. „Die Sien-pi und Wu-huan sind von unserer Art“, hatten die Hiung-nu-Führer einst zu Liu Yuan gesagt, „die Tsin sind
 35 unsere wahren Feinde“ (s. oben S. 42), aber seitdem hatten sich die Dinge geändert. Einer unter den neuen Staaten hatte den anderen vernichtet, und Haß und Rachsucht waren bei den Unterlegenen zurückgeblieben; selbst unter den vermutlich rasseverwandten K'iang und Ti herrschte der Gegensatz, und daß die Sien-pi und Hiung-nu Erbfeinde waren, haben
 40 wir früher gesehen (I, 353, 393, 398; II, 78). Die völkischen Naturkräfte spielten noch eine mitbestimmende Rolle, nicht zum wenigsten bei den Chinesen selbst, und die weitherzige Versöhnlichkeit eines Fu Kien und Anderer (s. oben S. 89f.) hat sie so wenig auszuschalten vermocht wie die Theorie von der konfuzianischen Welteinheit. Fu Kien sah diese Dinge

nicht oder wollte sie nicht sehen, ebenso wie er die Schwierigkeiten nicht sah, die seinem geplanten Kriegszuge von der Natur selbst in den Weg gelegt waren. Der Yang-tsë-Strom, an den seine Berater erinnerten, war ein Hemmnis, dessen Bedeutung er bei weitem unterschätzte. „Der Himmel selbst hat mit diesem Strome den Süden vom Norden getrennt“, 5 hatte einst ein anderer Herrscher ausgerufen, der dasselbe Ziel in Nanking erstrebte wie er (s. oben S. 10). Und noch weniger wußte der nordische Eroberer von dem, was jenseits des Yang-tsë war. Es ist bezeichnend dafür, wie weit die südlichen Länder noch außerhalb der Vorstellungen des Nordens waren, wenn man dort glaubte, daß mit dem Sturze der Tsin, 10 mit der Eroberung „des Winkels im Südosten“ das Weltreich geeint sei. Den Umfang der Aufgabe, die dann mit der Einbeziehung der fremden südlichen Welt sich darstellte, ahnte man noch nicht, und es hat noch vieler Jahrhunderte bedurft, ehe eine nordische Dynastie dahin gelangte, den Süden überhaupt kennenzulernen und danach zu beherrschen. 15

Fu Kiens Glaube an den Beruf des Weltherrschers ist stärker gewesen als seine politische Einsicht. Im Widerspruch zu den Ratschlägen seiner treuesten Anhänger hat er den großen Zug nach Süden unternommen und ist elend dabei gescheitert. Allerdings zwang ihn das überraschende Verhalten der Tsin jetzt ohnehin zum schnellen Handeln. Im Frühsommer 383 20 brach ein groß angelegter Angriff vom Süden her unter den Generalen Huan Tsch'ung, Huan Schi-K'ien, ersterer der Bruder, letzterer der Neffe Huan Wëns (s. oben S. 80ff.), und mehreren anderen in die Gebiete des nördlichen Hu-peï und des westlichen Ssë-tsch'uan ein und eroberte eine große Anzahl von Städten auf der ganzen Linie, darunter auch das 25 wichtige Siang-yang. Bis Nan-yang in Ho-nan waren die an 100000 Mann zählenden Streitkräfte vorgedrungen, als Fu Kien ihnen seine erprobten Heerführer, darunter Mu-jung Tsch'ui und Yao Tsch'ang entgegen sandte. Nach verlustreichen Kämpfen gelang es Mu-jung Tsch'ui, bis zum Han-Fluß vorzudringen, Huan Tsch'ung zog sich von Siang-yang südwärts 30 weiter über den Yang-tsë zurück und verschanzte sich unweit des heutigen King-tschou. Fu Kien begann nunmehr ohne weiteres Zögern den großen Vormarsch nach Süden. Es waren vier große Armeen, die sich im Herbst in Marsch setzten: zunächst stießen Fu Yung, Mu-jung Tsch'ui mit seinem Neffen Mu-jung Wei und Andere mit 250000 Mann als Spitze vor; die 35 Hauptarmee von 870000 Mann unter Fu Kien selbst, mit Yao Tsch'ang als Oberbefehlshaber, zog durch Ho-nan gegen den Huai-Fluß; die Truppen vom Westen aus Kan-su marschierten das Wei-Tal hinunter, bogen dann östlich vom Ts'in-ling nach Süden ab und vereinigten sich mit denen aus Ssë-tsch'uan und Schen-si, die den Han-Fluß herunter kamen. Aus Ho-peï 40 endlich zog ein Heer durch Schan-tung und das westliche Kiang-su nach Süden zum Huai-Fluß. Der Angriff sollte also auf ganz breiter Front, zu Wasser und Lande gleichzeitig erfolgen, und nach menschlichem Ermessen waren die Tsin einem derartigen Kräfteaufgebot nicht entfernt ge-

wachsen. Die Ereignisse, die nun folgen, sind aber so überraschend, daß es auf Grund der unzureichenden Quellenangaben schwer möglich ist, sich ein klares Bild von dem Zusammenhange zu machen. Im Winter 383 stand Fu Yung südlich vom Huai-Fluß und nahm die Stadt Schou-tsch'un
 5 (das heutige Schou hien), während Mu-jung Tsch'ui in Hu-peï beim heutigen Yün-mêng hien (nordwestlich von Wu-tsch'ang) operierte. Mehrere der Generale von Tsin waren gefallen oder gefangen, und Fu Yung belagerte den in den Bergen bei Schou hien verschanzten General Hu Pin. Östlich davon, am Lo-kien, einem südlichen Nebenflusse des Huai, 45 km
 10 westlich von der heutigen Stadt Ting-yuan, standen 50000 Mann von Fu Kiens Truppen, um etwa von Osten herankommenden Ersatz abzuwehren. Die Tsin entsandten ein Heer von 70000 Mann unter den Generalen Sie Schi, seinem Neffen Sie Hüan und Huan I, aber 13 km vor der feindlichen Stellung blieben diese halten und wagten keinen weiteren
 15 Vormarsch. Hu Pin, so erzählen die Quellen (*Tsin schu* Kap. 114 fol. 10r^o ff. *Schi leo* . . . Kap. 38 fol. 15 ff.), von Nahrungsmangel bedroht, sandte einen Boten mit dringendem Hilferuf an die Ersatzarmee. Die Truppen Fu Kiens fingen ihn ab und erfuhren dadurch von der Notlage des Gegners. Fu Kien, der in Hiang-tsch'êng in Ho-nan mit der Hauptmasse seines
 20 Heeres stand, beschloß daraufhin, durch einen überraschenden Vorstoß den Gegner zu vernichten. Er eilte mit 8000 Mann leichter Reiterei zu Fu Yung und dort wurde er das tragische Opfer seiner Vertrauensseligkeit und Versöhnlichkeit. Er sandte den in seiner Begleitung befindlichen ehemaligen Kommandanten von Siang-yang, Tschu Sü (s. oben S. 88f.), zu
 25 den feindlichen Heerführern und forderte sie auf, sich in Anbetracht des ungleichen Kräfteverhältnisses zu ergeben. Tschu Sü aber verriet den Generalen von Tsin die augenblickliche Schwäche von Fu Kien am Huai-Fluß und riet ihnen zu sofortigem Angriff. Sie Hüan sandte eine Abteilung von nur 5000 Mann unter Liu Lao-tsch'i gegen den Lo-kien-Fluß, und dieser
 30 Schar gelang es in der Tat, den um das Zehnfache überlegenen Gegner in die Flucht zu treiben, den Oberbefehlshaber zu töten und eine wilde Panik unter den Truppen von Ts'in anzurichten. 15000 Mann kamen dabei um. Die beiden Sie rückten nun unverzüglich gegen den Huai-Fluß nach Schou-tsch'un vor, wo Fu Kien und Fu Yung auf dem linken Ufer des dort ein-
 35 mündenden Fei ho, eines südlichen Nebenflusses des Huai, den Gegner erwarteten.

Was nun folgt, ist so, wie es erzählt wird, kaum faßbar. Sie Hüan ließ Fu Yung sagen, daß es „eine veraltete Methode“ sei, im Kampfe dicht an einem Fluß Aufstellung zu nehmen; wenn er wirklich kämpfen wolle, möge
 40 er seine Streitkräfte etwas zurücknehmen, damit das Heer von Tsin über den Fluß kommen könne. Sowohl Fu Kiens Generale wie er selbst waren der Meinung, daß man hierauf eingehen solle, da man sonst den Gegner nicht fassen könne. Das Heer von Ts'in sei weit zahlreicher als das von Tsin, und wenn das letztere mitten im Übergang sei, könne man es völlig

vernichten. Auch Fu Yung stimmte zu. „Man gab also durch Signale den Befehl, das Heer zurückzunehmen. Dabei entstand Verwirrung, ein Zurückfliehen begann, und es war nicht möglich, die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Truppen wieder zum Stehen zu bringen.“ Die beiden Sie und Huan I brachten schleunigst ihre besten Kräfte über den Fei-Fluß, 5 und nun entstand zwischen diesem und dem Huai-Strom ein furchtbares Gemetzel. Die in völliger Auflösung begriffenen Truppen von Ts'in wurden von dem anstürmenden Gegner scharenweise niedergemacht, Fu Yung selbst stürzte mit dem Pferde und wurde getötet, „die Leichen, aufeinander gehäuft, bedeckten das Land und versperrten die Wege, die in den Fluten 10 Umgekommenen waren nicht zu zählen, das Wasser des Fei ho konnte nicht weiter fließen. Die Übrigen warfen ihre Rüstungen fort, und wenn die Fliehenden im Dunkel das Rauschen des Windes oder den Schrei der Kraniche hörten, so meinten sie, es seien die Soldaten von Tsin. Tag und Nacht wagten sie nicht zu rasten, sie wanderten abseits von den Wegen 15 und kampierten außerhalb der Wohnstätten. Von je zehn gingen immer sieben bis acht an Hunger und Kälte zugrunde.“

Wie war es möglich, daß ein nach vielen Hunderttausenden zählendes, von kriegserfahrenen Offizieren geführtes Heer ohne Grund in einen derartigen Zustand kopfloser, wilder Panik geraten konnte? Das *Schi leo* ... 20 berichtet (das *Tsin schu* schweigt darüber), daß während des befohlenen kurzen Zurückgehens des Heeres der verräterische Tschu Sü hinter der Front das Gerücht verbreitet habe, die Truppen von Ts'in seien geschlagen, und so habe die wilde Flucht eingesetzt. Das klingt an sich durchaus glaublich, aber die Wirkung dieses Tuns bleibt ebenso schwer verständlich 25 wie die gleichfalls von Tschu Sü verursachte Panik am Lo-kien-Flusse. Man muß schon annehmen, daß Fu Yung mit seinen Warnungen recht hatte, als er meinte, die Truppen seien zu erschöpft für einen neuen großen Feldzug (s. oben S. 92), dann aber mögen auch die vielen volks- und rassefremden Elemente im Heere von Ts'in einen empfänglichen Boden abge- 30 geben haben für den Samen der Täuschung, den die zahlreichen Verräter in der Umgebung des vertrauensseligen Herrschers ausstreuten. Die hinterlistigen Taten des undankbaren Tschu Sü, der nach der Katastrophe mit mehreren seiner chinesischen Landsleute, darunter der doppelzüngige Tschang T'ien-si (s. oben S. 84), sogleich zu den Tsin übergang, 35 blieben nicht die einzigen ihrer Art.

Fu Kien war es gelungen, sich über den Huai-Fluß zu retten und eine Schar von etwa 1000 Reitern um sich zu sammeln. Mit diesen stieß er zu Mu-jung Tsch'ui, der allein imstande gewesen war, eine Abteilung von 30000 Mann zusammenzuhalten. Mu-jung Tsch'uis Sohn, Mu-jung Pao, 40 und sein gesamter verwandtschaftlicher Anhang bestürmten ihn, den Augenblick zu benutzen, Fu Kien zu töten und so Rache für die Vernichtung ihres Staates Yen zu üben. Mu-jung Tsch'ui lehnte diese Zumutung ab und zog mit Fu Kien nach Lo-yang zurück. Auch Mu-jung Wei, der in

Hu-peï am Han-Fluß gestanden hatte und vor den anrückenden Tsin-Truppen entwichen war, gesellte sich zu ihnen. Daß aber Mu-jung Tsch'uis Weigerung der feigen Tat nicht Aufgabe aller Pläne seiner Familie bedeutete, sollte sich bald zeigen. Als Fu Kien nach kurzem Aufenthalt in Lo-yang 5 seinen Marsch nach Tsch'ang-ngan fortsetzte und in Mien-tsch'i (I, 42) angekommen war, bat ihn Mu-jung Tsch'ui, ihn nach Norden gehen zu lassen; dort würden bei Bekanntwerden der Katastrophe zweifellos Unruhen ausbrechen, und er könne dort beruhigend wirken; auch wolle er die Gräber seiner Vorfahren besuchen. Fu Kien genehmigte das Gesuch 10 im Widerspruch zu dem Rate seines Ministers K'üan I, der die Absichten des Sien-pi-Fürsten durchschaute.

Im Anfang des Jahres 384 traf Fu Kien wieder in Tsch'an-ngan ein, ein in jeder Beziehung geschlagener, innerlich gebrochener Mann. „Wie kann ich noch meine Augen erheben, um wieder das Reich zu überblicken?“ 15 sagte er zu seiner Gemahlin (*Tsin schu* Kap. 114 fol. 11v^o). Auch ihm war es nicht beschieden, das Weltreich der Han zu erneuern und diesem Reiche als erster die neue nichtchinesische Dynastie zu geben. Die politischen Wirkungen des Zusammenbruchs mußten alsbald sichtbar werden. Die verschiedenen Völker und Rassen, die der mächtige Herrscher durch 20 seine Milde zusammengehalten und an sich gefesselt hatte, versagten dem als machtlos Erkannten die Gefolgschaft.

Abgesehen davon, daß jetzt der ganze Süden, d. h. Alles, was südlich und südwestlich vom Ts'in ling und vom nördlichen Ho-nan lag, wieder den Tsin zufiel, bahnten sich auch im Norden, in Ho-peï und Schan-si 25 grundstürzende Ereignisse an. Mu-jung Tsch'ui begab sich zunächst nach Ye (Tschang-tè), der ehemaligen Hauptstadt erst von Tschao (s. oben S. 71), dann von Yen (s. oben S. 81), wo Fu Kiens Sohn Fu P'ei Gouverneur war. Dieser sah dem Kommen des ehemaligen Fürsten von Yen mit Mißtrauen entgegen, enthielt sich aber zunächst aller Schritte gegen ihn. 30 Mu-jung Tsch'ui setzte sich alsbald mit den zahlreichen noch in Ye befindlichen früheren Beamten von Yen und Mitgliedern der Sippe der Mu-jung in Verbindung. Der Aufstand einer südlich vom Huang ho von Fu Kien angesiedelten Horde des Ting-ling-Stammes (s. oben S. 81) unter ihrem Führer Ti-pin gab Veranlassung, Mu-jung Tsch'ui mit einer 35 Streitmacht nach dem Süden zu schicken. Dieser Streitmacht war als Befehlshaber Fu Fei-lung, ein Verwandter Fu P'eis, mit einer Schar von Kriegern seines Volkes beigegeben. Mu-jung Tsch'ui, gereizt durch diese Beaufsichtigung, machte gemeinsame Sache mit den Ting-ling, Fu Fei-lung und seine Tibeter wurden geschlagen, und Mu-jung Tsch'ui verstand es, 40 alsbald unter den Ting-ling und den ihm rasseverwandten Wu-huan eine rasch wachsende Schar von Anhängern zu werben. Die Sien-pi-Stämme in Ho-peï (Tsch'i-li) unterstellten sich ihm, und schon im Frühjahr 384 war er imstande, an der Spitze von über 200000 Streitern die Stadt Ye zu belagern und Fu P'ei in der Innenstadt einzuschließen. Unterdessen erhoben sich

überall die Mitglieder der Mu-jung-Sippe, sammelten Anhänger, und bald waren die ganzen Gebiete von Ho-peï, Nord-Ho-nan und Süd-Schan-si in Aufruhr. Mu-jung Hung setzte sich am Ausgang des Wei-Tales fest, Mu-jung Tsch'ung in der Südwestecke von Schan-si bei P'u-tschou. Fu Kien, voll Reue, daß er dem Rate von K'üan I nicht Folge geleistet hatte, 5 sandte ein schnell zusammengerafftes Heer, dem auch Yao Tsch'ang beigegeben war, gegen Mu-jung Hung, aber der Kampf endete mit einer Niederlage der Ts'in-Truppen. Fu Kien geriet in solchen Zorn bei der Meldung, daß er die Offiziere, die sie ihm überbrachten, hinrichten ließ. Die Folge war, daß Yao Tsch'ang, in Besorgnis vor dem gleichen Schicksal, 10 nach Norden flüchtete und dort in Schen-si ebenfalls seine eigenen Pläne verfolgte. Eine gegen Mu-jung Tsch'ung gesandte Abteilung blieb zwar siegreich, aber dieser selbst entfloh mit 8000 Sien-pi-Truppen zu Mu-jung Hung. Der letztere ließ nunmehr, auf seine Stärke und Ts'ins Schwäche pochend, Fu Kien den Vorschlag machen, den Norden mit dem wieder- 15 herzustellenden Yen-Staate zu teilen, der letztere solle Ye wieder als Hauptstadt erhalten, die Grenze solle am Huang ho in der Ebene von Huai-k'ing (I, 7) festgesetzt werden. Fu Kien lehnte das Anerbieten zornig ab und beauftragte in kaum erklärlicher Verblendung den Neffen Mu-jung Tsch'uis, Mu-jung Wei, den letzten Kaiser von Yen, mit der Unterwerfung der 20 Rebellen. Er setzte ein so blindes Vertrauen in die Aufrichtigkeit dieses Mannes, daß er von ihm erwartete, er solle die drei Empörer, Mu-jung Hung, Mu-jung Tsch'ung und Mu-jung Tsch'ui veranlassen, reumütig nach Tsch'ang-ngan zurückzukehren, worauf ihnen ihre Sünden vergeben werden sollten. Mu-jung Wei hatte nichts Eiligeres zu tun, als heimlich einen 25 Boten an Mu-jung Hung zu senden mit der Mitteilung, daß es mit den Ts'in zu Ende gehe, und daß die Zustände in Tsch'ang-ngan derartig seien, daß er mit dem Angriff und mit der Wiedererrichtung von Yen nicht zögern solle. Mu-jung Hung rückte daraufhin gegen Tsch'ang-ngan vor, erklärte sich zum selbständigen König von Yen und wählte als neue Jahresbezeich- 30 nung *yen-hing* d. h. „Glück von Yen“. Die späteren chinesischen Geschichtschreiber haben diesen von Mu-jung Hung ausgerufenen, nur sehr kurze Zeit bestehenden Staat als Si Yen, „Westliches Yen“, bezeichnet. Fu Kien hielt es für geraten, sich zunächst gegen Yao Tsch'ang zu wenden; es gelang ihm auch, diesem mehrere Niederlagen beizubringen und ihn in 35 seinem befestigten Lager einzuschließen. Aber die Ungunst der Witterung und das Vorrücken Mu-jung Hungs, den Yao Tsch'ang zu Hilfe rief, zwangen Fu Kien zur Rückkehr. Unter der Sippe der Mu-jung herrschte indessen auch keine Einigkeit: Mu-jung Hung war wegen seines Hochmutes und seiner Zurücksetzung Mu-jung Tsch'ungs verhaßt, seine Untergebenen erschlugen 40 ihn und setzten den letzteren an seine Stelle.

Unterdessen setzte Mu-jung Tsch'ui die Belagerung von Ye fort, konnte aber gegen die tapfere Verteidigung Fu P'eis wenig ausrichten. Dazu kam, daß sein Verbündeter, der Ting-ling Ti-pi, sich mit ihm überwarf und heim-

- lich Verbindungen mit Fu P'ei anknüpfte. Mu-jung Tsch'ui tötete ihn, aber die Folge war, daß die Ting-ling Nachts nach Norden in die Berge abzogen. Ungeduldig ob der langen Belagerung und besorgt gemacht durch die Nachricht, daß Fu P'ei sich an die Tsin um Hilfe gewandt habe, beschloß
- 5 Mu-jung Tsch'ui, seinen hartnäckigen Gegner aus der Stadt herauszulassen. Fu P'ei benutzte den Ausweg und zog nach Westen ab. Mu-jung Tsch'ui besetzte die Stadt und machte sich gleichfalls zum König von Yen, sein Staat geht unter dem Namen Hou Yen, „das Spätere Yen“, er sollte die Fortsetzung des von Ts'in im Jahre 370 annektierten sein.
- 10 In Tsch'ang-ngan kam nunmehr das Ende schnell. Im Wei-Tal drängte Mu-jung Tsch'ung die entgegengesandten Abteilungen zurück, vom Süden her rückten die Truppen der Tsin vor; sie eroberten Ho-nan und Schantung, Liu Lao-tschü drang sogar bis Ye vor und zwang Mu-jung Tsch'ui zur vorübergehenden Aufgabe der Stadt. In Schen-si befestigte Yao
- 15 Tsch'ang seine neue Herrschaft und es gelang ihm, die hartnäckig verteidigte Stadt Sin-p'ing (das heutige Pin hien) zu erobern. In der Hauptstadt stieg die Not. Mu-jung Wei, der Vertrauensmann Fu Kiens, stiftete mit den noch in Tsch'ang-ngan befindlichen mehr als tausend zählenden Sien-pi eine Verschwörung an, um den Herrscher zu ermorden und die
- 20 Stadt zu übergeben. Aber der Plan wurde verraten, und nun kannte der abermals so schmachlich hintergangene Fu Kien keine Milde mehr. Mu-jung Wei und seine gesamte Familie, sowie alle Sien-pi ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht wurden umgebracht. Indessen Alles, was Fu Kien und seine Vertreter im Lande noch unternahmen, mißlang, sein sonst nie versiegter
- 25 Optimismus schwand, und er griff zu verzweifelte Mitteln. Irgend ein Orakel hatte verkündet, daß, wenn der Herrscher längere Zeit im Gebirge Wu-tsiang schan (in Schen-si, östlich von der Stadt K'i-schan) zugebracht haben würde, er sein früheres Glück wiedererlangen könnte. Fu Kien klammerte sich an diesen Spruch, er übergab im Sommer 385 die Regie-
- 30 rung seinem ältesten Sohne Fu Hung, verließ mit einem kleinen Gefolge die Stadt und zog in das Gebirge Wu-tsiang schan, von wo aus er „im ersten Wintermonat Tsch'ang-ngan erretten werde“. Bald danach flüchtete auch Fu Hung und hinter ihm das gesamte Beamtentum. Fu Hung begab sich nach Süden und unterwarf sich den Tsin; er wurde dort
- 35 gut aufgenommen und hat als Würdenträger der kaiserlichen Dynastie noch eine politische Rolle gespielt, die freilich mit seiner Hinrichtung endete. Mu-jung Tsch'ung besetzte die Stadt, eine allgemeine Plünderung und ein furchtbares Gemetzel unter der Bevölkerung folgten, dann ging Alles in Flammen auf, so daß das Wei-Tal über einen Monat im Qualme
- 40 lag. Yao Tsch'ang hatte kaum von Fu Kiens Abwanderung gehört, als er ihn durch eine Reiterabteilung umstellen ließ. Fu Kien sah sich bald von seinem Gefolge verlassen, nur einige Getreue harrten bei ihm aus. Man brachte ihn nach Sin-p'ing, wo er in einem abgesonderten Gebäude untergebracht wurde. Yao Tsch'ang verlangte von ihm die Herausgabe

des kaiserlichen Staatsiegels, das vermutlich bei der Eroberung von Ye im Jahre 370 (s. oben S. 83) den Yen abgenommen war, nachdem diese es zwanzig Jahre früher von den Hiung-nu-Fürsten erhalten hatten (s. oben S. 76). „Wenn jetzt“, so erklärte Yao Tsch'ang, „im Gang des Schicksals die Reihe an mich kommt, so entspricht die Herausgabe nur 5 der Vernunft. Fu Kien fuhr ihn mit drohendem Blicke an: du kümmerlicher Tangute (K'iang) wagst es, dich zur Stellung des Himmelssohnes zu drängen? wie sollte man wohl das kaiserliche Siegel an dich, einen Tanguten, übergeben? Auf welches Orakelbuch, oder welches Vorzeichen des Himmels, das dich beruft, stützt du dich denn? In der Reihe der fünf 10 Hu-Völker (d. h. Hiung-nu, Kie, Sien-pi, Ti und K'iang) steht dein Tanguten-Name nicht. Dem Himmel zuwiderhandeln bringt kein Glück, könnte das lange Bestand haben? Das Siegel ist nach Tsin gesandt und nicht mehr zu haben“. (*Tsin schu* Kap. 114 fol. 22v⁰, *Schi leo...* Kap. 38 fol. 37v⁰f. Ob, wann und wie das Siegel wirklich an den Kaiser zurück- 15 gegeben war, wird uns nicht berichtet). Fu Kien war ein rechter Konfuzianer geworden, dem Zweifel über die Würdigkeit der eigenen Rasse gekommen sein mögen. Yao Tsch'angs Rache fürchtete er nicht. Er zeigte ihm seine Verachtung auch weiterhin ohne Umhüllung und bat ihn nur noch um den Tod. Der Tangute enthielt ihm ihn nicht vor. In einem 20 buddhistischen Kloster in Pin, wohin Fu Kien sich begeben hatte, ließ er ihn noch im Jahre 385 erdrosseln. Seine Gemahlin und seine letzten Anhänger gaben sich selbst den Tod.

Mit Fu Kien ging ein Mann dahin, der bei der Zartheit seines Empfindens in die Zeit nicht paßte. Er hat sich als Krieger wie als Staatsmann und 25 Herrscher bewährt; die Idee des „Himmelssohnes“ beherrschte ihn in so reiner Gestalt wie je einen Chinesen, aber er verkannte die wilden Instinkte seiner Zeitgenossen; selbst von höchster Bildung und Kultur, glaubte er an die kulturelle und staatliche Zusammenschließung der nordischen Völker, aber es fehlte ihm die rücksichtslose Kraft, sie zu erzwingen. 30 Ein edler Mann, aber zur un rechten Zeit geboren. Vom Norden her mit neuen Völkern das Weltreich neu zu gründen, hatte sich wiederum als unmöglich erwiesen, die Zeit dafür war noch nicht gekommen.

Nachdem das große Reich der Ts'in nach kurzer Blüte in Trümmer gegangen war, zersplitterte sich der Norden noch mehr als vorher, und es 35 zeigt die ganze innere Kraftlosigkeit der Tsin-Dynastie, daß sie auch jetzt nicht trotz der Zerrissenheit der Fremdvölker und trotz der Erfolge ihrer tüchtigen Heerführer bis nach Ho-peï hinein nicht imstande war, ihre Herrschaft im Wei- und Huang-ho-Tale wieder aufzurichten. Die Sucht, Staaten nach chinesischem Muster zu bilden, hatte die Völker wie ein 40 Wahn erfaßt, aber die Ergebnisse trugen die Zeichen der Unbeständigkeit sichtbar an sich, nicht einmal die einzelnen Völker in sich bewahrten eine Einheitlichkeit der Führung. Wir können über die nächsten Ereignisse rasch hinweggehen.

Das zahlreiche Geschlecht der Mu-jung hatte sich schon vor der Katastrophe von Tsch'ang-ngan gespalten: im Norden, zunächst in Ye, saß Mu-jung Tsch'ui, seit 384 König von Yen (Hou Yen „das Spätere Yen“), in Tsch'ang-ngan Mu-jung Tsch'ung, gleichfalls auf die Fortsetzung seiner

5 Neugründung von Yen (Si Yen, „das Westliche Yen“) bedacht. Der Angriff der Tsin-Truppen im Jahre 385 war trotz anfänglicher Erfolge eine bedeutungslose Episode geblieben: Liu Lao-tsch'i mußte Ho-peï bald wieder räumen und zog sich auf die Südseite des Huang ho zurück. Unter den Sien-pi in der zerstörten Hauptstadt Tsch'ang-ngan brachen alsbald

10 Streitigkeiten um die Herrschaft aus, die zu einer Reihe von Mordtaten unter den Fürsten führten. Mu-jung Tsch'ung wurde schon 386 das erste Opfer dieser Sippenkämpfe, weitere Bluttaten folgten, und die Folge war, daß die Gesamtmasse der Sien-pi, über 400000 Menschen, Tsch'ang-ngan und das Wei-Tal verließen und sich nach Schan-si wandten, wo sie sich

15 südlich von der Biegung des Fên ho (I, 49) niederließen und den Ort Wên-hi (die heutige Stadt gleichen Namens südlich von Kiang am Fên ho) zu ihrer Hauptstadt Yen-hi tsch'eng, d. h. „Glanz von Yen“ auszubauen begannen. Ob sie die Absicht hatten, sich mit ihrem Sippengenossen Mu-jung Tsch'ui zu vereinigen, dann aber davon abstanden, nachdem dieser

20 durch seine Ernennung zum Kaiser (*huang-ti*) ihrem Ehrgeiz zuvorgekommen war, wie Ssë-ma Kuang (*T'ung-kien* Kap. 106 fol. 24v⁰) vermutet, muß dahingestellt bleiben. Die Einigkeit unter ihnen wurde aber nach dem Auszuge nicht größer; nach einer neuen Reihe von Ermordungen wurde schließlich ein Verwandter des Erschlagenen, Mu-jung Yung, zum

25 Herrscher von Si Yen eingesetzt. Dieser verließ die eben erwähnten Wohnsitze und bemächtigte sich der Stadt Tsch'ang-tsë im südöstlichen Schan-si, östlich von P'ing-yang, und machte diese nunmehr zur Hauptstadt seines Staates. Yao Tsch'ang, der „Tangute“, betrachtete sich nach Fu Kiens Tode als dessen gegebenen Nachfolger. Schon gleich nach dem Rück-

30 zuge hatte er sich in Sin-p'ing zum König von Ts'in ernannt, und als die Sien-pi Tsch'ang-ngan geräumt hatten, besetzte er die in Trümmern liegende Stadt, nachdem er einen Haufen von abenteuernden Banden, die sich dort eingenistet hatten, ohne Mühe hatte verjagen können. Im Besitz der heiligen Stätte, erklärte er sich im Jahre 386 zum Kaiser von Ts'in,

35 legte sich alle Abzeichen zu, die für die Begründung einer neuen kaiserlichen Dynastie für nötig erachtet wurden, und änderte, wie einstmals der „Reichserneuerer“ Wang Mang (I, 377), den Namen der Reichshauptstadt aus Tsch'ang (長)-ngan in Tsch'ang (常)-ngan um (vgl. I, 270). Sein Staat hat den Namen Hou Ts'in, „das Spätere Ts'in“, erhalten. Fu P'ei,

40 der eigentliche Erbe von Fu Kien und tapfere Gegner von Mu-jung Tsch'ui, hatte ein trauriges Schicksal. Nachdem er Ye verlassen hatte (s. oben S. 100), war er mit 60000 seiner Volksgenossen beiderlei Geschlechts nach Tsin-yang (dem heutigen T'ai-yuan in Schan-si) gezogen. Dort erklärte er sich, sobald er von dem Ende seines Vaters hörte, als dessen rechtmäßiger

Nachfolger zum Kaiser von Ts'in. Er gewann einen nicht unbeträchtlichen Anhang und plante zunächst die Unterwerfung von Yao Tsch'ang. Im Herbst 386 rückte er nach Süden vor. Als er in P'ing-yang angekommen war, ließ ihm Mu-jung Yung von Si Yen, der sich für schwächer hielt als er war, den Vorschlag machen, ihm den Weg freizugeben, damit er selbst 5 nach Osten abziehen könne (vermutlich, um sich mit seinem Verwandten Mu-jung Tsch'ui in Ho-peï zu vereinigen). Fu P'eï aber verweigerte dem Verhaßten, der der Rädelsführer bei der Katastrophe der Hauptstadt gewesen sei, jede Verhandlung. So kam es zum Kampfe, und dabei stellte sich Fu P'eïs Unterlegenheit heraus, er erlitt eine schwere Niederlage, und 10 nur mit Mühe gelang es ihm, mit einer Schar von wenigen tausend Mann nach Süden zu entkommen. Er wandte sich nach Lo-yang in der Hoffnung, sich dort festsetzen zu können. Hier aber fiel er den Truppen der Tsin in die Hände, von denen er überwältigt und getötet wurde. Seinen Kopf sandte man als Trophäe nach Kien-k'ang. Sein gefangener Sohn wurde 15 dort in Gnaden aufgenommen. Aber die Sippe gab die Hoffnung, die Dynastie zu retten, noch nicht auf. Ein Großneffe von Fu Kien, Fu Têng mit Namen, saß seit 365 als Fürst von Nan-ngan im heutigen Kung-tsch'ang am oberen Wei-Flusse. Er war ein dem Kampfe abgeneigter Mann, „demütig, voll Eifer und Ernst dem Studium obliegend“. Nach dem Tode 20 Fu P'eïs machten ihn die Seinen wider seinen Willen zum Kaiser von Ts'in. Er sammelte eine große Zahl von Anhängern um sich und nahm alsbald den Kampf gegen Yao Tsch'ang auf. Ein unablässiges Ringen mit wechselnden Erfolgen zwischen den beiden Gegnern zog sich durch die folgenden Jahre hin. Die Chronisten wissen manchen romantischen Zug von diesen 25 erbitterten Kämpfen zu erzählen, bei denen Fu Têng immer die Ahnentafel des Fu Kien mit sich führte, um so der Hilfe des großen Herrschers gegen seinen Mörder teilhaftig zu werden. Im Jahre 393 starb Yao Tsch'ang, nachdem er noch zuletzt, ein schwer kranker Mann, gegen seinen Feind im Felde gestanden hatte, bis sein Leiden ihn zwang, nach Tsch'ang-ngan 30 zurückzukehren. Fu Têng triumphierte, von dem jugendlichen Sohne des Toten, Yao Hing, glaubte er nichts befürchten zu müssen. Die nächste Zukunft sollte ihn vom Gegenteil überzeugen. Ein Jahr später rückte Yao Hing überraschend gegen ihn vor, westlich vom heutigen P'ing-liang kam es zur Schlacht, Fu Têngs Heer wurde geschlagen, er selbst getötet. 35 Sein Sohn Fu Tsch'ung floh nach Liang, wurde aber von dort vertrieben und fand noch in demselben Jahre in einem Kampfe gegen den König von West-Ts'in K'i-fu K'ien-kueï, den Bruder K'i-fu Kuo-jens (s. unten), den Tod. Das war das letzte Ende von Fu Kiens Geschlecht.

Die Völker der Sien-pi treten in der nun folgenden Entwicklung am 40 stärksten hervor: sie reißen überall die Herrschaft an sich, machen sie aber in blutigen Vernichtungskämpfen sich untereinander streitig. Mu-jung Tsch'ui hatte bald nach der Einnahme von Ye, wohl aus Sicherheitsgründen, seine Hauptstadt mehr nach dem Norden, und zwar nach Tschung-

schan, der Gegend zwischen dem heutigen Ting hien und Wang-tu, südwestlich von Pao-ting (vgl. unten), verlegt. Hier suchte er seinen Staat zu befestigen, soweit es in den haltlosen Zuständen möglich war, und in mehreren siegreichen Kämpfen konnte er sein Gebiet erheblich erweitern.

5 Die Gouverneure Fu Kiens im Norden unterstellten sich ihm ohne Widerstand, die Ting-ling, die im Süden der Provinz Ho-peï, in dem Berglande des T'ai-hang saßen, unterwarf er einige Jahre später, im Jahre 392, als sie einen erneuten Angriff auf Ye unternahmen. Ihr Fürst Ti-tschao, nachdem er bei Li-yang (dem heutigen Sün hien nördlich von Wei-hui) und

10 Hua-t'ai (beim heutigen Hua hien, wenig südlich davon) geschlagen war, flüchtete nach Tsch'ang-tsë und wurde von Mu-jung Yung, den er schon vorher um Hilfe angegangen war, als Gouverneur und militärischer Befehlshaber eingesetzt, sehr bald danach aber wegen verräterischer Umtriebe getötet. Das Volk der Ting-ling, 38000 Familien, die in sieben Bezirken wohnten,

15 „blieb trotzdem ruhig und in Frieden, wie vordem“ (*Tsin schu* Kap. 123 fol. 13r⁰). Mu-jung Tsch'ui aber war so ergrimmt über die Unterstützung seines Feindes durch seinen Verwandten, daß er im Winter des folgenden Jahres zu einem Strafzuge gegen Si Yen aufbrach. Er hielt sich zunächst in Ye auf und rückte von dort im Frühjahr 394 über die Berge nach Westen

20 vor. Mu-jung Yung trat ihm mit seiner Streitmacht entgegen, wurde aber bei T'ai-pi (südwestlich vom heutigen Li-tsch'êng hien in Schan-si) geschlagen und floh nach Tsch'ang-tsë zurück. Mu-jung Tsch'ui belagerte die Stadt, und Mu-jung Yung geriet in große Bedrängnis. Er wandte sich durch Boten um Hilfe an den Statthalter der Tsin und sandte seinen Sohn

25 als Geisel; dann wieder, in der Besorgnis, die kaiserliche Regierung möchte ein Eingreifen ablehnen, bat er den König T'o-pa Kuei von Wei, dessen Macht eben im Aufsteigen war (s. unten), um Rettung. Die Tsin-Regierung in Kien-k'ang glaubte hier eine Möglichkeit zu sehen, sich zweier Gegner auf einmal entledigen zu können, und beauftragte ihre Gouverneure in Schan-tung mit den weiteren Maßnahmen. Über den Beschluß

30 der rasseverwandten T'o-pa erfahren wir nichts, jedenfalls traf weder von der einen, noch von der anderen Seite Hilfe ein. In der Stadt aber öffneten Verräter die Tore, Mu-jung Tsch'uis Truppen drangen ein und machten Mu-jung Yung unbarmherzig nieder. Sein „Staat“ wurde in Yen einver-

35 leibt, Si Yen hatte sein kurzes Dasein beendet.

Als der bejahrte Mu-jung Tsch'ui den Kriegszug gegen Mu-jung Yung plante, widerrieten alle seine Generale mit Ausnahme von Mu-jung Tê (s. unten) das Unternehmen. Mu-jung Tsch'ui erklärte darauf: „Ich bin wie ein alter Sack, auf dessen Grunde so viel Weisheit sitzt, daß sie im

40 Stande ist, dafür zu sorgen, daß keine Rebellen mehr übrig bleiben, die Söhne und Enkel in Not bringen“ (*Schi leo...* Kap. 45 fol. 16r⁰). Die Ereignisse sollten bald zeigen, daß er sich geirrt hatte. Die gefährlichsten „Rebellen“ waren unter seinen eigenen Rassegenossen, den Sien-pi. Die T'o-pa, die bisher Vasallen von Fu Kien gewesen waren (s. oben S. 86f.),

spürten durchaus keine Neigung, Mu-jung Tsch'uis beanspruchte Rechtsnachfolge hinsichtlich dieses Verhältnisses anzuerkennen. Der Zusammenbruch des Ts'in-Reiches hatte auch ihnen die Möglichkeit gegeben, ihre Unabhängigkeit zurückzugewinnen. Im Jahre 385 waren ihre Häuptlinge zusammengetreten, „unter Glückwünschen und Geschenken drangen 5 sie in T'o-pa Kuei (einen Enkel Schi-i-kiens), die Herrschaft zu übernehmen“ (*T'ung-kien* Kap. 106 fol. 23r^o). T'o-pa Kuei gab dem Antrage statt, und mit Beginn des folgenden Jahres erklärte er sich in Niu-tsch'uan, in der Gegend des heutigen Huai-lai hien im Nordwesten von Ho-peï, zum König von Tai. Wie wir früher sahen, hatte Schi-i-kien ihm bereits vorgearbeitet, 10 indem er das Gebiet seines nomadisierenden Stammes zu einem wohlgeordneten Staatswesen entwickelt hatte. T'o-pa Kuei änderte unmittelbar nach seiner Thronbesteigung den Namen seiner Dynastie und seines Staates in Wei*, eine Bezeichnung, die, nach ihrer häufigen Verwendung zu schließen, in jenen Gebieten des Nordostens besonders geschätzt ge- 15 wesen sein muß. Die Hauptstadt des neuen Wei blieb vorläufig Schêng-lo in Yün-tschung (s. oben S. 86).

Mu-jung Tsch'ui war nicht gewillt, diese neue Machtentwicklung neben sich zu dulden. Im Jahre 395, gereizt durch einen Einfall von Wei-Truppen in die Grenzgebiete, beauftragte er seinen Sohn Mu-jung Pao, mit einem 20 Heere von 80000 Mann, dem noch 18000 Mann als Nachhut beigegeben wurden, den bislang verachteten Gegner zur Unterwerfung zu zwingen. Mu-jung Pao marschierte in nördlicher, dann in westlicher Richtung, wohl über Huai-lai nach Wu-yuan (die Gegend von Kuei-hua tsch'êng), um vom Rücken her in das Gebiet von Wei einzubrechen. In Wei rüstete man sich 25 zur Abwehr, und die Züge und Gegenzüge, Anschläge und Kämpfe, die nun folgten, zeigten, daß sich hier zwei an Klugheit, Mut und Zähigkeit ebenbürtige Gegner mit einander maßen. Der Erfolg war wechselnd, aber an Verschlagenheit und List zeigte sich T'o-pa Kuei doch als der Überlegene. Durch die von ihm erdichtete Meldung, daß Mu-jung Tsch'ui gestorben 30 sei, veranlaßte er Mu-jung Pao zur Umkehr, und auf dem Rückzuge wurde das gesamte Heer von Yen, obwohl der in Mu-jung Paos Gefolge befindliche Śramana T'an-mêng (Dharmacāṇḍa?) aus Turkistan dringend, aber erfolglos zur Vorsicht gemahnt hatte, durch Überrumpelung vernichtet. Mu-jung Pao gelangte nach Tschung-schan zurück und erfuhr, daß er be- 35 trogen war. Mu-jung Tsch'ui, erbittert über die Niederlage, beschloß das Jahr darauf, persönlich Rache zu nehmen. Er ließ seinen Bruder Mu-jung Tè, den jüngsten Sohn Mu-jung Huangs, in Tschung-schan zum Schutze der Stadt zurück und zog selbst an der Spitze eines großen Heeres gegen Wei nach Norden. Bei P'ing-tsch'êng, einem befestigten Platze bei der 40 heutigen Stadt Ta-t'ung, stieß er auf den Feind. Seine Truppen waren nach den Erfahrungen des letzten Jahres voll Furcht vor der Streitmacht

*) 魏

von Wei, aber in kurzer Frist wurde das nur schwach besetzte P'ing-tsch'êng genommen, dann ging es weiter nach Westen gegen die Hauptstellung von Wei. Indessen war der siebzigjährige Mann den Strapazen eines Feldzuges nicht mehr gewachsen. Er hatte schon seit Jahren gekränkt, und 5 als er an den Ort der großen Niederlage des vorigen Jahres kam, erkrankte er schwer und mußte nach P'ing-tsch'êng zurückkehren. Durch Überläufer erfuhr man in Wei davon und beschloß, zum Angriff überzugehen. Der Totkranke verließ rechtzeitig die Stadt und wandte sich weiter zurück. In Schang-ku, der Gegend des heutigen Huai-lai hien, erreichte 10 ihn der Tod. Mu-jung Pao und das gesamte Heer eilten zurück nach Tschung-schan, das kurze Glück von Yen ging zu Ende.

T'o-pa Kuei zögerte nicht einen Augenblick, die neue Lage auszunutzen. Noch im Herbst des Jahres 396 ergossen sich die Heeresmassen von Wei — angeblich mehrere hunderttausend Mann — nach Süden in das Becken 15 von T'ai-yuan (I, 25) und schlossen die Stadt Tsin-yang (das heutige T'ai-yuan) ein. Ein zum Entsatz herbeieilendes Heer von Yen wurde geschlagen, der Kommandant entfloh mit einem Teil der Streitkräfte, gelangte aber nur mit drei Begleitern nach Tschung-schan, um dort die Schreckensnachrichten zu melden. Das ganze nördliche und mittlere Schan-si wurde 20 nunmehr von T'o-pa Kuei besetzt und erhielt sogleich eine neue Verwaltungsorganisation mit zentralen Hauptstellen, Gouverneuren, Präfekten und zugehörigem Beamtentum. „Für alle Stellen“, so fügt der Chronist hinzu (*Schi leo...* Kap. 46 fol. 3v^o), „wurden konfuzianische Literaten verwendet“. Wir haben hier den Keim des späteren großen Reiches der 25 Wei mit seiner vorbildlichen Beamtenorganisation zu sehen. In Tschung-schan geriet man in große Sorge, richtete sich aber auf tatkräftigen Widerstand ein. Dann ging der Vormarsch der Wei-Truppen weiter nach Osten, über die steilen Ketten des T'ai-hang hinab in die Ebene von Ho-peï. Am Ende des Jahres fiel die Stadt Tsch'ang-schan (das heutige Tschêng-ting), das Beamtentum in den Bezirken floh oder ergab sich, nur die drei 30 Städte Tschung-schan, Ye (Tschang-tê) und Sin-tu (beim heutigen Ki hien*) in Mittel-Ho-peï) hielten sich noch. In Tschung-schan befehligte Mu-jung Pao, in Ye Mu-jung Tê. T'o-pa Kuei wandte sich zunächst nach Süden, um dort Sicherheit zu schaffen und das stark befestigte Tschung- 35 schan dann als letztes zu nehmen. Sin-tu fiel nach langer Belagerung zu Anfang des Jahres 397, aber der Angriff auf Ye scheiterte an Mu-jung Tê's tapferer Gegenwehr. Im Frühjahr 397 sollte der Angriff auf Tschung-schan beginnen, aber in den Reihen des Wei-Heeres begann es zu gähren, nachdem in Schan-si Unruhen ausgebrochen waren, die den eigenen Staat 40 zu gefährden drohten. T'o-pa Kuei war bereits halb entschlossen, mit Yen Frieden zu schließen, als Mu-jung Pao in Anbetracht dieser neuen Wendung mit einer gewaltigen Kraftanstrengung sich auf die feindliche Streit-

* 冀

macht warf, und, nachdem er ihr Lager in Brand gesteckt hatte, zu regelloser Flucht trieb. Aber völlige Disziplinlosigkeit brachte das Heer von Yen um die Früchte seines Sieges. T'o-pa Kuei gelang es, die Reste seines versprengten Heeres zu sammeln, und während die Truppen von Yen, die aus zusammengerafftem Verbrechergesindel bestanden, sich unter ein- 5 ander stritten und schlügen, fiel er über sie her, richtete ein furchtbares Blutbad unter ihnen an und jagte die ganze Horde in wilder Flucht auseinander. Mu-jung Pao konnte mit einem Teil seiner Truppen nach Tschung-schan zurückkehren und in der Stadt leidliche Ordnung halten. T'o-pa Kuei folgte, und bald setzte eine regelrechte Belagerung der starken Fe- 10 stung ein. Friedensverhandlungen, die von Mu-jung Pao auf der Grundlage eingeleitet wurden, das Gebiet westlich von Tsch'ang-schan, d. h. Schansi, an Wei, das östlich davon, d. h. Ho-peï, an Yen fallen zu lassen, schienen zunächst aussichtsvoll, scheiterten dann aber doch an Mu-jung Paos Weigerung. In der Stadt lähmten Hader und Mißtrauen, Zweifel und Plan- 15 losigkeit die Kräfte, Mu-jung Pao selbst scheint schließlich den Halt verloren zu haben, er verließ die Stadt mit einer Schar der Seinen und gelangte nach Ki*) am Fuße der Berge nordöstlich von Peking. Ein Heer von 20000 Mann stand ihm noch zur Verfügung. In Tschung-schan, von wo große Teile der Bevölkerung flüchteten, schwand jede Aussicht auf ernsten 20 Widerstand. Und doch hätte ein solcher leicht zu Erfolgen führen können, denn in T'o-pa Kueis Heere wüteten Epidemien und machten es nahezu kampfunfähig. Aber in der Sippe der Mu-jung nahmen die Streitigkeiten zu, Mu-jung Pao verlegte sein Hauptquartier nach Lung-tsch'êng (im Jehol-Gebiet, s. oben S. 33), dem alten Siedlungslande seiner Familie, ohne daß 25 man einen Zweck zu erkennen vermag. Blutige Gewalttaten unter den Sippengliedern ließen trotz der großen Schwächung des Wei-Heeres auch die inzwischen errungenen militärischen Erfolge sich nicht auswirken. Die Lage wurde hoffnungslos für Yen. T'o-pa Kuei ließ die Gelegenheit nicht ungenutzt, er unternahm einen entschlossenen Angriff auf 30 das nur noch schwach verteidigte Tschung-schan, und im Winter 397 nahm er die Stadt ein. Er verfuhr verhältnismäßig milde mit Besatzung und Bevölkerung, plünderte aber die wohlgefüllten Schatzkammern, in denen sich auch das kaiserliche Staatsiegel befand.

Als Mu-jung Tê, der sich inzwischen vergeblich bemüht hatte, von Ts'in 35 Hilfe gegen den eingedrungenen Feind zu erhalten, in Ye von den Ereignissen im Norden hörte, zauderte er zunächst, zumal er noch nicht wußte, ob Mu-jung Pao noch am Leben war. Seine Umgebung, vor allen sein Neffe Mu-jung Lin, ein Sohn Mu-jung Tsch'uis von einer Haremsdame, der von Tschung-schan nach Ye entflohen war, drängte ihn, sich selbst 40 ständig zu machen, aber nicht in Ye, das einem Angriff von Wei nicht gewachsen sei, sondern vielmehr in Hua-t'ai (s. oben S. 104), das leichter

*) 薊

- zu halten sei. Dort solle er den bald zu gewärtigenden Rückzug von T'o-pa Kuei abwarten. Mu-jung Tê ließ sich überreden, auch nachdem er von Mu-jung Paos Rettung Kenntnis erhalten hatte. Im Anfang des Jahres 398 siedelte er mit 43000 Familien nach Hua-t'ai über und erklärte sich
 5 dort zum König von Yen; sein Staat führt zum Unterschiede von dem alten Yen den Namen Nan Yen d. h. „das Südliche Yen“. Unmittelbar danach besetzte T'o-pa Kuei Ye, wo sich eine neue Gelegenheit zur Verteilung der angesammelten Schätze ergab. Ein Versuch, den Flüchtigen einzuholen, scheiterte, das Ziel lohnte wohl auch nicht.
- 10 T'o-pa Kuei hatte, als er die Paläste und Mauern von Ye besichtigte, anfangs die Absicht, es zu seiner Hauptstadt zu machen, gab aber den Plan auf und zog es vor, nach Tai zurückzukehren. Doch ließ er in Tschung-schan wie in Ye Garnisonen zurück, und um die westlichen Teile seines Landes mit den östlichen neuen enger zu verbinden, ordnete er den Bau
 15 einer Straße an, die von Wang-tu d. h. wohl von Tschung-schan (s. oben S. 103f.) durch das Bergland zwischen dem Wu-t'ai schan und dem Siao Wu-t'ai schan (I, 3) in gerader Linie nach Tai in das Becken von Ta-t'ung führte, eine Wegstrecke von etwa 300 km. Im Frühjahr 398 kehrte T'o-pa Kuei mit den Resten seines erschöpften Heeres nach dem „Palast Fan-tschü“
 20 in Tai, wie das *Weï schu* (Kap. 2 fol. 12 v^o) sagt, zurück und machte sich nun sogleich an den weiteren Ausbau seines Staates. Er berief die Würdenträger und fragte sie um ihre Meinung wegen der künftigen Benennung des neuen Reiches. Rede und Gegenrede hierbei sind erwähnenswert, nicht sowohl wegen ihrer fragwürdigen Logik als wegen der Anschau-
 25 ungen der Sprecher und wegen der Art, sie auszudrücken. Die Würdenträger, so berichtet das *Weï schu* (Kap. 2 fol. 13 r^o f.), wiesen darauf hin, daß es seit der Beseitigung der Lehensfürsten keine an den Landbesitz gebundene Erbfolge mehr gebe, und fuhren dann fort: „In unserem Staate aber sind zehntausend Geschlechter aufeinander gefolgt und haben die
 30 Fundamente gelegt von Yün (-tschung) und Tai (d. h. die Nordgebiete in Schan-si, vgl. I, 195). So meinen wir, daß man die lange Zeitspanne fortsetzen und den Namen Tai wählen sollte. Der Herrscher erklärte: Meine fernen Ahnen haben das gesamte Yu-tu (ein alter Name im *Schu king* für die nördlichsten Gebiete) einst beherrscht und ferne Länder regiert.
 35 Ich habe zwar den Königsthron bestiegen, aber die neun Reichsteile (s. I, 65) sind noch nicht befriedet, und jetzt, wo die Reihe an mich, den jüngsten Sproß der hundert Geschlechter (*tai*, ein Wortspiel?), kommt, ist das Reich zerrissen, die Herrscher der chinesischen Gebiete aber sollen die Völker, wenn auch ihre Sitten verschieden sind, auf dem Wege der Tugend führen.
 40 Darum habe ich mit meinen Heeren die Verbrecher und Empörer im Mittelreiche hinweggefegt und Fern und Nah gesäubert und zur Unterwerfung gebracht. So ziemt es sich, daß der Name wie bisher Wei (d. h. hoch, erhaben, Wortspiel?) bleibe. Diesen meinen Willen tue ich dem gesamten Reiche zu wissen“. T'o-pa Kuei hatte eine hohe Meinung von seiner Auf-

gabe; ganz in konfuzianischen Gedankengängen wandelnd, fühlte er sich als Träger der großen Einheitsidee, die für Liu Yuan und Fu Kien zu schwer gewesen war. Unmittelbar nach jener Erklärung, im Sommer 398, wurde P'ing-tsch'êng (s. oben S. 105) zur neuen Hauptstadt bestimmt, die Tempel der Ahnen und des Gottes des Erdbodens wurden errichtet, die Land- 5 gebiete neu eingeteilt, die Beamten auf ihre Fähigkeiten hin gesichtet, kurzum die gesamte Regierung erhielt ein neues, im wesentlichen natürlich chinesisches Gepräge. T'o-pa Kuei setzte das Werk seines Großvaters Schi-i-kien tatkräftig fort.

In Yen entwickelten sich inzwischen die Dinge so, wie es bei der Uneinig- 10 keit und Haltlosigkeit der Mu-jung-Sippe erwartet werden mußte. Mu-jung Pao, der ein Herrscher ohne Land geworden war, führte im fernen Norden ein unstetes Leben; ohne rechtes Ziel, ständig von Intriguen und Verschwörungen seiner Umgebung bedroht, war er wiederholt zur Flucht in die halbwilden Gebiete von Liao-si und der westlichen Mandschurei 15 genötigt. Im Frühling 398 nahm eine von zwei sonst nicht bekannten Würdenträgern in Yen, Lan-han und Tuan-su-ku, beide wohl' Volks-genossen der Mu-jung, jedenfalls keine Chinesen, angestiftete und geführte Verschwörung so gefährlichen Charakter an, daß Mu-jung Pao, nachdem die Stadt Lung-tsch'êng von den Rebellen besetzt war, mit einer kleinen 20 Anhängerschar nach Süden floh, um bei Mu-jung Tê Hilfe zu finden. Als er in Li-yang (dem heutigen Sün hien in Ho-nan) dicht vor Hua-t'ai angekommen war, nahm er durch einen Abgesandten die Verhandlungen mit seinem Oheim auf. Mu-jung Tê beschloß nach langer Beratung mit den Seinen, sich des Bittstellers, der für seine eigene Stellung gefährlich schien, 25 vorsichtshalber zu entledigen: er sandte den Unterhändler mit einer starken Eskorte zurück, die den Auftrag hatte, Mu-jung Pao zu beseitigen. Inzwischen hatte der unglückliche Flüchtling „durch Reisigsammler“ gehört, daß Mu-jung Tê sich die kaiserliche Würde beigelegt habe, und sagte sich nun selbst, daß unter diesen Umständen seine Anwesenheit 30 unerwünscht und für ihn gefährlich sein müsse. Bevor die Eskorte in Li-yang ankam, kehrte er nach Norden zurück. Als er in Ki tschou (s. oben S. 107) angekommen war, faßte sein Sohn Mu-jung Schêng den Plan, hier ein Heer zu sammeln und die Stadt Lung-tsch'êng zurückzuerobern. Während die ersten Vorbereitungen im Gange waren, kam von Lan-han 35 eine Loyalitätsbotschaft und die Einladung zur Rückkehr nach Lung-tsch'êng. Trotz dringender Abmahnungen seines Sohnes folgte Mu-jung Pao vertrauensvoll dem Rufe. Vierzig li vor der Stadt kam ihm eine Eskorte von fünfhundert Mann unter Lan-hans Bruder Lan-kia-nan entgegen. Mu-jung Schêng weigerte sich mitzugehen und blieb zurück. Mu- 40 jung Pao wurde zur Stadt geleitet, dicht an der Mauer machten ihn und seine Begleiter die Soldaten Lan-kia-nans nieder.

Eine Reihe blutiger Gewalttaten in Lung-tsch'êng folgten. Mu-jung Schêng, zum Schein mit Lan-han ausgesöhnt, sann auf Rache und fand

bald Anhänger genug dafür. Lan-han samt seinen Söhnen wurde erschlagen, und Mu-jung Schêng machte sich noch im gleichen Jahre 398 als Nachfolger seines Vaters zum Kaiser von Yen. Er sollte seiner Stellung nicht froh werden. Er war ein tatkräftiger Jüngling von fünfundzwanzig Jahren
5 und suchte, was Yen im Süden an Wei verloren, im Norden wiederzugewinnen. Er wehrte Angriffe der Ting-ling und Wu-huan siegreich ab, und wenn er auch von Wei Überfälle in den nördlichen Teilen der Pekingener Ebene, die noch zu seinen Gebieten gehörte, erdulden mußte, so machte er neue Eroberungen in der südlichen Mandschurei am Golf von Liao-tung
10 durch seine Kämpfe gegen das Land Kao-kou-li (I, 326). Auch gegen die Völker der K'u-mo-hi und der K'i-tan, die, rasseverwandt, im Norden des Jehol-Gebietes saßen, führte er siegreiche Unternehmungen. Wir wissen nicht, woher diese durch ihre Räubereien berüchtigten Volkstämme stammen, sie treten zuerst in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts auf
15 und werden auch in der Literatur hier (*Schi leo*... Kap. 48 fol. 1 v⁰ und *Tsin schu* Kap. 124 fol. 13 v⁰) zum ersten Male erwähnt. Mu-jung Schêng wäre vielleicht der Mann geworden, die sinkende Macht von Yen dort oben im fernen Norden wieder neu zu gründen, aber der eingerissenen Zuchtlosigkeit war der jugendliche Herrscher nicht gewachsen. In der Meinung,
20 daß sein Vater durch Nachsicht und Schwäche sein Unglück herbeigeführt habe, waltete er mit äußerster Strenge seines Amtes, „er wollte abschneiden, was noch nicht sproßte, und abwehren, was noch nicht begonnen war, so entfremdete er sich Verwandte und alte Diener“. (*Schi leo*... Kap. 47 fol. 13 r⁰). Im Herbst 401 drang eines Nachts eine Schar Verschwörer
25 in den Palast, in dem sich entspannenden Kampf verlor er sein Leben. Sein Oheim Mu-jung Hi wurde sein Nachfolger. Dessen wenige Regierungsjahre sind ausgefüllt von Extravaganzen verschiedener Art. Er war prunkliebend und schmückte seine Residenz in Lung-tsch'êng (später Ho-lung) mit großen Bauten und Anlagen. Völlig im Banne seiner Gemahlin, die
30 ihn sogar auf seinen Kriegszügen gegen Kao-kou-li und die K'i-tan begleitete, tat er Alles, was diese offenbar schwer kranke Frau an Wünschen äußerte. Grausam und herrisch machte er sich verhaßt durch die Art, wie er seinen Einfällen das Leben von Tausenden opferte. Im Jahre 407 starb seine vergötterte Gemahlin, und die Begräbnisfeierlichkeiten brach-
35 ten auch ihm das Ende. Er selbst ging zu Fuß in Trauerkleidern zu der Grabstätte außerhalb der Stadt. Während dessen bemächtigte sich eine Verschwörer-Clique unter Anführung eines Chinesen Namens Fêng Pa aus Sin-tu (Ho-peï) der Macht in der Stadt. Dieser Mann leitete seinen Stamm-
baum von Pi Wan her, einem der Großen in dem Staate Tsin der Tschou-
40 Zeit im 7. Jahrhundert v. Chr., die den Zusammenbruch des großen Reiches herbeiführten (I, 179 f.); Pi Wan war durch seine Belehnung der Stammvater der Fürsten von Wei geworden. Die Verschworenen riefen einen von Mu-jung Pao an Kindesstatt angenommenen Bastard oder Bastard-
Abkommling aus Kao-kou-li, den Mu-jung Huang einst von seinem Zuge

gegen jenes Land mitgebracht hatte (s. oben S. 69), Namens Mu-jung Yün, zum Herrscher aus. Vergeblich versuchte Mu-jung Hi auf die Kunde von den Vorgängen in die Stadt einzudringen. Seine wenigen Anhänger außerhalb verließen ihn, er versteckte sich schließlich im Walde, wurde aber ergriffen, Mu-jung Yün ausgeliefert und getötet. Mu-jung Yün über- 5 nahm die Herrschaft, legte aber den Namen Mu-jung ab und nannte sich Kao Yün, angeblich weil Kao der Name seines Geschlechts sei, das von dem Kaiser der Vorzeit Kao-yang oder Tschuan-hü (I, 61) abstamme. Der neue Mann war eine Persönlichkeit ohne Bedeutung. Mißtrauisch gemacht durch das, was er erlebt hatte, umgab er sich mit einer Schar hand- 10 fester Burschen, die ihn im Falle der Not beschützen sollten. Diese gefährliche Kompanie aber kehrte sich im Jahre 409 eines Tages um eines persönlichen Grolles willen — ob etwa auf Anstiften Fêng Pas, bleibt unklar — gegen ihn selbst. Fêng Pa übernahm — wohl ein Akt der Selbstverständlichkeit — die Nachfolge und gab dem Lande an Stelle der Sien- 15 pi-Dynastie eine chinesische. Damit begann das letzte kurze Kapitel des Staates Yen, der nunmehr seine Hauptstadt in Tsch'ang-li hatte, einem Orte, der nicht mit dem späteren gleichen Namens verwechselt werden darf und vermutlich ebenfalls in dem Gebiete des heutigen Kreises Tschao-yang hien im Jehol-Gebiete lag. In den Chroniken erscheint der Staat als 20 Pei Yen. „das Nördliche Yen“.

Aber die Mu-jung waren nicht die einzigen Träger der tungusischen Machtbestrebungen. Jenseits von Yao Tsch'angs Tibeter-Reich im heutigen Kan-su hatte sich inzwischen ein anderer Sien-pi-Staat gebildet. K'í-fu Ssë-fan, der „Südliche Schan-yü“, der sich Fu Kien einst unterworfen 25 hatte und in Tsch'ang-ngan zurückgeblieben war (s. oben S. 85), hatte nach seinem Tode in seinem Sohne K'í-fu Kuo-jen einen sehr tatkräftigen Nachfolger erhalten. Dieser hatte Fu Kien auf seinem Zuge nach Süden begleitet, und als nach der Rückkehr sich sein Oheim in Kan-su gegen die Herrschaft der Ts'in erhoben hatte, wurde von dem wie gewöhnlich blind 30 vertrauenden Fu Kien kein Anderer als der Neffe zur Unterwerfung des Unbotmäßigen abgeordnet. K'í-fu Kuo-jen ergriff erfreut die vortreffliche Gelegenheit, berief alle seine Verwandten, wies sie auf die Fügung des Himmels hin, der die Ts'in vernichtet habe, und erklärte sich im Jahre 385 auf die Nachricht von Fu Kiens Ende zum selbständigen Herrscher 35 mit dem Titel „Groß-Schan-yü“. Sein Staat wird in den Chroniken als Si Ts'in d. h. „Westliches Ts'in“ bezeichnet. Er hatte ein gutes Recht zu diesem Namen, da sein Gebiet die Lande des alten Ts'in vom oberen Wei-Fluß bis zum Huang ho und den Nord-Abhängen des Si-k'ing schan (I, 2 u. 148) umfaßte. Die Hauptstadt war zuerst in Yung-schi (nordöst- 40 lich von dem heutigen Kin hien, südöstlich von Lan-tschou) später in Kintsch'êng (dem heutigen Lan-tschou).

Das ganze nordwestliche Grenzgebiet wurde jetzt der Schauplatz stark bewegter Entwicklung. Lú Kuang, der Eroberer Turkistans (s. oben S.

88), der ursprünglich die Absicht gehabt hatte, in Kutscha zu bleiben, um dort seine eigene Herrschaft zu begründen, beschloß im Jahre 385, angeblich auf den Rat Kumārajīvas, in die Heimat zurückzukehren. Mit unermeßlicher Beute beladen — mehr als 20000 Kamele sollen für den
 5 Transport der Kostbarkeiten nötig gewesen sein —, langte er im Herbst des Jahres bei den Toren des Nordwest-Ausganges an, wo er von den Schicksalen des Ts'in-Reiches erfuhr. Der Gouverneur von Liang tschou, der dem anrückenden Gewalthaber nicht traute, wollte ihm den Eingang verwehren; Lü Kuang brach nach einigem Zaudern den Widerstand ge-
 10 waltsam, ließ den Gouverneur hinrichten, ebenso alle anderen Beamten, die sich ihm nicht unterwarfen, rückte in Ku-tsang ein und machte sich selbst zum Statthalter von Liang tschou. Damit kam ein neues erregendes Element in die ohnehin stark gespannten Verhältnisse von Kan-su, wo Sien-pi („Westliches Ts'in“) und Hiung-nu (s. unten) bereits ihre Gegensätze
 15 austrugen und nun auch das tangutische Machtstreben in Lü Kuang seinen Führer fand. Eine Reihe von Jahren hat der letztere noch um seine Stellung kämpfen müssen; zwar seine Unabhängigkeit kündete er schon im Jahre 386 an, indem er sich eigener Jahresbezeichnungen bediente, aber erst im Jahre 396 nahm er den Titel „von Gott berufener
 20 Herrscher“ (*t'ien wang*) von Liang an. Der Staat ist als Hou Liang, „das Spätere Liang“, in den Chroniken bekannt.

Was sich nun an Staatenbildungen im äußersten Westen vollzieht, ist im Wesentlichen das Auf und Ab in den Taten militärischer Bandenführer, Sien-pi, Tanguten, Tibeter und Hunnen, das chinesische Element spielt
 25 kaum eine selbständige Rolle dabei. Jeder Söldnerhäuptling, der Amtscharakter hat und über eine Streitmacht verfügt, wird ein Territorialherr, macht sich selbständig und gründet einen Staat mit Nachahmung aller kaiserlichen Abzeichen und Prunkformen, wie eigener Jahresrechnung, höchsten Opferkults, staatlicher Würden u. ä. Während die politische
 30 Macht des Chinesentums im Norden zur Bedeutungslosigkeit dahinschwindet, macht sich sein staatliches Formen-System als konfuzianische Lehre jedes Volk und jeden Herrscher untertan, allen anderen geistigen Einflüssen zum Trotz.

Auch Lü Kuangs Staat wurde durch Ehrgeiz und Rassegegensätze bald
 35 wieder auseinandergerissen. Im mittleren Kan-su, in der Gegend des heutigen Si-ning und Lan-tschou, bis gegen den Südrand der Wüste, saß das Sien-pi-Volk der T'u-fa (der Name soll nach *Schi leo*... Kap. 88 fol. 1r⁰f „Decke“ oder „bedecken“ bedeuten und seinen Ursprung darin haben, daß einer der ersten Häuptlinge von seiner Mutter auf einer Decke
 40 — oder einem Mantel? — geboren sei), das im 2. Jahrhundert n. Chr. „aus den Gebieten nördlich des Grenzwalles“ in Ho-si eingewandert war. Lü Kuang bemühte sich bei seiner Besitzergreifung von Liang eifrig um die Gunst des einflußreichen und mächtigen Stammesfürsten T'u-fa Wu-ku, verlieh ihm hohe Titel und wollte ihn zu einem großen Satrapen seines

Staates machen. Aber die Sien-pi lehnten die Anerkennung des neuen Herrschers ab. „Unsere Krieger und Rosse sind zahlreich“, erklärten sie, „warum sollen wir uns diesem von fern herkommenden Lü Kuang unterwerfen?“ T'u-fa Wu-ku plante Größeres: was jener Ti-Barbar sich zutraute, vermochte auch er. Auf ein abermaliges Angebot des neuen „Kaisers“ im Jahre 396 erwiderte er: wie sollte ich eine solche unrechtmäßig verliehene Würde annehmen? Das Emporkommen von Kaisern und Königen ist nicht dauernd bestimmt: wandeln sie nicht den rechten Weg, so gehen sie zu Grunde, sind sie tugendhaft, so gelangen sie zur Blüte. Ich werde mich den Erwartungen des Himmels und der Menschen (er glaubte diese an gewissen Vorzeichen erkannt zu haben) fügen und Herrscher des Reiches werden“ (a. a. O. fol. 2 r⁰ u. 3 r⁰). Also konfuzianische Gedanken auch hier. So ernannte sich T'u-fa Wu-ku im Jahre 397 zum „Großen Schan-yü und König von Si-p'ing“ (das heutige Si-ning). Zugleich griff er in Lü Kuangs Machtbereich ein und eroberte das Gebiet von Kin-tsch'êng (Lan-tschou), wodurch er auch mit seinen Rassegenossen, dem Sien-pi-Geschlecht der K'i-fu (s. oben S. 111), in nähere Berührung kommen mußte. Der Staat der T'u-fa führt den Namen Nan Liang d. h. „das Südliche Liang“. Und T'u-fa Wu-kus Beispiel wirkte weiter. Ein hochbegabter, aber ehrgeiziger und bedenkenloser junger Hunnenfürst Namens Mêng-sün aus dem Geschlecht der Tsü-k'ü (das Wort soll nach *Schi leo*.. Kap. 94 fol. 1 r⁰ ursprünglich ein hohes Amt der Hiung-nu bedeuten, dürfte also türkisch sein), das seit langer Zeit im westlichen Kan-su ansässig war, hegte einen erbitterten Hass gegen Lü Kuang, weil dieser zwei seiner Verwandten hatte hinrichten lassen. Er rief seine Volksgenossen zur Rache auf, bediente sich aber, aus nicht erkennbaren Gründen, eines anderen Würdenträgers, eines unpraktischen und abergläubischen Literaten chinesischer Herkunft Namens Tuan Ye, der Gouverneur von Kien-k'ang*) (im äußersten Nordwesten, zwischen Kan-tschou und Su-tschou) war, als seines Werkzeugs. Mêng-sün veranlaßte Tuan Ye im Jahre 397, sich zum unabhängigen Herzog von Kien-k'ang zu erklären und eine eigene Jahresbezeichnung anzunehmen. Seit 399 nannte sich der Herzog „König von Liang“. Mêng-sün entledigte sich dieses Strohmannes sehr bald wieder, nachdem er den Zwecken des ehrgeizigen Hunnen gedient hatte. Dieser war von Tuan Ye zum Gouverneur von Tschang-ye (Kan-tschou), seiner Heimat, ernannt worden, als solcher wußte er durch Intriguen schlimmer Art eine Verschwörung gegen den neuen König anzuzetteln. Tuan Ye war bald von allen Anhängern verlassen, im Jahre 401 nahm ihn Mêng-sün gefangen und ließ ihn samt seiner Familie hinrichten. Als Herzog von Tschang-ye begründete der Listenreiche darauf seine eigene unabhängige Herrschaft, die unter dem Namen Pei Liang, „das Nördliche Liang“, bekannt geworden ist, und nannte sich „König von Ho-si“. Mêng-sün ist einer der zahlreichen Hiung-nu-Fürsten, die im chinesischen Nord-

*) Gleichlautend mit dem Namen der Hauptstadt des Sudens (Nanking s. unten S. 117).

westen und Norden ansässig geblieben, in die chinesische Kultur hineingewachsen waren und oft tief in die politische Entwicklung eingegriffen haben. Das *Schi leo...* (Kap. 14 fol. 1 r^o f.) schildert ihn als „schlau, tapfer, talentvoll, reich an Gedanken und Plänen; er liebte das Studium, 5 hatte eine ausgedehnte, aber oberflächliche (vom Standpunkt des Literaten!) Belesenheit in der Literatur und besaß eine gute Kenntnis der Astronomie. Unerschöpflich in seinen Argumenten, verstand er, immer neue Wege und Möglichkeiten ausfindig zu machen. Er hatte großen Einfluß bei den Hunnen, aber Lü Kuang und die Seinen fürchteten seine Un- 10 gewöhnlichkeit“. Mêng-sün hat es verstanden, inmitten starker Gegner und Neider durch Klugheit und Gewalt sich nicht bloß zu behaupten, sondern seine Herrschaft immer mehr zu festigen und zu erweitern, zeitweilig sogar bis nach Turkistan auszudehnen. Nach dem *T'ung tschi* (Kap. 196 fol. 22 v^o) unterhielt er, ebenso wie vor ihm Lü Kuang, in der 15 Provinz Kao-tsch'ang (Turfan, s. oben S. 62) einen Gouverneur. Kaiser hat er sich niemals genannt, erst im Jahre 412, als er nach der Vertreibung seines Hauptgegners (s. unten), seine Hauptstadt nach Ku-tsang verlegte, erklärte er sich zum „König von Ho-si“.

Ein Jahr früher, als Mêng-sün seinen Streich gegen Tuan Ye führte, 20 machte sich noch ein anderer Würdenträger Lü Kuangs, nachdem dieser im Jahre 399 gestorben war, selbständig, ein Chinese (oder Tunguse?) Li Kao, dessen Familie angeblich schon vor der Han-Zeit in Kan-su ansässig gewesen sein soll und Generationen hindurch hohe Beamte gestellt hatte. Seine Vorfahren und noch weit mehr seine Nachkommen sind be- 35 rühmte und hochgestellte Männer gewesen. Sein Vorfahr in der sechzehnten Generation soll nach *Schi leo...* (Kap. 91 fol. 1 r^o) der berühmte Heerführer gegen die Hiung-nu unter Kaiser King ti von der Han-Dynastie, Li Kuang (I, 334. 336. 342 f.), gewesen sein, ja nach dem Stammbaum im *T'ang schu* (Kap. 70 fol. 2 r^o) gehört sogar Li Ör oder Li Po-yang d. h. 30 Lao tsë zu seinen Ahnen! Nach unten aber von der siebenten Generation ab sind die Kaiser der T'ang-Dynastie seine Nachkommen. Nach neueren Untersuchungen scheint es aber nicht ausgeschlossen, daß das Geschlecht den Sien-pi-Tartaren entstammt, also nicht „chinesisch“ ist. Der Stammbaum könnte sehr wohl gefälscht sein. Als Tuan Ye seinen eigenen 35 Staat ausrief, schloß Li Kao sich diesem an und wurde von ihm zum Gouverneur der Gebiete von Tun-huang im äußersten Westen ernannt. Mehr auf Drängen seiner Anhänger als aus eigenem Entschluß benutzte er die Gunst der Lage, da „die Regierung Lü Kuangs verfallen, Tuan Ye aber tötlich und schwach sei“ (*Schi leo...* Kap. 91 fol. 2 v^o), und machte sich 40 im Jahre 400 zum „Herzog von Liang“. Dabei ist bemerkenswert, daß er — wohl als korrekter Chinese — keine eigenen Jahresbezeichnungen annahm, aber andererseits auch nicht die der „rechtmäßigen“ Tsin-Dynastie führte, sondern seine Regierungsjahre einfach mit den zyklischen Zeichen benannte. Erst vom Jahre 405 ab, als Li Kao seine Residenz nach Tsiu-

ts'üan (Su-tschou) verlegte, bediente er sich einer besonderen Devise, legte sich aber nicht den Königs- oder gar Kaisertitel bei. Sein Staat geht unter dem Namen Si Liang d. h. „das Westliche Liang“. Unter den von Aurel Stein aus West-Kan-su mitgebrachten, jetzt im Britischen Museum in London befindlichen chinesischen Handschriften (I, 234) befindet sich 5 auch ein Teil einer Liste von einer im Jahre 416, ein Jahr vor Li Kaos Tode, vorgenommenen Volkszählung in dem Bezirk Tun-huang (I, 344). Das läßt jedenfalls auf eine wohlgeordnete Verwaltung in Si Liang schließen.

Unablässig weiter gingen die Staatengründungen. Bei den in Schan-si angesiedelten Hunnen-Stämmen (s. oben S. 31) ragt als besonders ruhm- 10 reich das tapfere Geschlecht mit dem angenommenen chinesischen Namen Liu hervor, das wir in seinem glänzendsten Vertreter, Liu Yuan, kennen gelernt haben (s. oben S. 40f.). Diesem weit verzweigten Geschlechte entstammte auch ein junger Krieger von hünenhafter Gestalt Namens Ho-lien Po-po, ein Mann, dem die Tsin-Annalen „ein kluges, gewandtes Wesen 15 und feine Formen“ (Kap. 130 fol. 1 v⁰) nachrühmen, während die späteren Geschichtswerke das Bild eines rohen und blutdürstigen Tyrannen von ihm entwerfen. Sein Vater, einer jener zahllosen Glücksritter der Zeit, denen Kampf und Fehden ein unstillbares Bedürfnis waren, hatte bald zu Fu Kien von Ts'in, bald zu den Sien-pi gehalten, im Kampfe gegen die zur Macht 20 aufsteigenden Tai oder Wei (s. unten) verlor er dann Anhang und Leben. Ho-lien Po-po flüchtete zu Yao Hing, dem Herrscher von Hou Ts'in in Tsch'ang-ngan (s. oben S. 103). Dieser war bald überwältigt von dem Zauber seines Schützlings, überhäufte ihn mit Ehren und verlieh ihm die höchsten Ämter. Po-po erhielt den Auftrag, das Gebiet von So-fang (das 25 südöstliche Ordos-Gebiet) militärisch zu sichern, und die Tätigkeit dort gab ihm Gelegenheit, seine eigene Politik zu betreiben. Es war ihm nicht gelungen, Yao Hing zu einem Rachekrieg gegen Wei zu überreden, und als er hörte, daß sich sogar zwischen Ts'in und Wei ein freundschaftlicher Verkehr anbahnte, beschloß er, sich von Yao Hing loszulösen und selbst 30 ständig zu werden. Im Jahre 407 überfiel er an der Spitze von 30000 Kriegern, die er hatte um sich scharen können, einen anderen militärischen Statthalter von Ts'in, erschlug ihn und fügte dessen Streitkräfte den seinig zu. Dann erklärte er sich zum „von Gott berufenen Herrscher (*t'ien wang*) und großen Schan-yü“ und nannte seinen Staat, indem er sich 35 darauf berief, „daß die Hiung-nu Nachkommen von dem Herrn von Hia (dem Großen Yü, I, 66 u. 135) seien“, Ta Hia d. h. „das Große Hia“. Seine Residenz blieb zunächst in So-fang, aber durch erfolgreiche Kriegszüge gegen die Sien-pi und gegen Ts'in dehnte er sein Herrschaftsgebiet aus, so daß er seine allmähliche Übersiedlung nach Süden ins Auge faßte. 40 Er wollte warten, bis Yao Hing, dem er sich noch nicht gewachsen fühlte, stürbe, und dann seinem jungen und schwachen Sohne die Hauptstadt Tsch'ang-ngan entreißen. Im Jahre 413 baute er inzwischen seine Residenz in T'ung-wan, 60 km westlich von der heutigen Stadt Hêng-schan hien

(früher Huai-yuan hien) im nördlichen Schen-si am Rande der Ordos-Steppe.

Diese ganze den Stempel der Dauerlosigkeit an sich tragende Machtzersplitterung im Norden war die natürliche Folge der Katastrophe von 383: mit dem Zusammenbruch des Ts'in-Reiches war abermals der Ansatz zur Bildung einer neuen Reichsmacht zerschlagen, das Erbe der Han hatte noch immer keinen wirklichen Träger und Erhalter gefunden. Freilich waren inzwischen die Verhältnisse wesentlich anders und schwieriger geworden als zur Zeit der großen Dynastie: die völkischen Kräfte, die hier in dunklem Machtstreben mit einander rangen, waren schwer zu meistern; die konfuzianische Staatsethik blieb den fremden Stammesführern zwar nicht unbekannt, aber die meisten ihrer Staatsgründungen waren noch zu sehr von der Naturkraft des völkischen Gedankens getragen, als daß der Universalismus hätte viel mehr sein können als ein theoretischer Lehrbegriff. Fu Kien war zweifellos ein Mann, der den Beruf und auch die Fähigkeit zum Universalherrscher bewußt in sich trug, aber auch er war den Gefahren der völkischen Gegensätzlichkeit nicht gewachsen gewesen, und von den Diadochen seines Reiches war keiner geeignet, sein Nachfolger zu werden. Immerhin, wenn auch der Norden bei seiner völkischen Zerrissenheit weder im Stande war, ein neues Staatensystem noch eine neue Gesamtdynastie hervorzubringen, so entstand doch im 5. Jahrhundert noch einmal eine neue Großmacht, die wenigstens den ganzen Norden für länger als ein Jahrhundert in sich vereinigte und die auch für die Entwicklung des Gesamtreiches von großer Bedeutung geworden ist. Ihre Begründer waren die nun stark in den Vordergrund tretenden Sien-pi-Herrscher von Wei.

Der Zeitraum dieses Ringens regelloser völkischer Kräfte, aus dem allmählich die große nordische Macht herauswächst, trägt bei den Chinesen den Namen „Zeit der sechzehn Staaten“. Die Zahl ist, wie so vieles in der chinesischen Geschichtsschreibung, willkürlich. Es sieht wie eine Zahlenspielererei aus, wenn das *Tsin schu* am Ende seines Index diese sechzehn Staaten in folgender Form aufzählt: 5 Liang, 4 Yen, 3 Ts'in, 2 Tschao, 1 Hia und 1 Schu. Dieselben Staaten werden auch im *Schi leo*.. einzeln behandelt. Die beiden Staaten Si Yen und Tai oder Wei sind also, aus Gründen, die für uns nicht erkennbar sind, von der kanonisch gewordenen Zahl ausgeschlossen. Hätten die chinesischen Chronisten Sinn für eine zusammenhängende Geschichtsdarstellung, so hätte ihnen klar sein müssen, daß, wenn vielleicht auch das kleine und kurzlebende Si Yen, jedenfalls das aufkommende mächtige Wei-Reich nicht aus der politischen Entwicklung jener Zeit weggedacht werden kann, und daß man seine Entstehung bei der Schilderung nicht unberücksichtigt lassen darf, nur weil seine Geschichte ein besonderes Werk erhalten hat. Will man also eine Zahl für die Staaten nennen, so kann sie nur achtzehn, nicht sechzehn sein. Ebenso unberechtigt ist die Zeitangabe im Index des *Tsin schu*. Es rechnet für den Zeitraum der „sechzehn Staaten“ die Jahre *i-yu* bis *kêng-schen* d. h.

265 bis 420, mit anderen Worten einfach die Regierungszeit der Tsin-Dynastie. Für diese Rechnung fehlt jeder innere Grund. Die völkische Zerreißung des Nordens beginnt mit der Erhebung Liu Yuans im Jahre 304, nach unten läßt sich eine Grenze schwer ziehen, da jene in dem Maße abnimmt, wie die vereinigende Macht von Wei sich verstärkt. Man wird 5 deshalb am besten tun, wenn man schon einen Einschnitt machen will, ihn dahin zu verlegen, wo diese Macht anfängt, für das Schicksal des Nordens bestimmend zu werden, d. h. am Ende des 4. Jahrhunderts. Auch aus äußeren, räumlichen Gründen empfiehlt sich für uns diese Einteilung.

b. Der Süden: Politischer Verfall.

Die „fünf Dynastien“

Der im Jahre 318 von Ssë-ma Jui als Kaiser Yuan ti in Nanking neu 10 errichtete Thron der Tsin (s. oben S. 51) bot während der folgenden hundert Jahre keinen erhebenden Anblick: zunächst hat ihn eine Reihe unbedeutender Persönlichkeiten inne, dann wird die Thronfolge durch Kinder und Abkömmlinge aus Nebenlinien mühsam aufrecht erhalten, Empörungen und Mord gefährden seinen Bestand wiederholt, schließlich macht die Ab- 15 dankung des letzten der Ssë-ma, eines der blutbeflecktesten Herrscher-geschlechter in der chinesischen Geschichte, dem Ganzen ein klägliches Ende. Wir haben gesehen, wie sich dem Kaiserhause mehr als einmal Gelegenheit bot, im Norden wieder Fuß zu fassen und durch eine kluge Politik den haltlosen Staatenbildungen gegenüber die Reichseinheit wieder herzu- 20 stellen; militärische Machtmittel und überlegene Führer waren offenbar vorhanden, aber es fehlte der entschlossene Wille bei der Zentrale. Die Tsin-Herrscher waren von ihrer weltumspannenden Aufgabe weniger erfüllt als manche von den konfuzianisch denkenden Führern des Nordens. Die Frage einer Einheitsregierung des Weltreiches war trotz aller Fern- 25 wirkungen des konfuzianischen Universalismus (s. oben S. 2) weiter als je von ihrer Lösung entfernt.

Mit den kümmerlichen Herrschergestalten der südlichen (für die Chinesen „östlichen“) Tsin uns im Einzelnen zu befassen, besteht keine Notwendigkeit. Ihre Geschichte ist nur ein dauernder Verfall im Gefüge der kaiser- 30 lichen Machtstellung. Dem ersten von ihnen, Yuan ti, schreibt die Legende eine dunkle Herkunft aus dem heimlichen Umgang einer Haremsdame des Fürsten von Lang-ya mit einem Nachkommen des Generals Niu Kin von Wei (um 240) zu. Die Frage ist für uns nicht nachprüfbar. Jedenfalls gehört Yuan ti nicht der kaiserlichen Hauptlinie an, sondern war nach 35 den Chroniken ein Sohn des Fürsten Kung von Lang-ya, dieser wieder ein Enkel von Ssë-ma I (vgl. oben S. 51). Yuan ti war nach seiner Thronbesteigung nicht im Unklaren darüber, daß man bis auf weiteres im Schutze des Yang-tsë-Stromes bleiben müsse, und beschloß deshalb, Kien-k'ang (Nanking) zur Hauptstadt herzurichten. Aber alsbald ergaben sich dabei 40

kultische Bedenken. War es angängig, daß hier, fern von den heiligen Stätten der Urväter, die großen Opferaltäre des Himmels und der Erde errichtet wurden? Der neue Kaiser befragte im Jahre 319 die Ratgeber. „Es ist notwendig“, sagte der eine, „daß die Hauptstadt nach Lo-yang zurückverlegt wird, bevor die Opferstätten hergerichtet werden können“. Ein anderer aber berief sich auf den Kaiser Hien ti von der Han-Dynastie, „der seine Hauptstadt in Hü gehabt und dort, den Umständen Rechnung tragend, die großen Vorstadtopfer dargebracht habe (I, 425). Also sei es wohl angängig, daß man hier die Altäre herrichte“. (*Tsin schu* Kap. 19 fol. 6v⁰). So „trug“ man denn auch in Kien-k'ang „den Umständen Rechnung“ und richtete sich durch Anlage des Ahnentempels und der übrigen Kultstätten auf dauerndes Verbleiben ein. Yuan ti's letzte Lebenszeit wurde durch die gefährliche Empörung des Wang Tun, eines in Wu-tsch'ang residierenden Satrapen, umdüstert. Dieser rückte im Frühjahr 322 mit einem Heere den Yang-tsë abwärts gegen die Hauptstadt und setzte sich unmittelbar unter ihren Toren in Schi-t'ou tsch'êng, einem befestigten Hügel im Westen der Stadt, unter schwachem Widerstande fest. Die Beweggründe zu diesem Unternehmen sind kennzeichnend für die innere Schwäche der neuen Herrschaft im Süden. Wang Tun war ein befähigter, aber maßlos ehrgeiziger Mann, der zu den höchsten Würden emporgestiegen war. Yuan ti war in Besorgnis vor den Plänen dieses immer anmaßender werdenden Großen, der „die Gesinnung hatte, in der man nach den Dreifüßen fragt“ (*Tsin schu* Kap. 98 fol. 5v⁰, s. I, 168), d. h. nach dem Throne strebt. Er beauftragte den General Liu Wei mit der Aufstellung eines Heeres, angeblich um gegen die Hunnen im Norden zu kämpfen, in Wirklichkeit, um Wang Tun im Zaume zu halten. Dieser durchschaute den Plan und griff im offenen Kampfe die neue Dynastie an. Sein Vetter Wang Tao war Vertrauter und Günstling des Kaisers, und dieser ließ ihn den Hochverrat seines Verwandten nicht entgelten. Wang Tun blieb zunächst in Schi-t'ou, Verhandlungen mit mehreren Würdenträgern des Hofes, darunter auch Wang Tao, fanden statt, nachdem Yuan ti's Truppen völlig versagt hatten. Der Kaiser, fast von seiner ganzen Umgebung verlassen, „legte seine Kriegskleider ab und seine Hofkleidung an und erklärte: wenn Jemand meine Stelle einnehmen will, so möge er es bald sagen, ich werde dann nach Lang-ya zurückkehren. Warum soll ich soviel Leid über das Volk bringen“ (a. a. O. fol. 8r⁰). Das war kein hoffnungstarker Beginn der neuen Herrschaft. Wang Tun, seine Pläne vorläufig zurückstellend, kehrte nach Wu-tsch'ang zurück. Bald danach, am Ende des Jahres, starb Yuan ti, wohl verzweifelnd am Schicksal seines Hauses. Kurze Zeit später, 324, erneuerte Wang Tun seinen Angriff auf die Hauptstadt, aber Yuan ti's Sohn und Nachfolger Ming ti, weniger zaghaft als sein Vater, trat dem hochmütigen Rebellen entschlossen entgegen. Die anrückenden vordersten Abteilungen wurden von den kaiserlichen Truppen, zum Teil unter dem Befehl des Ministers Yü Liang (s. oben S. 70), durch Über-

raschung geworfen, und der schwer kranke Wang Tun starb unmittelbar danach, seine Erben der Rache des Kaisers preisgebend. Die Tsin waren damit dieser Sorge von Wu-tsch'ang zwar ledig geworden, aber im Norden bedeutete Shi Los Siegeszug nach Schan-tung, Ho-nan, An-hui und Kiang-su (s. oben S. 64) eine unmittelbare große Gefahr, und Ming tis plötz- 5 licher früher Tod im Jahre 325 war ein schwerer Schlag für die wankende Macht am Yang-tsë. Der junge begabte und tatkräftige Herrscher, dessen letzte Worte eine dringende Mahnung zur Einigkeit gewesen waren, hätte vielleicht bei einer längeren Lebensdauer noch einmal eine Wandlung herbeiführen können. Aber unter dem vierjährigen Kinde, das nun als 10 Kaiser Tsch'êng ti auf den Thron gesetzt wurde*), konnte weder die Einigkeit noch die Einsicht gedeihen. Während im Norden sich die neuen Reiche bildeten, erneuerten im Süden die Intriguen und Kämpfe um die Macht ihr wüstes Treiben. Die Familie der Kaiserin-Mutter, die nominell die Regentschaft führte, und aufsässige Satrapen spielten, wie gewöhnlich, 15 die Hauptrollen. Maßgebend blieb auch noch immer, als fähigster von allen Beratern, Wang Tao, bis ihn 330 der Tod hinwegraffte. Im Jahre 327 setzte sich einer der ehrgeizigsten unter den Provinzialherrschern, der Gouverneur von Li-yang (dem heutigen Ho hien, gegenüber von T'ai-p'ing, südwestlich von Nanking), Su Tsün, nach dem Vorbilde von Wang Tun mit einem 20 Heeresaufgebot gegen die Hauptstadt in Bewegung. Er war verfeindet mit der Regierungs-Clique aus der Sippe der Kaiserin-Mutter und wollte ihr zunächst die Macht entreißen. Mehrere Gouverneure gesellten sich ihm zu, andere traten auf die Seite des Hofes, plündernd und brandschatzend zogen die Truppen durch das Land. Nach erfolgreichen Kämpfen drangen 25 Abteilungen von Su Tsün in die Hauptstadt ein, brannten Paläste und Häuser nieder und raubten, was sie erfassen konnten. Su Tsün bemächtigte sich des Kaisers und entführte ihn in die Festung Shi-t'ou tsh'êng. Diese Vorgänge brachten weitere Generale und Gouverneure auf die Bühne, die Kämpfe zogen sich durch das ganze Jahr 328 hindurch, Su Tsün wurde 30 schließlich in Shi-t'ou tsh'êng eingeschlossen, bei einem Ausfall geschlagen und getötet, der junge Kaiser befreit. Nicht weniger erstaunlich als diese Selbstzerfleischung der Tsin-Herrschaft angesichts der von Norden drohenden ständigen Gefahren ist die Anhänglichkeit und Hingabe Vieler an die Dynastie, die wenig genug tat, solche Opfer zu verdienen. Völlige Ver- 35 achtung konfuzianischer Gebote auf der einen Seite, unerschütterliche Befolgung auf der anderen. „Ich habe“, so antwortet Huan Yi**), einer der treu gebliebenen Würdenträger, als Su Tsün ihn überreden will, gemeinsame Sache mit ihm zu machen, „reiche Wohltaten von der Regierung empfangen, meine Pflicht ist, ihr meine Person bis zum Tode darzubieten. 40

*) Der Ausdruck ist nur der Kürze halber gebraucht. Die Kaisernamen (wie Tsch'êng ti) sind posthume, d. h. sie sind dem Herrscher erst nach dem Tode verliehen. Das gilt auch für alle künftigen Fälle.

**) 桓彝

Wie könnte ich den Makel tragen und die Schande auf mich nehmen, mit einem verabscheuungswürdigen Rebellen Freundschaftsversicherungen auszutauschen? Wenn wir (d. h. die Dynastie) das Unheil nicht überwinden, so ist das eben des Himmels Wille“. Und Huan Yi's Unterführer erklärt
 5 seinen Offizieren, als sie ihn zum Rückzuge in aussichtslosem Kampfe drängen: „Ich habe vom Fürsten Huan (Yi) reichliche Wohltaten empfangen, ich muß durch den Tod meinen Dank abtragen. Wenn ich den Fürsten Huan nicht zu stützen vermag, dann wird auch der Fürst Huan die Regierung nicht stützen“ (*Tsin schu* Kap. 74 fol. 2 v^o). Beide fielen dann,
 10 tapfer kämpfend, in der Schlacht. „Wie hat doch dieses Geschlecht der Tsin so viele treue Diener“, rief später Fu Kien aus (s. oben S. 91). Die Tsin aber haben diese Treue nicht zu verwerten gewußt. Auch die im Norden durch die Anhänglichkeit Mu-jung Huangs geschaffene Gelegenheit zu aussichtsvollem Eingreifen (a. oben S. 69f.) ging ungenutzt vorüber,
 15 zumal der Minister Yü Liang, anscheinend der Einzige, der geneigt war, sich ihrer zu bedienen, um diese Zeit starb. Tsch'êng ti beendete seine unselbständige Regierung im Jahre 342. Er starb, 21 Jahre alt. Die Lebenskraft der Ssë-ma schien aufgezehrt zu sein. Sein jüngerer Bruder wurde als K'ang ti sein Nachfolger, da seine beiden Kinder, wie das *T'ung-kien*
 20 (Kap. 97 fol. 1 r^o) angibt (das *Tsin schu* kennt sie als solche nicht), „noch in den Windeln lagen“, und „wegen der mächtigen Feinde, die der Staat habe, ein Erwachsener als Herrscher eingesetzt werden müsse“. Dieser „Erwachsene“ war 20 Jahre alt und starb zwei Jahre später, im Herbst 344. Sein zweijähriges Kind setzte man als Mu ti auf den erledigten Thron, dem
 25 die verantwortungslose Hofgesellschaft in Kien-k'ang eine Wichtigkeit überhaupt nicht mehr beizumessen schien.

Die folgenden Jahrzehnte stehen ganz unter dem beherrschenden Einflusse des großen Heerführers Huan Wên, des Sohnes von Huan Yi, der seinen Ruhm damit begründete, daß er, 17 Jahre alt, den Tod seines Vaters
 30 rächte, indem er in das Haus seines eben verstorbenen Mörders eindrang und dessen Sohn und beide Brüder erschlug. Wir haben früher gesehen, wie dieser erfolgreichste aller Verteidiger der südlichen Tsin-Macht, im Westen und Norden ein Schrecken der dortigen Gewalthaber wurde (s. oben S. 80 ff.). Er war von dem Marschall und Provinzialsatrapen Yü Yi dem Kaiser
 35 Tsch'êng ti in begeisterten Worten empfohlen worden. „Ich möchte“, so sagte er, „daß Eure Majestät diesen Huan Wên nicht wie einen gewöhnlichen Menschen ansehen und nicht wie einen gewöhnlichen Schwiegersohn aufnehmen, sondern man muß ihn mit der Aufgabe eines Fang Schu und Schao Hu (zwei Feldherren unter dem Kaiser Süan von Tschou, 9. und 8. Jahr-
 40 hundert v. Chr. —, die siegreich die „Süd-Barbaren“ und im Norden die Huai bekämpften, s. *Schi king*, *Siao ya* III, 4 u. *Ta ya* III, 8) betrauen und ihm den Ruhm überlassen, die Schwierigkeiten der Zeit in Erhabenheit zu meistern“ (*Tsin-schu* Kap. 98 fol. 17 r^o). Als K'ang ti 343 zur Regierung kam, Yü Yi und Huan Wên nichts Geringeres als die „Rebellen“ im Norden zu

vernichten und die Tsin-Herrschaft dort wieder aufzurichten. Huan Wên gelang es vorerst, wie wir früher sahen (s. oben S. 80), Ssê-tsch'uan wiederzugewinnen, aber als er Tsch'êng-tu im Jahre 347 einnahm, war Yü Yi bereits zwei Jahre vorher gestorben. Nach längeren Vorbereitungen trat Huan Wên 354 den Vormarsch nach Norden an. In hartnäckigen Kämpfen 5 gegen Yen gelang es ihm im Jahre 356, nach Lo-yang vorzudringen und sich dort eine kurze Zeit zu halten. „Er besuchte die Grabstätten der früheren Kaiser und ließ die unter ihnen, die erbrochen und zerstört waren, wieder herstellen; zugleich setzte er eine Grabwache ein“ (a. a. O. fol. 21r⁰, vgl. auch oben S. 81).

10

Zurückgekehrt fand Huan Wên die Lage in der Hauptstadt ebenso trostlos wie vorher. Wer für den unmündigen Kaiser in Wirklichkeit regierte, ist schwer zu sagen, jedenfalls war für eine zielklare Politik dem Norden gegenüber keine Möglichkeit gegeben. Und doch hatte Huan in Anbetracht der Feindschaft unter den dortigen Staaten die Aussichten als keineswegs 15 ungünstig erkannt, darauf läßt wenigstens sein ausführlich begründeter Antrag schließen, die Hauptstadt nach Lo-yang zurückzuverlegen. Aber der achtzehnjährige Kaiser wird kaum Verständnis für die Frage gehabt haben, und die Minister mögen die Sicherheit für ihre Person in Nanking für größer erachtet haben als in dem umkämpften Norden. Huan Wên, 20 mit Ehren überladen und ohne gleichwertigen Gegner, war zwar jetzt der allmächtige Lenker der Schicksale der Dynastie, aber offenbar ließ die Entwicklung am Hofe auch ihn zunächst von weiteren Unternehmungen draußen absehen. Ihm lag, wie sich mehr und mehr herausstellte, die selbstlose Vasallentreue seines Vaters fern, er war beherrscht von einem 25 starken Ehrgeiz und förderte neben seinen Befreiungsplänen ebenso rücksichtslos die eigenen Ziele. Sein Bestreben war, einem Berichte an den Thron zufolge, die Verwaltung zu bessern, den Einfluß der Cliques zu brechen, Lohn und Strafe nach den wirklichen Verhältnissen zu bemessen, die wahre (d. h. konfuzianische) Bildung zu fördern und Chronisten einzu- 30 setzen, die die Geschichte der Tsin schreiben sollten (vermutlich zu dem Zwecke, daß seine Taten der Nachwelt hinreichend zur Kenntnis gebracht würden). Diese Zusammenstellung in einem einzigen Schriftstücke (*Tsin schu* Kap. 98 fol. 23v⁰ gibt nur einen kurzen Auszug) ist bezeichnend für den Mann und seine Denkart. Inmitten dieser politischen Tätigkeit starb 35 im Jahre 361 der junge Kaiser, und unmittelbar danach erfolgte der neue weitgreifende Vorstoß Mu-jung K'os nach Süden, insbesondere auch gegen Lo-yang (s. oben S. 82). Huan Wên überließ diesmal den Zug nach dem Norden zwei anderen Führern, und ihnen gelang es, wenigstens das letztere noch einmal zu retten. Aber an eine Rückverlegung der Hauptstadt nach 40 dort war nicht mehr zu denken.

Der neue Kaiser, Ngai ti, einer von Tsch'êng-tis beiden Söhnen (s. oben S. 120), der inzwischen 21 Jahre alt geworden war, stand natürlich völlig unter dem allmächtigen Einflusse Huan Wêns, der nicht müde wurde,

immer wieder von dem „Wegfegen der Rebellen“ im Norden zu reden. Es scheint auch, daß er, gestützt auf die Eroberung und erfolgreiche Verteidigung von Lo-yang, an das Erreichen dieses Zieles glaubte. Das geht jedenfalls aus seinem in starken Ausdrücken abgefaßten Berichte hervor, 5 in dem er seine Berufung in den Staatsrat (*ts'an tsch'ao tschêng*) ablehnte, weil die Tätigkeit dort ihn an die Hauptstadt gefesselt hätte. Er erklärt darin, daß er seine Aufgabe darin sehe, den heiligen Boden der Väter von den eingedrungenen Barbaren zu befreien. „Ich will alle meine Kräfte dafür einsetzen, mein ganzes Leben dafür opfern, um die Gebiete der Mitte 10 (Ho-nan, Schen-si usw.) wiederzugewinnen. Wahrlich, es ist ein Gegenstand der Scham vor dem ewigen Gesetz des Herrschers, daß des Kaisers Majestät in diesem Winkel des Südostens zusammengekauert hockt, und voll Kummer bin ich, daß die herrliche Heimat vergraben liegt unter den Barbaren-Völkern der Hunnen und Tanguten“ (*Tsin schu* Kap. 98 fol. 24r).

15 Huan Wên hat, wie wir wissen, dieses Ziel nicht erreicht, er ist ihm nicht einmal nahe gekommen, sei es, daß es in Kien-k'ang an Verständnis und ernstem Willen fehlte, sei es, daß die Lauterkeit seiner letzten Ziele trotz der schönen Worte bezweifelt wurde. Zu solchen Zweifeln gab auch sein Verhalten Anlaß genug. Kaiser Ngai ti erkannte die Ablehnung seiner 20 Berufung nicht an, sondern ließ ihn, vielleicht auf das Drängen eifersüchtiger oder mißtrauischer Gegner, wiederholt auffordern, seinen Platz im Staatsrat einzunehmen. Huan beharrte auf seiner Weigerung und begab sich schließlich im Jahre 364 nach Tschê-k'i (dem heutigen Fantsch'ang hien südwestlich von dem Vertragshafen Wu-hu am Yang-tsë), 25 ließ die Stadt befestigen und blieb dort bis zum folgenden Jahre, wo er nach Ku-schu (dem heutigen T'ai-p'ing südlich von Nanking) übersiedelte, während zwei Brüder von ihm den Oberbefehl über alle Streitkräfte der Provinzen des mittleren und unteren Yang-tsë-Tales erhielten. Die Quellen sagen nichts über Huans Absichten bei diesen Maßregeln, und es mag 30 zweifelhaft bleiben, ob sie die Vorbereitungen für künftige Eventualitäten im Innern sein sollten, oder als Sicherungen gegen einen Angriff der Nordmächte gegen das Yang-tsë-Tal gedacht waren. Die Sorge um ein solches Ereignis wäre nicht unbegründet gewesen. In den Jahren nach 363 wurde, wie wir sahen (s. oben S. 82f.), von den Truppen Mu-jung Weis nach Süden 35 ein gewaltiger Fortschritt erzielt. Weite Gebiete fielen dem Herrscher von Yen zu, und im Jahre 365 standen die Feinde abermals vor Lo-yang. Diesmal fiel die Stadt nach kurzer Belagerung, ehe noch Hilfe vom Süden herankommen konnte. Huan trug sich mit dem Plane, einen Feldzug gegen die Heere von Yen zu unternehmen, als im Jahre 365 der Kaiser 40 Ngai ti starb. Sein dreiundzwanzigjähriger Bruder folgte ihm, ein noch willenschwächeres Werkzeug in den Händen seiner Umgebung als sein Bruder. Huan Wên scheint in der Tat den Gedanken gehabt zu haben, zunächst einen entscheidenden Schlag gegen die Nordmächte zu führen und dann die unmöglich gewordene Dynastie zu beseitigen (vgl. unten).

Seine Lebensbeschreibung erzählt, daß er „eine buddhistische Nonne aus fernen Landen, die über die Künste des *tao* verfügte“ und die „sich selbst früher einmal mit einem Messer den Bauch aufgeschlitzt und danach beide Füße abgeschnitten hatte, wegen seines Schicksals befragte“. Sie antwortete ihm: „Wenn Ihr einmal Himmelssohn werdet, so werdet Ihr in denselben Zustand kommen wie ich“ (*Tsin schu* Kap. 98 fol. 25r⁰. Das ist das erste Mal, daß wir von buddhistischen Nonnen in China in der profanen Literatur hören). Die Geschichte zeigt, was man in Kien-k'ang von Huan Wëns Plänen dachte.

Der von Norden vorwärts drängende Gegner Yen wurde jetzt gehemmt durch die aufstrebende Macht von Ts'in unter Fu Kien, und so war es während der Regierungsjahre des neuen Kaisers den Heeresabteilungen von Tsin, namentlich denen unter Huan Wëns Bruder Huan Huo möglich, dem Gegner Verluste beizubringen und ihn weiter aufzuhalten. Im Jahre 369 zog Huan Wën selbst noch einmal gegen Mu-jung Tsch'ui ins Feld, um jetzt den entscheidenden Schlag zu führen. Aber er bewirkte zunächst nur, daß beide Feindmächte, Yen und Ts'in, sich gegen den gemeinsamen Gegner im Süden einigten. Nach mehreren siegreichen Gefechten erlitt Huan bei Fang-t'ou in Ho-nan (zwischen dem heutigen Wei-hui und Sün hien) eine so schwere Niederlage, daß er zurück mußte und sich in Kuang-ling (dem heutigen Yang-tschou, dem Hafen Tschinkiang gegenüber) festsetzte. Damit war der erste Teil seines Planes gescheitert, aber er machte sich unverzüglich an die Ausführung des zweiten: „Er wollte zunächst im Norden des Huang ho seinen Ruhm begründen“, sagt sein Biograph, „und dann zurückkehren, um die neuen Auszeichnungen zu empfangen (die im Altertum vom Herrscher den höchsten Würdenträgern für außergewöhnliche Verdienste verliehen sein sollen). Als er nun aber im Gegenteil Niederlagen davongetragen hatte, waren Ansehen und Stellung erschüttert. Da gab ihm sein Stabchef K'i Tschao den Gedanken ein, den Kaiser zu entthronen und jemand anders an seine Stelle zu setzen“ (a. a. O. Kap. 98 fol. 26r⁰ f.). So begab er sich im Jahre 371 in die Hauptstadt, ließ dem wohl völlig willenslosen Herrscher das Siegel abnehmen, ernannte ihn zum Tung-hai wang, Prinzen von Tung-hai, und erklärte einen Sohn des Kaisers Yuan ti Namens Ssë-ma Yü zum Kaiser. Er hat den Herrschernamen Kien-wën ti, während sein Vorgänger als entthronter Machtträger nur unter seinem persönlichen Namen Ssë-ma I *) in den Chroniken lebt. Der Erwählte war ein Mann von einundfünfzig Jahren; warum Huan Wën gerade auf ihn verfallen war, läßt sich nur dadurch erklären, daß Ssë-ma Yü, wie man aus einem Berichte Huans ersieht, von sehr schwacher Gesundheit war, und daß sein Protektor mit einem baldigen neuen Thronwechsel rechnete, bei dem sich dann das Weitere ergeben sollte. Die Lebensbeschreibung sagt rund heraus: „Huan Wën hatte anfangs gehofft, daß, wenn Kien-wën ins Ende herankame, der Thron auf ihn selbst übertragen werden würde“ (a. a. O. fol. 28r⁰). In der Tat starb

*) 樂 Zu unterscheiden von dem S. 11 ff. Genannten 懿.

der Kaiser nach kaum einjähriger Regierung im Jahre 372. Sein elfjähriger Sohn folgte ihm als Hiao-wu ti. Die Lage würde nun sehr bald kritisch geworden sein, wenn nicht die Hauptperson wider alles Erwarten und wohl nicht am wenigsten wider sein eigenes die Bühne verlassen hätte. Huan Wên 5 starb, 61 Jahre alt, im Jahre 373, genau ein Jahr nach dem neuen Thronwechsel, in Ku-schu, wohin er sich schwer leidend und in ohnmächtigem Groll während der letzten Zeit zurückgezogen hatte. Mit ihm verschwand der gefährlichste Gegner der Nordmächte, und es ist nicht unmöglich, daß das Schicksal der Tsin und damit die ganze Entwicklung doch noch eine 10 andere Wendung genommen haben würde, wenn er länger am Leben geblieben wäre und das Ziel seines Ehrgeizes erreicht hätte. Man darf sich aber über das wahre Wesen von Huan Wêns leidenschaftlichem Eintreten für das Haus der Tsin keinen Täuschungen hingeben: er war nicht der „nationale“ Held, der den Boden seines Vaterlandes von der Fremdherr- 15 schaft befreien wollte, das sind westliche Vorstellungen modernen Inhalts. Huan Wên hatte für die „Barbaren“ die normale Verachtung, die der wohl-erzogene Konfuzianer haben mußte, so unberechtigt sie auch oftmals war und so sehr sie dem universalistischen Gedanken des Meisters selbst widersprach. Man kannte am Hofe der Tsin in Nanking nur einen Bildungs- 20 abstand gegenüber den Fremden, daneben das natürliche Gefühl des Rassen-gegensatzes, aber kein eigentlich nationales Bewußtsein. Im übrigen war auch die treibende Kraft in Huan Wên nicht Vaterlandsliebe oder dynastische Anhänglichkeit — dagegen spricht sein Verhalten deutlich genug — sondern Ehrgeiz und Ruhmsucht. Seine Biographie schreibt 25 ihm den Ausspruch zu: „Wenn man nicht im Stande ist, einen schön duftenden Ruhm für die Nachwelt zu erwerben, genügt es dann nicht, einen Namen zu hinterlassen, der durch die Jahrhunderte stinkt?“ (*Tsin schu* Kap. 98 fol. 24^v f.). Das Wort ist kennzeichnend für seine Eitelkeit wie für seinen Zynismus. Das *Fa-ming* (zu *Kang-mu*, *ning-k'ang*, 1. Jahr, 30 7. Monat) geht wegen seiner Verdienste um den Staat milde mit ihm um (Tschu Hi „stimmt ihm zu, aber nicht durchweg; er rügt ihn, aber nicht durchweg“), nennt ihn aber schließlich auch einen „Rebellen im Tsin-Reich“. Yü Yis Urteil, daß Huan Wên „nicht als ein gewöhnlicher Mensch anzusehen sei“ (s. oben S. 120), trifft zu, aber der Vergleich mit Fang Schu 35 und Schao Hu hat sich nicht bewahrheitet: jene beiden haben im *Schi king* ihre Ruhmesgesänge erhalten, Huan Wêns Lebensbeschreibung steht in den Annalen von Tsin zusammen mit denen von Wang Tun und Su Tsün in der Abteilung „Rebellen“.

Das traurige Ende der Dynastie ist rasch berichtet. Es zieht sich durch 40 ein halbes Jahrhundert völliger Auflösung; nicht nur politischer, sondern auch geistiger und sittlicher Verfall in der obersten Schicht macht es dem Südreich trotz günstiger Gelegenheiten unmöglich, den Norden wiederzugewinnen oder auch nur in die Entwicklung dort bestimmend einzugreifen. Das wurde gerade während der Regierung Hiao-wu tis in erschüt-

ternder Weise offenbar. Um den morschen Thron der Tsin stand in dieser Zeit zwar noch eine Schar hervorragender Männer, aber es waren mehr tapfere und umsichtige Heerführer als kluge und entschlossene Politiker. An militärischen Fähigkeiten waren diese Nachfolger Huan Wëns dem vorzeitig abgetretenen Thronprätendenten sicherlich gleichstehend, an rück- 5 sichtslosem Zugreifen nicht. Es waren vor allen Huan Tsch'ung, der Bruder, und Huan Schi-k'ien, ein Neffe von Huan Wën, dann die drei Sie, Huan Wëns ehemaliger Unterfeldherr und Gouverneur von Yang-tschou, Sie Ngan, sein Bruder Sie Schi und sein Neffe Sie Hüan, endlich auch Huan I*), der (kein Verwandter von Huan Wën) durch seinen Gesang und seine 10 kriegerischen Erfolge gleichmäßig berühmt geworden ist. Sie alle haben während der schweren Kämpfe gegen den Herrscher des Nordens, Fu Kien, von denen die ganze Regierungszeit Hiao-wu tis ausgefüllt ist, den Zugang zum Yang-tsë tapfer verteidigt, dem Feinde schwere Verluste zugefügt und ihn, allerdings durch Verrat unterstützt, wie wir gesehen haben (s. oben 15 S. 88 f. u. 95 ff.), schließlich zu Falle gebracht. Aber sie kämpften für eine verlorene Sache. Alle Hingebung und Treue, von denen wir Beispiele kennen gelernt haben, alle militärischen Erfolge und alles Glück der Umstände sind ungenutzt geblieben, das Schicksal der Tsin vollzog sich unaufhaltsam. Hiao-wu ti, für den zuerst die Kaiserin-Mutter die Regierung 20 geführt hatte, entwickelte sich zu einem Trunkenbolde und Haremshelden, den die Ereignisse der Zeit gänzlich unberührt ließen. Im Jahre 384 wurde er Buddhist, baute im Palast ein Kloster und besetzte es mit einer Schar von Mönchen. Zwei Jahre später erfolgte die Katastrophe, in der das Reich Fu Kiens zusammenstürzte und deren Folge das wilde Durcheinander 25 im ganzen Norden und Westen wurde. Nichts hat die Regierung von Nanking mit diesem beispiellosten Gunstbeweise des Schicksals anzufangen gewußt, nicht ein Mann war vorhanden, der den Mut und den Willen gehabt hätte, nunmehr den Schrecken der Nordvölker zu verwerten, den Zauber des strafenden Himmelssohnes wirksam zu machen und seine Macht 30 im Huang-ho-und Wei-Tale wieder aufzurichten. Die siegreichen Generale wurden mit Titeln und Einkünften belohnt, aber die politische Lage zu nützen verstand keiner. Es ist auffallend, daß in einem Lande, wo man so oft und so leicht aus wenig bedeutenden und wenig lauterer Beweggründen Herrscher beseitigt und Dynastien stürzt, sich in diesem geschichtlichen 35 Augenblicke von allergrößtem Gewicht unter den ruhmgekrönten Siegern kein einziger fand, der den verantwortungslosen, Wein und Weibern frönenden Monarchen durch eine geeignetere Persönlichkeit ersetzte. Aber es scheint, daß am Ausgang des 4. Jahrhunderts im Süden kein Staatsmann vorhanden war, der über den negativen Haß gegen die „Barbaren“ hinaus- 40 gekommen wäre und das Positive des chinesischen Zentralherrschantums zur Geltung gebracht hätte. Der Kaiser führte sein lasterhaftes Leben weiter ohne einen Sinn für die großen Dinge, die sich unter seinen Augen

*) 伊

zutrug; von Ermahnungen seiner Ratgeber berichten die Annalen wiederholt, aber fruchtlos blieben sie alle. Von seinem letzten Jahre, 396, erzählt seine Chronik: „Seitdem er sich dem Wein- und Liebesgenuß hingegeben hatte, trank er ganze Nächte hindurch. Während seines letzten
 5 Jahres erschien ein Komet. Der Kaiser ergrimte über ihn, und eines Tages bot er ihm im Parke Hua-lin yuan Wein dar und rief: du Komet, ich lade dich zu einem Becher Wein ein, wo hat es denn seit dem Altertum einmal einen Himmelssohn gegeben, der zehntausend Jahre gelebt hätte? (d. h. wenn du mir auch mein Ende ankündigst, ich fürchte dich nicht,
 10 denn niemand ist unsterblich). Die Venus war mehrere Jahre bei Tage sichtbar, Erdbeben, Überschwemmungen und Dürren traten ein und zeigten den Umsturz an, aber Hiao-wu ti kam nur an wenigen Tagen aus der Trunkenheit heraus. Seine Umgebung brachte ihn nicht auf den richtigen Weg, und Andere vermochten ihn nicht zu ändern. Zu jener Zeit war eine
 15 Haremsdame Namens Tschang in seiner Gunst. Sie war fast dreißig Jahre alt, und der Kaiser sagte zu ihr im Scherz: deinen Jahren nach müßtest du eigentlich abgesetzt werden. Sie nährte darüber heimliche Wut, und eines Abends, als der Kaiser betrunken war, fand er plötzlich seinen Tod“ (*Tsin schu* Kap. 9 fol. 18v^o). Das *T'ung-kien* (*t'ai-yuan* 21. Jahr 9. Monat)
 20 weiß über dieses Ende Genaueres zu berichten. „Als sich der Kaiser am Abend in den Gemächern des Ts'ing-schu tien betrunken schlafen gelegt hatte, gab die Haremsdame den Eunuchen rundum zu trinken, und als der Wein sie umnebelt hatte, schickte sie sie fort. Dann ließ sie die Dienerinnen mit der Bettdecke das Gesicht des Kaisers zudecken und ihn so
 25 ersticken. Durch reiche Geschenke bestochen, erklärte das Personal, der Kaiser habe einen Schlaganfall gehabt und sei plötzlich gestorben.“ „Von da ab schwand das Glück der Tsin“, fügt der Chronist des *Tsin schu* seinem Berichte zu. Man kann den Zeitpunkt erheblich früher ansetzen.

Der Sterbeakt der längst lebensunfähig gewordenen Dynastie hat sich
 30 noch durch mehr als zwei Jahrzehnte hingezogen. Die Zeit wird ausgefüllt durch eine kaum unterbrochene Reihe von Kämpfen zwischen Würdenträgern innerhalb und außerhalb der Hauptstadt, deren Gegenstand am letzten Ende die Nachfolge in der Herrschaft ist; dazwischen spielen wieder, wie gewöhnlich, ehrgeizige Abenteurer ihre besondere Rolle. Etwas He-
 35 roisches und Erhebendes sucht man vergebens in diesen Kämpfen, obwohl man es bei der politischen Gesamtlage — der Norden mit den heiligen Stätten noch immer in den Händen der „Barbaren“, der Sitz des „legitimen“ Himmelssohnes noch immer fern im Süden des großen Stromes — zu finden erwarten sollte. Da offenbart sich kein Anzeichen einer Ge-
 40 sinnung, die zu einem Befreiungskampfe hinführen will, kein Versuch der Einigung eines ganzen Volkes wird sichtbar, um dessen Vorrecht gegenüber den eingedrungenen Fremden durchzusetzen. Völkisches Sonderempfinden war trotz des im Stillen wachsenden universalistischen Dogmas reichlich vorhanden, aber die Nation war noch längst nicht geboren, und

welche von den beiden großen schicksalbestimmenden Kräften die stärkere sein würde, blieb damals noch völlig ungewiß. Auch keine wirklich große Persönlichkeit, nicht einmal ein kluger politischer Führer tritt aus der Schar der machtgierigen Thronanwärter und Condottieri hervor, gerissene Intriguanten, verwegene Soldatenführer und bedenkenlose Hasardeure 5 finden sich in Fülle, aber der Mann, der die Zeit zu meistern versteht, bleibt aus.

Unter den Glücksrittern, die von den Stürmen der Zeit aus dunklen Tiefen an die Oberfläche gebracht wurden, war auch der Mann, der, weit weniger durch politisches Geschick, als durch tollkühnes Draufgänger- 10 tum ausgezeichnet, im Wettlauf um den Thron den Sieg davontragen sollte: Liu Yü, der bald zum Mittelpunkt der Ereignisse wird.

Nach dem Tode von Hiao-wu ti 396 hatte man dessen fünfjährigen Sohn als Nachfolger eingesetzt; die Regierung führte für diesen als Ngan ti bekannten willenslosen Knaben sein Oheim Ssë-ma Tao-tsë, der Bruder und 15 Trinkgefährte des Verstorbenen. Es ist nicht anzunehmen, daß dieser Mann in der Leitung der Staatsgeschäfte eine glückliche oder feste Hand gehabt haben sollte. Jedenfalls bildete sich schon bald nach Einsetzung der neuen Regierung ein Bund mehrerer Gouverneure, der gewaltsam in die Befugnisse des Regenten eingriff. Die treibende Kraft wurde Huan Hüan, ein 20 natürlicher Sohn Huan Wëns, der mit seinem Vater manche Züge gemeinsam hatte und als ein ehrgeiziger Desperado ohne Amt und Beschäftigung allgemein gefürchtet war. Die Ursache, die der folgenschweren Bewegung den Anlaß gab, kennzeichnet die Zuchtlosigkeit der großen Würdenträger dieser Zeit, die Krieg mit einander wie mit der Zentralregierung 25 führen, als seien sie souveräne Fürsten. Der Schwiegersohn des Gouverneurs von Yang tschou, des vorhin genannten Sie Ngan, Namens Wang Kuo-pao, ein Mitglied der liederlichen Clique um Ssë-ma Tao-tsë und den ermordeten Kaiser, hatte wegen seines Lebenswandels und seines üblen Treibens im Staatsrat den Zorn des Gouverneurs von Yen tschou (in Süd- 30 Schan-tung), Wang Kung, des Bruders der Gemahlin von Kaiser Hiao-wu ti, erregt. Dieser, anscheinend ein gradsinniger Mann, setzte sich mit Yin Tschung-k'an, dem Gouverneur von King tschou (Teile von Hu-nan und Hu-peï), und mit Huan Hüan in Verbindung, um gemeinsam die Schädlinge in der Hauptstadt zu beseitigen. Der erstere stimmte nur widerstrebend 35 zu, der letztere, immer nach neuen Unternehmungen Ausschau haltend, mit Freude. Sie stellten eine Armee ins Feld und verlangten Bestrafung von Wang Kuo-pao. Ssë-ma Tao-tsë, inmitten der Schwierigkeiten des Überganges der neuen Regierung, gab den Genossen preis und verurteilte ihn zum Selbstmorde. Der Friede blieb gewahrt. Huan Hüan, auf seine 40 Überlegenheit pochend, verlangte seinen Lohn, und der ängstliche Regent machte ihn zum Gouverneur von Kuang tschou im fernen Süden, um ihn loszuwerden. Aber Wang Kuo-paos Anhang sann auf Rache, und Ssë-ma Tao-tsë war auf seiner Seite. Im Jahre 398 entbrannte der eigent-

liche Kampf. Wang Kung rüstete sich zu einem neuen Strafzuge gegen den Gouverneur von Kiang tschou (Kiu-kiang nördlich vom P'o-yang-See). Seine Verbündeten standen wohl zu ihm, der angegriffene Gouverneur flüchtete, aber eine verhängnisvolle Wendung trat ein, als Wang Kungs

5 Heerführer Liu Lao-tschi, ein Mann, der sich durch seine erfolgreichen Kämpfe gegen Fu Kien einen Namen gemacht hatte und für unbesiegbar galt, vermutlich durch Bestechung von der Gegenseite gewonnen, seinen Herrn verließ, und gegen ihn die Waffen erhob. Wang Kung flüchtete, wurde aber ergriffen und getötet. Indessen noch wagte der Regent nicht, gegen

10 die Verbündeten vorzugehen: Huan Hüan wurde auf sein Verlangen Gouverneur von Kiang tschou und blieb auf diese Weise dem Bereich von Yin Tschung-k'an benachbart. Wieder schien der Friede gewahrt, aber Huan Hüans Machtgier war jetzt geweckt, und das Erreichte konnte ihn nicht befriedigen. In King tschou war man in stetiger Sorge vor den Plänen

15 des gefährlichen Nachbarn. Vergeblich versuchten Freunde und Verwandte den immer zaudernden und unentschlossenen Yin Tschung-k'an zu einem überraschenden Angriff gegen Huan Hüan zu bewegen, so lange er noch nicht gerüstet war. Huan Hüan kannte diese Pläne und benutzte eine große Überschwemmung in King tschou im Jahre 399, vom Südosten

20 her, den Tung-ting-See südlich umgehend, dort einzubrechen. Der traurige Zustand der Bevölkerung hemmte Yin Tschung-k'an in seiner Verteidigung, seine zusammengerafften Streitkräfte wurden von Huan in mehreren Schlachten geworfen, Yin selbst flüchtete den Han-Fluß aufwärts nach dem befestigten Platze Tsuan tsch'êng, dem heutigen Kuang-hua, nord-

25 westlich von Siang-yang, und beschloß dann, als Huans Unterführer weiter hinter ihm nachdrängte, bei Yao Hing, dem Kaiser von Hou Ts'in, in Tsch'anggan (s. oben S. 103) Zuflucht zu suchen. Aber bei Kuan-kün tsch'êng, 40 li nordwestlich vom heutigen Têng hien in Süd-Ho-nan, wurde er von seinen Bedrängern eingeholt und getötet. Huan Hüan war jetzt Herr

30 des ganzen reichen Gebietes am mittleren Yang-tsë vom heutigen An-hui bis zu den Grenzen von Ssë-tsch'uan, von Ho-nan bis zum heutigen Tsch'ang-scha. Er ließ sich als Gouverneur der beiden Provinzen Kiang und King bestätigen und seinen Bruder obendrein zum Gouverneur von Yung tschou, d. h. dem Gebiete am oberen Han-Fluß ernennen; weiter stand

35 ihm die militärische Oberaufsicht über eine Anzahl von Provinzen und Präfekturen zu, so daß er, wie seine Lebensbeschreibung sagt, „die Mittel schuf, seine innersten Plane zu fördern, und Rosse und Reisige ständig zunahmen“ (*Tsin schu* Kap. 99 fol. 5 v^o f.). Die Dynastie kannte seine Absichten, fühlte sich aber zu schwach, um ihnen entgegenzutreten.

40 Um die gleiche Zeit setzte eine andere Bewegung ein, die ein helles Licht auf die Haltlosigkeit der Zustände wirft. In Ts'ien-t'ang, dem heutigen Hangtschou im nördlichen Tschê-kiang, lebte am Ausgang des 4. Jahrhunderts einer jener zahllosen Magier, die sich durch ihre Zauberkünste nicht bloß bei den Massen des Volkes, sondern auch bei den gebildetsten

Konfuzianern und an den Höfen der Fürsten gewaltiges Ansehen zu verschaffen wußten und mit den Buddhisten oft im Wettbewerb standen (vgl. I, 286 f. u. 420). Er hatte den Namen Sun T'ai, stammte aus Lang-ya (in Schan-tung, der Heimat des Magiertums) und war in Ts'ien-t'ang ein Schüler des berühmten Tu Tsë-kung geworden, dessen geheime Künste 5 er nach dem Tode des Meisters weiter übte. Er hatte großen Zulauf, die höchsten Würdenträger suchten ihn auf, und selbst bis zum Kaiser Hiao-wu ti drang der Ruf seiner Zauberkraft. Sun T'ai aber hegte anscheinend, wie einst Tschang Kio und Tschang Tao-ling (I, 419), große Pläne politischer Art. „Er sah, daß im Reiche die Waffengewalt sich erhob, und nahm 10 es als ein Zeichen, daß die Herrlichkeit der Tsin im Begriffe war, zu Ende zu gehen“ (*Tsin schu* Kap. 100 fol. 25r⁰). So wiegelte er das Volk auf, und große Massen aufgeregter Anhänger scharten sich um ihn. Bei Hofe wußte man von seinen Plänen, aber da unter seinen Gläubigen sich auch der Fürst von Kuei-ki (Süd-Kiang-su und Nord-Tschê-kiang), Ssë-ma 15 Tao-tsë's Sohn, Ssë-ma Yuan-hien befand, so wagte man nicht, davon zu sprechen. Schließlich erfuhr jedoch Ssë-ma Tao-tsë vom Stande der Dinge, und er ließ kurzer Hand den ehrgeizigen Magier hinrichten. Ein Neffe von ihm, Sun Ngên, ein Mann von leidenschaftlichem Temperament, rettete sich vor dem gleichen Schicksal durch die Flucht auf die Inseln 20 des Tschusan-Archipels und schwor blutige Rache für diese Tat. Die Mißwirtschaft und Grausamkeit Ssë-ma Yuan-hiens in der Provinz erleichterte ihm sein Vorhaben. Angetrieben durch den Magier und seinen Anhang, erhob sich im Jahre 399 das Volk in den Bezirken von Kuei-ki, erschlug die Beamten oder jagte sie aus dem Lande. Sun Ngên selbst setzte 25 sich in der Stadt Kuei-ki (dem heutigen Schao-hing in Tschê-kiang) fest, legte sich einen hohen Titel bei und nannte seine Anhänger „die Unsterblichen“. Plündernd, mordend und brennend durchzogen seine Scharen das Land, und namentlich die Beamten wurden erbarmungslos umgebracht. Nach den Schilderungen der Geschichtsschreiber muß das Walten 30 dieses Mannes grausig gewesen sein. Die Bewegung erinnert in der Tat, auch im weiteren Verlaufe, an die der „gelben Turbane“, die einst zum Sturz der Han-Dynastie der erste unmittelbare Anlaß wurde (I, 418).

In der Hauptstadt sah man allmählich ein, daß etwas geschehen müsse. Nachdem Sie Yen, der Sohn Sie Ngans, nichts gegen die wilden Banden 35 hatte ausrichten können, zog im Sommer 399 der immer siegreiche Liu Lao-tschis nach Tschê-kiang, und ihm gelang es sehr rasch, Sun Ngên zu vertreiben. Voll Furcht, daß er dem Unwiderstehlichen nicht gewachsen sei, zog sich Sun zum Meere zurück, indem er auf dem Wege wertvolle Beutestücke verstreute, deren Aufsammeln die vorrückenden Feinde aufhalten sollte. 40 Die Rechnung trog nicht, und dem Magier war es möglich, sich mit einer Menschenmenge von über 200000 Personen auf seine Insel zurückzuziehen.

In Liu Lao-tschis Heer befand sich als Offizier auch Liu Yü*), dessen

*) 裕, zu unterscheiden von den auf S. 154 und 155 genannten.

Stammbaum später — schwerlich mit irgend welcher Berechtigung — von dem Fürsten von Tsch'u, Liu Kiao, einem jüngeren Bruder des Kaisers Kao ti, des Gründers der Han-Dynastie (I, 269), hergeleitet worden ist. Ob er etwa mit dem Oberbefehlshaber Liu Lao-tschi, verwandt war, wird

5 nicht ersichtlich. Liu Yü Familie war in der Nähe des heutigen Sü-tschou in Kiang-su ansässig, einer Gegend, die schon zum Lehen seines angeblichen Ahnherrn gehört haben sollte. Er war damals ein Mann von etwa 44 Jahren und zeichnete sich durch große Tapferkeit und Geistesgegenwart aus. Er sollte noch Gelegenheit zu weiteren Taten erhalten. Im folgenden

10 Jahre landete Sun Ngên abermals in der Nähe von Yü-yao, nordwestlich von Ning-po, und begann sein Treiben von Neuem. Sie Yen, der Kommandant der Meeresküste, wurde in den Kämpfen mit den Banden getötet, und mehrere nachher ausgesandte Generale erwiesen sich als ebenso unfähig zum Widerstande. Schließlich wurde im Winter wieder Liu Lao-

15 tschi mit der Aufgabe betraut, Ordnung zu schaffen, und wieder zog sich Sun auf die Insel zurück. Liu Lao-tschi blieb nunmehr zur Bewachung der Küste in Schang-yü (östlich von Schao-hing) und Liu Yü in Kü-tschang (dicht westlich vom heutigen Ts'ë-k'ü). Aber während beide so den Südrand der Bucht von Hangtschou besetzt hielten und einen Angriff von Sun

20 Ngêns Scharen im Frühjahr dort erfolgreich abwehrten, landete dieser selbst etwas später auf der Nordseite bei Hai-yen (südöstlich von Kia-hing). Liu Yü eilte dorthin, brachte dem Feinde auch Verluste bei, konnte aber mit seinen unzureichenden Truppen nicht hindern, daß Sun Ngên, der mit seinen Dschunken offenbar viel beweglicher war als die an das Land

25 gebundenen Generale, in Hu-tu (nördlich vom heutigen Schanghai) sich eine feste Stellung anlegte, dann den Yang-tsë hinauffuhr und bis in die Nähe des heutigen Tschinkiang gelangte. Er hatte, so behauptet wenigstens das *Sung schu* (Kap. 1 fol. 3r⁰) über 100000 Mann zu seiner Verfügung. Liu Lao-tschi stand im Süden, in Kuei-ki, der Magier rückte weiter

30 zu Lande vor, die Hauptstadt war unmittelbar bedroht. In diesem kritischen Augenblicke, wo Schrecken und Verwirrung in Kien-k'ang herrschten, gelang es Liu Yü, den Vormarsch der Rebellen zum Stehen zu bringen. Er brachte ihnen mehrere Niederlagen bei, so daß sie panikartig auf die Schiffe flüchteten und den Strom hinabfuhren. Aber auch diesmal ent-

35 kam die Hauptmacht wieder auf die Inseln. Erst im Jahre 402, als Sun Ngên, die durch Huan Huans neuen Vorstoß geschaffene Lage (s. unten) benutzend, wiederum die Küstengebiete überfiel, und zwar diesmal noch weiter im Süden, in Lin-hai, östlich von der heutigen Stadt T'ai-tschou, ereilte ihn sein Schicksal. Sei es, daß die Streitkräfte des Magiers erheblich

40 geschwächt waren, oder sei es, daß die Beamten dort mehr Mut und Umsicht zeigten, jedenfalls war diesmal der Kampf kurz und entschieden. Der Praefekt von Lin-hai überwältigte die Bande und jagte den Magier buchstäblich ins Meer, wo er ertrank. Die Lebensbeschreibung schildert sein Ende mit folgenden Worten: „In äußerster Bedrängnis flüchtete Sun

Ngên zum Meere und ertränkte sich. Sein Magier-Anhang und seine Beischläferinnen sagten von ihm: der Wassergott hat seine Zuflucht im Wasser gesucht. Über hundert von ihnen folgten ihm in den Tod“ (*Tsin schu* Kap. 100 fol. 27r⁰).

Sun Ngên's Seeräuberzüge fanden nach seinem Tode noch eine Fort- 5
setzung unter seinem Schwager Lu Sün, einem Manne, der im Gegensatz zu Suns „grausamem und mitleidslosem Wesen immer zur Mäßigung riet“ (*Tsin schu* Kap. 100 fol. 27v⁰). Im Jahre 403, als in der Hauptstadt die politischen Wellen hoch gingen, überfiel er das Gebiet von Tung-yang (im mittleren Tschê-kiang nordwestlich von T'ai-tschou), vermutlich von 10
der San-mên-Bucht aus, wurde aber von Liu Yüs Truppen vertrieben. Dann segelte er südwärts nach P'an-yu, dem heutigen Kanton, verjagte dort den Gouverneur von Kuang tschou und setzte sich selbst an dessen Stelle. Jahre hindurch hat er sich hier gehalten und allmählich einen beträchtlichen Teil der Süd-Provinzen zeitweilig unter seine Botmäßigkeit 15
gebracht, ein Zeichen, wie lose noch die Herrschaft der Tsin in diesen Gegenden war. Die Vorgänge in und um Kien-k'ang, sowie der Krieg im Norden (s. unten) hinderten jeden wirksamen Widerstand, so war Lu Sün im Stande über den Mei-ling-Paß (I, 26) das Tal des Kan kiang zu erreichen, dann zum P'ô-yang-See (I, 14) hinunter zu fahren und, nachdem er die 20
ihm entgegengesandten schwachen Kräfte zurückgeworfen hatte, im Jahre 410 die Hauptstadt selbst zu bedrohen. Erst im Anfang des folgenden Jahres gelang es Liu Yü bei Yü-tschang in der Nähe des heutigen Nantseh'ang in Kiang-si, die Scharen zu zerstreuen. Lu Sün konnte nach Kiao tschou (vermutlich hier die Gegend von Wu-tschou am Westfluß, 25
s. I, 420) entfliehen; nachdem ihm dort auch der Gouverneur feindlich entgegengetreten war, sah er keinen Ausweg mehr und ertränkte sich mit einer großen Zahl seiner Anhänger.

Die Erhebung des Sun Ngên, die mit ungeheurem Blutvergießen verbunden war und auch einer ganzen Reihe von hohen Würdenträgern 30
das Leben kostete, ist, wie einst die der „gelben Turbane“, der Anstoß zu weiteren folgeschweren Ereignissen gewesen. Sie kann nur bewertet werden als eine Episode in dem allgemeinen Wettlauf um den zusammenbrechenden Thron in Nanking. Sun Ngên hatte, als seine Fahrt gegen die Hauptstadt vereitelt war, erklärt, daß er, wenn nicht Himmelssohn, 35
dann der König Kou-tsien von Yüe (I, 176 f.) werden wolle. Vielleicht wurde der Kampf der Gewalthaber in der Hauptstadt gegen den Magier mehr durch das Bestreben geleitet, den Wettbewerber loszuwerden, als durch die Pflicht, die Dynastie zu schützen. Auf der anderen Seite schien Sun Ngên weniger gefährlich als die anderen Prätendenten. Hinsichtlich 40
des im Augenblick stärksten unter ihnen, des gefürchteten Huan Huan, spitzten die Dinge sich rasch zu. Als der Magier die Hauptstadt bedrohte, bat Huan Huan um die Erlaubnis, ihm entgegenzutreten zu dürfen. Der Antrag wurde abgelehnt, aber Huan „stellte eine Leibgarde auf, angeblich

um mit aller Kraft das Herrscherhaus zu schützen, in Wirklichkeit, weil er eine günstige Gelegenheit für seine Pläne erspähen wollte“ (*Tsin schu* Kap. 99 fol. 6r^o). Im Jahre 402 entschloß man sich, wohl im Vertrauen auf Liu Lao-tschi bewährte Kraft, zum Vorgehen gegen den gefährlichen 5 Prätorianer. Ssë-ma Yuan-hien wurde mit der Aufgabe betraut, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, Liu Lao-tschi wurde sein „vorderster Heerführer“. Huan Hüan ließ seinen Bruder in Kiang-ling (das heutige King-tschou am Yang-tsë oberhalb der Han-Mündung) zum Schutze der Stadt zurück und rückte am Yang-tsë abwärts vor. Zwischen Ku-schu (T'ai-p'ing) 10 und Li-yang (Ho hien) kam es zu Kämpfen, die für Huan günstig verliefen. Den Ausschlag aber gab Liu Lao-tschi. Er haßte den hochmütigen und unfähigen Ssë-ma Yuan-hien, beschloß, sein Schicksal an das von Huan zu fügen, und ging zu ihm über. Der siegesgewisse Oberfeldherr gab voll Verzweiflung seine Sache verloren; er suchte schleunigst Zuflucht auf 15 seinen Schiffen zu finden, aber seine Truppen, die ihm noch geblieben waren, verweigerten ihm den Gehorsam und zerstreuten sich. Es gelang ihm, die Hauptstadt allein zu erreichen, aber unmittelbar nach ihm rückte auch Huan Hüan ein. In einer Proklamation verkündete er seine Diktatur. Ssë-ma Yuan-hien wurde hingerichtet, sein Vater, der ständig be- 20 trunkene Ssë-ma Tao-tsë zunächst nach Ngan-tsch'êng (in der Gegend des heutigen Ki-ngan in Kiang-si am Kan-Fluß) verbannt, am Ende des Jahres aber ebenfalls hingerichtet. Liu Lao-tschi, der Huan den Sieg verschafft hatte, sollte üblen Lohn empfangen. Er wurde zum Präfekten von Kuei-ki ernannt, eine Auszeichnung, deren Bedeutung er in die Worte 25 kleidete: „Wenn ihr es für vorteilhaft haltet, mir die Truppen zu nehmen, wird Unheil daraus hervorgehen“ (*Tsin schu* Kap. 84 fol. 9v^o). Sein Sohn riet ihm, nunmehr den Kampf gegen Huan Hüan aufzunehmen, aber Liu konnte zu keinem Entschluß kommen. Seine Offiziere verließen ihn, und als er vermuten zu müssen glaubte, daß sein Sohn ermordet sei, 30 packte ihn die Verzweiflung, und er erhängte sich. Huan Hüan ließ später den Sarg öffnen, der Leiche den Kopf abschlagen und sie öffentlich ausstellen.

Huan zögerte nicht lange, zu seinem letzten Ziel zu schreiten. Er schaltete in der Hauptstadt als unbeschränkter Gebieter, schmückte sich mit immer 35 neuen Titeln und ernannte sich im Jahre 403 zum König von Tsch'u mit vollständigem Hofstaat. Offenbar sollte die neue Dynastie den Namen des alten Süd-Staates führen. Widerstand, der sich regte, schlug er mit bewaffneter Hand nieder. Der Knabe auf dem Kaiserthron war natürlich an diesen Vorgängen wie an denen der letzten Jahre völlig unbeteiligt. 40 Huan veranlaßte ihn, verschiedene „Erlasse“ zu verkünden, schließlich den seiner eigenen Abdankung und die Übertragung des Thrones an Huan. Die benötigten magischen Glückszeichen wurden besorgt, die kultischen Umkleidungen fanden statt, und nach feierlichem Opfer bestieg Huan den Kaiserthron der neuen Dynastie. Der bisherige Kaiser wurde zum Fürsten

von P'ing-ku ernannt, zu seinem Aufenthaltsort zunächst Sün-yang (bei Huang-meï südöstlich vom heutigen Huang-tschou, an der Grenze von Hu-peï und An-hui) bestimmt. Das Ende der Tsin schien gekommen.

Aber Huan Hüan triumphierte zu früh. Durch seine Eitelkeit, seine Tyrannei und seine Brutalität wurde er sehr bald allgemein verhaßt. „Die 5 Bevölkerung“, sagt seine Lebensbeschreibung, „litt Not und Elend, bei Hofe wie auf dem Lande herrschten Mühsal und Jammer, Haß und Erbitterung. Acht bis neun unter zehn Familien dachten auf Revolution“ (*Tsin schu* Kap. 99 fol. 15r⁰). So war der Zustand, als Liu Yü nach seinen Siegen über Sun Ngên und Lu Sün im Jahre 404 in Kien-k'ang erschien. 10 Huan Hüan empfing einen starken Eindruck von ihm, aber „seine kluge Frau, die die Kunst der Physiognomik verstand, sah Liu Yü beständig an und sagte zu ihrem Gemahl: Liu Yü hat das Gebahren des Drachen und den Schritt des Tigers“ (*Nan schi* Kap. 1 fol. 3v⁰), und warnte vor ihm. Aber Huan wollte sich zunächst des ungewöhnlichen Mannes be- 15 dienen und überhäufte ihn mit Geschenken. Liu Yü verließ die Hauptstadt bald wieder und fuhr mit einigen Gleichgesinnten, seine Gedanken mit ihnen besprechend, nach King-k'ou (beim heutigen Tschinkiang) zurück, von wo er gekommen war. Man kam zu dem Entschluß, die Usurpation des Huan Hüan zu beseitigen; in kurzer Zeit bildete sich eine Ver- 20 schwörung von Offizieren, darunter Lius Bruder Liu Tao-kueï, die zunächst ihre Vorgesetzten, zum Teil Verwandte Huan Hüans, beseitigen, dann Truppen ausheben, widerstrebende Gouverneure in den Provinzen erschlagen und schließlich gegen die Hauptstadt vorrücken sollten. Dabei rechnete man auf die allgemeine Erbitterung in Beamtentum und Volk 25 gegen den Usurpator. An der Spitze des Ganzen stand Liu Yü. Der Plan gelang rasch und vollständig. Im Frühjahr 404 bereits konnte Liu Yü mit seiner kleinen Streitmacht gegen Kien-k'ang aufbrechen. Huan Hüan sah bei seiner Furcht vor dem unheimlichen Gegner den kommenden Dingen mit Sorge entgegen. Mehrere der entgegengesandten Truppen- 30 Abteilungen wurden von Liu Yü zersprengt, aber unter den Mauern der Stadt war der Kampf gegen die Übermacht nach den Schilderungen ein sehr schwerer. Der schließliche Verlauf jedoch zeigte Huan, daß seine Sache verloren war. Er flüchtete zu Pferde aus der Stadt zum Strome, erreichte dort sein Boot und fuhr eiligst stromaufwärts in der Absicht, im 35 Westen, sei es in seinen Besitzungen (bei King-tschou) oder in Ssë-tsch'uan wieder festen Fuß zu fassen. Liu Yü besetzte die Stadtfestung Schi-t'ou tsch'êng (s. oben S. 118) und verbrannte die von Huan aufgestellten Ahnentafeln, um die der Tsin wieder an ihre Stelle zu setzen. Liu Tao-kueï und mehrere andere von den Verschworenen eilten dem flüchtenden Usurpator 40 nach. Dieser bemächtigte sich des abgesetzten Kaisers in Sün-yang, eilte nach Kiang-ling (King-tschou), raffte dort alle vorhandenen Truppen zusammen und kehrte mit einer großen Flotte zurück. Bei Tsch'êng-yung tschou, vermutlich einer Insel oder Halbinsel im Yang-tsë etwas unterhalb

von Wu-tsch'ang, traf er auf seine Verfolger, wurde aber von ihnen zum Rückzuge gezwungen und kehrte nun nach Kiang-ling zurück. Dort rieten ihm zwei Offiziere des Gouverneurs von Yi tschou (nördliches Ssë-tsch'uan), nach Ssë-tsch'uan zu gehen, und Huan Hüan folgte ihnen. Auf 5 einer Insel im Strome nicht weit von Kiang-ling überfielen ihn verräterisch dieselben Offiziere mit ihrer Mannschaft und beschossen ihn mit Pfeilen. Huan verteidigte sich tapfer, seine wenigen Begleiter schirmten ihn mit ihren Leibern, bis sie unter dem Pfeilhagel ihr Leben ließen. Er selbst blieb verwundet liegen; ein höherer Offizier trat heran und schlug 10 ihm den Kopf ab. Huan hatte erst ein Alter von 36 Jahren erreicht.

Der nach Kien-k'ang gesandte Kopf des Usurpators zeigte an, daß wieder ein Thronbewerber ausgeschieden war und den Weg für den anderen freigemacht hatte. Im Frühling des Jahres 405 wurde der in Kiang-ling zurückgebliebene Kaiser wieder nach Kien-k'ang geleitet und weiterhin 15 als Scheinbild auf dem Throne gehalten. Was an Anhängern von Huan Hüan noch aufzufinden war, wurde ins Grab geschickt. Es ist selbstverständlich, daß Liu Yü nunmehr der allmächtige Mann in der Hauptstadt und bald danach im ganzen Südreiche war. Nicht weniger als achtzehn Präfecturen unterstanden ihm unmittelbar, die gesamte Militärmacht lag 20 in seiner Hand. Seine Verwandten und Kampfgenossen kamen in die höchsten Stellungen und standen immer zu seiner Verfügung. Es war seinem Ermessen anheimgestellt, wie lange die Dynastie noch leben sollte. Inzwischen wuchsen seine Ziele mit seinen Erfolgen. Nichts Geringeres plante er jetzt als die Wiedergewinnung des Nordens. Ein wenig bedeutender, 25 aber in seinen Folgen fruchtbarer Anlaß mag ihn dazu bewogen haben. Als im Jahre 405 im Lande nach den Anhängern Huan Hüans gefahndet wurde, flohen einige von ihnen nach Hou Ts'in, das seit 393 von Yao Hing in Tsch'ang-ngan beherrscht wurde (s. oben S. 102). Dieser nahm sie freundlich auf und verlieh ihnen hohe Ämter. Liu Yü schickte einen Ge- 30 sandten zu Yao Hien, dem Bruder Yao Hings, der vermutlich einen der südlichen Bezirke verwaltete. Dieser war ein hochgebildeter und allgemein geachteter Mann, „zu dem in seinen Mußestunden die Gäste in Scharen strömten. In großer Bescheidenheit pflegte er zu belehren oder sich belehren zu lassen und war zu seinen Besuchern wie ein einfacher Mann. 35 Abends und Nachts saß er wohl auch ruhig mit angesehenen Gelehrten zusammen und plauderte mit ihnen über die von den Zeitverhältnissen erforderten Regierungsmaßnahmen; sein Eifer war nicht zu ermüden“ (*Schi leo...* Kap. 60 fol. 11v⁰). Vielleicht waren es diese Eigenschaften, die Liu Yü veranlaßten, sich gerade an jene Stelle zu wenden. In einer 40 Berechnung, die wir nur erraten können, ließ er Yao Hien ein freundschaftliches Verhältnis zwischen beiden Staaten vorschlagen. Gern willigte dieser ein und danach offenbar auch sein gleichgesinnter Bruder, jedenfalls heißt es in den Tsin-Annalen, daß seitdem die Gesandtschaften zwischen Tsch'ang-ngan und Kien-k'ang ununterbrochen verkehrten. Liu

Yü glaubte es wagen zu können, seinen guten Freund, den Kaiser von Ts'in, um die Rückgabe der südlichen Präfekturen zu bitten (wohl die Gebiete von Ho-nan und Kiang-su). Dieser willigte ein und erwiderte auf die Einwände seiner Minister: „Der Nutzen der Welt ist einheitlich (d. h. was Einem nützt, nützt Allen). Liu Yü ist ein Mann, der die Masse 5 weit überragt. Wenn er das Haus der Tsin schützen will, wie kann es mir da auf ein paar Präfekturen ankommen, und ich ihn hindern, seine gute Absicht auszuführen?“ (*Tsin schu* Kap. 117 fol. 11r⁰.) Eine so großzügige Auffassung wie hier bei den Tibetern herrschte in Nanking nicht.

Bald danach glaubte Liu Yü zu anderen Mitteln greifen zu können. 10 Der von Mu-jung Tê im Jahre 398 gegründete Staat Nan Yen (s. oben S. 108) mit der Hauptstadt Hua-t'ai im nördlichen Ho-nan (s. oben S. 104) hatte sich südlich des Huang ho in Ho-nan und Schan-tung ausgedehnt und stieß nun, nachdem Yao Hing die südlichen Präfekturen abgetreten hatte, außer im Süden auch im Westen an die Herrschaftsgebiete der Tsin. 15 Nachdem im Jahre 405 Mu-jung Tsch'ao auf Mu-jung Tê gefolgt war, entwickelten sich wiederholt Grenzkämpfe; im Frühjahr 409 fand nach dem *Sung schu* (Kap. 1 fol. 15v⁰) ein großer Plünderungszug statt, bei dem zwei Präfekten und über tausend Familien aus dem Gebiete nördlich vom Huai-Fluß nach Yen fortgeführt wurden. Liu Yü nahm dies zum Anlaß 20 zu einem ersten Schlage gegen die Nord-Staaten. Er fuhr mit einer Flotte den Huai-Fluß hinauf, den er vermutlich durch einen Nebenarm vom Yang-tsë erreichen konnte, bog dann in den jetzt im Kaiser-Kanal aufgegangenen Ssë-Fluß ein (vergl. I, 13) und gelangte so nach Süd-Schan-tung. Mu-jung Tsch'ao unterschätzte seinen Gegner und ergriff seine 25 Maßnahmen zu spät, so daß die Generale Liu Yüs bis nach Lang-ya im östlichen Schan-tung vordringen und den ganzen Süden und Westen durch Befestigungen sichern konnten. Südlich von Lin-k'ü, etwa 25 km süd-östlich von Tsing-tschou, stellte sich endlich das Heer der Sien-pi, 40000 Mann stark; eine große Schlacht entspann sich, und durch die überraschende 30 Einnahme des schwach besetzten Lin-k'ü im Rücken des Gegners gelang es Liu Yü, den Sieg auf seine Seite zu bringen. Mu-jung Tsch'ao selbst flüchtete nach Kuang-ku (dicht bei Tsing-tschou), Liu Yü belagerte die stark befestigte Stadt und brachte die Sien-pi in große Bedrängnis. Mu-jung Tsch'ao wandte sich in seiner Not mehrmals an Yao Hing um Hilfe, 35 die beiden Staaten Yen und Ts'in, meinten seine Ratgeber, seien dem Sud-Staate gegenüber auf einander angewiesen, „wie Lippen und Zähne“ und mußten sich gegenseitig beistehen (*Tsin schu* Kap. 128 fol. 9v⁰). Yao Hing schwankte. Er lag gerade damals im Kampfe mit dem Hunnenfürsten Ho-lien Po-po, der das Gebiet seines neuen Staates nach Süden 40 zum Huang-ho-Tal auszudehnen bestrebt war und den Truppen von Ts'in siegreiche Gefechte geliefert hatte (s. oben S. 115). Gegen Liu Yüs letzte Pläne war er, im Gegensatz zu seiner früheren Auffassung, längst und wiederholt von seiner weniger vertrauensseligen Umgebung, sowie von den

- Flüchtlingen aus Tsin mißtrauisch gemacht worden. Aber im Augenblick war er kaum stark genug, dem Heere von Tsin, das vom Süden her beständig Verstärkungen erhielt, mit Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten. So kamen Mu-jung Tsch'aos Gesandte mit geringen Aussichten zurück und
- 5 fielen überdies auch in Liu Yü's Hände, der den Fang geschickt zur Einschüchterung der Belagerten verwendete. Yao Hing wollte indessen einen Versuch machen, dem bedrängten Yen Rettung zu bringen. Die Quellen weichen hier in den Einzelheiten so stark von einander ab, daß man ein zuverlässiges Bild nicht gewinnen kann. Sicher scheint so viel, daß Yao
- 10 Hing ein bedeutendes Heer in oder bei Lo-yang stehen hatte, das Ho-lien Po-po in Schach halten sollte. Nachdem dies seine Aufgabe erfüllt hätte, sollte es zusammen mit weiteren 10000 Mann Mu-jung Tsch'ao zu Hilfe kommen, so wenigstens war der Plan Yao-Hings; die Freundschaft der Sien-pi war ihm schließlich doch sicherer als die des verdächtigen Ge-
- 15 walthabers von Kien-k'ang. Nach den Angaben im *Sung schu* und *Nan schi* soll Yao Hing einen Gesandten an Liu Yü mit der Mitteilung geschickt haben, daß „er zu den Mu-jung in einem freundnachbarlichen Verhältnisse stände, und daß er jetzt, wo sie ihm ihre Not klagten, und er ohnehin ein Heer von 10000 gepanzerten Reitern nach Lo-yang zur Befreiung
- 20 entsenden müsse, die Truppen in Eilmärschen (nach Schan-tung) schicken würde, sofern die Tsin ihr Heer nicht zurückzögen. Liu Yü schrie den Gesandten an und gab ihm folgende Antwort: sagt Eurem Yao Hing, daß ich, wenn ich Yen unterworfen habe, drei Jahre lang die Waffen ruhen lasse, daß ich dann aber im Wei- und Huang-ho-Tale Ordnung schaffen
- 25 werde. Jetzt soll er nur selbst hingehen und dann schleunigst herkommen“ (*Sung schu* Kap. 1 fol. 17v^o, ähnlich *Nan schi* Kap. 1 fol. 10r^o). Auf das Gefährliche seines Verhaltens aufmerksam gemacht, meinte Liu Yü: „Wenn der Tibeter wirklich im Stande wäre, Hilfe zu bringen, würde er es nicht vorher mitteilen“. Aber Yao Hing hätte doch vielleicht sein Wort wahr
- 30 gemacht, wenn nicht Ho-lien Po-po das bei Lo-yang stehende Heer aufgerieben hätte, so daß die Reste davon schleunigst nach Tsch'ang-ngan zurück flüchten mußten. Anderenfalls würde der Gang der Ereignisse vielleicht ein ganz anderer geworden sein. Man muß sich diese Dinge gegenwärtigen, wenn man die späteren Zusammenhänge verstehen will.
- 35 In Folge der Lähmung Yao Hings war das Schicksal von Nan Yen besiegelt. Ein Friedensangebot Mu-jung Tsch'aos wurde von Liu Yü abgelehnt. Im Frühjahr 410 war die Not der Belagerten durch Hunger und Krankheit auf das höchste gestiegen, aber der jugendliche Fürst lehnte zornig jeden Gedanken an Übergabe ab. Ein Verräter öffnete schließlich
- 40 das Tor, Mu-jung Tsch'ao, mit einer kleinen Schar, suchte zu Pferde zu entkommen, wurde aber bemerkt und von den Feinden ergriffen. Seine Lebensbeschreibung schildert die stolze und vornehme Haltung, die dieser fünfundzwanzigjährige Jüngling bewahrte, der nur um Gnade für seine Mutter bat und sonst kein Wort mehr sprach. Liu Yü sandte ihn nach

Kien-k'ang, dort wurde er öffentlich hingerichtet. Von ritterlichem Empfinden war Liu Yü ebenso frei, wie die übrigen rohen Emporkömmlinge von Nanking.

Liu Yü richtete das übliche Blutbad unter allen Gefangenen an, nahm an Vieh und Beute mit, was übrig war, und sann über weitere Pläne nach. 5 Vermutlich würde er, entgegen seiner angeblichen Ankündigung, drei Jahre lang die Waffen ruhen zu lassen, sich nunmehr sogleich der Eroberung zum wenigsten des Huang-ho-Tales zugewandt haben, wenn ihn nicht die Nachricht von Lu Süns Kriegszug gegen die Hauptstadt und von deren unmittelbarer Gefahr (s. oben S. 131) zurückgerufen hätte. Nach Ver- 10 nichtung auch dieses Gegners war Liu Yü der noch ungekrönte Herrscher im Süden. Die folgenden Jahre brachten noch mehrere Auflehnungen gegen die Übermacht des Gewaltigen, so besonders die seines langjährigen Freundes und Kampfgenossen Liu Yi, der schließlich als gehetzter Flüchtling Selbstmord begehen mußte, aber Liu Yü überwand sie alle. Das Feld lag 15 jetzt frei vor ihm, und wenn er den letzten Schritt noch nicht tat, so mag ihm die geeignete Veranlassung dazu gefehlt haben, sofern ihn nicht etwa eine Weissagung über das Alter der Tsin-Dynastie gehemmt hat, die in der Kaiser-Chronik der Annalen erwähnt wird (s. unten).

Im Jahre 416 schien ihm der Zeitpunkt gekommen, den großen Schlag 20 gegen den Norden zu führen, den er Yao Hing so prahlerisch angekündigt hatte, und der zuerst durch den Kampf gegen Lu Sün verzögert worden war. Yao Hing war in diesem Jahre gestorben, sein Sohn Yao Hung folgte ihm in der Herrschaft. Der Achtundzwanzigjährige war, wie das *Schileo*... (Kap. 59 fol. 1r^o) von ihm sagt, „voll Ehrfurcht und Liebe gegen 25 seine Eltern und Geschwister, sanft und friedfertig; er verstand wohl die Vorschriften großherziger Nachsicht, aber nicht die Grundsätze politischer Klugheit. Auch war er zart und schwächlich und viel von Krankheiten heimgesucht“. Sein sehr viel robusterer Bruder Yao Pi hatte sich lange Zeit hindurch gegen die Thronfolge dieses Ältesten aufgelehnt, er hatte 30 Aufstände gegen den Vater angezettelt, und die Kämpfe um die Nachfolge, die Yao Hings letzte Lebensjahre verbittert hatten, drängten sich schließlich bis an das Sterbelager des Herrschers im Palast. Noch in seiner letzten Stunde konnte er es erreichen, daß die eingedrungene Horde Yao Pis zersprengt, dieser selbst zum Tode durch eigene Hand gezwungen wurde. 35 Die sonstigen Anführer, soweit sie nicht getötet waren, flüchteten, und zwar einige auch nach Kien-k'ang. Die Unruhen und Kämpfe setzten sich nach Yao Hungs Thronbesteigung fort, dazu kamen neue Angriffe von Ho-lien Po-po, kurzum die Lage von Ts'in war 416 in hohem Maße gefährdet. Diese Umstände waren es, die Liu Yü veranlaßten, nunmehr 40 den Vorstoß zum Huang ho und Wei ho zu wagen. Vorbereitet war das Unternehmen schon längst, jedenfalls wurde Yao Hing schon im Jahre 411 vor den heimlichen Anschlägen Liu Yüs gewarnt, der am Huai-Flusse, unweit der Grenzgebiete von Ts'in, militärische Maßnahmen treffe. Aber

Yao Hing hatte damals der Sache keine Bedeutung beigelegt. Im Herbst begann der groß angelegte Feldzug gegen Ts'in. Liu Yü setzte den Vormarsch an wie in dem Kriege gegen Yen: mit einer Flotte segelte er vom Yang-tsë in den Huai und durch Nebenflüsse nach P'êng-tsch'êng (Sü-tsichou). Von hier entsandte er den General T'an Tao-tsi nach Westen durch die sumpfige Ebene von Süd-Ho-nan gegen Siang-tsch'êng, eine andere Abteilung zog in nordwestlicher Richtung nach Yang-tsch'êng (südöstlich vom heutigen Têng-feng hien und der Stadt Ho-nan) und von da zum Lo-Fluß, eine dritte unter Schên T'ien-tsë und Fu Hung-tshi über die Paß-Straße von Schang hien (s. I, 24) gegen das Wei-Tal, eine vierte endlich unter Wang Tschung-të und Schên Lin-tsë mit der Flotte nach Pien (dem heutigen K'ai-fêng) und in den Huang ho; schließlich sollten alle Heeresabteilungen an dem großen Strome, zwischen der Mündung des Lo und der Festung T'ung kuan zusammentreffen, das Ziel waren Lo-yang und Tsch'ang-ngan. Die Heere kamen rasch und ohne viel Widerstand zum Huang ho, die Städte in Ho-nan, auch die am Flusse selbst, fielen nacheinander in ihre Hände. Noch vor Ablauf des Jahres stand T'an Tao-tsi vor Lo-yang. Die Stadt war von einem gewissen Yao Kuang mit unzureichenden Kräften besetzt und wurde trotz eingetrossener Hilfe nach kurzem Kampfe genommen. Zwistigkeiten unter den Führern von Ts'in und Verrat der einen Partei, die sich heimlich mit T'an Tao-tsi ins Einvernehmen gesetzt hatte, machten den Widerstand der treugebliebenen Teile fruchtlos. T'an zeigte sich von ungewöhnlicher Menschlichkeit: anstatt, wie sonst üblich, alles Erreichbare niedermetzeln zu lassen, ließ er die viertausend Gefangenen seiner Truppen frei und erklärte auf den Wunsch, daß „man sie alle einscharren sollte, um darüber den Hügel des Siegesruhmes zu errichten“: „die Schuldigen soll man bekämpfen, aber das Volk soll man trösten“ (*Schu leq...* Kap. 59 fol. 9r^o f.). Sein Gebieter Liu Yü war anderer Meinung. Inzwischen war auch die Flotte im Huang ho eingetroffen, ihre Spitze unter Wang Tschung-të landete in dem Bezirk von Hua-t'ai (Hua hien, damals unmittelbar am Huang ho gelegen). Das Gebiet, einst zu Nan Yen gehörig, war jetzt im Besitze von Wei. Der Praefekt von Hua-t'ai, ein ängstlicher Mann, verließ die Stadt, als er von dem Herannahen der Truppen von Tsin hörte. Wang Tschung-të, der einen Streit mit Wei in der gegenwärtigen Lage auf alle Fälle vermeiden wollte, erließ in Hua-t'ai, das er besetzt hatte, eine Bekanntmachung, in der er erklärte, daß Tsin die Absicht gehabt habe, von Wei für einen Preis von 70000 Stücken Tuch und Seide das Recht des Durchzuges zu erkaufen, daß aber wegen der Entfernung des Praefekten eine Verhandlung nicht möglich gewesen sei. Der Kaiser Ming-yuan ti von Wei, der Nachfolger von T'o-pa Kuei, sandte, als er von den Vorgängen erfuhr, einen hohen Beamten nach Hua-t'ai, der zunächst den geflohenen Praefekten an der Stadtmauer hinrichten und die Leiche in den Fluß werfen ließ. Dann aber stellte er die Tsin-Führer heftig zur Rede wegen des Eindringens und

Plündern ihrer Soldaten. Wang Tschung-tê ließ ihn besänftigen und eine Antwort geben, die kein übles Zeugnis ist für die diplomatischen Künste Liu Yü. „Der Marschall Liu“, erklärte Wangs Beauftragter, „hat den General Wang angewiesen, aus dem Huang-ho in den Lo-Fluß einzufahren, um die kaiserlichen Gräber zu reinigen, wir würden nicht 5 wagen, in dem Gebiete von Wei zu plündern. Der Präfekt hat aber selbst Hua-t'ai verlassen und sich entfernt. Der General Wang hat nur die leere Stadt entliehen, um die Truppen ausruhen zu lassen. Wir werden dann unseren Marsch nach Westen fortsetzen, und das gute Verhältnis zwischen Tsin und Wei soll keinen Schaden erleiden“ (a. a. O. fol. 8r). Der Kaiser 10 von Wei war befriedigt, die Gefahr eines Einspruchs war zunächst beschworen. Im Frühling 417 stand T'an Tao-tsi vor T'ung-kuan, entschlossen den Eingang zum Wei-Tal zu erzwingen. Aber hier wurde starker Widerstand geleistet, und die natürlichen und künstlichen Befestigungen des PASSES waren nicht leicht zu nehmen. Zur gleichen Zeit war Liu Yü selbst 15 mit seiner Flotte im Huang ho eingetroffen und wollte T'an Tao-tsi bei der Einnahme von T'ung-kuan unterstützen. In größter Not wandte sich Yao Hung jetzt an Wei um Hilfe. Die Minister dort waren der Meinung, man müsse der durch Heirat mit den T'o-pa verbundenen Herrscher-Familie von Ts'in die Hilfe gewähren und Liu Yü verhindern, auf dem 20 Huang ho vorzudringen. „Liu gebe an, er wolle Ts'in angreifen, aber seine Gedanken seien schwer zu ermessen“ (fol. 15v^o). Über die Art der Hilfeleistung gingen freilich die Meinungen auseinander. Die Einen rieten, man solle durch Aufstellung von Truppen auf dem Nord-Ufer der Flotte den Weg versperren. Andere aber meinten, bei einer solchen Maßregel 25 würde die Bevölkerung von Wei im Stromgebiete die schwersten Unbilden zu erdulden haben, denn die Flotte könne, wenn sie zugleich im Kriege mit Wei sei, auf beiden Ufern ihre Verwüstungen vornehmen. „Wir sollten lieber den Durchzug auf dem Strome gewähren und Liu Yü nach Westen ziehen lassen, danach aber Truppen aufstellen und ihm den Rückweg 30 nach Osten versperren. So würden wir erreichen, daß, wenn Liu Yü siegreich ist, er unsere Gewähr des Durchzuges als Gefälligkeit anerkennen muß, wenn er aber nicht siegreich ist, wir nicht die Ehre verlieren, Ts'in geholfen zu haben“ (fol. 16r^o). Am Ende aber beschloß man doch, das nördliche Fluß-Ufer zu besetzen und der Flotte die Fahrt zu wehren. Nur 35 unter großen Schwierigkeiten und steten Kämpfen mit den am Ufer die Schiffe begleitenden Wei-Truppen konnte Liu vorwärts kommen. Erst nach viermonatlicher aufreibender Fahrt langte er bei der Stadt Schen an, etwa 100 km östlich von T'ung kuan am Huang ho gelegen, zugleich aber trafen Schên T'ien-tsë und Fu Hung-tschì über die Pässe von Schang 40 hien in Ts'ing-ni (den heutigen Lan-t'ien hien) südöstlich von Tsch'anggan ein, so daß die Hauptstadt von Ts'in nunmehr vom Süden und Osten angegriffen werden konnte. Yao Hung zog selbst an der Spitze eines Heeres dem neuen Angreifer im Süden entgegen, wurde aber von den verzweifelt

kämpfenden Truppen der beiden Generale zurückgeworfen und mußte wieder in die Hauptstadt flüchten. Dieser Sieg Schên T'ien-tsës war um so bemerkenswerter, als eine von Liu Yü über die Berge zu Hilfe entsandte Abteilung von 10000 Mann ausgewählter Truppen unter Schên Lin-tsë
 5 noch nicht in Ts'ing-ni hatte eintreffen können, und die eigenen Truppen wenig zahlreich und überdies ermüdet waren. Liu Yü selbst war noch in T'ung-kuan, wo T'an Tao-tsi sich bereits den Durchgang erzwungen hatte. Ein Teil der Flotte unter Wang Tschên-ngo fuhr jetzt unverzüglich den Wei-Fluß hinauf und gelangte fast bis unter die Mauern von Tsch'ang-ngan.
 10 Wang schiffte seine Truppen aus, ließ die Schiffe mit allem Inhalt von der reißenden Strömung den Wei hinabtreiben und stellte so die Soldaten vor die Wahl des sicheren Unterganges oder des beutereichen Sieges. Yao Hung und die ihm Nahestehenden wollten die Stadt bis zum äußersten verteidigen, aber der Verrat spielte auch hier seine verhängnisvolle Rolle.
 15 Einer seiner Heerführer hatte schon vorher heimlich mit Liu Yü, der Bestechung des Gegners als wichtiges Kriegsmittel angesehen zu haben scheint, Verhandlungen geführt, nach der Niederlage Yao Hungs verließ er das Heer, flüchtete zu den Feinden und unterrichtete sie über den Stand der Dinge. Nach aussichtslosen Kämpfen außerhalb der Stadt ergab Yao
 20 sich und die Stadt im Herbst dem siegreichen Wang Tschên-ngo. Erst im folgenden Monat traf Liu Yü in Tsch'ang-ngan ein. Eine unermeßliche Beute war der Lohn der Sieger. Liu schickte die kultischen Abzeichen der kaiserlichen Würde, darunter auch angeblich das Staatsiegel Ts'in schi huang-tis, nach Kien-k'ang, das Übrige ließ er den Truppen, vor allem dem
 25 triumphierenden Wang Tschên-ngo. Man begreift schwer, wie nach den furchtbaren Zerstörungen, die Tsch'ang-ngan, zuletzt noch im Jahre 385 (s. oben S. 100), hatte über sich ergehen lassen müssen, noch immer so viele Schätze dort aufgehäuft sein konnten — von der Reliquie Schi huang-tis ganz zu schweigen. Während die Bevölkerung (über 60000 Familien)
 30 diesmal geschont wurde, ließ Liu Yü alles, was zum fürstlichen Hause gehörte oder ihm nahe stand, umbringen. Yao Hung selbst wurde erst nach Kien-k'ang geschafft und dort, wie früher der König von Yen, öffentlich hingerichtet.

Militärisch waren Liu Yüs Feldzüge gegen Yen und Ts'in ungewöhnliche
 35 Leistungen, sie zeigen erneut, welche kriegerischen Fähigkeiten und Neigungen den Chinesen innewohnen, aber politisch haben sie so wenig Dauerwirkung gehabt wie die Katastrophe vom Jahre 383. War es damals die Unfähigkeit und sittliche Verantwortungslosigkeit der Regierung in Kien-k'ang, die eine Auswertung der militärischen Siege unmöglich machte, so
 40 zeigte diesmal Liu Yüs weitere Wirksamkeit, daß die Beweggründe seiner Taten nicht etwa der Gedanke einer Befreiung des geheiligten Bodens der Vorväter, nicht die Erlösung seiner Nation (eine solche gab es noch nicht) aus einer schimpflichen Lage oder des Herrscherhauses aus einer demütigen Verbannung waren, sondern Ehrgeiz, Ruhmsucht, Abenteuer-

lust, alles vereinigt zu dem Streben, die eigenen machtgerigen Pläne zu fördern.

Die Wiedereroberung des Wei-Tales durch die Tsin machte in den Nord-Staaten einen ungeheuren Eindruck. In den sehr dürftigen Chroniken der Tsin und der Sung findet sich zwar nichts darüber, dagegen hat Ssě-ma 5 Kuang auf Grund anderer Quellen Einzelheiten von Bedeutung angegeben, die große innere Wahrscheinlichkeit haben und außerordentlich aufschlußreich für die politische Gesamtlage sind. Die Maßnahmen von Wei waren bis jetzt halbherzig und ohne klare Zielsetzung gewesen. Als Liu Yü im Frühling 417 „innerhalb der Pässe“ war, erwog man am Hofe des Kaisers 10 Ming-yuan aufs neue die Frage, ob man die Pässe besetzen und Liu Yü den Rückzug abschneiden solle. Der Kaiser war geneigt, den Plan aufzunehmen und einen Einbruch in die Ebene des Huai-Gebietes ins Werk zu setzen. Der wegen seiner Feindschaft gegen den Buddhismus später berühmt gewordene Staatsmann Ts'ui Hao widersprach dem mit guten 15 Gründen, und die weitere Entwicklung zeigte, wie richtig dieser Mann gesehen hatte. Er führte aus, daß Liu Yü durch seine Kriegszüge zur Wiederaufrichtung des Tsin-Hauses sich als ein Feldherr erwiesen habe, dem so wenig wie Yao Hung irgend ein anderer der nordischen Fürsten einen gleichwertigen entgegensustellen habe. Mit diesem Manne einen 20 Krieg zu beginnen, sei für Wei jetzt ein sehr gewagtes Unternehmen. Im Westen laure Ho-lien Po-po auf eine Gelegenheit zum Einfall, im Norden das Volk der Jou-juan (s. unten), ein hervorragender Heerführer sei nicht vorhanden. „Unter diesen Umständen ist es besser, ruhig zu bleiben und abzuwarten. Wenn Liu Yü Ts'in unterworfen haben und zurückgekehrt 25 sein wird, wird er unzweifelhaft seinen Fürsten entthronen. Innerhalb der Pässe aber wohnen Chinesen und Jung-Völker durcheinander, ihre Art ist kraftvoll und selbstbewußt; wenn Liu Yü sich bemühen sollte, Ts'in die Zivilisation von King und Yang (d. h. von Süd-China) aufzunötigen, so wird das sein, wie wenn er die Kleider ablegt, um einen Feuer- 30 brand zu tragen, oder ein Netz aufstellt, um Tiger zu fangen. Mag er seine Truppen dort lassen, die Empfindungen der Bevölkerung werden sich ihm nicht fügen. Auch sind hier noch entgegengesetzte Bestrebungen vorhanden, die Veranlassung geben können zu Feindschaft unter den Einbrechern (das deutet anscheinend auf Ho-lien Po-pos Absichten, s. unten). 35 Ich möchte also, daß Eure Majestät die Truppen zurückhalten, das Volk in seiner Ruhe belassen und lediglich beobachten, was vor sich geht. Dann wird am Schluß das Land von Ts'in uns zufallen, und wir können es behalten, ohne uns zu rühren“ (*T'ung-kien, i-hi* 13. Jahr 5. Monat). Ts'ui Haos Rat wurde befolgt, und Wei hat es nicht zu bereuen gehabt. Ho-lien 40 Po-po aber sagte zu seinen Ministern, als er von der Einnahme von Tsch'anggan hörte: „Liu Yü hat das Wei-Tal genommen. Das mußte so kommen (wegen der Verhältnisse in Ts'in, s. oben S. 137). Aber bleiben kann er dort nicht lange. Er muß nach Süden zurückkehren und dann seinen Sohn

oder jüngeren Bruder mit den Unterführern als Besatzung zurücklassen. Dann werde ich es nehmen, wie man die Senfschoten einsammelt“, (a. a. O. 9. Monat). Mêng-sün, der König von Ho-si (s. oben S. 113 ff.), endlich geriet bei der Kunde von dem Siege Liu Yüs in so maßlose Wut, daß er
 5 dem Beamten, der sie ihm überbrachte, und der zufällig auch Liu hieß, den Kopf abschlug. Alles das läßt erkennen, welche Empfindungen Liu Yüs Leistungen im Norden geweckt hatten, und für wie weittragend man ihre Folgen erachtete.

Daß Liu Yü sich nach der Eroberung von Tsch'ang-ngan die Frage vor-
 10 legte, was nun werden solle, ist selbstverständlich. Daß er bei seinem ungemessenen Ehrgeize an eine Fortsetzung des Krieges zunächst gegen Wei gedacht haben kann, hat sicher viel Wahrscheinliches. Die Chronisten machen zwar nur eine ganz kurze Andeutung darüber, aber sie ist deutlich genug. Im *Sung schu* (Kap. 2 fol. 18r⁰) und im *Nan schi* (Kap. 1
 15 fol. 20v⁰) heißt es: „Liu Yü wollte in Tsch'ang-ngan eine Ruhezeit verbringen und plante dann schleunigen Marsch nach Wei“. Ähnlich sagt das *T'ung-kien*, daß „seine Pläne sich auf den Nordwesten erstreckt hätten“ (a. a. O. 11. Monat), und weiter glaubt Ssë-ma Kuang feststellen zu können, daß „Liu erwogen habe, die Hauptstadt (von Nanking) nach Lo-yang zu
 20 verlegen“ (a. a. O. 9. Monat). Widerspruch der Truppen wird aber überall berichtet. Das *T'ung-kien* macht Wang Tschung-tê zum Sprecher des Heeres: „Die Strapazen des Heeres“, sagte er, „haben bereits lange gewährt, Offiziere und Soldaten sehnen sich nach der Heimkehr, den Gedanken einer Verlegung der Hauptstadt kann man jetzt nicht erörtern“. Liu Yü war zu
 25 klug, um unter solchen Umständen das gefährliche Wagnis zu unternehmen, zumal gerade jetzt auch noch einer seiner hervorragendsten Generäle starb. Er beschränkte sich darauf, die Massen der Tibeter — es sollen über 100 000 gewesen sein —, die nach Westen flüchteten, verfolgen zu lassen, wobei noch etwa 10 000 zu Gefangenen gemacht, d. h. vermutlich niedergemetzelt
 30 wurden. Um Ho-lien Po-po so lange für sich zu gewinnen, bis er später Wei vernichtet haben würde, ließ er ihm Blutbrüderschaft anbieten, aber der Hunne war schlau genug, den Zweck zu erkennen, er nahm äußerlich an, gab aber eine entgegengesetzte mündliche Erklärung ab. Im Anfang des Jahres 418 trat Liu Yu den Rückweg an, nachdem er seinen jungen Sohn
 35 Liu Yi-tschên als Kommandanten und seine erprobten Heerführer Schên T'ang-tschê, Wang Tschên-ngo und andere zu seinen Beiständen in Tsch'ang-ngan zurückgelassen hatte. Über Lo-yang, den Huang ho hinab, gelangte er ohne Zwischenfalle nach P'êng-tsch'êng und dann nach Kien-k'ang. Noch ehe er die Hauptstadt erreicht hatte, brach in Tsch'ang-ngan der Kampf
 40 innerhalb und außerhalb der Stadt aus. Ho-lien Po-po machte sich, seiner Ankündigung entsprechend, sogleich daran, das Wei-Tal in seinen Besitz zu bringen. Er beauftragte seinen Sohn Ho-lien Kuei, mit 20 000 Mann den Angriff auf Tsch'ang-ngan zu beginnen, eine zweite Abteilung besetzte T'ung kuan, er selbst blieb mit dem Hauptheere in der Reserve für seinen

Sohn. Angesichts dieses bedenklichen Zustandes hielten Liu Yü siegreiche Generale es für angezeigt, ihre persönliche Gegnerschaft auszu- tragen. Schên T'ien-tsê war Ho-lien Kuei entgegengetreten, zog sich aber nach kurzem Kampfe zurück. Anscheinend war seine Haltung durch sein Zerwürfnis mit Wang Tschên-ngo mitbestimmt worden, das langer zurück- 5 reichte und seinen letzten Grund in Rasse-Abneigung gehabt zu haben scheint (Wang war aus Schan-tung, Schên aus Tschê-kiang). Schên lud seinen Gegner zu einer Besprechung in das Lager des zu seiner Partei gehörigen Generals Fu Hung-tschü und ließ ihn dort ermorden. Die Brüder und Vettern Wangs wurden dann im Lager des Ermordeten niedergemacht. Den 10 letzten Anstoß hierzu hatte das Gerücht gegeben, daß Wang die Absicht habe, sämtliche Leute aus dem Süden umbringen zu lassen. Der empörte Liu Yi-tschên ließ darauf Schên T'ien-tsê kurzer Hand hinrichten. Das war der Zustand innerhalb der Stadt, die von einem als kampfeübt bekannten Gegner angegriffen wurde. Liu rief nunmehr alle noch im Wei-Tale stehen- 15 den Truppen in die Stadt und setzte diese in Verteidigungszustand. Die Folge war, daß alle Städte und Ortschaften dem jetzt vorrückenden Hunnen zufielen. Ho-lien Po-po selbst besetzte Hien-yang und sperrte die Wege nach Tsch'ang-ngan. Als Liu Yü zu seinem Schrecken von den Taten seines Sohnes hörte, wies er ihn an, sich sofort nach Lo-yang zu begeben, das 20 Kommando über Tsch'ang-ngan erhielt der General Tschu Ling-schi. Liu Yi-tschên unternahm noch in aller Eile einen großen Raubzug in der noch nicht ganz leer geplünderten Stadt und machte sich unter der Bedeckung Fu Hung-tschis mit seiner Beute auf den Weg nach Osten. Er hatte sich kaum entfernt, als die Bevölkerung den neuen Kommandanten, dessen 25 Truppen schon vorher meist entflohen waren, aus der Stadt jagte und Ho-lien Po-po die Tore öffnete. Ho-lien Kuei setzte unterdessen dem gemächlich reisenden Liu Yi-tschên nach und holte ihn bei Ts'ing-ni (Lan-tien) ein. Die Kavalkade wurde zersprengt, Fu Hung-tschü gefangen genommen und, da er auf Ho-lien Po-pos Aufforderung, sich ihm zu unterwerfen, mit 30 Schmähungen antwortete, getötet. Liu Yi-tschên gelang es, allein zu entkommen, alle anderen Offiziere kamen um. Tschu Ling-schi floh nach T'ung kuan, wurde aber gefangen, nach Tsch'ang-ngan zurückgebracht und ebenfalls getötet. Ho-lien Po-po verweilte nur kurze Zeit in der ohne Kampf eroberten Stadt und leitete aus ihrem Besitze das Recht her, sich Kaiser 35 von Hia zu nennen. Dann aber kehrte er nach seiner „nördlichen Hauptstadt“ (Pei king) T'ung-wan im Steppenlande (s. oben S. 115) zurück. „Tsch'ang-ngan“, meinte er, „ist zwar die alte Hauptstadt einer langen Reihe von Kaisern, durch Gebirge und Strom auf allen vier Seiten geschützt, aber King und Wu (Tsin) sind weit entfernt und bei ihrer Lage 40 können sie (für mich) kein Unheil anrichten, dagegen ist Wei im Osten mein Grenznachbar, und wenn ich, mehrere hundert *li* von der nördlichen Hauptstadt entfernt, Tsch'ang-ngan zur Hauptstadt mache, so werde ich, wie ich fürchte, die Sorge haben, jene könnte nicht gehalten werden“ (Tsin

schu Kap. 130 fol. 10v⁰). Tsch'ang-ngan blieb aber trotzdem vorläufig im Besitze der Hunnen. In wenigen Wochen war Liu Yü großes Eroberungswerk ausgelöscht, ein jämmerlicher Ausgang eines heroischen Unternehmens.

- Ein Versuch, das Verlorene zurückzugewinnen, ist von Nanking aus
 5 nicht mehr gemacht worden, Liu Yü war zunächst mit anderen Dingen beschäftigt. War der Schirmherr der Tsin, dem allein die Dynastie während der letzten achtzehn Jahre ihre Daseinsmöglichkeit verdankte, schon vor seinem Kriege gegen Ts'in der eigentliche Herrscher in der Hauptstadt gewesen (s. oben S. 137), so wurden seiner Stellung nunmehr alle die äußeren
 10 Abzeichen noch hinzugefügt, die der chinesische Kaiser-Kultus im Laufe der Jahrhunderte bis dahin ersonnen hatte und die von den konfuzianischen Gelehrten sämtlich aus den Überlieferungen des Altertums herauskonstruiert waren. Die amtlichen Annalen der Sung verfehlen nicht, sie gewissenhaft aufzuzählen. Aber daneben verfügte Liu über einen gewaltigen
 15 Territorialbesitz. Schon im Jahre 416 war ihm der Titel „Herzog von Sung“ und ein Lehen von zehn Präfekturen zugesprochen worden, im folgenden Jahre wurden zehn weitere hinzugefügt. Wohin Lius Ehrgeiz strebte, wußte man längst im Süden wie im Norden, und wenn er bis jetzt gezögert hatte, den letzten Schritt zu tun, so war er dazu vielleicht durch jene Weissagung bestimmt worden, von der bereits die Rede war (s. oben S. 137).
 Sie besagte, daß „es nach Tsch'ang-ming (d. i. der Kaiser Hiao-wu ti) noch zwei Kaiser geben würde“ (*Tsin schu* Kap. 10 fol. 14v⁰). Das war keine ermutigende Aussicht für den Usurpator, denn gegen ein Orakel läßt sich ein Verlauf der Dinge nicht erzwingen. Aber Liu Yü konnte nicht länger
 25 warten und so beschloß er, die Erfüllung der Weissagung zu beschleunigen. Er veranlaßte im Januar des Jahres 419 einige Personen aus der Umgebung des Kaisers Ngan ti, ihren Herrn zu erdrosseln, „und setzte dann den Kaiser Kung ti ein, um der Weissagung von den zwei Kaisern Genüge zu tun“. So berichtet die Kaiser-Chronik der Tsin-Annalen. Die amtliche
 30 Chronik der Sung-Herrscher aber und das ebenso amtliche *Nan schi* sagen schamhaft: „Im 12. Monat starb der Himmelssohn“ und: „im 12. Monat starb der Kaiser Ngan ti von Tsin“. Tschu Hi dagegen gibt sein Urteil im *Kang-mu* ganz nach Art des Konfuzius im *Tsch'un-ts'iu*: „Liu Yü ermordete den Kaiser“.
 35 Der Kaiser Kung ti, ein Bruder des Ermordeten, wird gewußt haben, welches Schicksal ihm bevorstand, als Liu Yü ihn auf den Thron setzte. Nachdem er achtzehn Monate seine Rolle gespielt hatte, glaubte Liu Yü das Nötige getan zu haben, um dem Orakel sein Recht zu lassen. Im Sommer 420, so berichtet die Kaiser-Chronik (*Tsin schu* Kap. 10 fol. 16v⁰), „er-
 40 hielt der Präsident der Staatskanzlei, Fu Liang, von Liu Yü den geheimen Auftrag, in verblümter Sprache dem Kaiser den Entwurf einer Verkündigung seiner Thronentsagung vorzulegen und den Kaiser zu bitten, sie niederzuschreiben. Der Kaiser war erfreut und sagte zu seiner Umgebung: „Das Geschlecht von Tsin hat sein Mandat längst verloren, warum sollte

man also über die Wendung traurig sein?“ Damit schrieb er die Verkündigung auf rotem Papier nieder. Liu Yü gab dem Abgetretenen den Titel „Fürst von Ling-ling“ und ließ ihn in Mo-ling, einem Marktflecken, etwa 5 km südlich der Hauptstadt, auf den der alte Name (s. oben S. 8) übertragen war, seinen Wohnsitz nehmen. Der „Herzog von Sung“ selbst 5 bestieg den Kaiserthron und nannte seine Dynastie Sung. Im Interesse der Sicherheit seines neuen Thrones hielt es Liu Yü für geraten, dem Anhang der gestürzten Dynastie die Möglichkeiten einer Wiederherstellung zu nehmen und deshalb den Stützpunkt etwaiger Erhebungspläne zu entfernen. Unter dem Jahre 421 melden die amtlichen Chroniken der Sung: 10 „Im neunten Monat verschied der Fürst von Ling-ling. Seine Leiche wurde drei Sonnenaufgänge lang (vom Herrscher) an der Spitze der hundert Beamten in der Audienzhalle beklagt, Alles so, wie einst der Kaiser Ming ti von Wei mit dem Herzog von Schan-yang (d. h. mit Hien ti, dem letzten Kaiser der Han, im Jahre 234, s. I, 430) verfahren war“ (*Sung schu* Kap. 3 15 fol. 7r⁰ und *Nan schi* Kap. 1 fol. 27r⁰). Etwas mehr verrät aber das *Tsin schu* (Kap. 10 fol. 16v⁰): „Der Kaiser Kung ti lebte ganz zurückgezogen, und weil er in beständiger Sorge sein mußte, daß man ihm nach dem Leben trachtete, so bereitete ihm seine Gemahlin, die ihm nicht von der Seite ging, selbst alle Speisen und Getränke“. Da Liu Yü somit keine Möglich- 20 keit fand, sein Ziel unauffällig zu erreichen, „befahl er dem Vetter der Kaiserin, Tsch’u Tu, die Kaiserin herauszubitten. Während dessen stiegen Soldaten über die Mauer, drangen in das Haus ein und ermordeten den Kaiser in den inneren Gemächern.“ So endete die Tsin-Dynastie im Jahre 420 durch Verrat und Gewalt, wie sie durch Verrat und Gewalt im Jahre 25 265 zur Herrschaft gekommen war. Liu Yü war ein würdiger Nachfolger von Ts’ao Ts’ao (I, 425ff.) und Ssë-ma Tschao (s. oben S. 13f.).

Der Beseitigung der Tsin-Dynastie hat die chinesische Geschichtschreibung bei ihrer Einteilung der Zeitperioden eine Bedeutung gegeben, die ihr nicht zukommt. Wie früher schon erwähnt wurde (s. oben S. 54), 30 rechnen die Chronisten erst vom Jahre 420 ab die Periode der *Nan-peï tsch’ao*, der südlichen und nördlichen Dynastien, während diese in Wirklichkeit bereits im Jahre 318 beginnt. Was auf die Tsin-Dynastie folgt, und zwar im Süden und im Norden, ist nur die Fortsetzung des bisherigen Zustandes: die fortschreitende Bildung eines Staatensystems, über dem 35 zwar das Idealbild des Universalreiches schwebt, das sich aber auf ganz anderen Entwicklungslinien bewegt, auf Linien, die zweifellos zum geschlossenen Individualstaat als bleibender und bestimmender Staatsform hinführen müssen, wenn nicht stärkere Kräfte rechtzeitig eine Umlenkung bewirken. Im Süden sind es vier kurzlebige Dynastien, die mit dem Mittel- 40 punkt Kien-k’ang (Nanking) nacheinander ihre ungefestigte Herrschaft aufrichten, eine Fortsetzung der Tsin-Dynastie unter anderen, immer wechselnden Namen. Die Chinesen pflegen noch eine in Tsch’ang-ngan entstehende, kurze Zeit regierende Dynastie, die der Sui, hinzuzunehmen

und dann von den „fünf Dynastien“, den *Wu tai*, zu sprechen, die auch im Gegensatz zu einer anderen, ähnlichen Gruppe (s. unten) als *Ts'ien wu tai*, „die Früheren fünf Dynastien“ bezeichnet werden. Die vier auf die Tsin folgenden Dynastien haben die Namen Sung, Ts'i (oder Nan Ts'i, „die Südlichen Ts'i)“, Liang und Tsch'en. Die Sui-Dynastie ist, wie sich ergeben wird, ganz anderer Art und muß von jenen vier getrennt gehalten werden. Will man von fünf Dynastien im Süden sprechen, so könnten es nur die Tsin, Sung, Ts'i, Liang und Tsch'en sein. Auch der Ausdruck *Leo tsch'ao* „die sechs Dynastien“, nämlich Wu-, Tung Tsin-, Sung-, Ts'i-, Liang- und Tsch'en-Dynastie findet sich zuweilen. Diese Zusammenstellung ist berechtigter als die andere, wenn auch Wu einer früheren Zeit angehört. Aber die Dynastien waren wenigstens gleichen Wesens und haben alle Nanking als Hauptstadt gehabt. Die Geschichte der fünf „Dynastien“ — wenn man diese Bezeichnung auf die rasch wechselnden Herrschergruppen überhaupt anwenden darf — bildet insofern wieder eine Einheit in sich, als sie eine einzige, nur selten unterbrochene Kette von Kämpfen aufsässiger, von allen sittlichen Bedenken freier Minister und Soldatenführer darstellt, die sich mit Verrat und Hinterlist, Raub und Meuchelmord gegenseitig die Herrschaft entreißen, eine grauenvolle Fortsetzung und Steigerung dessen, was unter dem Geschlecht der Ssë-ma begonnen war. Das Ganze ist eine solche Anhäufung sadistischer Ausschweifungen und Greueltaten, daß man den Zeitraum vom ethischen Standpunkt gesehen, zu den widerwärtigsten Abschnitten der chinesischen Geschichte rechnen muß, und es will uns kaum faßlich erscheinen, daß sich, wie wir später sehen werden, unter dieser Sumpfdecke ebenso wie unter der der Tsin-Herrschaft ein reiches geistiges Leben mit den weittragendsten Wirkungen entwickelt. Den Grad der politischen und sittlichen Auflösung mag die Tatsache bezeichnen, daß von den 26 Herrschern 13 durch Mörderhand fallen, 4 gewaltsam entthront werden und nur 9 als Kaiser eines natürlichen Todes sterben, zum Teil allerdings in Folge von Ausschweifungen jeder Art. Von einer mäßigenden Wirkung konfuzianischer Ethik war in den Kreisen der Regierenden nichts zu spüren, nur die Formen des kaiserlichen Kultus mit ihrem Ehrfurcht heischenden Gepränge wurden sorgsam beobachtet.

35 Liu Yü oder, wie er später heißt, Wu ti, hat sich seiner Kaiserherrlichkeit nicht lange erfreuen können. Mit seiner Thronbesteigung war sein Tatendrang erloschen, vermutlich in Folge seines rasch zunehmenden körperlichen Leidens. Das *Kang-mu fa-ming* freilich, das ihm die Trauer an der Leiche des Kaisers Kung ti als „eitlen Lärm“ vorwirft, „mit dem er weder Götter noch Menschen habe betrügen können“, erklärt sein Verhalten mit dem Worte des *Schu king* (*Tschou kuan* 18): „Wer Ehrfurcht und Einfachheit als wirkliche Tugenden übt, dessen Geist ist heiter und wird täglich ruhiger: wer sie aber erheuchelt, dessen Geist ist bedrückt und wird täglich törichter“ (zu *yung-tsch'u* 2. Jahr 9. Monat). Im Sommer

422 beschloß Liu Yü im Alter von 66 Jahren sein tatenreiches Leben, nachdem er auf seinem Sterbelager bestimmt hatte, daß, „wenn in späteren Geschlechtern Kaiser im Kindesalter zur Herrschaft kämen, die Regierungsgeschäfte immer vom ersten Minister erledigt werden sollten, niemals aber die Kaiserin-Mutter die Regentschaft führen dürfe“ (*Sung schu* 5 Kap. 3 fol. 9^o f.). Liu Yü wußte, was weibliche Regentschaften zu bedeuten hatten. Es mag sein, daß, wenn der willensstarke und zielklare Mann noch ein Jahrzehnt gelebt hätte, ihm auch die völlige Eroberung des Nordens gelungen wäre, aber nun war die Möglichkeit dahin, nicht zum wenigsten durch die Schuld seines eigenen unfähigen Sohnes, ein 10 schlimmes Vorzeichen für die Zukunft und für die Erben von Liu Yüs Werk. Die Kunde vom Ableben des Gefürchteten hatte kaum den Norden erreicht, als die aufstrebende Macht von Wei ihre ersten Vorstöße nach dem Süden begann. Wu tis Sohn und Nachfolger, der sechzehnjährige Liu Yi-fu, war der Lage nicht gewachsen; trotz tapferer Gegenwehr der 15 Sung-Truppen gingen im Jahre 422 und 423 die festen Plätze Hua-t'ai (Hua hien) und Hu-lao (heute nur noch als Name eines Passes westlich von der Stadt Jung-yang zwischen den Städten Ho-nan und K'ai-fêng erhalten), damit aber Lo-yang, das Lo- und Huang-ho-Tal verloren. Die Präfekturen von Süd-Ho-nan, Schan-tung und Nord-Kiang-su ergaben sich kampflos, als 20 die Befehlshaber von Wei sie dazu aufforderten. Die schweren Verluste des Heeres durch Krankheiten, sowie der Tod des Kaisers Ming-yuan von Wei und die ständigen Kämpfe mit den Jou-juan (s. unten) verhinderten indessen das weitere Vordringen nach Süden.

Liu Yi-fu zeigte sich bald als derselbe unfähige Wüstling wie ehemals 25 sein Bruder Liu Yi-tschên. Die alten Generale seines Vaters, die dieser als seine Berater eingesetzt hatte, übten wenig Geduld mit ihm: sie ließen ihn bei einem seiner Gelage verhaften, die Kaiserin-Mutter verfügte seine Absetzung, auf dem Wege zu seinem künftigen Wohnort wurde er getötet. Sein Bruder Liu Yi-lung, bekannt als Wên ti, wurde als Nachfolger 30 eingesetzt. Das Erste, was er unternahm, war ein Strafgericht an den Führern des Staatstreiches gegen seinen Bruder, die bis auf T'an Tao-tsi (s. oben S. 138 ff.) entweder durch eigene oder durch fremde Hand endigten.

Während der dreißigjährigen Regierung Wên tis — fast der längsten, 35 die während dieses Zeitraumes zu verzeichnen ist — erreichte das Sung-Reich wenigstens zeitweilig eine gewisse Festigung, allerdings mehr in seiner Stellung dem Süden als dem Norden gegenüber. Wir hören in dieser Zeit zum erstenmal wieder etwas mehr von den äußersten Süd-Provinzen des alten Reiches, dem heutigen Kuang-tung, Kuang-si, Tongking und 40 Annam (I, 323 u. 420). Wie man durch eine beiläufige Angabe im *Liang schu* (Kap. 54 fol. 7 v^o f.) erfährt, war um die Mitte des 3. Jahrhunderts von dem Staate Wu aus eine Gesandtschaft unter den (sonst nicht bekannten) Beamten K'ang T'ai und Tschu Ying nach Fu-nan (Cambodja und Cochinchina) geschickt.

china) geschickt worden. Sie brachte ausführliche Nachrichten über die Länder des Südens und Südwestens und darüber hinaus über die Inselwelt des Indischen Ozeans und die Gegenden westlich davon mit zurück. K'ang T'ai hat diese Nachrichten in einem besonderen Werke niedergelegt, 5 von dem wir aber erst durch spätere Autoren Kenntnis erhalten haben. Dagegen besagen die dürren Aufzeichnungen angeblicher Tributgesandtschaften zur Tsin-Zeit nur wenig. Auch während der Sung-Zeit, namentlich während der Jahre 421 bis 452, werden sehr häufig, zeitweilig jedes Jahr, solche Gesandtschaften aus Lin-yi (Champa, südlich von Quang-binh an 10 der Ostküste von Annam), Fu-nan, Ho-lo-t'ö (oder Ho-lo-tan, ein noch nicht festgestelltes Land im östlichen Indien) sowie aus anderen indischen Staaten und sogar aus Ceylon gemeldet (vgl. aber auch oben S. 87). Aber während die letzteren lediglich um ihrer buddhistischen Mission willen (s. unten) ihre Beziehungen zu China unterhielten und hier zunächst 15 außer Betracht bleiben können, kamen Lin-yi und Fu-nan durch ihr bald freundschaftliches, bald feindliches Verhältnis zu dem chinesischen Gouverneur des benachbarten Kiao-tschou (I, 420) in Berührung mit der Regierung in Kien-k'ang. Der König Fan Yang-mai von Lin-yi hatte wiederholt die Provinzen Ji-nan, Kiu-tê (= Kiu-tschen, s. I, 323) überfallen, 20 der Gouverneur von Kiao-tschou hatte versucht, den Angreifer zur Unterwerfung zu bringen, konnte aber wenig gegen ihn ausrichten. Im Jahre 431 wollte Fan Yang-mai einen größeren Kriegszug gegen Kiao-tschou selbst unternehmen und vom König von Fu-nan Soldaten dafür entleihen. Dieser lehnte aber ab, und nun schickte der König zwei Jahre später eine besondere 25 sondere Gesandtschaft nach Kien-k'ang „mit der Bitte, Kiao-tschou zu rechtzuweisen. Der Bescheid hierauf lautete, daß dies in Anbetracht der weiten Entfernung nicht zugesagt werden könne.“ Auch während der folgenden Jahre kamen regelmäßig Gesandtschaften mit Tribut, „aber die Raubüberfälle nahmen kein Ende. Auch waren die Tributgeschenke so 30 armselig, daß T'ai tsu (Wên ti) unwillig war über diese Rücksichtslosigkeit und Anmaßung. So beauftragte er im Jahre 446 den Gouverneur von Kiao-tschou, den General T'an Ho-tschi, den König zu bestrafen“ (*Sung schu* Kap. 97 fol. 1v⁰). Ein chinesisches Heer rückte darauf in Lin-yi ein, plünderte und zerstörte die stark befestigte Stadt K'ü-su (südlich 35 von der heutigen Stadt Quang-binh) und verschaffte so dem chinesischen Namen dort neues Ansehen. Fan Yang-mai entfloh mit seinem Sohne in die Berge und als er nach Abzug des chinesischen Heeres zurückkehrte und die Zerstörung seiner Hauptstadt sah, starb er vor Kummer und Verzweiflung. Diese Angaben sind nicht ausreichend, um uns eine Anschauung von jenen fernen Süd-Provinzen, insbesondere von der chinesischen Verwaltung während der Tsin- und der darauf folgenden Zeit zu vermitteln, sie zeigen aber, daß die Regierung sie beim Reiche hielt, wenn- 40 gleich sie nach wie vor als wildes und ungesundes Kolonialland galten und den Chinesen am Yang-tsê wie im Norden völlig unbekannt waren.

Auch politisch scheint der Gegensatz zwischen dem Norden und dem Süden im 5. Jahrhundert eher schärfer geworden zu sein. Die neue Großmacht Wei war auf dem Wege, das gesamte Ländergebiet bis zum Huai-Fluß unter ihr Szepter zu zwingen, das Staatengewimmel neigte seinem Ende zu, und bald sollten nur noch zwei Staaten den Raum des alten Han-Reiches ausfüllen. Aber während noch in Herrschern wie Liu Yuan und Fu Kien die Universalmacht des Himmelssohnes als das selbstverständliche Ziel gelebt hatte, schien dieser Gedanke in den tungusischen Fürsten von Wei erstorben zu sein oder wenigstens viel von seiner Kraft verloren zu haben. Sie sahen in ihrem Staate den einen Organismus und in dem Süd-Staate den andern, und sie würden vielleicht die Selbständigkeit des letzteren jenseits des Huai nicht angetastet, seine Gebiete nicht mit Krieg überzogen haben, wenn sie nicht durch die Angriffe der Tsin und Sung auf das Huang-ho- und Wei-Tal dazu genötigt worden wären. Der bereits erwähnte Minister Ts'ui Hao (s. oben S. 141) von Wei widerriet seinem Herrn einen Feldzug nach dem Süden mit der Begründung: „Das Land im Süden ist tiefliegend und feucht, während der Sommermonate feucht-dunstig und heiß, Wasserläufe gibt es allerorten, und Gras und Bäume bilden dichtes Gestrüpp. Mit Notwendigkeit entstehen hier Krankheiten und Seuchen, das ist keine Zeit für militärische Unternehmungen dort“ (*Wei schu* Kap. 35 fol. 14 v⁰). Das nordische Volk würde kaum Neigung gehabt haben, in den Niederungen des Huai und des Yangtsë dauernd zu bleiben. Die Sung ihrerseits trugen den universalen Gedanken in sich, das Verlangen, die verlorenen Kaiserstädte wiederzugewinnen, war bei ihnen vielleicht stärker als bei den Tsin, sicher aber nicht die Fähigkeit dazu. Mit der gleichen Verachtung wie die Sung auf die Wei als „Barbaren“ sahen diese auf die Südländer als Rebellen und Schwächlinge herab. Aber Wên ti trug sich seit seiner Thronbesteigung mit dem Plane, den Norden zurückzugewinnen. Im Frühling 430 ließ er nach Liu Yüs Vorbild ein Heer mit Flotte gegen den Huang ho vorrücken; vorher aber sandte er — ebenfalls nach Liu Yüs Vorbild (s. oben S. 135) — eine Botschaft an den Kaiser T'ai-wu ti (T'o-pa Tao) mit der Forderung, so berichtet Ssë-ma Kuang, „Ho-nan, das alte Land der Sung und widerrechtlich von ihm besetzt sei, jetzt zurückzugeben“ (*yuan-kia* 7. Jahr 3. Monat). Aber T'ai-wu ti war weniger willfährig als Yao Hing, und in Wei herrschte unter dem neuen Monarchen eine erheblich selbstbewußtere und kraftvollere Stimmung als vorher, so daß auch der vorsichtige Ts'ui Hao sich der neuen Politik nicht entziehen konnte (vgl. oben S. 141). T'ai-wu ti ließ den Sung anheimgeben, einzurücken, im Winter würden sie die Folgen spüren.

40

Die Wei hatten ständige Grenzkämpfe mit dem räuberischen Steppenvolke der Jou-juan zu bestehen; Ts'ui Haos Plan war, zunächst die Sung gewähren zu lassen und dafür die Feinde im Norden erst endgültig kampfunfähig zu machen. Der Plan gelang durchaus. Im Jahre 429 war die Macht

der Jou-juan durch einen breiten Einbruch der Wei in die Steppenländer nördlich vom Huang-ho-Bogen und die erbarmungslose Säuberung eines Gebietes von annähernd 3000 km Breite und 2000 km Tiefe für eine Zeit lang gelähmt worden, so daß der nordischen Macht 430 die Hände frei wurden. Man ließ die Sung-Truppen ohne erheblichen Widerstand zum Huang ho vorrücken, und diese machten von der gebotenen Möglichkeit in weitem Umfange Gebrauch. Unter dem Oberbefehl von Tao Yen-tschì, der schon unter Liu Yü gegen Sun Ngèn gekämpft hatte, wurden die Schlüsselpätze Hua-t'ai, Hu-lao und Lo-yang mit der Festung Kin-yung s. oben S. 37f.) wieder besetzt; das Süd-Ufer des Huang ho war wieder in den Händen der Süd-Macht, in das Wei-Tal wagte man sich allerdings nicht. Aber der Rückschlag kam bald, wie T'ai-wu ti angekündigt hatte. Zu Beginn des Winters brachen die Wei-Truppen unter dem General Ngan-kie vom Norden herein, überschritten den Strom und nahmen im ersten Ansturm Kin-yung und danach Hu-lao; was nicht fliehen konnte, wurde niedergemacht. Dann wurde Hua-t'ai berannt, wo sich der General Tschu Siu-tschì noch zu halten vermochte. Aber den Sung-Truppen gingen die Lebensmittel aus, Tao Yen-tschì selbst, der an einer schweren Augenkrankheit litt, während von seinen höheren Offizieren in Folge der Kälte viele erkrankt waren, mußte zurück, er ließ die Schiffe verbrennen und flüchtete nach P'eng-tsch'êng (Sü-tschou). In dieser Notlage wurde am Ende des Winters 431 der Eroberer von Lo-yang und T'ung-kuan, T'an Tao-tsi (s. oben S. 138 und 140), zusammen mit Wang Tschung-tê, seinem damaligen Kampfgenossen, nach Hua-t'ai entsandt, um die Stadt zu entsetzen. Es gelang ihm zwar, den Truppen der Wei im westlichen Schantung, da, wo heute der Kaiser-Kanal in den Huang ho einmündet, mehrere siegreiche Gefechte zu liefern, aber das ausgehungerte Hua-t'ai fiel, und damit war der Krieg entschieden. Ho-nan mußte den Wei überlassen werden, und T'an Tao-tsi zufrieden sein, sein Heer nach Kien-k'ang zurückführen zu können. Der Kampf um den Norden war bis auf weiteres entschieden, die Streitkraft der Sung ihren Gegnern offensichtlich unterlegen.

T'an Tao-tsi ist übler Dank für seine Verdienste geworden. Im Jahre 436 wurde er, während der Kaiser Wên ti krank lag, von Würdenträgern der Liu-Sippe aus ganz undurchsichtigen Gründen verdächtigt, ein in allgemeinen Anklagen sich ergehendes, vermutlich gefälschtes Edikt verurteilte ihn zum Tode, und so wurde er mit seinem Sohne und sechs seiner Freunde hingerichtet.

Das Verhältnis zwischen den beiden Großmächten blieb, wie nicht anders zu erwarten, ungefestigt. Die Sung gaben ihre Ansprüche nicht auf, die Wei wollten dem entsprechend ihre Grenze möglichst bis gegen den Yangtsë vorschieben. Mehrfach wurden indessen Gesandtschaften ausgetauscht, deren Zweck in den Quellen nicht klar wird. Unter den Jahren 432 und 437,38 werden in den Wei-Annalen (Kap. 4a fol. 12r⁰ u. 19 v⁰ ff.) solche

Gesandtschaften aufgeführt, aber sehr lakonisch und ohne Angabe der Veranlassung. Die Tatsache wird von Ssë-ma Kuang bestätigt, dagegen schweigen die Sung-Annalen darüber.

Der Friede blieb notdürftig gewahrt bis zum Jahre 450. T'ai-wu ti hatte sich durch einen groß angelegten Feldzug im Jahre 449 Ruhe vor den 5 Jou-juan verschafft (s. unten) und war jetzt entschlossen, auch südlich des Huang ho seine Herrschaft zu sichern. Im Frühjahr bereits hatte ein Heer von Wei versucht, die befestigte Stadt Hüan-hu (bei Ju-ning in Ho-nan) zu nehmen, mußte aber infolge des tapferen Widerstandes der Besatzung das Unternehmen aufgeben. Erst im Anfang des Jahres 10 451 fiel die Stadt, während erbitterte Kämpfe sowohl im Südosten von Ho-nan, wie im Nordwesten zwischen Lo-Fluß und Huang ho ausgefochten wurden. Trotz tapferer Verteidigung und anfänglicher Erfolge mußten die Sung-Truppen nach Osten und Süden weichen. Im Westen fielen sie auf Siang-yang am Han-Fluß zurück, im Osten auf P'êng-tsch'êng (Sü- 15 tschou), dann auf Hü-yi (in An-hui am unteren Huai-Fluß). Aber immer regelloser wurde die Flucht nach Süden, die Reiter von Wei trieben die kampfunfähigen Scharen vor sich her, und am Anfang des Jahres 451 stand T'ai-wu ti bei Kua-pu (bei Leo-ho hien) am Yang-tsë, bis in die Sichtweite der Mauern von Nanking reichten seine Lager. Das *Nan schi* 20 berichtet (Kap. 2 fol. 11 r⁰), wie der Kaiser Wên ti auf den Feuersignal-Turm hinaufgestiegen sei und dort im Anblick des fliehenden Heeres gesagt habe: „Ach, Wenige nur waren hinsichtlich der Pläne eines Angriffes gegen den Norden gleicher Meinung mit mir. Nun ist heute das Volk in Not und Elend, und Scham muß uns überkommen. Die Sorgen der Mi- 25 nister sind meine Schuld“. Und Ssë-ma Kuang zufolge (*yuan-kia* 27. Jahr 12. Monat), soll er in bitterer Reue hinzugefügt haben: „Wenn T'an Tao-tsi noch am Leben wäre, wie wäre es dann möglich gewesen, daß die Pferde der Hu hier grasen könnten?“ Über das, was nun folgte, gehen die Berichte des Nordens und des Südens erheblich auseinander. 30 Im *Wei schu* (Kap. 4b fol. 12 r⁰) heißt es: „Liu Yi-lung (der Kaiser Wên ti) schickte eine Gesandtschaft, die hundert Rinder darbrachte und Landeserzeugnisse als Geschenke überreichte, außerdem bat er, dem kaiserlichen Enkel seine Tochter vermählen zu dürfen, um so Frieden und Freundschaft herzustellen. Der Kaiser (T'ai-wu ti), davon ausgehend, daß Heirats- 35 angelegenheiten im Kriege nicht der Ordnung entsprächen, bewilligte den Frieden, aber nicht die Heirat“. *Sung schu* und *Nan schi* schweigen über diese Verhandlungen, das *T'ung-kien* (a. a. O.) aber erzählt sehr ausführlich, daß der Kaiser von Wei seinerseits Kamele und Pferde als Geschenke nach Sung geschickt und zugleich um Frieden und um Verbindung durch 40 Heirat gebeten habe. Der Kaiser Wên ti habe gleichfalls kostbare Geschenke gesandt, dabei habe T'ai-wu ti den Gesandten erklärt: „Ich bin aus der Ferne hierher gekommen, nicht um Ruhm zu erwerben, sondern um Freundschaft anzuknüpfen, das Volk zu beruhigen und durch Heirat

dauernde Verbindung zu schaffen. Wenn der Herrscher von Sung diesem meinem Enkel seine Tochter zur Frau geben kann, werde ich die meinige dem Prinzen von Wu-ling (dem Enkel Wên tis) geben. Dann werden von nun an unsere Rosse nicht wieder nach dem Süden kommen“. Man
 5 mag Ssě-ma Kuang den guten Glauben bei dieser Geschichte zubilligen, die er vermutlich in den Aufzeichnungen der südlichen Archive gefunden hat, aber kein sachlich Urteilender wird sie anders bewerten als eine Anek-
 dote, mit der die schwere Niederlage verhüllt werden soll. T'ai-wu ti war nicht der Mann, der in einer solchen Lage, wo er den Gegner zu seinen
 10 Füßen sah, eine solche Sprache geführt hätte. Schon aus diesem Grunde klingt die Lesart der Wei-Annalen erheblich wahrscheinlicher, überdies wird sie durch die Tatsachen selbst gerechtfertigt. Eine Heirat ist nicht abgeschlossen worden, aber den Yang-tsě überschritten hat T'ai-wu ti auch nicht, sondern er hat noch in demselben Winter den Rückzug nach
 15 dem Norden angetreten. Die Erklärung dafür ist nicht schwer zu finden. Wir haben gesehen, wie von Ts'ui Hao, der freilich um diese Zeit bereits sein Leben unter dem Beil des Henkers beendet hatte (s. unten), mit guten Gründen Vorsicht bei den Unternehmungen im Süden empfohlen war, die Katastrophe Fu Kiens siebzig Jahre früher muß noch in Aller Gedächtnis
 20 gewesen sein, und T'ai-wu ti selbst wird es wichtiger gewesen sein, seine Süd-Grenze zu sichern, als die Gefahren auf sich zu nehmen, die eine Abtrennung von der Heimat durch den gewaltigen Strom mit sich brachte. Noch niemals hatte ein Eroberer vom Norden aus dieses Hindernis, durch das „der Himmel selbst den Süden vom Norden getrennt hatte“ (s. oben
 25 S. 10), erfolgreich überwinden können; T'ai-wu ti ließ sich an seinem Nordreich genügen, überdies war Wei nicht so mit der Tradition belastet wie Sung.

Auf dem Rückmarsch gerieten die Truppen von Wei noch in Kämpfe mit den Besatzungen der festen Plätze Hŭ-yi und P'êng-tsch'êng, die von
 30 den Sung noch gehalten wurden. Während das südliche Hŭ-yi dem Ansturm widerstand und den Sung verblieb, wurde die kleine Truppe in Kiang-su völlig aufgerieben. Noch im Frühling 451 langte T'ai-wu ti wieder in seiner Hauptstadt P'ing-tsch'êng an. Damit kamen die Kämpfe zwischen Nord und Süd im wesentlichen bis auf weiteres zu Ende. Was nun
 35 folgte, waren Grenzgefechte und Plünderungen; ein großer Plan, die Reichseinheit neu zu fügen, wird nicht mehr sichtbar, auf beiden Seiten fehlten die schöpferischen Köpfe und kraftvollen Führer dazu. Der universalistische Gedanke konnte keine Form mehr gewinnen, aber erstorben war er nicht.

40 Die beiden Kaiser Wên ti und T'ai-wu ti, die letzten, die noch in großem Stile um Großes gerungen, haben den Abschluß des Krieges nur ganz kurze Zeit überlebt. Beide fielen unmittelbar danach durch Mörderhand: T'ai-wu ti im Frühling 452 durch einen von schwerer Strafe bedrohten verleumderischen Beamten, Wên ti im Jahre 453 auf Anstiften und

unter den Augen seines eigenen Sohnes Liu Schao, des Thronfolgers, der wegen Teilnahme an einer der zahllosen Palast-Intriguen als solcher seiner Stellung entsetzt werden sollte und nunmehr mit einer Schar von Soldaten der Palastwache den Kaiser Nachts überfiel und niedermachen ließ. Damit beginnt in Kien-k'ang die lange Reihe der Bluttaten innerhalb der regierenden Familien, die jede politische Machtentfaltung hemmt und von der hier nur ein Abriß in großen Zügen gegeben werden kann. Angesichts des unerwarteten Verschwindens ihres gefürchteten Gegners hatten die Gewalthaber in Sung es kurz vor Wên ti's Tode für angezeigt gehalten, noch einmal einen Vorstoß nach Norden zu wagen. Im Spätsommer 452 hatte man die Wei-Festung Kio-ngao in West-Schan-tung (dicht bei der heutigen Stadt Tsch'ang-ts'ing), mit einer zu Wasser transportierten Truppenmacht überfallen. Der Erfolg war kläglich: das Heer wurde nach versuchter Einschließung von den Belagerten in einem furchtbaren Blutbade aufgerieben, die Reste flüchteten in wildem Durcheinander nach Süden zurück. Ein zweiter Versuch gegen Hu-lao (bei Jung-yang) am Huang ho endete ebenso. Man sieht immer wieder, mit wie erstaunlicher Hartnäckigkeit Wên ti an dem Gedanken der Wiedereroberung des Nordens festgehalten hat, erst sein Tod mit seinen furchtbaren Folgen setzte auch diesen Plänen ein Ende.

20

Liu Schao's Tat fand grausige Sühne. Nach einem Blutbade im Palast unter allen unbequemen Würdenträgern bestieg er den Thron, indem er die Ermordung seines Vaters dessen zugleich umgekommenen Vertrauten Sü Tschan-tschü zuschob. Sehr bald aber sammelten sich um seinen Bruder Liu Tsün, der als Gouverneur in Si-yang (dem heutigen Huangtschou unterhalb von Han-k'ou) war und den Liu Schao vergeblich durch Meuchelmord zu beseitigen versucht hatte, eine Schar empörter Provinzial-Satrapen, die es ablehnten, sich dem Mörder in Kien-k'ang zu fügen. Sie brachten eine hinreichende Truppenmacht auf und rückten am Yangtsë hinab. Auf die Nachricht hin wurde Liu Schao von einem immer zunehmenden Teil seiner Anhänger verlassen, eine den Gouverneuren entgegen gesandte Streitmacht wurde vor der Hauptstadt vernichtet, die letztere darauf eingeschlossen. Noch vor der eigentlichen Belagerung wurde sie von dem Kommandanten übergeben, und nun an den Kaiser-mördern das Strafgericht vollzogen. Die Sung-Annalen, sonst so wortkarg, erlassen ihren Lesern nichts von den grauenvollen Einzelheiten der Rache, die sich bis zum Zerstückeln und Verschlingen der Leichen durch die Soldaten steigerte. Liu Schao wurde mit seinen vier Söhnen, sein in die Verschwörung eingeweiht gewesener Halb-Bruder Liu Sün mit drei Söhnen hingerichtet, die neun Köpfe hängte man auf einer großen Dschunke auf, die Körper wurden öffentlich ausgestellt. Den weiblichen Familienmitgliedern wurde gestattet, sich selbst zu entleiben.

Liu Tsün übernahm im Jahre 453 die Regierung, sein posthumer Name ist Hiao-wu ti. Die Art wie er zur Herrschaft gelangte, wie er sie führte

und wie seine Nachkommen sie auffaßten, zeigt, daß die Familie Liu der politischen Gesamtlage niemals mehr gewachsen sein konnte. Waren Liu Yü und Liu Yi-lung (Wên ti) wenigstens zeitweilig noch von dem Glauben einer Neugründung des Reiches getragen gewesen, so konnte
 5 bei allen übrigen Fürsten aus diesem ruhmlosen Hause hiervon keine Rede sein. Und mit dem Reste der Familie und ihrem Anhang war es nicht anders, nicht einmal ein Gefühl für die Gemeinsamkeit des Blutes ist zu spüren, denn das Wüten der Verwandten unter einander ist vielleicht noch neiderfüllter und blutdürstiger als bei den Ssë-ma von Tsin.
 10 Hiao-wu ti muß nach dem Zeugnis der Chronisten ein nicht unbegabter Mann von literarischer Bildung gewesen sein, aber nichts war ihm gleichgültiger als die Geschäfte der Regierung. Er frönte dem Vergnügen, der Jagd, der Prunksucht und vor allem in zunehmendem Maße dem Wein. Dabei war er ein Zyniker, der vor nichts Ehrfurcht hatte, nicht einmal
 15 vor dem Grabe seiner gestorbenen Geliebten oder der alten einfachen Wohnstätte seines Vorfahren Liu Yü, die er „für einen Bauernvater noch viel zu gut“ nannte. Er starb, 34 Jahre alt, im Jahre 464, vermutlich an übermäßigem Alkoholgenuß. Sein Sohn Liu Tsë-ye, der ihm folgte, übertrumpfte ihn in seinen Ausschweifungen um ein erhebliches, und
 20 was dieser fünfzehnjährige Knabe während seiner zehnmonatigen Regierung leistete, ist in der Tat nur durch völligen Irrsinn zu erklären. Namentlich seine geschlechtlichen Orgien gehören zu dem Phantastischsten, was die an solchen Dingen wahrlich nicht arme chinesische Geschichte bietet. Seine getreueste Helferin dabei war seine Schwester Schan-yin,
 25 deren „Wollust und Zügellosigkeit jedes Maß überschritt“, wie die Sung-Annalen versichern. Sie beschwerte sich bei ihrem Bruder, daß „während ihm in den sechs Harems zehntausend Mädchen zur Verfügung ständen, sie sich mit einem einzigen Gemahl begnügen solle“. Der Kaiser sah das Mißverhältnis ein und ließ ihr „dreißig gut aussehende Männer“ zur
 30 Deckung ihrer Bedürfnisse zuweisen (*Sung schu* Kap. 7 fol. 7 v⁰). Daneben war Liu Tsë-ye abergläubisch bis ins Groteske: er jagte mit Zauberrern und Zauberrinnen und mit seinen Haremsdamen nach Gespenstern und bösen Geistern, dabei einer sadistischen Grausamkeit die Zügel lassend. In seinem Blutrausch wütete er auch auf jeden Verdacht hin unter seiner
 35 Umgebung und insbesondere gegen seine Verwandten der älteren Generation. Diese Zustände mußten sehr bald unmöglich werden: am Schluß des Jahres 465 machten ihnen mehrere der Verwandten und mitverschworene Offiziere ein Ende, indem sie den tobsüchtigen Jungen im Palaste erschlugen und an seiner Stelle seinen Oheim Liu Yü *), den 11. von
 40 den 19 Söhnen Wên tis, auf den Thron erhoben. Der neue Kaiser ist als Ming ti verzeichnet. Es war nur ein neues Scheusal, das man sich als Herrscher auserkoren hatte. Nachdem er einen Nebenbuhler unschädlich

* 彧, zu unterscheiden von den auf S. 129 und 155 genannten.

gemacht hatte, der ihm in der Person seines Neffen, eines Bruders von Liu Tsë-ye, eines zehnjährigen Knaben, den mehrere unzufriedene Gouverneure zu ihrem Kandidaten ernannt hatten, in Sün-yang (Huang-meï, nördlich von Kiukiang) erstanden war, widmete er sich mit Eifer und Erfolg der Ausrottung seiner Familie, namentlich seiner Neffen, der noch 5 übrigen 26 Söhne Hiao-wu tis, und danach seiner noch lebenden Brüder, weil er beständig in Sorge war, sie könnten ihm oder seinem auserwählten Nachfolger gefährlich werden. Sie wurden sämtlich ermordet oder gezwungen, Selbstmord zu begehen. Grund genug für solche Sorge scheint allerdings vorgelegen zu haben, wenn die Andeutungen der Historiker 10 über die Herkunft des Nachfolgers auf Wahrheit beruhen. Es war ein im Jahre 463 geborener Knabe Namens Yü *), von dem die Sung-Annalen zwar sagen, er sei der älteste Sohn Ming tis gewesen, über dessen wirkliche Abstammung aber gewisse „Reden von der Straße“ berichtet werden. Das *Nan schi* (Kap. 3 fol. 7 v^o) sagt: „die Mutter Yüs war eine Konkubine 15 von Li Tao-ör (dem ehemaligen Lehrer Ming tis, der bei der Thronerlangung seines Schülers mitgewirkt hatte und dann dessen Günstling geworden war). Ming ti hatte sie ihm geschenkt, daher sagten die Leute, Yü sei Lis Sohn, Yü selbst nannte sich auch General Li“. (Ähnlich *Sung schu* Kap. 9 fol. 12 r^o.) Ssë-ma Kuang erzählt auch (unter *t'ai-schi* 7. Jahr 20 2. Monat), daß Ming ti keine eigenen Söhne gehabt habe und daß er, um diesem Mangel abzuhelpfen, alle schwangeren Frauen der Prinzen heimlich habe in seinen Palast bringen lassen. Alle die von ihnen, die Söhne zur Welt brachten, wurden getötet, und ihre Söhne den kaiserlichen Haremsdamen geschenkt, von denen sie als vom Kaiser herstam- 25 mend, ausgegeben werden mußten. Nach dem, was man sonst von dem Wüstling weiß, ist die Geschichte nicht unwahrscheinlich.

Zu Beginn des Jahres 472 erkrankte Ming ti, vermutlich in Folge völliger körperlicher Zerrüttung, und starb nach wenigen Monaten, 33 Jahre alt, nachdem er vorher noch einen Regentschaftsrat für seinen Nachfolger, 30 den neunjährigen Yü, eingesetzt hatte. In diesem Rate befand sich bezeichnenderweise nur ein Mitglied der Liu-Sippe, Liu Hiu-fan, der einzige von den zahlreichen Söhnen Wên tis, den der Neffe am Leben gelassen hatte. Der neue Kaiser, unter dem Namen Ts'ang-wu wang bekannt (ein vollwertiger posthumer Tempelname ist ihm versagt geblieben), entwickelte sich 35 trotz seiner anderweitigen Herkunft und trotz seiner Jugend sehr bald zu einem würdigen Mitgliede des verkommenen Sung-Geschlechts. Er hat während seiner fünfjährigen Regierungszeit lediglich die Rolle des schlecht erzogenen, immer auf mutwillige und boshafte Streiche bedachten Jungen gespielt, dessen Treiben in dem Maße an Gefährlichkeit zunahm, wie er 40 sich seiner Macht bewußt wurde. Im Sommer 474 machte Liu Hiu-fan, der echte Liu im Regentschaftsrat, Gouverneur von Kiang-tschou, den

*) 昱

Versuch, den unechten Sproß seiner Familie zu beseitigen. Er sammelte ein Heer in Sün-yang und rückte mit einer Flotte gegen die Hauptstadt vor. Die übrigen Mitglieder des Rates erklärten sich gegen ihn. Ihr eigentlicher beauftragter Gewalthaber war der General Siao Tao-tsch'êng, 5 der schon unter Wên ti gedient hatte und nach Ming tis Tode von ihnen als oberster militärischer Befehlshaber berufen war. Er war ein Abkömmling des treuen Parteigängers und Helfers des ersten Kaisers der Han, Siao Ho (I, 257 ff., 274, 275 ff.), in der 24. Generation, und seine Vorfahren waren durchweg Beamte, zum Teil hohe Würdenträger und Gelehrte 10 gewesen. Siao-Tao-tsch'êng vertrieb die heranrückenden Scharen nach kurzem Kampfe, verbrannte ihre Schiffe, nahm Liu Hiu-fan gefangen, ließ ihn hinrichten und seinen Kopf ausstellen. Diese Tat gab dem erfolgreichen General eine überragende Stellung gegenüber den Regenten, und von nun ab tritt er in den Mittelpunkt des Geschehens. Die Streiche des 15 Ts'ang-wu wang, der sich oft Nachts allein innerhalb und außerhalb der Stadt herumtrieb und Unfug anstiftete, ließen in seiner Umgebung die Notwendigkeit immer deutlicher werden, daß dem ein Ende gemacht werden müsse. Verschwörungen wurden mehrfach bemerkbar, die Würdenträger in der Hauptstadt und in den Provinzen suchten Siao zu einem Einschreiten 20 zu bewegen, aber dieser lehnte zunächst noch ab. Schließlich jedoch wurde er selbst das Ziel der kaiserlichen Belustigungen. Der boshafte Junge, der keine Hemmungen mehr kannte, verfolgte den ihm widerwärtigen General mit aller Art Verhöhnungen und Unbilden. Als er ihn eines Tages im heißen Sommer mit abgelegten Kleidern schlafend fand, malte er ihm 25 eine Scheibe auf den Bauch und wollte mit Pfeilen danach schießen. Nur mit Mühe brachte man ihn davon ab, aber um sich zu entschädigen, ließ er dann eine Holzfigur anfertigen, die Siao darstellte, und vergnügte sich mit dieser. Das *Nan schi*, das ausführlicher von alle den Missetaten erzählt, berichtet auch, daß der Ts'ang-wu wang das Amtsgebäude des 30 Generals mit eigener Hand angezündet und gedroht habe, den Verhaßten mit der Lanze zu durchstechen. So beschloß Siao Tao-tsch'êng, für seine eigene Sicherheit Sorge zu tragen. Ein ihm blindlings ergebener General Namens Wang King-tsè unternahm es im Sommer 477 mit mehreren anderen Genossen aus der Umgebung des Kaisers, diese Sicherheit herbei- 35 zuführen. Nach einem der nächtlichen Exzesse des Vierzehnjährigen fielen die Verschworenen über ihn her, schlugen ihm den Kopf ab und sandten ihn zu Siao Tao-tsch'êng. Dieser setzte sich mit der kaiserlichen Mutter (die vorhin erwähnte Konkubine von Li Tao-ör) in Verbindung und ließ sie einen der angeeigneten „Söhne“ Ming tis zum Nach- 40 folger ernennen, der den Namen Schun ti führt. Die dreijährige „Regierung“ dieses achtjährigen Knaben hat nur dazu dienen müssen, die jetzt feststehenden Plane Siao Tao-tsch'êngs zur Reife zu bringen. Er konnte sie nicht ohne Widerstand verfolgen. Mehrere von den hohen Würdenträgern, darunter frühere Kampfgenossen von ihm, erhoben sich gegen

den Usurpator, wohl nicht so sehr aus Anhänglichkeit an das Haus Sung als in Verfolgung eigener Ziele, und planten seine Ermordung. Aber Siao hatte eine glückliche Hand, er wurde mit allen seinen Gegnern fertig, indem seine Anhänger schneller mit dem Säbel waren als jene, die nun verschwinden mußten. Nachdem die Lage somit geklärt war, ließ sich 5 Siao Tao-tsch'êng, jetzt der eigentliche Regent, mit der Herrschaft über sechzehn Präfekturen belehnen; im Jahre 479 wurde er Herzog, einen Monat später König von Ts'ï. Warum gerade dieser Name gewählt wurde, ist nicht ersichtlich, die Stadt seiner Väter, P'ei, hat nie zu Ts'ï gehört. Das Übrige vollzog sich in den bekannten Formen früherer gleicher Fälle: 10 Verleihung aller Abzeichen kaiserlicher Würde durch den nominellen Inhaber des Thrones, Übergabe der Herrschaft an den „hochverdienten“ Gewalthaber durch Edikt und Rücktritt des Entthronten. So ist die amtliche Lesung der Sung-Annalen. Es heißt dann noch: „der Kaiser wurde zum Fürsten von Ju-yin ernannt. Im fünften Monat (479) siedelte 15 er nach dem Palast von Tan-yang (östlich von Nanking) über, im sechsten begrub man ihn“ (Kap. 10 fol. 7 v^o). Im *T'ung-kien* (*kien-yuan* 1. Jahr 3., 5. u. 6. Monat) kann man die Einzelheiten lesen über die Wegführung des zwölfjährigen Knaben, die nach dem *Nan schi* ebenfalls von Wang King-tsê besorgt wurde, sowie über die bald darauf erfolgte Ermordung. 20 Was noch an Mitgliedern der unseligen Liu-Familie vorhanden war, wurde von dem neuen Herrscher vertilgt. Auf die ruhmlose Sung-Dynastie folgten die fast ebenso ruhmlosen der Ts'ï (auch Nan Ts'ï „Südliche Ts'ï“ genannt) und Liang.

Diese beiden Dynastien gehören zusammen, es ist die gleiche Familie 25 Siao, von der sie gebildet werden, und warum diese den Namen gewechselt hat, läßt sich nur vermuten. Siao Tao-tsch'êng, mit posthumem Namen Kao ti, sah ebenso wie einst der Gründer der Sung-Dynastie, Liu Yü (s. oben S. 146), sein Lebensziel erreicht, nachdem er die Herrschaft errafft hatte; große Unternehmungslust zeigte er seitdem nicht mehr. Der ganze 30 Tatwille dieser Thronräuber scheint sich in den Intriguen und Greueln zu erschöpfen, die sie zur Befriedigung ihres persönlichen Ehrgeizes nötig zu haben glauben, das Gefühl einer Verantwortlichkeit sucht man nachdem vergebens. Die konfuzianische Ethik ist entweder noch nicht in diese Kreise gedrungen oder wieder daraus verschwunden, mag es sich 35 um Emporkömmlinge handeln wie die Liu oder um alte, hochgestellte Geschlechter wie die Siao. Vor allem ist man betroffen über die unerhörte Bedenkenlosigkeit, mit der unter den Mitgliedern der eigenen Familie, unter Brüdern und Vätern ebenso wie unter Vettern und Oheimen mit Schwert und Gift gewütet wird, sobald sie dem Hochgekommenen ge- 40 fährlich oder unbequem scheinen. Wo sind die „fünf ewigen Ordnungen“ (I, 207) des Konfuzius, das Grundgesetz seiner Lehre, auf dem die Familie und mit ihr der Staat ruht, bei dieser endlosen Kette von Verbrechen wider das eigene Fleisch? Noch erhöht wird das Grausige dieser Bluttaten durch

die zynische Gleichgültigkeit, ja Selbstverständlichkeit, mit der sie ausgeführt werden. Und dabei spielt sich das alles auf dem Hintergrunde einer eifervollen Erklärung, Ausweitung und Lobpreisung der kanonischen Lehre, dann auch auf dem einer Hingabe an die buddhistische Predigt
 5 der Milde und Güte ab. Der Gegensatz erscheint kaum faßbar. Mit Staunen und Abscheu haben die „Barbaren“ im Norden zunächst dieses Treiben am Yang-tsë beobachtet, und zweifellos würden sie ihm ein Ende bereitet haben, wenn die natürlichen Hindernisse nicht eine Eroberung der sumpfigen Niederungen verhindert hätten. An Versuchen dazu hat es auch weiter
 10 nicht gefehlt.

Bald nach Siao Tao-tsch'êngs Thronbesteigung flammten die Kämpfe mit Wei wieder auf, zunächst wieder nur in Form von Grenzüberfällen, dann aber auch nach größerem Plane. Kampfgebiet war das Land am Huai-Fluß, das heutige nördliche An-hui. Der erste Angriff kam von
 15 Wei im Frühling 480. Die Annalen von Ts'i behaupten, „die Banden d. h. Wei) seien in Schou-yang (das heutige Schou auf der Südseite des Huai) plündernd eingefallen, aber von dem Gouverneur von Yü tschou (zwischen dem Huai und der Südgrenze von Ho-nan) vertrieben worden“ (Kap. 2 fol. 6 r⁰), die von Wei dagegen, „der Gouverneur von Yü tschou
 20 sei in Hia-ts'ai (bei Schou) plündernd eingefallen und von dem Fürsten von Tsch'ang-li (am Golf von Liao-tung) besiegt worden, dabei seien über 30000 Gefangene gemacht und nach der Hauptstadt gesandt worden“ (Kap. 7a fol. 16 v⁰). Über solche Widersprüche darf man nicht überrascht sein, die Annalen haben den Ruhm ihrer Dynastie zu verkünden.
 25 Fast das ganze Jahr hindurch zogen sich die Kämpfe hin, am meisten Not litt dabei natürlich die Bevölkerung. Mit diesem neuen Vordringen der Wei nach Süden wird es zusammenhängen, daß Kao ti im Jahre 480 die Hauptstadt Kien-k'ang stärker befestigen ließ. Die Stadt war bisher, abgesehen von den Palästen und der Zitadelle Schi-t'ou tsch'êng, nur
 30 durch Bambus-Pallisaden geschützt gewesen, und diese wurden jetzt, wenigstens teilweise, durch Steinmauern ersetzt.

Eine Zeit ungewöhnlicher Ruhe waren die folgenden Jahre unter Kao ti und seinem Sohne Wu ti, der dem Vater nach dessen Tode im Jahre 482 gefolgt war. Wu ti war ein friedliebender, schlichter und allen Exzessen
 35 abholder Mann. Der Chronist rühmt seine Milde, die dem Volke keine Lasten auferlegte, und seine Einfachheit, die nicht die Einkünfte des Landes in den Palästen verschwendete. Und der Nachruf schließt mit den Worten: „Im Norden erfreute man sich der Anhänglichkeit der Jungstämme, im Süden brachte man die Lieder der I-Völker dar (als Zeichen
 40 friedlicher Unterwerfung). Auf Märkten und Plätzen war Ruhe und Stille, innen und außen herrschten Friede und Eintracht“ (*Nan Ts'i schu* Kap. 3 fol. 20 r⁰). Auch wenn man die poetische Sprache auf ihre wirkliche Bedeutung zurückführt, so legt das Eulogium doch Zeugnis ab für eine friedliche Ruhepause nach all den Greueln, die man erlebt hatte. Die Wissen-

schaften blühten unter den starken Anregungen des Buddhismus auf, Konfuzianer und Śramanas maßen sich in gelehrten Erörterungen, namentlich war Wu ti's zweiter Sohn, Siao Tsě-liang, der Mittelpunkt eines größeren Kreises von Berühmtheiten. Es traf sich günstig, daß auch über die „Jung- 5 Stämme“, d. h. Wei, damals ein maßvoller, hochgebildeter und dem Konfuzianertum sehr ergebener Herrscher, Hiao-wên ti, regierte, und wenn man von einem bewaffneten Zusammenstoß im südwestlichen Ho-nan im Jahre 488 absieht, der durch den Angriff des Generals Tsch'ên Hien-ta von Ts'ï hervorgerufen war, aber ohne weitere Folgen blieb, so herrschte bis zum Tode des dreiundfünfzigjährigen Kaisers Wu ti, im Jahre 493 ein 10 durchweg friedliches Verhältnis zwischen den beiden Mächten, das seinen Ausdruck auch in einer ganzen Reihe gegenseitiger Gesandtschaften fand.

Aber dann war auch die Ruhe zu Ende, und eine neue Folge von Greuel-taten setzte ein. Da Wu ti's Sohn kurz vor dem Vater gestorben war, wurde sein Enkel, der neunzehnjährige Siao Tschao-ye, später Fürst von Yü-lin, 15 sein Nachfolger. Zugleich mit ihm taucht wieder ein finsterer Dämon des Geschlechtes auf, ein blutgieriger Wüstling, der sich an den Massenmördern des Sung-Hauses ein Beispiel nimmt. Er war der Sohn des Fürsten Siao Tao-schèng von Schi-ngan-tschêng, eines Bruders von Kao ti, und hatte den Namen Siao Luan, „der Phoenix von Siao“, was wenig genug 20 zu dem Träger paßte. Das jugendliche Alter des neuen Kaisers, der übrigens auch keine unantastbare Persönlichkeit gewesen zu sein scheint (sein Chronist nennt ihn „einen Mann von glatten Manieren, aber innerlich voll heimlicher Ränke“), war für die Großen der Hauptstadt Anreiz genug, ihren eigenen Plänen nachzugehen. Eine von Siao Luan geführte 25 Verschwörung beschloß die Beseitigung des Jünglings. Die Häuptlinge, darunter auch Tsch'ên Hien-ta, drangen im Sommer 494 mit einer Schar Soldaten in den Palast, der Kaiser flüchtete hinaus, wurde aber ergriffen und niedergemacht. Siao Luan setzte den Bruder des Ermordeten, Siao Tschao-wên, späteren Fürsten von Hai-ling, einen vierzehnjährigen Knaben, 30 an seine Stelle, lediglich um ihm später das gleiche Schicksal zu bereiten. Aber zunächst erstickte der Usurpator der Macht allen gegenwärtigen oder künftig möglichen Widerstand im Blute. Elf von den Fürsten und Großwürdenträgern, wohl alle Angehörige seiner eigenen Sippe, ließ er auf verschiedene Weise mit verschiedenen Mitteln im Jahre 494 umbringen, 35 weil sie sein Verfahren mißbilligten, oder weil er annahm, daß sie es mißbilligen würden. Es ist unnötig, auf Einzelheiten dieser Kette von Verbrechen einzugehen, auch die chinesischen Chronisten enthalten sich, vielleicht um ihren Abscheu zu zeigen, weiterer Erklärungen.

Nachdem so der Weg von allen drohenden Hindernissen freigemacht 40 war, konnte der würdige Vertreter der Familie unverzüglich auf sein Ziel zuschreiten. Die Form, die er wählte, entsprach der „Ordnung“. Die Kaiserin-Mutter hatte ein Edikt erlassen, durch das der Kaiser, der wegen seiner Jugend den Geschäften nicht gewachsen sei, des Thrones entsetzt, und

Siao Luan zur Nachfolge berufen wurde. Wenige Wochen danach, Ende 494, verkündete man, daß „der Fürst von Hai-ling erkrankt sei; man habe mehrfach Ärzte zu ihm geschickt, die ihn untersucht hätten, aber er sei gestorben“ (*Nan Ts'í schu* Kap. 5 fol. 4 v^o). „Auf dreimaliges Bitten
5 der Minister übernahm Siao Luan die Regierung“, sagt die Chronik (Kap. 6 fol. 2 v^o). „Luan, der Herrscher von Ts'í, ermordete den Fürsten von Hai-ling“, entscheidet Tschu Hi (*Kang-mu*, Kap. 28 fol. 36 r^o), und zweifellos hat er Recht.

Siao Luans oder, wie er mit seinem posthumen Namen heißt, Ming ti
10 Schandtaten erregten den Unmut des Kaisers Hiao-wên ti von Wei in solchem Maße, daß der ganz in konfuzianischem Geiste regierende Herrscher es für seine Pflicht ansah, gegen den Mörder einzuschreiten, zumal mehrere von den Gouverneuren von Ts'í sich ihm freiwillig unterwarfen. Im Frühjahr 494 hatte er seine Residenz nach Lo-yang verlegt, damit
15 glaubte er seiner Stellung als „Himmelsohn“ auch die geschichtlich-überlieferungsmäßige Grundlage gegeben zu haben, die Dynastie im Süden war ihres „Auftrages“ längst verlustig, der Fürst dort des Verbrechens „gegen alle Gesetze von Himmel und Erde“ schuldig. Hiao-wên ti glaubte die Stunde zur Vereinigung des Reiches gekommen. Schon 493 war die
20 Verlegung der Hauptstadt und der Krieg gegen Ts'í beschlossen. Die Minister waren einmütig und leidenschaftlich gegen den letzteren, der Ausgang der früheren Versuche, namentlich der von Fu Kien (s. oben S. 96 ff.) mochte sie schrecken. Aber der Kaiser blieb fest, er stellte ein Heer von 300000 Mann auf, und der Vormarsch begann noch im
25 gleichen Jahre, zunächst nach Lo-yang, wo bereits vorher eine Brücke über den Lo-Fluß geschlagen war. Dort erhob sich neuer Widerspruch in der gesamten Umgebung, die Minister warfen sich schließlich vor dem Pferde des Kaisers nieder und beschworen ihn, das Unternehmen aufzugeben. Hiao-wên ti wurde schwankend und stand zunächst von weiterem
30 Vorrücken ab. Im nächsten Jahre kamen die Nachrichten von den neuen Greuelthaten in Ts'í, und nun stand der Entschluß des entrüsteten Herrschers fest, die Verbrecher zu bestrafen. Anfang 495 schickte er zuerst ein Schreiben, dann eine Gesandtschaft zum Yang-tsë, um Ming ti seine schwere Schuld vorzuhalten. Welche Wirkung diese Schritte hatten, erfahren
35 wir nicht, wohl aber, daß das Heer noch im Winter den Huai überschritt und Tschung-li (beim heutigen Fêng-yang in An-hui) besetzte. Die Wei enthielten sich jeder Plünderung und gewannen durch ihr Verhalten die Bevölkerung für sich. Trotzdem nahm das große Unternehmen ein kümmerliches Ende: die Truppen von Wei wurden überall von den Generalen
40 von Ts'í geschlagen, und im Sommer wurde das offenbar durch Krankheit während der Regenzeit arg mitgenommene Heer zum Huang ho zurückgeführt. Den natürlichen Schutzwehren der Niederung und des großen Stromes verdankte auch diesmal die südliche Dynastie die Fortsetzung ihres unrühmlichen Daseins. Während der folgenden Jahre haben sich

die Kämpfe sowohl im Huai-Gebiet wie in den Grenzgegenden des südwestlichen Ho-nan, namentlich bei Nan-yang und südlich davon, mehrfach wiederholt, aber eine größere Bedeutung kommt ihnen nicht zu, und keiner der beiden Gegner hat wesentliche Vorteile erringen können. Im Jahre 500, als die Zustände in Nanking sich wieder ständig verschlechterten, 5 unterstellte der Statthalter von Yü tschou (Süd-Ho-nan) das Gebiet von Huai-nan den Wei, so daß nunmehr infolge der Verkommenheit der südlichen Herrschaft dem neuen Kaiser Sün-wu ti von selbst zufiel, was sein Vater in allen Kämpfen nicht hatte erlangen können.

In der Tat scheinen sich während dieser Jahre die Dinge bei den Ts'ü 10 wieder einmal der Unmöglichkeit zu nähern. Ming ti, dessen besonders vertraute Helfer die in der Gestaltung der Thronfolge erprobten Henker Wang King-tsé (s. oben S. 156 f.) und Tsch'ên Hien-ta (S. 159) gewesen waren, fühlte im Jahre 498 sein Ende herannahen. Ehe er starb, schien es ihm nötig, für die Thronfolge seines Sohnes ausreichende Sicherheit 15 zu schaffen und zu diesem Zwecke ein neues Blutbad unter seinen Verwandten anzurichten. Gegen die beiden Genossen seiner Taten — vielleicht weil sie zu viel davon wußten — war aber in Ming ti allmählich ein geheimes Mißtrauen erwachsen, und jeder von ihnen teilte es, ein verständlicher psychischer Vorgang bei den Teilnehmern finsterner Geheim- 20 nisse. Wang King-tsé war deshalb einem drohenden Schicksal zuvorgekommen; er hatte im hohen Alter im Jahre 498 eine Verschwörung versucht und war dabei zu Tode gekommen. Tsch'ên Hien-ta endete bald nach Ming tis Tode ebenso bei einem Unternehmen von gleicher Art und größerem Ausmaße. Der grauenvolle Plan Ming tis reifte in ihm beim Anblick 25 der zahlreichen noch vorhandenen Nachkommen von Kao ti und Wu ti, von denen er annahm, daß sie seinem eigenen zur Thronfolge bestimmten und des entmenschten Vaters durchaus würdigen fünfzehnjährigen Sohne gefährlich werden könnten. Er vertraute die Angelegenheit einem der Enkel von Kao ti, Siao Yao-kuang, an — er muß Grund gehabt haben, 30 diesem das Ungeheuerliche zumuten zu dürfen —, und dieser übernahm die Ausführung des Massenmordes seiner eigenen Familie. Zehn Prinzen mit ihren Familien wurden erbarmungslos hingeschlachtet, selbst Tsch'ên Hien-ta war entsetzt über das Geschehene. Wir übergehen wieder die grauenvollen Einzelheiten. Wenige Monate danach starb Ming ti, sein 35 Sohn Siao Pao-küan konnte ungehindert den Thron besteigen.

Die Früchte aus dieser blutigen Saat konnten kein Segen sein. Siao Pao-küan, später als Graf von Tung-hun bezeichnet, hatte von seinem Vater die Verantwortungslosigkeit und den Blutdurst geerbt, dabei war er völlig in den Händen der Eunuchen und Unterbeamten. „Sein Titel 40 (Tung-hun heißt „die Wirrnis des Ostens“) deutet den Gedanken des Himmels über ihn an“, sagt der Chronist von ihm (*Nan Ts'ü schu* Kap. 7 fol. 11 v^o). Die kurze Zeit, die er regieren durfte, brachte den Staat dem Untergange nahe. Einer nach dem anderen unter den hohen Satrapen

und schließlich seine eigenen Brüder erhoben sich gegen den jungen Wüstling: zuerst Tsch'en Hien-ta, dessen kurze Erhebung, wie erwähnt, mit einem Mißerfolg und seinem Tode endete; dann Ts'ui Hui-king, den man nach Huai-nan gegen die Wei geschickt hatte, von denen das Land besetzt war (s. oben S. 161). Er machte gemeinsame Sache mit Siao Pao-küans Bruder Siao Pao-hüan und bot diesem den Thron an. Beide rückten im Jahre 500 gegen die Hauptstadt, wurden aber dort überwältigt und getötet. Im nächsten Jahre beschloßen zwei andere Verwandte, den Thron frei zu machen: Siao Yen, derselben Familie angehörig wie der Kaiser, aber einer schon mehrere Generationen vor Kao ti abgezweigten Linie entstammend, und Siao Pao-jung, ein jüngerer Bruder von Siao Pao-kuan, ein zwölfjähriger Knabe, der von einer Anzahl von hohen Würdenträgern der Hauptstadt und der Provinzen, darunter auch Siao Yen, gedrängt wurde, den Platz seines unwürdigen Bruders einzunehmen. Siao Yen hatte unter Ming ti im südwestlichen Ho-nan gegen die Wei gekämpft und befand sich in Siang-yang am Han-Fluß als seinem Hauptquartier, Siao Pao-jung war in Kiang-ling (King-tschou). Während dieser sich dort zum Kaiser ausrufen lies, versammelte Siao Yen seine Truppen und verglich sich mit Wu wang von Tschou, der an der Furt von Mêng seine Getreuen zur Vernichtung des Tyrannen von Schang aufforderte (I, 92). Im Jahre 501 rückte er den Han und den Yang-tsë hinab, besetzte die Städte Wu-tsch'ang, Si-yang (Huang-tschou) u. a. und stand im Herbst vor der Hauptstadt. Nachdem er sich der Zitadelle Schi-t'ou tsch'eng bemächtigt hatte, schritt er zur regelrechten Einschließung der Stadt. Der in seinen Grausamkeiten halb irrsinnige Siao Pao-küan wurde allmählich von Allen verlassen; eine Abteilung der eigenen Soldaten drang in den Palast, erschlug ihn und schickte seinen Kopf an Siao Yen. Die Stadttore wurden geöffnet, die Stadt von den Belagerern besetzt. Siao Yen ernannte sich zum Großmarschall, ließ aber das Scheinbild des Kaisers Siao Pao-jung und einer „Kaiserin Mutter“ noch bestehen, damit die zu erlassenden Edikte einen Ausgangspunkt hätten. In diesen wurde ihm unter anderen Ehren auch ein Gebiet von zehn Präfekturen als Lehen überwiesen und nach der einen von ihnen, Liang kün in Ho-nan, der Titel Herzog von Liang verliehen. Es folgten dann 502 weitere Zuweisungen und der Titel Fürst von Liang, das Spiel mußte nach berühmten Mustern zu Ende geführt werden. Den stärksten Einfluß auf Siao Yen hatte in dieser Zeit Schên Yo, der berühmte Geschichtschreiber und Verfasser des *Sung schu*, wohl auch des ursprünglichen *Tsin schu*, sowie einer Chronik von Nan Ts'i (s. oben S. 3). Der Herzog von Liang, ein im Grunde sittlich denkender Mann, schwankte und zögerte, weiter zu gehen. Erst Schên Yo wußte ihn mit seiner gelehrten Dialektik über seine Bedenken hinwegzubringen, und wenn man die dunklen Andeutungen in seiner Lebensbeschreibung (*Liang schu* Kap. 13 fol. 6 r^o ff.) richtig auslegt, war dieser Mann nicht nur der Anstifter der Absetzung, sondern auch der Ermordung

Siao Pao-jungs, die er im Interesse der Sicherheit der neuen Herrschaft für nötig hielt. So nahm das Schicksal seinen Lauf: Siao Pao-jung, mit posthumem Namen Ho ti, wurde des Thrones verlustig erklärt und nach Ku-schu (T'ai-p'ing, stromaufwärts von Nanking) verwiesen. Im gleichen Jahre „starb er“. Mit ihm mußten noch drei seiner Brüder, Knaben 5 im jugendlichen Alter, „wegen geplanter Rebellion“ ihr Leben lassen. Nach diesen Vernichtungsmaßnahmen bestieg Siao Yen den Thron und nannte seine Dynastie Liang.

Der neue Herrscher, in den Annalen als Wu ti von Liang geführt, ist eine von Gegensätzen beherrschte und daher schwer begreifliche Persön- 10 lichkeit. Wie seine Vorgänger bahnt er sich den Weg zur Herrschaft durch den Mord der Unschuldigen, dann empfindet er Gewissensnot und wird, auf den Thron gelangt, zunächst ein sittenstrenger Konfuzianer, der einfach in Kleidung und Nahrung ist und, wie Ssë-ma Kuang hervor- 15 hebt, „unter den Beamten die sittlich hochstehenden und gerechten aus- wählt und zur Beförderung vor sich ruft als diejenigen, welche den Pflichten der Regierung am meisten genügen“. Je älter er wird, um so starrer wird sein Festhalten am konfuzianischen Lehr- und Kult-System, bis er dann zum Buddhismus hinüberneigt und sich ihm schließlich bis zum Fanatismus hingibt, Klöster errichtet, buddhistische Büchersammlungen anlegt 20 und als völlig passiver Fatalist in hohem Alter sein tragisches Ende findet.

Der erste Teil der langen Regierungszeit Wu tis wurde von neuen und höchst erbitterten Kämpfen mit Wei ausgefüllt. Bei dem neuen Dynastie- 25 wechsel meinte man dort abermals, daß die Zeit für eine Angliederung des Südens gekommen sei, zumal der Anlaß dazu von den Siao selbst gegeben wurde. Dem Blutbade bei der Thronbesteigung war ein Bruder des Entthronten, Siao Pao-yin, entronnen und nach Wei geflüchtet. Dort flehte er den Kaiser Süan-wu ti um Schutz und Rache gegen den Mörder an. Der Kaiser (in Wirklichkeit der Regent, sein Oheim Hie, s. unten) nahm den Jüngling freundlich auf, machte ihn zum Fürsten von Ts'ü und 30 versprach ihm die Rache. Im Spätherbst 503 brachen die Truppen in das Gebiet südlich vom oberen Huai ein und belagerten die Stadt Yi-yang (südlich vom heutigen Sin-yang an der Nordost-Grenze von Hupei). Um die Stadt zu entlasten, wandte sich der Heerführer von Liang gegen das den Wei gehörige Schou-yang in Huai-nan (s. oben S. 158). 35 Die Stadt wurde unter Leitung der tapferen Gemahlin des abwesenden Kommandanten verteidigt und so lange gehalten, bis Siao Pao-yin mit seiner Truppen-Abteilung eintraf und den Belagerer in die Flucht schlug. Damit fiel 504 auch Yi-yang, und die Wei faßten nunmehr auch im Westen 40 festeren Fuß. Die Kämpfe setzten sich die folgenden Jahre fort, und zwar zunächst mit immer stärkeren Verlusten für den Süden, bis zum Tode des Kaisers Süan-wu ti von Wei im Jahre 515; danach gestalteten sich die Verhältnisse im Norden ähnlich denen, die wir im Süden kennen gelernt haben, so daß alle außenpolitische Tätigkeit gelähmt wurde. Das Jahr 505 sah

zahlreiche und heftige Kämpfe im Westen, wo die Wei ihre Macht bis weit hinein in die Mitte des nördlichen Ssë-tsch'uan ausdehnten. Namentlich war es das Land östlich von dem Flusse Fou kiang, etwa zwischen den heutigen Städten Lung-ngan und T'ung-tsch'uan, wo die meisten
 5 Schlachten stattfanden. Da die Wei-Annalen ausführlich über ihre Siege berichten, die von Liang aber sehr wortkarg sind, so kann man annehmen, daß der Erfolg in der Tat auf seiten der Nordmacht war. Dazu kamen weitere freiwillige Übertritte südlicher Provinzial-Satrapen in das Wei-Reich, so besonders des Präfekten von Han-tschung, Hia-hou Tao-ts'ien,
 10 eines ehemaligen Parteigängers von Siao Yen, der durch heimtückischen Verrat das wichtige Gebiet zum Abfall brachte, und des Gouverneurs von Mien-tung (westlich von Han-tschung), der den Wei sieben Bezirke (*kün*) zuführte. So hatte das Nordreich seine Grenze in dieser Zeit auf der Südseite im Westen bis fast an den Yang-tsë, im Osten in bedrohliche
 15 Nähe davon vorgeschoben. Aber der Rückschlag erfolgte bald danach im Jahre 507. Anscheinend war in Wei von dem tatkräftigen Regenten ein entscheidender Schlag gegen Liang vorbereitet. Ein Heer von mehreren hunderttausend Mann, bei dem auch Siao Pao-yin als Kommandant war, rückte über den Huai gegen Tschung-li (s. oben S. 160), das sich noch
 20 in den Händen von Liang befand, und berannte die Stadt. Die Wei hatten über den Strom eine Brücke geschlagen, um so die dauernde Verbindung mit dem immer umstrittenen Gebiete herzustellen. Die Stadt wurde tapfer verteidigt, und bald rückte auch von Kien-k'ang eine Entsatz-Armee an. Wochen hindurch wurde von beiden Seiten erbittert gekämpft.
 25 Den Liang-Truppen gelang es, allerdings mit furchtbaren Opfern — es sollen allein hunderttausend in den Fluten des in der Regenzeit hoch gehenden Stromes umgekommen sein —, die Brücke in Brand zu stecken und das Lager der Wei auf der Nordseite zu nehmen. Die Niederlage der letzteren war vernichtend, die geringen Reste der Überlebenden konnten
 30 nur mit Mühe nach Norden entkommen. Durch diese Katastrophe kamen die Eroberungen der Wei zum Stillstand. Wenn überhaupt noch, im Norden oder im Süden, der ernstliche Wille zu einer Vereinigung der beiden Großmächte bestand, so zeitigt er jedenfalls bis auf weiteres keine Taten von entscheidender Bedeutung mehr. Durch militärische Überlegenheit der
 35 einen über die andere war offenbar das Ziel nicht zu erreichen. Ob etwa der in Liang wie in Wei immer stärker werdende Einfluß des Buddhismus dazu beigetragen hat, die Neigung zum Kriege zu dämpfen, ist eine Frage, die an sich manches Wahrscheinliche hat, aber nach unserer bisherigen Kenntnis der Quellen nicht mit Sicherheit zu entscheiden ist. Die blutigen
 40 Gewalttaten innerhalb der herrschenden Familien hat er jedenfalls nicht verhindert.

Schon 508 machten sich die Wirkungen der Niederlage von Wei geltend, indem die Gebiete in Süd-Ho-nan und Nord-Hu-peï, nachdem sie heimlich in Verbindung mit den Militärgouverneuren von Liang getreten waren,

wieder von dem Nord-Staate abfielen, und wenn auch die Wei zum Teil ihre Herrschaft wiederherstellen konnten, so blieb doch das Grenzland im Süden ein immer gefährdeter Besitz. Auch nördlich vom Huai brachen mit Unterstützung von Liang Aufstände aus, und die Wei hatten Mühe, hier ihren Besitz zu erhalten. Unzweifelhaft machten die Liang hier wieder 5 langsam Fortschritte. Ein Vorfall aus dem Jahre 509 ist kennzeichnend für die Lage im allgemeinen sowohl, wie für die Sinneswandlung, die mit Wu ti von Liang vorzugehen begann. Der Kaiser von Wei hatte seinen Vertrauten, den gelehrten Tung Schao, in das Kampfgebiet nach Yü tschou (s. oben S. 158) entsandt, um dort die Bevölkerung zu beruhigen. 10 Er wurde gefangen und nach Kien-k'ang geschickt. Dort erregte er durch seine klugen Reden Aufsehen, und Wu ti ließ mit ihm verhandeln. Er stellte ihm vor, daß durch die jahrelangen Kämpfe die Bevölkerung unsagbare Not leide, und daß es eine edle Aufgabe sei, zwischen den beiden Regierungen einen dauernden Frieden zu vermitteln und so das Volk zu 15 beruhigen. Er wolle ihn nach Wei zurücksenden, damit er in diesem Sinne wirke: als Zeichen des guten Einvernehmens wolle man Su-yü (das heutige Su-ts'ien in Kiang-su nördlich vom Huai; soweit waren also die Liang bereits vorgedrungen) an Wei zurückgeben, und dieses solle dafür Hant-schung an Liang überlassen. Inzwischen hatte der Kaiser von Wei mehrere 20 gefangene hohe Offiziere von Liang nach Kien-k'ang gesandt, um Tung Schao gegen sie auszutauschen. Dieser versprach, seinem Herrn Alles zu berichten und kehrte zurück. Aber, so schließt die Schilderung in der Lebensbeschreibung Tung Schaos (*Wei schu* Kap. 79 fol. 9 v^o), „der Kaiser stimmte dem nicht zu“. So gingen denn auch während der folgenden 25 Jahre die Kämpfe, wenn auch in sehr viel kleinerem Ausmaße, weiter, man entriß sich gegenseitig einzelne Gebiete, eroberte sie dann teilweise wieder zurück, aber an der Gesamtlage wurde zunächst wenig geändert. Namentlich um die wichtige Stadt Schou-yang (Schou) am Huai wurde erbittert gekämpft, und der im Jahre 516 von Liang unternommene, völlig 30 mißglückte Versuch, den Strom aufzustauen, um die Stadt zu überschwemmen, kostete ungezählten Tausenden das Leben. Erst im Jahre 526, nachdem in den Jahren vorher die Gebiete am Huai bis nach Kiang-su hinein den Wei abgenommen waren, kam auch die feste Stadt wieder an Liang. Im Jahre 515 starb Süan-wu ti plötzlich, 32 Jahre alt, damit trat, wie erwähnt, 35 in Wei eine neue Lage ein, die allen größeren Unternehmungen gegen den Süden und sogar einem wirksamen Widerstande ein Ende machte.

Inzwischen geriet Wu ti von Liang mehr und mehr unter den Einfluß der buddhistischen Lehren und der Mönche; aus, oder vielleicht besser, neben dem orthodoxen Konfuzianer wurde er ein übereifriger Buddhist. 40 Wir kennen die Einzelheiten von der Bekehrung des Kaisers nicht, insbesondere ist nicht bekannt, ob etwa bestimmte Personen und welche einen derartigen starken Einfluß auf ihn ausgeübt haben, wohl aber wissen wir, daß damals Scharen von fremden und einheimischen Śramaṇas im

Süden wie im Norden die Lehre Śākyamunis verbreiteten, daß sie die Gunst der Herrscher in hohem Maße genossen, überall Klöster gründeten, reiche Zuwendungen erhielten und eine dauernde Verbindung mit Mittel-Asien und Indien aufrechterhielten. Wir werden auf diese starke geistige Strömung noch zurückzukommen haben. Im Jahre 517 tritt Wu ti religiöser Eifer zuerst in seiner Staatsleitung hervor. In einem Edikt verbietet er, vielleicht veranlaßt durch die gleiche Anordnung im Wei-Reiche von 472 (s. unten), die Verwendung lebender Tiere beim Opfer im Ahnentempel und vermutlich auch bei den großen Stadtflur-Opfern an Himmel und Erde, obwohl über den letzteren Punkt die Quellen nicht einig sind. Solche Opfer „hingen nach des Kaisers Ansicht zusammen mit den Wegen der Finsternis“ (*Sui schu* Kap. 7 fol. 10 v⁰), die Tiere sollten ersetzt werden durch Mehlgebäck, sowie durch Gemüse und Früchte. Ferner sollte das Medizinanstalt nicht Medizin aus Lebewesen herstellen, die Weber durften in die Stoffe keine Figuren von Menschen oder Tieren einweben, weil sie zerschnitten würden, und dies gegen die Gesetze der Liebe und Milde verstieße. Diese Verordnungen waren eine Ungeheuerlichkeit für das allgemeine Empfinden, sie griffen in die geheiligte Überlieferung des Ahnendienstes ein und erschienen als ein Schlag gegen die ganze konfuzianische Staatsordnung. Die Orthodoxie hat denn auch diese buddhistischen Umsturzversuche besonders stark gebrandmarkt. Dieser Mann, so urteilt das *Schu-fa* (zu Liang Wu ti, t'ien-kien 16. Jahr 3. Monat), „der bei den Aufstauungsarbeiten am Huai hunderttausende von lebenden Menschen zugrunde gehen ließ, ohne Mitleid zu empfinden, wie kann er eine solche Haltung einnehmen gegenüber Abbildungen von Menschen oder gegenüber Tieren? Wenn man von dem Herrscher von Liang sagt, er habe ein menschenfreundliches Herz gehabt, so haben jedenfalls die Menschen nichts von dieser Eigenschaft genossen“. Und das *Fa-ming* (ebenda): „Gewiß ist es des Himmels Gesetz, das Lebende zu lieben und das Töten zu verabscheuen, aber beim Opfer an den Himmel müssen Opfertiere verwendet werden. Wenn man verlangt, daß im Ahnentempel nur Früchte und Gemüse geopfert werden sollen, dann mag man die gesamten Opferordnungen für die Tempel, wie die Alten sie aufgestellt haben, beseitigen.“ Wu ti's Verordnungen haben aber trotz alledem wenigstens während seiner Regierungszeit ihre Geltung behalten. Ihren Höhepunkt erreichte die Hingabe des Kaisers an Buddha in den Jahren 527 bis 549, dem letzten Teile seiner Regierung, wo er wiederholt mehrere Tage im Kloster blieb. Angeblich wurde er zweimal oder gar dreimal von den Ministern wieder „losgekauft“. Daßer im Jahre 519 „die Gebote Buddhas angenommen habe“, berichtet nur das *Nan schi* (Kap. 6 fol. 29 r⁰), nicht das *Liang schu*, und es ist nicht ohne Bedeutung, daß Ssē-ma Kuang die Angabe nicht übernommen hat. Über die mehr äußerlich als ihrer inneren Bedeutung nach bekannten Vorgänge spricht sich das *Nan schi* eingehender, aber nicht durchweg im Einklang mit dem *Liang schu* aus. Kritische

Vorsicht ist deshalb den Berichten gegenüber dringend geboten. Sie sind aber von Bedeutung für die außerordentliche Entfaltung des Buddhismus in China zu jener Zeit und zeigen auch, wie überraschend sich seine kirchliche und dogmatische Terminologie in der Sprache entwickelt hatte. Es sei deshalb Einiges daraus hier wiedergegeben. Vom Jahre 527 heißt es (Kap. 7 fol. 3 v⁰): „Im dritten Monat am Tage *sin-wei* begab sich der Kaiser zum Kloster und gab seinen Körper hin (d. h. er ließ die Brandmale in die Arme oder Finger u. dgl. einbrennen). Am Tage *kia-sü* (3 Tage später) kehrte er in den Palast zurück“. Vom Jahre 529 (fol. 4 v⁰, fast ebenso *Fo tsu t'ung ki* Kap. 38 fol. 229 v⁰, b): „Im 6. Monat herrschte eine schwere Epidemie in der Hauptstadt. Der Kaiser veranstaltete in der Halle Tschung-yün einen Bittgottesdienst für das Volk. Im 9. Monat begab er sich in das Kloster T'ung-t'ai ssë und veranstaltete dort eine große Fünfjahresversammlung der vier Klassen von Gläubigen (Sanskrit. *pañcavārsika-pariṣad* oder *mahāmokṣapariṣad* d. h. „Versammlung zur großen Erlösung oder Hingabe“, an der die Mönche, die Nonnen, die männlichen und die weiblichen Laienbrüder und Schwestern teilnahmen und bei der in Indien die Fürsten und Vornehmen große Schenkungen an die Gemeinde machten — dies ist offenbar der Sinn des chinesischen Ausdruckes „loskaufen“). Der Kaiser legte seine Kleidung ab und trug das Mönchsgewand. Er unterzog sich der großen Hingabe beim *uposatha*-Fasten, wobei er die Einschränkungen der Wohnung, der einfachen Lagerstätte und der irdenen Gefäße auf sich nahm. Er fuhr auf einem kleinen Wagen, und gewöhnliche Leute waren seine Umgebung. Am Tage *kia-wu* bestieg er in der Rezitationshalle den Lehrsitz und erklärte der großen Versammlung der vier Klassen von Gläubigen ein Thema aus dem *Nirvāṇa-sūtra*. Am Tage *kuei-mao* (9 Tage später) kauften die Minister den Kaiser für eine ungeheure Summe Geldes los.“ Ganz ähnlich unter den Jahren 535, 546 und 547.

Auch die buddhistische Gelehrsamkeit hat Wu ti eifrig gefördert, und wir wissen aus den Sui-Annalen (Kap. 35 fol. 35 v⁰), daß er eine Bibliothek buddhistischer Schriften von 5400 Rollen gesammelt hatte, die von dem Śramana Pao-tsch'ang katalogisiert waren. Es ist die erste buddhistische Sammlung und der zweitälteste Katalog, von denen wir wissen. Wu ti hat denn auch in den geschichtlichen Werken der Buddhisten einen ehrenvollen Platz erhalten, dagegen lautet das konfuzianische Urteil vernichtend über sein Gebahren. Han Yü, der große Gegner des Buddhismus im 8. und 9. Jahrhundert (s. unten), hat in seiner berühmten Anklageschrift wider den buddhistischen Kultus im Staate von 819 das schreckliche Ende von Wu ti und den bald danach erfolgenden Sturz seiner Dynastie als Beweis dafür angeführt, daß „wer durch Buddhadienst Glück erwerben will, Unheil statt dessen erlangt“ (*T'ang schu* Kap. 176 fol. 5 r⁰ f.). Und das *Fa-ming* (zu *ta-t'ung* 1. Jahr — 527 — 3. Monat) beginnt seinen Nachweis der Sinnlosigkeit einer „Hingabe des Kör-

pers“ mit den erregten Worten: „Riesengroß wahrhaftig war die Torheit Wu tis von Liang“. Ebenso beklagen die Herausgeber der Liang-Annalen im Vorwort dieses Werkes das Aufkommen des Buddhismus im allgemeinen als „Chinas Unglück“, weil er von „den Wegen der alten Herrscher“ weg-
5 führt; „zur Liang-Zeit aber trat das Unheil ganz besonders stark zu Tage“.

Daß Wu ti während der letzten Zeit seiner Regierung eine zunehmend passive Rolle spielte, kann nicht wundernehmen. Nur zuweilen brach noch die alte Energie durch, wenn es sich um Lebensfragen seines Staates
10 handelte, die er als solche freilich immer erst erkannte, wenn es zu spät war. Das Verhältnis zu Wei blieb zwar ein feindseliges, aber die Kämpfe spielten sich meist zwischen den Grenzprovinzen ab. Die Kampffähigkeit war auf beiden Seiten keine große mehr, und vielfach wechselten die Gouverneure selbst freiwillig von einer Seite auf die andere hinüber. Trotzdem
15 sollte dem Kaiser der Gegensatz zum Norden in Folge seiner mangelhaften Voraussicht den Untergang bringen.

In Kien-k'ang muß aber unter Wu ti, der ein großer Verehrer aller Wissenschaften war, ein hochgespanntes geistiges Leben geherrscht haben. Ein wichtiger Mittelpunkt davon war Wu tis ältester Sohn und Thron-
20 folger, der glänzend begabte und vornehm denkende Siao T'ung, gewöhnlich Tschao-ming t'ai tsë genannt. Er hat sich, obwohl auch Buddhist wie sein Vater, durch seine literarische Gelehrsamkeit einen großen und dauernden Namen in der konfuzianischen Welt erworben. Von seinen umfangreichen Werken ist die große Sammlung geschichtlichen, philo-
25 sophischen, ethischen und schöngeistigen Schrifttums, das *Wên süan*, noch heute eine der berühmtesten und am höchsten geschätzten ihrer Art. Von zarter Gesundheit, starb Siao T'ung indessen bereits im Jahre 531, dreißig Jahre alt. Sein Bruder Siao Kang, der an seine Stelle als Thronfolger trat, war eine weit weniger erfreuliche Erscheinung. Und wie der
30 verstorbene Sohn, so war der Vater so stark von seinen religiösen und wissenschaftlichen Interessen beherrscht, daß er die aufsteigenden politischen Gefahren nicht oder zu spät erkannte.

In Wei brachen nach der Ermordung des Kaisers Hiao-ming ti im Jahre 528 die inneren blutigen Streitigkeiten unter den Generalen aus, die zu einer
35 Zerreißung des Nord-Reiches führten (s. unten). In diesen Kämpfen erlangte einer jener zahlreichen Abenteurer eine besondere Bedeutung, wie wir sie in den haltlos gewordenen Staaten schon so oft kennen gelernt haben. Er war ein Mann niederer Herkunft aus dem nördlichen Schan-si Namens Hou King. „Wild und zügellos von Jugend auf, war er der Schrek-
40 ken seines Dorfes“, sagt seine Lebensbeschreibung (*Liang schu* Kap. 56 fol. 1 r^o) von ihm. Als er erwachsen war, erwarb er sich einen Namen im Waffenhandwerk, namentlich als Reiter und Bogenschütze. So war er der geborene Soldatenführer, und als solcher machte er bald sein Glück in der für alle Gewalttaten günstigen Zeit. In den Kämpfen zwischen

den Sippen des Ör-tschu und des Kao Huan*) (s. unten) nahm Hou King mit seiner Bande zunächst die Partei des ersteren und wurde von ihr zum Militär-Kommandanten der Provinz Ting tschou (Nordwest-Ho-peï) gemacht. Nach der Vernichtung von Ör-tschu Tschao wechselte er zu Kao Huan hinüber, dieser schickte ihn als Befehlshaber nach Ho-nan, 5 wo er an der Spitze einer Heeresmacht von 100 000 Mann stand. Aber er traute dem skrupellosen und ränkevollen Manne nicht und empfahl bei seinem Tode im Jahre 547 Vorsicht ihm gegenüber. Kao Huans Sohn, Kao Tsch'êng, der nunmehr in Ost-Wei die leitende Stellung hatte, lud Hou King ein, in die Hauptstadt zu kommen, aber der Schlaue wußte, 10 was ihm zugedacht war, und wandelte seine eigenen Wege. Er schickte im Jahre 547 einen langen Brief an Wu ti und bot ihm seine Unterwerfung an. In Liang waren alle Minister gegen die Verbindung mit dem gefährlichen Menschen, aber Wu ti war anderer Meinung: er nahm das Anerbieten Hou Kings an und machte ihn zum Militärgouverneur des nun wieder 15 erworbenen Ho-nan. Inzwischen hatte Kao Tsch'êng von dem Verrat erfahren und schickte ein Heer nach dem Süden, um den Rebellen zu züchtigen. Hou King geriet in Bedrängnis, da ihm der Proviant ausging, und der größte Teil seiner Soldaten, die als Nordländer den Süden nicht liebten, zu den Wei-Truppen überging. Er flüchtete über den Huai und 20 verbarrikadierte sich in Schou-tsch'un (Schou hien). Dringend bat er in Liang um Hilfe, und in der Tat wurde von Kien-k'ang zu seiner Rettung ein Heer abgesandt, das sich anschickte, P'êng-tsch'êng (Sü tschou) zu belagern, um so den Wei in den Rücken zu fallen. Aber durch eine schwere Niederlage im Kampfe mit Mu-jung Tschao-tsung, dem Feldherrn von 25 Ost-Wei, wurde dieser Plan vereitelt, und ein großer Teil von Ho-nan und An-hui fiel damit wieder an die Nordmacht. Trotz alledem hielt Kao Tsch'êng von Ost-Wei im Hinblick auf die Zustände im Innern es für geraten, Liang die Wiederherstellung des früheren freundschaftlichen Verhältnisses vorzuschlagen. Wu ti zögerte zunächst, darauf einzugehen, 30 aber im Frühjahr 548, nachdem Kao Tsch'êng erklärt hatte, daß nur der Verräter Hou King zwischen ihnen stände, kam doch ein neuer Freundschaftsvertrag zwischen den beiden Staaten zustande. Hou King mußte jetzt befürchten, daß er als Opfer der neuen Freundschaft der Rache der Kao-Sippe preisgegeben werden würde. Wu ti suchte ihn zu beruhigen 35 und erwies ihm neue Gunstbeweise. Man warnte den Gutmütigen vor der Unaufrichtigkeit des immer zum Abfall bereiten Renegaten, aber er blieb blind gegen die Gefahr. Hou King brachte in Erfahrung, daß der Prinz Siao Tschêng-tê, ein Neffe des Kaisers, den dieser an Sohnes Statt angenommen hatte, bis ihm selbst Söhne geboren wurden, der dann aber 40 von der Anwartschaft auf die Thronfolge hatte zurücktreten müssen, dauernden Groll gegen seinen Oheim hegte. Mit ihm verbündete sich der

*) 高歡, zu unterscheiden von dem auf S. 176 Genannten.

auf Sicherung seiner Stellung bedachte, indem er ihn mit der Aussicht auf den Thron zu sich hinüberzog. Im Herbst 548 brach Hou King von Schou-tsch'un zur Eroberung der Hauptstadt auf. Die von Wu ti ihm entgegengesandten Truppen wurden teils zurückgeschlagen, teils ergaben
 5 sie sich ihm. Siao Tschêng-tê hielt bei Kien-k'ang heimlich Schiffe bereit, auf denen Hou King seine Scharen über den Yang-tsé schaffte. Und nun begann die regelrechte Einschließung und Berennung der Hauptstadt, die mit der ganzen Wildheit und Hartnäckigkeit durchgeführt wurde, wie sie dem Charakter des Mannes entsprachen. Eine seiner ersten Taten
 10 war, daß er Siao Tschêng-tê, der zu ihm gestoßen war, zum Kaiser ausrief und sich selbst zum Kanzler machen ließ. Die Kämpfe, die nun folgten, wurden mit unerhörter Erbitterung von beiden Seiten geführt, und die Geschichte der Belagerung, die sich mit einer kurzen Unterbrechung bis in den Sommer 549 hinzog, ist überreich an grausigen, aber höchst dra-
 15 matischen und militärisch wie volkskundlich interessanten Einzelheiten. Die Haltung Wu tis während der furchtbaren Leidenszeit war ebenso heroisch und würdig wie die des Thronfolgers töricht und kümmerlich. Im Frühjahr 549 war die Not bei den Belagerten und Belagerern so gestiegen, daß Hou King den ersteren einen Friedensvertrag vorschlug,
 20 ein Schritt, der nur als List gedacht war. Wu ti, so erzählt Ssê-ma Kuang, rief voll Empörung, als ihm der Thronfolger die Bitte um Genehmigung unterbreitete: „Lieber den Tod, als diesen Frieden“. Aber Siao Kang drang unablässig in ihn, bis der Vater ihm sagte: „Folge du deinen eigenen Gedanken, aber sieh, daß du nicht zum Gegenstand des Gelächters wirst
 25 vor der Zukunft“. Der Vertrag wurde abgeschlossen. Hou King benutzte die Zeit, um neuen Proviant heranzuschaffen, wenige Wochen später setzte sein Angriff wieder ein. Die Zustände in der Stadt waren entsetzlich. Nur eine beschränkte Anzahl von waffenfähigen Personen war noch vorhanden, alle übrigen waren getötet, verhungert, an Krankheit gestorben.
 30 Noch im gleichen Monat mußte die kaum noch verteidigte Stadt die Tore öffnen, Hou King hielt seinen Einzug und besetzte den Palast. Mit fünfhundert Bewaffneten, so berichtet seine Lebensbeschreibung (*Liang schu* Kap. 56 fol. 19 v^o), drang er ein und ging in das Gemach, wo Wu ti ruhig saß. „Der Kaiser sagte: Ihr habt lange Krieg geführt und werdet müde
 35 sein. Hou King blieb stumm, dann fragte der Kaiser: Woher seid Ihr, daß Ihr wagt, hierher zu kommen? Hou King wußte abermals Nichts zu erwidern, so daß seine Begleiter für ihn antworten mußten. Dann aber ging er hinaus und sagte zu einem seiner Anhänger: Ich habe oft, im Sattel sitzend, den Feinden gegenübergestanden; mit Bogen und Schwert
 40 sind wir gegeneinander gestürmt, aber meine Seele blieb ruhig und gelassen, mein Herz kannte keine Furcht. Heute aber habe ich den Fürsten Siao gesehen, und er weiß die Menschen in Furcht zu setzen. Wahrlich das ist die göttliche Majestät. Ich darf ihn nicht wiedersehen.“ Nachdem er die Stadt ausgiebig hatte plündern lassen, entledigte sich Hou King

des unheimlichen Hindernisses auf seine Art. „Alles, worum der Kaiser bat, wurde ihm in der Regel verweigert, sogar die Nahrung wurde ihm zum Teil entzogen, so daß er vor Kummer und Gram erkrankte und starb. Hou King hielt den Tod geheim und ließ keine Trauerankündigungen ergehen. Er nahm sich heraus, die eingesargte Leiche in der Tschao-yang- 5 Halle stehen zu lassen, ohne daß einer der Beamten außerhalb des Palastes davon erfuhr. Erst nach über zwanzig Tagen brachte man den kaiserlichen Sarg in die vordere Thronhalle.“ So schildert die Lebensbeschreibung des Usurpators (a. a. O. fol. 20 r⁰) das Ende des merkwürdigen Mannes im Sommer 549. Fünfundachtzig Jahre alt war Wu ti geworden, 10 und achtundvierzig Jahre hatte er regiert, den größten Teil dieser Zeit konnte er dem gepeinigten Volke den Frieden erhalten. Seine konfuzianischen Kritiker haben keinen Anlaß, an diesem Manne, der noch im Sterben groß war, einen Unsegen seiner Religion beweisen zu wollen.

Bald nach Wu ti mußte auch Hou Kings ehemaliger Bundesgenosse 15 Siao Tschêng-tê sein Leben lassen. Er war unzufrieden mit dem Verhalten Hou Kings nach der Eroberung von Kien-k'ang, weil er sich um seine Hoffnungen betrogen sah, und setzte sich mit einem seiner Vettern in Verbindung, um gemeinsam mit diesem den Usurpator zu beseitigen. Hou King erhielt Kunde davon und ließ Siao Tschêng-tê erdrosseln. 20

Mit dem Auftreten Hou Kings hatte nach den verhältnismäßig friedlichen Jahren von Wu tis Herrschaft eine neue Zeit des Schreckens begonnen. Siao Kang hatte nach seines Vaters Tode den Thron bestiegen (er führt den posthumen Namen Kien-wên ti), aber es war klar, daß unter dem emporgekommenen Tyrannen seine Befugnisse beschränkt, und seine 25 Tage gezählt waren: Hou King schaltete als blutgieriger Gewalthaber und ließ Jeden, namentlich auch von der Familie Siao, umbringen, der ihm unbequem oder verdächtig schien. Er ernannte sich selbst zum „König von Han“ mit einem Landgebiet von zwanzig Präfekturen und legte sich (nach *Nan schi* Kap. 8 fol. 2 v⁰) den phantastischen Titel „Generalfeld- 30 marschall des Weltalls“ (*yü-tschou ta tsiang-kün*) bei. In den Provinzen erhob sich Widerstand gegen diesen vom Norden eingedrungenen Abenteuerer, namentlich war es ein jüngerer Bruder von Kien-wên ti, Siao Yi, Fürst von Siang-tung (Hu-nan), der zum Kampfe rüstete. Im Herbst 551 setzte Hou King den zu jedem Widerstande unfähigen Kaiser ab, 35 ernannte ihn zum Fürsten von Tsin-ngan, ließ ihn aber kurze Zeit später vergiften. An seine Stelle setzte er zunächst den Prinzen von Yü-tschang, Siao Tung, einen Urenkel von Wu ti, entzog ihm aber gleich danach wieder seine Würde und machte sich selbst zum Kaiser. Seine Dynastie erhielt unter großem Gepränge den Namen Han. Aber die neu errichtete Herrlichkeit 40 hatte keinen Bestand. Der Gouverneur von Schi-hing (Grenzbezirk von Hu-nan und Kuang-tung), Tsch'ên Pa-sien, hatte bereits im Winter 549 zu 550 die Waffen gegen Hou King erhoben, mit ihm verbündet waren mehrere Gouverneure vom mittleren Yang-tsë. Sie zogen den Strom

hinab, doch erfolgten entscheidende Ereignisse erst nach Hou Kings neuen Gewalttaten im Frühjahr 552, als Siao Yis General Wang Sêng-pien und Tsch'ên Pa-sien mit einer großen Dschunken-Flotte den Yang-tsë hinab unmittelbar gegen Kien-k'ang vorrückten. Eine von Hou King entgegen-
 5 gesandte Streitmacht wurde auf dem Strome vernichtet, dann zog man weiter gegen die Hauptstadt. Hou King als Landfremder hat offenbar keinen großen Anhang mehr gehabt: die Truppen der Liang warfen ohne allzu große Mühe seine nicht sehr zahlreichen Streitkräfte vor Kien-k'ang zurück und besetzten die Stadt. Er selbst flüchtete mit einer kleinen
 10 Schar nach Osten. Eine hemmungslose Plünderung erfolgte, die Soldaten zündeten die Paläste an und raubten den Bewohnern Alles, was ihnen nach der Schreckenszeit von Hou King noch geblieben war. „Von Schi-t'ou tsch'êng bis zur Ost-Stadt“, so schließt die Lebensbeschreibung von Wang Sêng-pien ihre Schilderung (*Liangschu* Kap. 45 fol. 7 r⁰ f.), „ertönten
 15 die Schreie als markerschütternder Lärm durch die Stadt: die Bevölkerung verlor jegliche Hoffnung.“ Von der großen Bibliothek Wu tis konnte Wang Sêng-pien dem *Nan schi* (Kap. 80 fol. 23 v⁰) zufolge wenigstens 80 000 Rollen nach Kiang-ling retten. Die südliche Hauptstadt wurde somit ebenso in eine Trümmerstätte verwandelt wie die beiden nördlichen.
 20 In den nächsten Tagen machte man sich an die Verfolgung von Hou King. In der Nähe von Sung-kiang (südwestlich von Schang-hai), von wo er in einem Boote das Meer erreichen wollte, wurde er ergriffen und niedergemacht. Seine Leiche wurde nach Kiang-ling (King-tschou), dem Hauptquartier Siao Yis, geschickt und ausgestellt, dann aber wie Ssë-ma
 25 Kuang berichtet, von der wütenden Bevölkerung samt den Knochen restlos aufgegessen. Seine Söhne und sämtliche Anhänger brachte man in ebenso grauenvoller Weise um. Unmittelbar danach bestieg Siao Yi (Yuan ti) im Jahre 552 in Kiang-ling den Thron von Liang.

Die Familie Siao hatte indessen in keinem einzigen ihrer Mitglieder
 30 noch die Gewähr einer Zusammenfassung und Behauptung der südlichen Macht. Yuan ti war keine viel erfreulichere Persönlichkeit als Hou King, und seine nächsten Verwandten, soweit sie noch am Leben waren, zeigten wenig Sinn für die gemeinsame Sache. Seinen Großneffen Siao Tung, den Hou King verschont hatte, ließ Yuan ti nach der Eroberung von
 35 Kien-k'ang töten, und sein Bruder Siao Ki ging ebenso wie sein Neffe Siao Tsch'a (s. unten) alsbald seine eigenen Wege. Der erstere war Gouverneur von I tschou (Ssë-tsch'uan) und hatte sich schon bei der Erhebung Hou Kings jeder Hilfeleistung enthalten. Nach dem Tode seines Vaters Wu ti machte er sich in Tsch'êng-tu zum selbständigen Kaiser,
 40 und während Siao Yis Generale bei Kien-k'ang gegen Hou King kämpften, zog er mit einer Truppenmacht nach dem Yang-tsë, um dort die weitere Entscheidung abzuwarten. Während dessen aber erfolgte von West-Wei, das in seinen südlichen Teilen an das nördliche Ssë-tsch'uan heranreichte, vielleicht mit Wissen Yuan tis ein Einbruch in das Gebiet des abwesenden

neuen Herrschers. Siao Ki schickte einen Teil seiner Truppen zurück, der Tsch'êng-tu verteidigen sollte, während er selbst weiter zog. Indessen wurde seine Lage, da ihm auch von Yuan tis Truppen nunmehr erfolgreich Widerstand geleistet wurde, so bedenklich, daß er im Jahre 553 einen Unterhändler nach Kiang-ling schickte und den Frieden anbot. Yuan ti, der die Zusammenhänge erkannte, lehnte ab; Siao Ki konnte gegen die Truppen seines Bruders nichts ausrichten und wurde von ihnen umzingelt und eingeschlossen. Ihr Befehlshaber bemächtigte sich seiner Person und ließ ihn hinrichten. Seine drei Söhne schickte man nach Kiang-ling und brachte sie dort zu Tode. Unterdessen wurde Tsch'êng-tu von den Wei erobert, und I tschou erhielt einen der ihrigen zum Gouverneur.

Für Yuan tis weitere Regierung wurde nun aber die Frage der Hauptstadt dringlich. Kien-k'ang lag in Trümmern, Kiang-ling, wo der neue Herrscher bis jetzt geblieben war, lag nach den Eroberungen von Wei im östlichen Ssë-tsch'uan bedenklich nahe an der Grenze einer durchaus feindlich gesinnten Macht. Während Ost-Wei (Ts'i) wegen der Vernichtung des Renegaten und gemeinsamen Feindes Hou King mit dem Süd-Staate in einem freundschaftlichem Verhältnis stand, und ein reger Gesandtschaftsverkehr zwischen beiden dieses stärkte, schien West-Wei entschlossen, seine Macht nunmehr weiter nach Süden vorzuschieben. So wurden in Kiang-ling die verschiedenen Möglichkeiten erwogen, als Yuan ti im Herbst 553 durch ein Edikt verkündete, daß man in „die wirkliche Hauptstadt Kien-ye (k'ang)“ zurückkehren müsse. Lebhafter Widerspruch wurde laut, und Yuan ti forderte seine Ratgeber zur Meinungsäußerung auf. Die Ansichten waren durchaus geteilt. Nach dem Berichte im *Tsch'ên schu* (Kap. 24 fol. 4 v^o f.) und im *T'ung-kien* wurden sowohl Gründe magischer Art (geomantische Mystik deutet sich hier bereits an) als auch Rücksichten auf die militärisch ungünstige Lage von Kien-k'ang, das „von den Barbaren (d. h. Ost-Wei) nur durch den Strom getrennt sei“, gegen die Rückkehr geltend gemacht. Nur zwei der hohen Beamten empfahlen dringend das Gegenteil, davon war der eine Tschou Hung-tschêng, ein großer Kenner des *Yi king* und seiner Orakelweisheit, der auch politisch schon mit Glück prophezeit hatte. Er erklärte bei dieser Gelegenheit sehr nüchtern: „Wenn die Massen des Volkes den kaiserlichen Hofstaat nicht nach Kien-ye zurückkehren sähen, so würden sie sagen, der jetzige Herrscher sei nur der Fürst eines Einzelstaates, führe aber nicht die Würde des Himmelssohnes. Es sei erforderlich, daß man den Empfindungen des Volkes entgegenkomme und die Erwartungen der Welt erfülle.“ Die Erregung enthüllte schließlich die eigentlichen Beweggründe, die jede Partei bei der andern vermutete. „Die aus King tschou (Hu-peï, die Gegend von Kiang-ling) stammenden Beamten (die gegen die Rückkehr waren) riefen alle: Wang Pao (der andere der beiden Befürworter) und Tschou Hung-tschêng stammen aus dem Osten und darum steht ihr Sinn nach dem Osten; wir meinen, daß sie keine guten Pläne haben. Tschou Hung-tschêng

runzelte die Stirn und sagte: wenn die Leute aus dem Osten zum Osten mahnen, und man dann sagt, daß sie keine guten Pläne hätten, warum sollen dann die Herren, die aus dem Westen sind und den Westen wollen, gute Absichten verfolgen?“ Das Bezeichnendste bei diesen Reden ist, 5 daß mit keinem Worte mehr der „wirklichen Hauptstädte“ im Norden gedacht wird. Der große Reichsgedanke war anscheinend den verkommenen Dynastien des Südens verlorengegangen.

Yuan ti beschloß unter diesen Umständen, in Kiang-ling zu bleiben. Seine beiden Heerführer, Wang Sêng-pien und Tsch'ên Pa-sien (s. oben 10 S. 171), bei denen bereits jetzt die ersten Anfänge der gegenseitigen Eifersucht sichtbar werden, wurden mit gleichem Range zu Schutzherren des Thrones ernannt: Wang als Feldmarschall (*tu-tu*) des Ostens mit dem Sitz in Kien-k'ang, Tsch'ên als der des Westens angeblich mit dem Sitz in King-k'ou (bei Tschinkiang), einem Orte, der aber noch mehr nach 15 Osten liegt, als Kien-k'ang. Yuan ti hatte diese Teilung der Würde zu Hilfe nehmen müssen, um jedem der beiden Großen seinen gleichen Anteil zukommen zu lassen. Sein Entschluß, in Kiang-ling zu bleiben, sollte für ihn verhängnisvoll werden.

Der Herrscher von Liang war ebenso wie sein Vater Wu ti und sein 20 verstorbener Bruder Siao T'ung (Tschao-ming t'ai tsë s. oben S. 168) ein Gelehrter und Bücherfreund. Aber abweichend von beiden, war er weniger dem Buddhismus als vielmehr den Magiern von der Tao-Schule ergeben. Eine große Zahl literarischer Arbeiten wird ihm von den Annalen seiner Dynastie zugeschrieben (*Liang schu* Kap. 5 fol. 24 r^o f.), doch 25 ist nur Weniges davon erhalten. Am bekanntesten ist eine in Bruchstücken vorhandene Sammlung philosophischer Erörterungen, die unter dem Namen *Kin-lou tsë* geht. Wie sein Vater und sein Bruder Kien-wên ti soll er auch einen Kommentar zu Lao tsë verfaßt haben, und die Liang-Annalen berichten unter dem Jahre 554 (a. a. O. fol. 22 v^o), daß er „in 30 der Halle Lung-kuang tien den Sinn von Lao tsë erörtert habe, und daß Wang Pao (der Freund und Gesinnungsgenosse von Tschou Hung-tschêng) sein Schüler (und Helfer?) gewesen sei“.

Aus dieser gelehrten Beschäftigung wurde Yuan ti durch die Ereignisse jäh aufgeschreckt. Schon seit dem Frühjahr 554 waren Grenzkämpfe 35 mit den Wei entstanden, deren unmittelbaren Anlaß wir nicht kennen, die aber keinen größeren Umfang annahmen. Sie zogen sich durch den Sommer hin, und im Spätherbst stand plötzlich ein Heer von 50 000 Mann Nord-Truppen vor Siang-yang in Nord-Hu-peï am Han-Fluß. Der in Tsch'anggan allmächtige Diktator Yü-wên T'ai (s. unten) war der Überzeugung, 40 daß man in Liang „wegen der inneren Schwierigkeiten keine Muße habe, sich um auswärtige Dinge zu kümmern“, und daß „Yuan ti außerdem ein schwacher Mann sei, der immer Zweifel und wenig Entschlußkraft habe“. Er hielt deswegen den Zeitpunkt für geeignet, der Herrschaft im Süden ein Ende zu machen. In Siang-yang fanden die Wei eine wohl

schon erwartete Unterstützung. Als Statthalter von Yung tschou saß in dem Gebiete der Neffe Yuan tis, ein Sohn Siao T'ungs, der vorhin erwähnte Siao Tsch'a (s. oben S. 172). Er war verbittert darüber, daß er beim Tode seines Vaters nicht dessen Stelle als Thronfolger erhalten, sondern seinem Oheim Siao Kang (Kien-wên ti) hatte weichen müssen. 5 Während der letzten Jahre war seine Stellung immer zweideutig gewesen, und mit seinen Verwandten war er zerfallen. Er war längst ein heimlicher Lehensmann der Wei gewesen, und beim Erscheinen des Wei-Heeres in Siang-yang schloß er sich offen den Feinden seines Landes an. Der Vormarsch nach Süden wurde unverzüglich fortgesetzt, und im Winter be- 10 gann die Belagerung von Kiang-ling. Dort herrschte große Aufregung, man befestigte den Stadtbezirk durch eine Pallisaden-Umwallung und war zunächst zur Abwehr mit allen Mitteln entschlossen. Wang Sêng-pien und Tsch'ên Pa-sien befanden sich am unteren Yang-tsë und teilten somit das Geschick der Belagerten nicht. Aber bei aller Tapferkeit seiner Ge- 15 neralen in der Stadt verlor Yuan ti selbst völlig den Kopf und war haltlos von Anbeginn an. Allen Ratschlägen gegenüber, auch als ihm die Flucht vorgeschlagen wurde, fand er nicht die Kraft eines Entschlusses. Schließlich verbrannte er Anfang 555 seine Bibliothek, „über 100 000 Rollen“, wie das *Nan schi* (Kap. 8 fol. 15 v^o), „140 000 Rollen alter und neuer Schriften“, 20 wie das *T'ung-kien* sagt. Dann begab er sich in weißer Kleidung auf einem weißen Pferde hinaus und vollzog seine Übergabe an den Feind. Zunächst wurde er von seinem Neffen Siao Tsch'a festgenommen und wie ein Verbrecher verhört, dann, nachdem er eine Zeit lang alle Demütigungen hatte über sich ergehen lassen müssen, hingerichtet. Seine Angehörigen teilten 25 sein Los; von der Bevölkerung wurde ein großer Teil nach Tsch'ang-ngan gebracht und dort als Sklaven verwendet oder getötet. Alles Wertvolle in der Stadt wanderte gleichfalls nach Norden.

Siao Tsch'a wurde zum König von Liang ernannt und in Kiang-ling als seiner Hauptstadt belassen. Er blieb Lehensträger des Staates West- 30 Wei, nahm aber im übrigen alle Abzeichen des selbständigen Herrschers mit eigener Jahresbezeichnung an. Sein Staat hat in der Literatur den Namen Hou Liang, „das Spätere (oder Hintere?) Liang“, erhalten und ist in dieser Form bis zum Jahre 587 bestehen geblieben. Von den weiteren Schicksalen dieses kleinen Gebietes ist wenig bekannt, da es eine eigene 35 Chronik nicht besitzt.

Während der Belagerung von Kiang-ling baten die beiden Thronwächter Tsch'ên Pa-sien und Wang Sêng-pien Yuan tis dreizehnjährigen Sohn Siao Fang-tsch'i in Kiangtschou (dem heutigen Kiu-kiang am Yang-tsë, unter- 40 halb von Wu-tsch'ang), für den eingeschlossenen Kaiser „als Reichsverweser die Regierung zu führen“, und geleiteten ihn nach Kien-k'ang. Gleich danach aber traten neue Verwicklungen wegen der Nachfolge von Yuan ti ein. Zunächst waren beide Gewalthaber einig über die Person des neuen Kaisers, bis im Frühjahr 555 ein neuer Bewerber erschien. Bei

den Kämpfen um P'êng-tsch'êng wegen des Renegaten Hou King (s. oben S. 169) war ein Vetter von Wu ti, Siao Ming, Graf von Tschêng-yang (oder Sü-yang), in die Gefangenschaft von Ost-Wei (Ts'ï) geraten, dort aber mit Rücksicht auf die frühere Freundschaft zwischen den beiden
 5 Staaten sowie auf die beiden gemeinsame Verehrung des Buddha hin von Kao Tsch'êng (s. unten) frei gelassen und nach Tsin-yang (T'ai-yuan) geschickt worden. Nach der Katastrophe von Kiang-ling wollte der Kaiser Wên-süan von Pei Ts'ï (Kao Yang) den Schützling seines Bruders aus
 10 naheliegenden politischen Gründen auf den Thron von Liang bringen und ließ ihn durch seinen Bruder Kao Huan*), Fürsten von Schang-tang, mit einer Truppen-Abteilung nach Süden geleiten. Der Kandidat wurde aber von Wang und Tsch'ên abgelehnt; man schickte ihm eine bewaffnete
 Abteilung entgegen, um die Gesandtschaft zurückzuweisen. Bei Tung-
 kuan, wohl an der Grenze von Hu-peï und Schen-si gelegen, fand das
 15 Zusammentreffen statt. Kao Huan ließ sich nicht abweisen, sondern erzwang sich mit Gewalt den Durchgang und ließ den Vertreter von Liang hinrichten. Nach weiteren Verhandlungen ließ sich Wang Sêng-pien über-
 reden, die Sache Siao Mings zu der seinigen zu machen: er schloß Blut-
 brüderschaft mit ihm, ließ ihn nach Kien-k'ang geleiten und rief ihn zum
 20 Kaiser aus; Siao Fang-tschï wurde Thronfolger und erhielt ein hohes Amt. Tsch'ên Pa-sien aber sah damit seine eigenen Pläne durchkreuzt, er griff mit einem kühnen Handstreich ein, ermordete Wang Sêng-pien
 „wegen geheimer Pläne“, setzte Siao Ming ab und erklärte statt seiner
 Siao Fang-tschï zum Herrscher. Siao Ming blieb in Kien-k'ang als Würden-
 25 träger, starb aber schon im Jahre 556 an einem bösartigen Geschwür.

Der Knabe Siao Fang-tschï (als Kaiser King ti) war natürlich nur eine hilflose Figur in dem Spiele des jetzt allmächtigen Tsch'ên Pa-sien. Dieser behauptete sich in seiner Stellung nicht ohne Kämpfe mit widerstrebenden Gouverneuren. Auch Ts'ï im Norden machte mehrere Versuche, die
 30 verlorenen Aussichten mit Waffengewalt wiederzugewinnen, und im Sommer 556 gelangte seine Flotte bis nach Tan-yang unterhalb Kien-k'ang. Aber mit Glück wußte sich Tsch'ên aller Gegner zu erwehren, und so stieg er planmäßig die Stufen zur Herrscherwürde hinan. Der Hergang war der übliche; nachdem er sich 557 zum Herzog und dann zum König
 35 von T'schên (er behielt seinen Familiennamen bei, der ja zugleich ein alter Landesname war, s. I, 136) gemacht hatte, zwang er am Ende des Jahres den Kaiser King ti, ihm den Thron abzutreten. Er ernannte ihn zum Fürsten von Kiang-yin, doch „starb“ der Überflüssige programm-
 mäßig unmittelbar danach. Tsch'ên selbst begründete nach dieser Ver-
 40 nichtung des Hauses Liang eine neue Dynastie, die den Namen Tsch'ên in der Geschichte führt; seine eigene dynastische Bezeichnung ist Wu ti.

Unter all den wenig ruhmreichen Dynastien dieser Zeit ist die der Tsch'ên

*) 高 渙, zu unterscheiden von dem auf S. 169 Genannten.

die unrühmlichste. Blühten unter den Liang wenigstens noch Wissenschaften und literarisches Leben, so war auch das unter den Tsch'ên, soweit die Kreise des Hofes in Betracht kamen, bald erloschen. Politisch war der Süd-Staat längst haltlos geworden; um ihn neu zu fügen, wären andere Herrscher erforderlich gewesen als Tsch'ên Pa-sien und seine Nachkommen, 5 und wenn nach kaum drei Jahrzehnten auch diese Dynastie wieder verschwand, so waren die Ursachen leicht als Folgen der Vergangenheit zu erkennen. Wu ti hat seine Throninhaberschaft nur drei Jahre genießen können; er starb nach einer tatenlosen Herrschaft im Jahre 560. Ebenso wie die Kaiser der Liang war er ein Förderer des Buddhismus, und ebenso 10 wie sein Namensträger jenes Hauses „gab er“ im Jahre 559 in einem buddhistischen Kloster „seinen Körper hin“ (s. oben S. 167). Aber der Buddha-Glaube hatte ihn nicht verhindert, nach Antritt seiner Regierung bei dem Weihe-Opfer in der südlichen Stadtflur in feierlicher Sprache „dem erhabenen Gott des Himmels“ zu melden, daß, „nachdem das Haus 15 der Liang untergegangen sei, und das höchste Herrscheramt nach dem Lauf des Schicksals wieder gewechselt habe, er in Ehrfurcht dem Himmel gehorche und den an ihn ergangenen Auftrag übernehme“ (*Tsch'ên schu* Kap. 2 fol. 1 r⁰). Diese Vereinigung verschiedener Weltanschauungen im chinesischen Kaisertum nach Einführung des Buddhismus begegnet 20 uns im Laufe der Geschichte noch sehr oft und in den auffallendsten Formen.

Wu tis Regierung ist von Anbeginn bis zum Schluß gefährdet gewesen durch Wang Lin, einen Anhänger der Liang, der mit zäher Treue an der Wiederaufrichtung ihrer Herrschaft arbeitete. Er war in Folge der Aufnahme seiner Schwestern in den kaiserlichen Harem in die Umgebung 25 Wu tis von Liang gekommen und hatte sich als Offizier bei den Kämpfen mit Hou King hervorgetan, war aber dann von Yuan ti nach dem Süden geschickt worden. Zurückgerufen, wurde er Gouverneur von Siang (Hunan), kam aber zur Rettung bei der Katastrophe von Kiang-ling zu spät. Als dann der Gewaltstreich von Tsch'ên Pa-sien erfolgte, weigerte er 30 diesem den Gehorsam und beschloß, einen andern Abkömmling der Familie Siao, einen siebenjährigen Knaben Namens Siao Tschuang, der aus Kiang-ling hatte gerettet und verborgen gehalten werden können, mit Unterstützung von Ts'i in die Herrschaft einzusetzen und so die Liang-Dynastie gegen Tsch'ên aufrecht zu erhalten. Ein von Wu ti gegen ihn 35 entsandtes Heer unter dessen beiden Gefolgsleuten Tschou Wên-yü und Hou Ngan-tu vermochte er bei Wu-tsch'ang zu vernichten und beide Anführer gefangen zu nehmen (beiden gelang es dann allerdings zu entfliehen). Wang Lin setzte sich nunmehr in Kiang tschou (Kiu-kiang), dann in Tsch'ang-scha (Hu-nan) fest und wirkte für seinen Thronkandi- 40 daten namentlich bei Ts'i, das ihm auch Truppen zur Verfügung stellte. Die Hauptstadt sollte hinfort Wu-tsch'ang werden. Wu ti rüstete noch einmal gegen den gefährlich werdenden Mitbewerber, aber er starb darüber im Jahre 559, und erst unter seinem Neffen Wên ti (Tsch'ên Ts'ien) konnte

der Kampf aufgenommen werden. Wu Ming-tsch'ê, der Befehlshaber des kaiserlichen Heeres, griff den bei P'ên-tsch'êng, westlich von Kiu-kiang, stehenden Wang Lin Nachts überraschend an, wurde aber so vernichtend geschlagen, daß er selbst sich nur mit Mühe durch die Flucht retten konnte. Im Jahre 560 schickte Wên ti noch einmal eine Flotte den Yang-tsê hinauf, sie fand aber Wang Lins Streitkräfte so überlegen, daß sie sich in den Hafen von Wu-hu flüchtete. Wang Lin segelte mit seinen Schiffen stromabwärts, um gegen die Hauptstadt zu operieren. Die Flotte von Tsch'ên folgte ihm dicht aufgeschlossen. Wang ließ Brandpfeile auf die feindlichen Schiffe abschießen; als aber ein starker Südwest-Wind aufkam, flogen die Pfeile zurück und setzten seine eigenen Fahrzeuge in Brand. So entstand Unruhe unter seinen Truppen, und das Ganze artete in eine furchtbare Niederlage aus. Wang Lin selbst rettete sich mit Siao Tschuang und floh nach Ye (Tschang-tê in Nord-Ho-nan), der Hauptstadt von Ts'i. Dort wurde er gut aufgenommen und von Kao Yang in seinen Diensten verwendet. Er wurde zum Fürsten von Pa-ling ernannt und als Militär-Gouverneur nach Schou-yang (Schou-tsch'un, Schou am Huai-Fluß) geschickt. Bei einem großen Eroberungszuge, den Wu Ming-tsch'ê, die verwahrlosten Zustände in Ts'i (s. unten) ausnutzend, im Jahre 573 in die Gebiete von An-hui bis zum Huai-Flusse unternahm, schloß er Wang Lin in Schou-yang ein. Durch künstliche Überschwemmung der Stadt erzwang er nach dreimonatlicher Belagerung die Übergabe und ließ Wang Lin hinrichten. Die Bevölkerung weinte so leidenschaftlich um den beliebten Führer, daß „ihre Klagen“, so versichert seine Lebensbeschreibung (*Peï Ts'i schu* Kap. 32 fol. 10 r^o), „wie Donner erklangen“. Weit mehr die Schwäche ihrer Gegner als die eigene Stärke hatte die Tsch'ên-Dynastie gerettet.

Auf Wuti war, wie bemerkt, im Jahre 559 sein Neffe Wên ti gefolgt, und auf diesen im Jahre 566 des letzteren Sohn Tsch'ên Po-tsung, ein zwölfjähriger Knabe. Ihm zog von vornherein der Ehrgeiz seines Oheims Tsch'ên Hü eine enge Grenze. Wên ti hatte für seinen jugendlichen und überdies körperlich zarten Sohn einen Regentschaftsrat bestimmt, der aus seinem Bruder Tsch'ên Hü, Fürsten von Ngan-tsch'êng, und mehreren hohen Würdenträgern bestand, darunter Liu Schi-tschi, ein Helfer Tsch'ên Pa-siens unter den Liang, und Tao Tschung-kü, der schon längere Zeit vor Wên tis Tode wegen dessen Erkrankung die Regierungsgeschäfte geführt hatte. In diesem Regentschaftsrat nahm Tsch'ên Hü von Anfang an eine so beherrschende Stellung ein, daß seine Amtskollegen bald sein Streben auf eine Berichtigung der Thronfolge erkannten. Sie erwirkten deshalb im Jahre 567 ein Edikt der Kaiserin-Mutter — nach der Angabe der Quellen soll es gefälscht gewesen sein —, durch das Tsch'ên Hü seines Amtes entsetzt und in seine Provinz Yang tschou zurückgeschickt wurde. Voll Zorn erzwang der Angeschuldigte einen Befehl der Kaiserin-Mutter, daß zunächst Liu Schi-tschi in den Kerker geworfen wurde und Selbstmord

begehen mußte; Tao Tschung-kü erlitt nach kurzem Zwischenspiel dasselbe Schicksal. Von nun ab führte Tsch'en Hü allein die Herrschaft und schritt sehr rasch zur Ausführung seiner Pläne. Im Jahre 568 wurde die Kaiserin-Mutter bestimmt, wegen der Ungeeignetheit des jungen Kaisers zur Erledigung der Regierungsgeschäfte seine Entthronung auszusprechen und den Fürsten von Ngan-tsch'eng als Nachfolger Wên tis einzusetzen. Tsch'en Po-tsung wurde zum Fürsten von Lin-hai ernannt. „Im dritten Monat des Jahres 570 starb die Kaiserin-Mutter“ und „im vierten Monat verschied der Fürst Po-tsung von Lin-hai“, meldet lakonisch die Chronik. Die Zusammenhänge erfahren wir nicht. 5 10

Tsch'en Hü, mit dem posthumen Namen Sün ti, konnte noch einmal für einige Jahre gefestigte Zustände herbeiführen, nicht zum wenigsten deshalb, weil, wie schon angedeutet, in den beiden Nachfolge-Staaten von Wei, Ts'i und Tschou, keine Möglichkeiten für Unternehmungen nach dem Süden bestanden. Der Gedanke der großen Reichseinheit schien in Folge der langen Gewöhnung an das Mehr-Staaten-System erloschen. Der Einbruch, den Wu Ming-tsch'è 573 in Ts'i unternahm (s. oben S. 178), galt mehr dem gefährlichen Feinde der Tsch'en-Dynastie als einem großen politischen Plane. Auch ähnliche weitere Kriegszüge des gleichen Marschalls von Tsch'en in den Jahren 575 und 577, die ihn siegreich bis hinauf nach Tsi-nan und Tsi-yin (Ts'ao-tschou) in Schan-tung führten, werden keine großen Ruhmestaten gewesen sein, da in dieser Zeit die Vernichtung des völlig zerwühlten Staates Ts'i durch das benachbarte Tschou (West-Wei) erfolgte. Wu Ming-tsch'ès Tätigkeit fand dann ihr Ende, als er im Jahre 578 bei den Kämpfen um die Stadt P'eng-tsch'eng von den Truppen der Tschou auf dem überschwemmten Gebiete abgeschnitten und gefangen genommen wurde. Er starb bald darauf in Tsch'ang-ngan. Diese Niederlage hatte schwere Folgen insofern, als im nächsten Jahre die Tschou nun ihrerseits von P'eng-tsch'eng nach Süden vorstießen und, wie das *Nan schi* sagt, „das gesamte Gebiet südlich vom Huai“ in ihre Gewalt brachten. Es ist schließlich immer wieder der Yang-tsë, der die südlich davon gelegene Hauptstadt schützt. Allerdings war auch für Tschou das Ende gekommen (s. unten) und deshalb kein Raum für den Entschluß, es mit diesem Hindernisse aufzunehmen. 15 20 25 30

Im Jahre 582 starb Sün ti und hinterließ einen immerhin leidlich geordneten Staat seinem dreißigjährigen Sohne Tsch'en Schu-pao. Welcher Art dieser Mann war, ersieht man, abgesehen von seiner Lebensführung und seinem Ende, aus einer Schilderung, die sein Geheimsekretär und Vertrauter, Fu Tsai, ein aufrechter und mutiger Mann, in einer Denkschrift entwirft, die er 585 aus dem Gefängnis an ihn gerichtet hat, nachdem er zur Strafe für eine angebliche Bestechung durch einen Gesandten von Korea dorthin verbracht worden war. Das Schriftstück findet sich in Fu Tsais Lebensbeschreibung (*Tsch'en schu* Kap. 30 fol. 11 v^of.): „Ein Fürst“, so heißt es dort, „soll in Ehrfurcht dem Herrscher in der Höhe 35 40

dienen, er soll sein Volk lieben und seine Begierden zügeln. Die Unaufrichtigen und Schmeichler soll er fernhalten; bevor es hell wird, soll er seine Kleider anlegen und bis zum Sonnenuntergang (über dem Arbeiten) die Mahlzeiten vergessen. Dann wird er in Fülle das Glück des weiten
 5 Erdenraumes genießen, und dies Glück wird übergehen auf Kinder und Kindeskinde. Ihr aber frönt dem Weine und der Wollust über alles Maß, Ihr ehrt nicht die Götter der Stadtflur-Altäre und des Ahnentempels, sondern dient nur den Geistern der Unzucht und Unsauberkeit. Niedrige Kreaturen sind Eure Umgebung, Eunuchen und Palastdirnen üben die
 10 Macht aus; Ihr haßt die Treuen und Aufrechten wie Eure Feinde und Verfolger, Euer Volk achtet ihr für Gras und Unkraut. Im Harem zieht man die gestickten Seidengewänder hinter sich her, und in den Ställen haben die Pferde Überfluß an Bohnen und Korn, während das Volk heimatlos herumwandert, und die Leichen überall auf den Fluren liegen. Bestechun-
 15 gen werden offen ausgeführt, aber Kassen und Vorratskammern sind leer. Die Götter sind zornig über Euch, und das Volk haßt Euch, die Massen lehnen sich auf, und die Familien laufen auseinander. Ich fürchte, daß im Südosten das Herrscher-Fluidum in Kurzem verflogen sein wird*). Wohl nur wegen seiner früheren Vertrauensstellung
 20 wurde hiernach Fu Tsai gestattet, im Gefängnis Selbstmord zu begehen. Die Schilderung, die er von Tsch'ên Schu-pao oder dem Hou tschu, „dem letzten Herrscher“, wie er in den Annalen heißt, entworfen hat, paßt aber auf viele von den Kaisern jener Zeit, im Süden wie im Norden.

Fu Tsais Voraussage ging schneller in Erfüllung als er wissen konnte,
 25 und große Dinge bereiteten sich vor, während er schrieb. Im Staate Tschou (West-Wei), wo im vorletzten Jahrzehnt des 6. Jahrhunderts die gleichen Zustände herrschten wie in Tsch'ên, hatte der Vater der Gemahlin des Kaisers Süan ti, Yang Kien, ein aus Hua-yin im unteren Wei-Tale stammender hoher Beamter, also ein Nord-Chinese von anscheinend rein chinesi-
 30 scher Abstammung, den Einfluß, den er durch seine Tochter erwarb, wie Viele vor ihm in ähnlicher Lage, zum Aufbau der eigenen starken Stellung benutzt. Er war im Jahre 561 zunächst Gouverneur von Sui tschou, einem an der Grenze zwischen Ho-nan und Hu-peï gelegenen Gebiete, geworden und hatte dann, ebenso wie sein Vater, den Titel Herzog
 35 von Sui erhalten. Seit 578 war er Groß-Marschall. Nach dem Tode des Kaisers Süan ti machte er sich 580 zum Reichsverweser und Fürsten von Sui und ein Jahr darauf, nachdem er sich durch eine Reihe von Bluttaten die Bahn frei gemacht, setzte er den Herrscher von Tschou, Tsing ti, ab und bestieg in Tsch'ang-ngan selbst den Thron. Seine Dynastie führt
 40 die Bezeichnung Sui, er selbst den Namen Wên ti. Dieser durch nichts

*) Es gehört zu den Vorstellungen der kosmischen Magie, daß mit dem Sitz des Himmelssohnes gewisse Ausstrahlungen verbunden sind. Mit dem Südosten ist Kien-k'ang gemeint (vergl. oben S. 173).

hervorragende Mann war vom Schicksal dazu ausersehen, eine neue große Zeit in der chinesischen Geschichte einzuleiten.

Wenn man dem Bericht des *Nan schi* (Kap. 10 fol. 11 v^off.) glauben darf, so war Wên ti nach seiner Thronbesteigung zunächst entschlossen, mit Tsch'ên gute Nachbarschaft zu halten, aber diese Gesinnung wurde 5 dort nicht erwidert. Da die Einbrüche in sein Gebiet vom Süden her nicht aufhörten, rüstete er 582 ein größeres Heer, um Sicherheit zu schaffen. Gerade zu diesem Zeitpunkt starb Wên ti von Tsch'ên, die Rüstungen wurden deshalb eingestellt, und eine Gesandtschaft ging nach Kien-k'ang, um das Beileid auszusprechen, und zwar tat sie dies „in den Formen, 10 die für gleichstehende Staaten gelten“. Der Hou tschu aber verhielt sich dieser Annäherung gegenüber in besonders hochmütiger Weise, so daß Wên ti sich stark verletzt fühlte. Die Zustände, die sich in Tsch'ên in Folge der Verschwendung und Ausschweifung des Herrschers entwickelten, ließen in ihm den Entschluß zum Einschreiten reifen. „Ich bin 15 Vater und Mutter des Volkes“, soll er gesagt haben, „wie sollte ich es nicht erretten, wenn es nur durch einen Kleidergürtel aus Wasser (den Yang-tsë) von mir getrennt ist?“ So bediente er sich der nämlichen Fiktion wie einst die alten Herrscher K'i, T'ang und Wu wang der Überlieferung (I, 88 f. u. 92 f.), d. h. er wollte „die Strafe des Himmels“ an einem Un- 20 würdigen vollziehen. In diesem Sinne ließ er eine Anklageschrift gegen Tsch'ên Schu-pao aufsetzen, die zwanzig Verbrechen aufzählte, und in 300000 Exemplaren unter der Bevölkerung nördlich vom Yang-tsë verbreiten. Die sittliche Verächtlichmachung des Gegners ist von jeher ein wirksames Kampfmittel gewesen, wenn Grund vorhanden ist, die eigenen 25 Beweggründe zu verhüllen. Wie weit solcher Grund bei Wên ti vorhanden war, ist nicht sicher festzustellen. In seiner Schrift, so wie sie uns überliefert ist (*Sui schu* Kap. 2 fol. 1 r^off.), wird Tsch'ên Schu-pao in der gleichen Weise geschildert wie in Fu Tsais Denkschrift, aber der universalistische Gedanke, wie wir ihn noch in den Reden eines Fu Kien (s. oben S. 92f.) 30 oder eines Yü Yi und Huan Wên (s. oben S. 120f.) gefunden haben, tritt darin ganz zurück. Der obige Ausspruch von ihm könnte darauf hindeuten, aber die Formen „des gleichstehenden Staates“ widersprechen ihm. Seine Erklärung nach der Heimkehr des Heeres (s. unten) ist rückblickend und überdies matt. Im Jahre 588 sandte Wên ti sein gewaltiges 35 Heer von 518000 Mann unter seinem Sohne Yang Kuang (dem späteren Kaiser Yang ti) und 90 Generalen aus dem Wei-Tale nach Süden. Im Winter zu 589 trafen die beiden Heerführer Ho-jo Pi und Han K'in-hu am Yang-tsë ein, der erstere bei Kiang-ling (King-tschou), der letztere in An-hui bei Lü-kiang. Tsch'ên Schu-pao vertraute auf den Yang-tsë, 40 den weder die Truppen von Ts'i noch die von Tschou hätten überschreiten können, und gab sich weiter dem Vergnügen mit seinen Damen hin. Die Heere von Sui fanden nirgends ernstlichen Widerstand. Han K'in-hu rückte, nachdem er kampfflos den Strom überquert hatte, in die unver-

teidigte Hauptstadt ein. Das Beamtentum kam dem Einziehenden entgegen, Tsch'ên Schu-pao aber, dem einige beherzte Würdenträger vergebens geraten hatten, wenigstens mit Würde sein Schicksal zu erwarten, versteckte sich mit zwei seiner Lieblingsfrauen in einem Brunnen. Soldaten
 5 von Sui zogen die drei heraus. Nach dem Eintreffen des Oberbefehlshabers, Yang Kuang, wurde „der letzte Herrscher“ nach Tsch'ang-ngan geschickt. Wên ti behandelte ihn gut und ließ ihn als einen völlig ungefährlichen Lüstling weiter seinen Liebesgenüssen leben. Im Jahre 604 hat er in Lo-
 yang sein unrühmliches Dasein beschlossen. Der Staat Tsch'ên hörte auf
 10 zu bestehen, er wurde der südliche Teil des Reiches von Sui.

Mit dem schicksalsvollen Jahre 589 geht ein Zeitraum zu Ende, der im Jahre 316, eigentlich schon 220 seinen Anfang genommen hatte. Die zerrissenen Teile des großen Han-Reiches sind wieder zusammengefügt, der Graben zwischen Norden und Süden ist geschlossen. Ohne Vorberei-
 15 tung, wohl nicht einmal gewollt, gleichsam über Nacht ist das große Ereignis eingetreten. Wir werden später sehen, daß jenes Geschlecht, dem das Schicksal die reiche Gabe ohne sein Verdienst in den Schoß geworfen hatte, nicht viel besser als die meisten anderen flüchtigen Herrschergruppen dieses Zeitraumes war und darum auch nicht vermochte, das Er-
 20 langte zu halten. Dafür mußten Stärkere und Bessere kommen. Wên ti's Edikt, das die Verdienste der drei Heerführer, seines Sohnes Kuang, und der Generale Han K'in-hu und Ho-jo Pi rühmt, kommt bei der Würdigung des Geschehenen nicht über die üblichen Redewendungen hinaus, wenn es sagt (*Sui schu* Kap. 52 fol. 2 r^o): „Mehrere hundert Jahre sind die
 25 neun Reichsteile (I, 84 f.) nicht vereinigt gewesen, erst durch die Taten hervorragender Staatsmänner ist das große Gut des Weltfriedens geschaffen worden. Diese Erfolge im Weltreich, wie sollen sie übertroffen werden können?“ Und: „Der Ruhm des Staates ist über zehntausend *li* verbreitet, und der Glanz der Dynastie in jeden Winkel getragen worden.
 30 Das Volk im Südosten (Nanking) ist aus siedendem Wasser und lohendem Feuer errettet. Mehrere hundert Jahre ist es im Räuberzustande gewesen, und in zehn Tagen zu Größe und Ehre gebracht. Das alles ist das Verdienst der Heerführer usw.“ Das läßt kein wahres Verständnis für die Größe des Wandels erkennen.

c. Erweiterung der Machtgrundlagen.

1. Das Nordreich der Wei.

35 Als T'o-pa Kuei, der König von Tai, der nach seiner Thronbesteigung im Jahre 385 seinen Staat in Wei umbenannt hatte (s. oben S. 105), im Sommer 398 als „Kaiser“ seinen Willen verkündete, „die neun Reichsteile zu befrieden“ (S. 108), bestanden im Norden noch folgende Staaten: Hou Yen (später Pei Yen s. S. 111), auf ein kleines Gebiet im Norden der
 40 Pekingener Ebene und im Osten des heutigen Jehol-Gebietes beschränkt

(S. 108), Nan Yen im nördlichen Ho-nan in der Gegend von Wei-hui, Hou Ts'in im Wei-Tale und in Mittel-Kan-su mit Tsch'ang-ngan als Hauptstadt (S. 102), ferner die Herrschaftsgebiete im fernen Westen: Si Ts'in („das Westliche Ts'in“) zwischen dem oberen Wei-Fluß und dem Huang ho mit Kin-tsch'êng (Lan-tschou, heute Kao-lan hien) als Hauptstadt S. 111), Nan Liang („das Südliche Liang“) daran anschließend im Kuku-nor-Gebiet (S. 113), Hou Liang mit Ku-tsang (Liang-tschou, heute Wu-wei hien) nordwestlich davon (S. 112) sowie, in der Bildung begriffen, im äußersten Nordwesten, zwischen Liang-tschou und Su-tschou (heute Tsiu-ts'üan hien) Pei Liang (S. 113) und am Rande der Wüste zwischen 10 An-si und Tun-huang Si Liang (S. 115). Die beiden Yen, „das Westliche Ts'in“ und „das Südliche Liang“ waren im Besitze von Sien-pi-Geschlechtern, also Verwandte der T'o-pa, Hou Ts'in wurde von Tibetern, Hou Liang von Tanguten, Pei Liang von Hunnen, Si Liang von Chinesen westlicher Herkunft regiert. Dazu kam später noch im nördlichen Schen-si der 15 hunnische Staat Hia (S. 115).

Wenn T'o-pa Kuei, der als Kaiser unter dem posthumen Namen Tao-wu ti bekannt ist, seine Absicht verwirklichen wollte, so hatte er zwei Aufgaben zu lösen: er mußte den Norden unter seinem Szepter vereinigen und dann die Dynastie am Yang-tsé beseitigen. Die erste der beiden hatte auch 20 Fu Kien gelöst, an der zweiten war er gescheitert; „niemals seit dem Altertum“, hatte „der alte Tibeter“ Yao I-tschung einst gesagt, „ist ein Mann der Jung- oder Ti-Völker ein Himmelssohn gewesen“ (s. oben S. 77). Um das Reich der Han wiederherzustellen, war offenbar noch mehr erforderlich als bloß ein tapferer Krieger; ob Tao-wu ti dieses Mehr besaß, 25 mag dahingestellt bleiben, aber auf seine Nachkommen zu zählen boten die Erfahrungen in den anderen nordischen Staaten keine Gewähr, nicht einmal eine Wahrscheinlichkeit. Auch der Weg der T'o-pa führte nach glänzendem Aufstieg hinunter in die Tiefe blutiger Familienkämpfe um Thron und Macht, roher Gewalttaten ehrgeiziger Satrapen und schmach- 30 vollen Unterganges.

Als T'ao-wu ti im Jahre 397 seinen Sieg über Yen erfochten hatte, war sein Staatsgebiet noch immer kein großes. Es erstreckte sich vom nordwestlichen Ho-peï durch das nördliche Schan-si, vielleicht bis an das nordöstliche Knie des Huang ho, im Westen an Hia anstoßend; südlich 35 lagen Hou Ts'in und Nan Yen, im Norden, in dem Berglande des Yin schan und darüber hinaus bis zum Orkhon, in den Steppen und Bergen wohnten türkisch-tungusische Völkerschaften, die Ts'in botmäßig waren. Wie wir früher gesehen haben (s. oben S. 86f.), hatte Tao-wu tis Großvater dort einst bei den Kao-tsch'ê oder Tölös, den Vorfahren der türkischen Uiguren, 40 eine Zuflucht vor den Ts'in gesucht. Jetzt tauchte ein anderes Volk in diesen alten Sitzen der Hiung-nu auf, das den Namen Jou-juan (ein einheimisches Wort) führte und nach den chinesischen Quellen ursprünglich nur eine Horde von flüchtigen Wilderern gewesen sein muß, bei denen

von einer gemeinsamen Herkunft kaum gesprochen werden kann, obwohl das *Weï schu* (Kap. 103 fol. 1 r^o) sie als „Abkömmlinge der Tung Hu“, das *Nan schi* (Kap. 79 fol. 18 r^o) als einen „besonderen Zweig der Hiung-nu“ bezeichnet, womit nicht viel gesagt ist. Sie waren nur eine kleine Schar, die
5 sich in den Jahren von 295 bis 307 um einen aus Tai entflohenen Sklaven Namens Mu-ku-lü oder Yu-kiu-lü gesammelt hatte. Dessen Sohn Tsch'ê-lu-hui wurde der Organisator eines wirklichen Stammes, der sich als Jou-juan bezeichnete. Er unterstellte sich der Oberherrschaft von Tai und lieferte Pferde, Rinder und Zobel-Felle als Tribut. Im Laufe der Jahre wuchs
10 die Macht des Stammes, und um das Jahr 400 war er durch die Unterwerfung der Kao-tsch'ê und anderer türkischer Stämme unter seinem Fürsten Schê-lun ein großes Volk geworden, das nach den Angaben des *Peï schi* (Kap. 98 fol. 2 v^of.) die weiten Gebiete zwischen Karaschar im Westen und Tschao-sien (nordwestliches Korea) im Osten beherrschte, während
15 es im Norden bis jenseits der Gobi und im Süden bis zu den Grenzen von Kan-su vorgedrungen war. „Die kleineren Staaten dort hatten alle unter seinen Plünderungen zu leiden und wurden gezwungen, sich ihm anzuschließen“. So wurden die Jou-juan aus dem Tributvolke ein gefährlicher Gegner auch für den Wei-Staat, und der Kaiser T'ai-wu ti (424 bis 451)
20 änderte, „weil er (den Namen) nicht verstand, und ihre Art der von Würmern glich“, ihren Namen in das chinesische Juan-juan, d. h. „sich ringelnde Würmer“ um. Unter diesem Namen, der aber richtiger Jou-juan gelesen werden sollte, ist das Volk in der Geschichte als Beherrscher des nördlichen Asiens bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts bekannt geblieben, wo
25 es durch Ost-Wei (Ts'ü) und die T'u-küe (Türken) vernichtet wurde (s. unten). Tao-wu ti und seine Nachfolger haben mit den Jou-juan sowohl wie mit den anderen Steppenvölkern vielfach kämpfen müssen, um ihren Staat zu sichern, und der Begründer des Kaiserreiches Wei hat trotz seiner Gegnerschaft zu Ts'in, die aus einer verfehlten Heiratsangelegenheit
30 entstanden war, weiteres Land westlich vom Yin schan am Huang ho besetzen und besiedeln können. Aber für ein bestimmendes Eingreifen von Wei in das Schicksal des Nordens war am Anfang des 5. Jahrhunderts die Zeit noch nicht gekommen, jedoch bereitete die Entwicklung selbst inzwischen die Möglichkeit dazu vor. Namentlich war es der ferne Westen,
35 Kan-su und das Kuku-nor-Gebiet, wo sich diese Entwicklung mit raschem Szenenwechsel vollzog. Dort rangen die neu entstandenen Staaten unter ihren türkischen, tibetischen und tungusischen Potentaten in beständigen Kleinkämpfen mit einander um die Macht und Herrschaft. In den weiten, dünn bevölkerten und zum Teil ganz wilden Berglandschaften zu beiden
40 Seiten des Nan schan (I, 2 u. 20) machten sie sich die Viehherden und die ackerbauende Bevölkerung — das wertvollste Gut — streitig, wobei die wenigen befestigten Städte die Stützpunkte für ihre Herrschaft bildeten. Daneben pflegten sie hier aber auch unter dem Einflusse chinesisch-konfuzianischer und indisch-buddhistischer Kulturträger ihre oft in erstaun-

lichem Maße hervortretenden geistigen Interessen höherer Art. Die Verbindung mit Turkistan und darüber hinaus mit Indien begann sich voll auszuwirken (s. unten).

Lü Kuang, der Gründer eines neuen Liang-Staates in Kan-su (s. oben S. 111f.), war im Jahre 399 gestorben, ohne seiner Kaiserherrlichkeit in- 5 mitten beständiger Kämpfe und Unterhandlungen mit seinen beiden Nachbarn T'u-fa Wu-ku (Nan Liang) und Tsü-k'ü Mêng-sün (Pei Liang) froh geworden zu sein. Seine beiden nicht ebenbürtigen Söhne, Lü Tsuan und Lü Hung, denen er seinen vollbürtigen Sohn und Nachfolger Lü Schao anvertraut hatte, vergewaltigten nach seinem Tode den rechtmäßigen 10 Erben und zwangen ihn zum Selbstmord. Nachdem danach Lü Hung durch Beauftragte seines Bruders getötet war, trat Lü Tsuan die Herrschaft über den lose gefügten Staat an. Er war ein roher und dem Trunke ergebener Mensch und wurde nach drei Jahren von seinem Vetter Lü Tsch'ao erstochen. Dieser verzichtete auf die Nachfolge zugunsten von 15 Lü Kuangs Bruder Lü Lung, einem nicht viel höher stehenden Staatsleiter, der, wie der Chronist (*Tsin schu* Kap. 122 fol. 18 v⁰ und *Schi leo* . . . Kap. 83 fol. 1 v⁰) sagt: „die tapferen Männer zu töten pflegte, in der Absicht, sich damit einen gefürchteten Namen zu machen. In der Hauptstadt und im Lande erfolgte ein Aufschrei, und die Leute wußten sich 20 nicht mehr zu schützen“. Die Zustände in Liang veranlaßten schließlich im Jahre 401 einen Gouverneur von Ts'in im östlichen Kan-su, gegen den Tyrannen vorzugehen. „Die Familie Lü“, so erklärte man dort, „habe nur durch die Wirren in Ts'in die Möglichkeit erhalten, in diesem Ge- 25 biete die Herrschaft auszuüben“ (*Schileo* a. a. O. fol. 1 v⁰), schon aus Mitleid mit der Bevölkerung müsse man diesen Greueltaten ein Ende machen. So rückte der Vertreter von Ts'in gegen Ku-tsang vor, warf die entgegengesandten Streitkräfte zurück und schloß die hartnäckig gehaltene Stadt ein. Nach einigen Monaten brach eine Hungersnot aus, furchtbares Elend herrschte unter den Belagerten, und die zahlreichen 30 in Ku-tsang lebenden „Leute aus dem Osten“ gingen zu Ts'in über. Lü Lung mußte sich schließlich den dringenden Vorstellungen seines Neffen Lü Tsch'ao und aller Beamten fügen und ergab sich dem Befehlshaber des Heeres von Ts'in. Dieser behandelte den Besiegten mit Milde, ließ Lü Lung Geiseln stellen und zog ab. Noch durch die lange Belagerung geschwächt, 35 geriet Lü in neue Kämpfe mit den T'u-fa von Nan Liang und mit Mêng-sün von Pei Liang. Von beiden Seiten bedrängt und ohne Aussicht auf Rettung, wandte er sich im Jahre 403 an Ts'in und gab sich und seinen Staat in die Hände seines Herrschers, des menschenfreundlichen Yao Hing. Dieser sandte ein Heer von 40000 Mann nach Ku-tsang und ließ Lü Lung und seine 40 gesamte Sippe nach Tsch'ang-ngan bringen; 10000 Familien seines Volkes wurden gleichzeitig nach dem Osten verpflanzt. Lü Kuangs improvisierte Staatsgründung war zu Ende. Lü Lung und Lü Tsch'ao wurden in Tsch'ang-ngan freundlich aufgenommen und mit hohen Stellungen bedacht. Später

beteiligte sich dann Lü Lung an einer Verschwörung gegen Yao Hing und wurde von diesem hingerichtet.

Bis zu der Katastrophe von 417 war Ts'in die eigentliche Vormacht im Westen gewesen, obwohl ihm durch die hunnischen Staatengründer 5 Mêng-sün und Ho-lien Po-po während der letzten Jahre seine Stellung mehr und mehr streitig gemacht war. Aber die Aufnahme von Lü Lung und seinem Volke hatte ihm ein hohes Ansehen gegeben, und sowohl Mêng-sün wie „die Sien-pi-Staaten des Nordens“ schickten dem *Tsin schu* (Kap. 117 fol. 10 r⁰) zufolge Gesandtschaften mit Geschenken. Unter den 10 letzteren muß auch Wei gewesen sein; dessen Annalen verzeichnen zwar nur Gesandtschaften von Ts'in, aber gerade dieser Umstand setzt die Angabe des *Tsin schu* in das richtige Licht. Der Sien-pi T'u-fa Nu-t'an, der im Jahre 402 auf seinen Bruder T'u-fa Li-lu-ku, den Bruder des im Jahre 399 gestorbenen T'u-fa Wu-ku (s. oben S. 113), als König von Nan Liang 15 gefolgt war, unterstellte sich im Jahre 404, ebenfalls in Folge des Druckes seiner türkischen und tungusischen Nachbarn (Pei Liang und Si Ts'in), unter Aufgabe seiner Selbständigkeit dem Herrscher in Tsch'an-ngan und wurde von diesem zum Gouverneur in Ku-tsang ernannt, das ihm erwünschter war als seine Residenz in Lo-tu (südöstlich von Si-ning am 20 Si-ning ho). Lange freilich hat dieses Verhältnis bei dem Ehrgeiz und der Verschlagenheit dieses Territorialherrn nicht gedauert. T'u-fa Nu-t'an führte jetzt als Vasall Yao Hings seine Kämpfe gegen Mêng-sün unentwegt weiter, und zwar mit erheblich besserem Erfolge. In Tsch'an-ngan sah man bald, daß der Satrap von Liang-tschou seine eigenen Pläne verfolgte, 25 und Yao Hing beschloß, gegen die Meinung sachkundiger Berater, die ihm empfahlen, aus den wilden Verhältnissen in Kan-su die Hände zu lassen, den Eigenmächtigen zum Gehorsam zu zwingen. Aber das Heer, das er im Jahre 408 aussandte, angeblich um Ho-lien Po-po für seine Einbrüche zu bestrafen, geriet sehr bald in eine schwierige Lage: nachdem Nu-t'an 30 zuerst sein Einverständnis zu dem Kriegsplane gegeben hatte, verschanzte er sich beim Herannahen der Truppen in Ku-tsang und nahm nunmehr eine offen feindselige Haltung an. Er brachte dem Heere von Ts'in eine Niederlage bei, würde aber vielleicht sich doch nicht haben behaupten können, wenn nicht Ho-lien Po-po gleichzeitig gegen seinen ehemaligen 35 Souverän, der ihn züchtigen wollte, die Waffen erhoben hätte. Er vernichtete die eingedrungene Straf-Expedition vollends, und die Folge war, daß die Ts'in-Macht in Mittel-Kan-su ihr Ende fand: Nu-t'an erklärte sich wieder zum unabhängigen Fürsten von (Nan) Liang, und dem gefürchteten Ho-lien Po-po „unterwarfen sich die Barbaren und Hia-Leute 40 nordlich der Bergkämme (d. h. des Nan schan s. I, 2 und 20), mehrere zehntausend an der Zahl“ (*Tsin schu* Kap. 130 fol. 4 r⁰). Aber Nu-t'an konnte sich zwischen seinen beiden Rivalen im Süden (Si Ts'in) und Norden (Pei Liang) auf die Dauer nicht behaupten. Der unerbittliche Mêng-sün, mit dem er ununterbrochene Kämpfe zu führen hatte, drängte

ihn 410 aus Ku-tsang hinaus, so daß er seine Hauptstadt wieder nach Lo-tu im Süden verlegen mußte. Auch hierhin folgte ihm der Hiung-nu-Fürst und belagerte ihn mehrfach, und als Nu-t'an in der Zwischenzeit einen Kriegszug gegen einen kleineren Volkstamm im Westen unternahm, zog ihm dies auch noch die Feindschaft des Fürsten K'i-fu Tsch'i-p'an von 5 Si Ts'in zu. Dieser rückte im Jahre 414 gegen Lo-tu vor, nahm die Stadt ein und machte sich dann mit 5000 Reitern an die Verfolgung des abwesenden Nu-t'an. Es gelang ihm, die des Krieges müde Bevölkerung zum Abfall von ihrem Herrn zu bewegen, der Überraschte mußte sich dem Sieger ergeben. Tsch'i-p'an nahm ihn zunächst freundlich auf, ließ ihn dann aber, 10 wohl aus Gründen der Sicherheit, vergiften. Nan Liang hört damit auf, ein selbständiges Dasein zu führen.

Durch das Verschwinden dieses seines bedeutendsten Gegners gewann nicht sowohl Si Ts'in als vielmehr Tsü-k'ü Mêng-sün freieres Feld. Schon im Jahre 412 hatte er nach der Vertreibung Nu-t'ans zwei Jahre vorher Ku- 15 tsang zu seiner Hauptstadt, sich selbst zum „König von Ho-si“ gemacht (s. oben S. 113). Nunmehr hatte er die Möglichkeit, weiter nach Süden vorzustoßen, zumal die Macht von Ts'in in Folge der letzten Ereignisse stark geschwächt und durch die Einbrüche Ho-lien Po-pos immer gehemmt war. Im Jahre 415 konnte er sogar bis über den Huang ho in die Grenz- 20 gebiete von Ts'in und Si Ts'in vordringen und die Stadt Kuang-wu (westlich vom heutigen Ti-tao am T'ao-Fluß) wegnehmen. Nach der Katastrophe von 417 und der Besetzung des Wei-Tales durch Ho-lien Po-po (s. oben S. 142 f.), die diesen unberechenbaren Abenteurer vorläufig beschäftigte, rückte er nach Südosten gegen den Huang ho bei Lan-tschou vor, kam 25 also damit immer weiter in das Land von Si Ts'in hinein. Ein höchst unkluger, aber für Mêng-sün sehr willkommener Angriff Li Hins von Si Liang, der seit Li Kaos Tode im Jahre 417 regierte (s. oben S. 114 f.), rief ihn zurück. Dieser war in Überschätzung seiner Kräfte entgegen dem Rat seiner Minister und seiner klugen Mutter im Jahre 421 nach Osten vorgedrungen 30 in der Absicht, Tschang-ye (Kan-tschou) zu nehmen. Mêng-sün, ohnehin entschlossen, dem in seinem Rücken gelegenen kleinen Staate ein Ende zu machen, war erfreut über die Art, wie „Si Liang sich in seine Pläne einfügte“ (*Tsin schu* Kap. 129 fol. 11 r⁰): er führte seine Truppen zurück, fiel zwischen Tschang-ye und Tsiu-ts'uan (Su-tschou) über den schwachen 35 Gegner her und trieb ihn nach kurzem Kampfe in die Flucht. Li Hin wurde dabei getötet. Sein Sohn Li Tschung-ör floh nach Süden zu Liu Yü, der eben seine neue Dynastie gegründet hatte (s. oben S. 145), ging aber später zu Wei über und erhielt dort einen Gouverneurposten. Mêng-sün besetzte die Hauptstadt Tsiu-ts'uan, und „die Bevölkerung lebte in voller Eintracht 40 mit den Eroberern wie früher; das Heer beging keine Eigenmächtigkeiten“ — eine seltene Kunde. Li Hins Bruder Li Sün flüchtete mit seinen Brüdern und einer Schar von Anhängern nach Tun-huang und von dort, als Mêng-sün sie verfolgen ließ, in die nördlichen Berge. Nach kurzer Zeit kehrten

sie jedoch zurück, verjagten den von Mêng-sün in Tun-huang eingesetzten Gouverneur und verschanzten sich in der Stadt. Mêng-sün war gezwungen, ein Heer aufzubieten und Tun-huang belagern zu lassen. Die Stadt wurde durch einen abgeleiteten Flußarm überschwemmt, und so zwang man die
 5 Eingeschlossenen zur Übergabe. Li Sün tötete seine Frauen und Kinder und dann sich selbst, „Mêng-sün ließ die ganze Stadt massakrieren“ (*Schi leo* . . . Kap. 93 fol. 1 v^o). Durch die Vernichtung von Si Liang hatte der hunnische Fürst seine Herrschaft bis an die Wüste ausgedehnt und die Straße nach Turkistan in seiner Hand.

10 So sahen sich die Wei nach dem ersten Viertel des 5. Jahrhunderts noch drei starken und immer angriffslüsternden Staaten im Westen und Nordwesten gegenüber: Si Ts'in, Pei Liang und Hia, dem Staate Ho-lien Po-pos, der seit 407 diesen altertümlichen Namen trug (s. oben S. 115); von den nordöstlichen Staaten war nach der Zurückerobung von Nan
 15 Yen durch die südliche Dynastie im Jahre 410 (s. oben S. 136 f.) nur noch das entlegene und bedeutungslose Pei Yen übrig.

Tao-wu ti hat aber diese Vereinfachung der Lage nicht mehr erlebt, da seine Regierung durch einen Gewaltakt unerwartet früh ihr Ende fand. Er hat jedoch viel getan, um seinem Staate für die kommenden Entwick-
 20 lungen die erforderliche Macht und das im Ausbau der Organisation und der Entfaltung höfischen Glanzes ruhende erforderliche Ansehen zu geben. Seine Hauptstadt P'ing-tsch'êng (bei Ta-t'ung) schmückte er mit Palästen und Lustgärten und die Organisation der Verwaltung entwickelte er nach chinesischen Vorbildern, aber doch unabhängig und mit sach-
 25 gemäßen Abänderungen. Nicht wenige von den hier geschaffenen Einrichtungen haben nach dem Untergange der Dynastie noch Jahrhunderte bestanden und sind von den Chinesen übernommen worden. Tao-wu ti war zweifellos ein Herrscher, von dem eine weitere Festigung und Mehrung des neuen Reiches zu erwarten gewesen wäre; seine mit Klugheit ver-
 30 bundene Brutalität war jedenfalls den Erfordernissen seiner rauen Zeit und Umgebung gewachsen. Aber er fiel vorzeitig als Opfer dieser beiden Eigenschaften. Zum Thronfolger hatte er seinen ältesten Sohn Ssë ernannt, zugleich aber vorsorglich nach berühmtem Muster dessen Mutter befohlen, Selbstmord zu begehen. Er begründete die Maßnahme mit fol-
 35 gender Erklärung: „Einstmals hat Kaiser Wu ti von Han, als er seinen Sohn zu seinem Nachfolger machen wollte, dessen Mutter getötet, um zu verhindern, daß die Frauen sich später in die Regierungsgeschäfte mischten, und deren Familien Unruhen anstifteten (s. I, 366 f.). Du sollst der Erbe des Reiches werden, daher will ich dem fernen Vorbilde Wu tis von Han
 40 folgen und für eine lange Zukunft vorsorgen“ (*Wei schu* Kap. 3 fol. 1 r^o). Der Thronfolger war untröstlich über den Verlust seiner von ihm über alles geliebten Mutter, und da Tao-wu ti schließlich in Zorn über ihn geriet, entfloh er. Tao-wu ti hatte von einer anderen Haremsdame einen Sohn Namens Schao, einen rohen und grausamen Jungen, der von seinem

Vater in ebenso grausamer Weise gezüchtigt wurde. Außerdem sollte seine Mutter im Palaste eingesperrt und getötet werden. Sie rief ihren sechzehnjährigen Sohn zu Hilfe, dieser schlich sich Nachts mit mehreren Genossen in das Gemach seines Vaters und ermordete ihn im Winter 409. Als der Prinz Ssë davon Kunde erhielt, kehrte er zurück, trat die Nach- 5 folge seines Vaters an und vollzog an den Mördern das Strafgericht: Schao und seine Mutter mußten Selbstmord begehen, die übrigen Teilnehmer, mehr als zehn, „wurden von den Beamten auf den Straßen der Süd-Stadt lebendig in Stücke geschnitten und gegessen“ (*Weï schu* Kap. 16 fol. 2 r^o). Dieses kulturgeschichtliche Bild zeigt, daß die Chinesen und Tungusen 10 in der Bedenkenlosigkeit ihrer dynastischen Politik wie in der Wut über den vernichteten Gegner einander nichts nachgaben (s. oben S. 172). Den angestrebten Zweck hat natürlich Tao-wu ti so wenig erreichen können wie einst sein großer Vorgänger.

Dagegen ist sein Werk der Sicherung und Festigung des Staates durch 15 den neuen, als Ming-yuan ti bekannten Herrscher, einen siebzehnjährigen Jüngling, durch maßvollere Politik erfolgreich fortgesetzt worden. Während seiner Regierungszeit erreichte der Kampf zwischen Nord und Süd seinen Höhepunkt, wie wir früher gesehen haben; auch das Ringen der Nord-Staaten unter einander wirkte mehr und mehr auf die größeren Staatswesen 20 hin. Schon 409 hatte Liu Yü im Süden begonnen, seine Rückeroberungspläne zu verwirklichen: 410 fiel Nan Yen in seine Hand (s. oben S. 136 f.), damit schob sich die Macht von Tsin in Ho-nan bis an die Grenzen von Wei; 416 u. 417 war der große Feldzug Liu Yüs gegen Hou Ts'in, der mit der Eroberung des Wei-Tales endete und Wei bereits vor schwere Ent- 25 scheidungen stellte (s. oben S. 138f.). Wir haben gesehen, wie Ming-yuan ti dank der klugen Politik seines Ratgebers Ts'ui Hao die Lage meisterte: ein Eintreten Weis in den Krieg würde zweifellos eine Katastrophe mit unübersehbaren Folgen hervorgerufen haben, indem der Norden sofort von den Hunnen Ho-lien Po-pos und den Jou-juan überflutet worden wäre. 30 Gegen beide war Wei der einzige wirksame Damm, und noch war der Staat nicht stark genug, um gegen drei Seiten sich mit Aussicht auf Erfolg wehren zu können; selbst nachdem Liu Yü den Plan eines Angriffs gegen Wei aufgegeben hatte, blieb die Lage gefährlich, so lange die Tsin im Wei-Tale saßen. Das währte freilich nur wenige Wochen, aber Ho-lien Po-po, 35 der nun der Beherrscher des ehemaligen Hou Ts'in wurde, war ein ehrgeiziger Nachbar, und wie er selbst sein Verhältnis zu Wei auffaßte, geht aus seinen Erklärungen hervor, die er für seine Rückkehr von Tsch'ang-ngan nach dem nördlichen Steppenlande angab (s. oben S. 143). Der Tod Liu Yüs von Sung im Jahre 422 reizte zur Offensive gegen den wieder aufgelockerten 40 Süden, und wir haben gesehen, wie diese nicht bloß das Huang-ho- und Lo-Tal mit Lo-yang, sondern darüber hinaus noch Süd-Ho-nan, Schantung und Nord-Kiang-su bis gegen den Huai-Fluß vorübergehend in den Besitz von Wei brachte. Der unerwartete Tod des einunddreißigjährigen

Ming-yuan ti Ende 423 machte indessen weiteren Plänen zunächst ein Ende, aber sein Sohn und Nachfolger, der sechzehnjährige T'ai-wu ti, ein tatenfroher Jüngling, nahm sie bald wieder auf und führte durch seine großen Erfolge im Norden die Wei auf die Höhe ihrer Macht. Tao-wu
 5 ti, der die Geburt des Enkels (der Vater war sechzehn Jahre alt!) noch eben erlebt hatte, soll von ihm vorausgesagt haben: „Dieser Sohn wird es sein, der mein Werk zur Vollendung bringen wird.“ (*Wei schu* Kap. 4a fol. 1 r^o). Kurz vor seinem Tode hatte Ming-yuan ti noch einen Plan zur Ausführung bringen können, der sein Reich vor den ständigen Plünderungs-
 10 zügen der Jou-juan schützen sollte, die eine wirksame Politik gegen den Süden bis dahin stark gehemmt hatten. „Gegen die Grenz-Einbrüche der Jou-juan“, so berichtet das *Wei schu* (Kap. 3 fol. 14 r^o) unter dem Jahre 423, „wurde im 2. Monat ein langer Wall (*tsch'ang tsch'êng*) südlich von Tsch'ang-tsch'uan (nördlich von Kalgan, etwa bei dem Steppensee Anguli nor
 15 gelegen) gebaut. Er begann bei Tsch'i-tsch'êng (die heutige Stadt gleichen Namens nordöstlich von Süan-hua in der Tschahar-Provinz) und reichte im Westen bis Wu-yuan (westlich von Sui-yuan am Südhang des Yin schan); er war über 2000 *li* lang und mit Wachstationen versehen.“ Diese Befestigung, die vermutlich nur von leichter Art war, muß sich in ihrem östlichen
 20 Teile an der Stelle der noch heute erhaltenen äußeren Mauer, die an Kalgan vorüber zieht, befunden haben, dann aber nicht in südlicher Richtung wie diese, sondern in westlicher, an den Vorbergen des Yin schan entlang bis nördlich vom Knie des Huang ho verlaufen sein. Sie würde dann also mit der im 4. Jahrhundert v. Chr. von dem König Wu-ling von Tschao
 25 erbauten „Langen Mauer“ (I, 195) zusammengefallen sein, vielleicht handelt es sich sogar nur um eine Wiederherstellung der noch vorhandenen Reste.

T'ai-wu ti trieb, das Werk seines Vaters fortführend, nach groß angelegtem Plane die Macht von Wei nach Norden und nach Süden vor. Wir haben
 30 früher gesehen, daß der erfahrene Ts'ui Hao, der noch immer die Politik leitete, zunächst den Kampf gegen die Sung im Süden nicht fortsetzen, sondern erst endgiltige Sicherheit vor den Feinden im Rücken schaffen wollte (s. oben S. 149f.). Gestützt auf die neue Befestigungsanlage, wurde der Angriff gegen die Steppenjäger im Jahre 424 eröffnet und während der
 35 folgenden Jahre fortgesetzt. Die Kämpfe, die in Yün-tschung, am Südhange des Yin schan, also unmittelbar an dem neuen Grenzwall, begannen, waren sehr schwer und hartnäckig. Im Herbst 424 geriet T'ai-wu ti selbst in Gefahr, von den Jou-juan gefangen zu werden. Namentlich war es der tapfere Ta-t'an, der im Jahre 414 auf seinen Vetter Schê-lun in der Herrschaft
 40 gefolgt war, mit dem die Heere von Wei Jahr um Jahr zu ringen hatten. Allmählich gelang es diesen, die Jou-juan nach Norden und Nordwesten abzudrängen, aber erst im Jahre 429 fiel endlich die Entscheidung. Weit bis in die unbekannte Wildnis der nordöstlichen Gobi hinein, „am Flusse Li schui („Kastanien-Fluß“) entlang nach Westen, noch über die alten

Befestigungen des Generals Tou Hien von der Han-Dynastie (I, 398) hinaus, 3700 *li* von der Hauptstadt P'ing-tsch'êng" (Ta-t'ung) verfolgte T'ai-wu ti seine Gegner, die „sich in alle vier Winde zerstreuten und zwischen Bergen und Tälern verkrochen“, wie das *Weï schu* (Kap. 103 fol. 5 v^o) berichtet. In ihrer Not wurden die Jou-juan jetzt auch 5 von ihren bisher grausam unterdrückten Gegnern, den uigurischen Kao-tsch'ê (s. oben S. 86f.), angefallen, zu hunderttausenden gefangen oder getötet und ihres Viehes beraubt. Ta-t'an selbst starb aus Kummer über das Schicksal seines Volkes. Als T'ai-wu ti von dem Siege der Kao-tsch'ê hörte, wurde er besorgt ob dieses neuen Grenznachbarn, der sich 10 an die Stelle des bisherigen setzte, und beschloß, ihn bei dieser Gelegenheit sogleich mit zur Unterwerfung zu zwingen. Er sandte den Kao-tsch'ê eine Abteilung von 1000 Reitern entgegen und erreichte in der Tat, daß sie sich, mehrere hunderttausend Köpfe stark, dem Herrscher von Wei unterwarfen. Ihre Volksgenossen, die Ting-ling (s. oben S. 81), hatten 15 sich, einer kurzen Bemerkung in den Kaiser-Annalen der Wei (Kap. 4a fol. 6 r^o f.) zufolge, bereits im Frühjahr des Jahres zu Vasallen von Wei erklärt. Auch über den Erbfeind, das hunnische Geschlecht der Ho-lien, das mit seinem neuen Staate Hia ein nicht ungefährlicher Nachbar geworden war (s. oben S. 115), konnte T'ai-wu ti bedeutungsvolle Triumphe 20 erringen. Der gefürchtete Po-po war im Jahre 425 gestorben, und sein Sohn Ho-lien Tsch'ang ihm gefolgt. Schon vorher, noch unter Ming-yuan ti im Jahre 423, hatte K'i-fu Tsch'i-p'an von West-Ts'in, der, eingeengt zwischen dem auf der Höhe seiner Macht stehenden Pei Liang und den im Wei-Tale sitzenden Ho-lien, Raum nach außen gewinnen wollte, bei Wei durch 25 eine Gesandtschaft, die ein Geschenk von 200 Pfund Gold überbrachte, auf einen Krieg gegen Hia hinwirken lassen. Ming-yuan hatte zugestimmt, aber die Kämpfe gegen die Jou-juan verzögerten die Ausführung des Planes. Zu Beginn des Jahres 426 ließ Tsch'i-p'an abermals in Wei zu dem Kriege mahnen, und nun, wo der Tod Po-pos und die darauf folgenden Erbstreitig- 30 keiten zwischen seinen Söhnen eine günstige Gelegenheit zu bieten schienen, schritt man zur Tat. Tsch'i-p'an brach im Herbst gegen das östliche Kan-su vor, mußte aber, da auch Mêng-sün von Pei Liang, mit dem er wiederholt Grenzkämpfe gehabt, sich gegen ihn wandte, wieder zurückweichen. Dagegen gelang es T'ai-wu ti, mit 20 000 Mann leichter Reiterei im Winter 35 bis zu Ho-lien Tsch'angs Hauptstadt T'ung-wan, am Südost-Rande der Ordos-Steppe (s. oben S. 115), vorzudringen und über zehntausend Familien wegzuführen. Blieb dies vorläufig der einzige Erfolg, so war im Süden inzwischen T'ai-wu tis Feldherr Hi-kin über P'u-fan (P'u-tschou) in das Wei-Tal vorgestoßen und hatte überraschend Tsch'ang-ngan besetzt. 40 Die Wirkung war außerordentlich: die Tanguten und Tibeter im oberen Wei-Tal unterwarfen sich dem neuen Herrn, und selbst Mêng-sün sandte eine Tributgesandtschaft nach P'ing-tsch'êng. Die folgenden Jahre brachten weitere Erfolge. Ho-lien Ting, der Bruder von Tsch'ang, bemühte sich,

- Hi-kin aus Tsch'ang-ngan wieder zu vertreiben, T'ai-wu ti aber benutzte die Zeit zu einem neuen Vorstoß gegen T'ung-wan. Im Frühsommer 427 brach er selbst an der Spitze von 30000 leichten Reitern auf und wußte durch eine List Ho-lien Tsch'ang aus der Stadt heraus und in einen Hinter-
- 5 halt zu locken. Ein wütender Kampf folgte, in dem der junge Herrscher nur mit Aufgebot seiner ganzen Unerschrockenheit und Geistesgegenwart dem Tode entging. Ho-lien Tsch'ang flüchtete nach Süden und setzte sich in der Stadt Schang-kuei (südwestlich vom heutigen Ts'in hien, an einem Nebenfluß des oberen Wei) fest. T'ai-wu ti rückte in T'ung-wan
- 10 ein und überließ alles, was er an Schätzen im Palast fand, sowie den Harem und alles Vieh („über 300 000 Pferde und mehrere Zehner von Millionen an Kühen und Schafen“ (*Weï schu* Kap. 4a fol. 4 v^o) seinen Truppen. Auf die Kunde von den Vorgängen im Norden verließ Ho-lien Ting Tsch'ang-ngan und ging zu seinem Bruder nach Schang-kuei, T'ai-wu ti kehrte
- 15 nach P'ing-tsch'êng zurück. Die beiden Brüder verließen im Frühjahr 428 Schang-kuei, um die Hauptstadt wieder zu erreichen, wurden aber von Hi-kin verfolgt, bis sie sich in P'ing-liang am oberen King-Fluß verschanzten. Ho-lien Tsch'ang verteidigte sich tapfer, und die Wei-Truppen gerieten infolge von Nahrungsmangel in eine gefährliche Lage. Nur der
- 20 Entschlossenheit von Hi-kins Unterführer Ngan-kie war es zu danken, daß es gelang, die Gefahr zu bannen und Ho-lien Tsch'ang gefangen zu nehmen. Dieser wurde nach P'ing-tsch'êng gesandt und von T'ai-wu ti mit allen Ehren aufgenommen und wie sein Bruder behandelt; sogar seine eigene Schwester gab er ihm zur Frau. Hi-kin, voll Eifersucht über den
- 25 Erfolg Ngan-kies, beschloß jetzt, sich auch Ho-lien Tings, der von seinen Truppen inzwischen zum Herrscher von Hia ausgerufen war, zu bemächtigen und so seine Schlappe wett zu machen. Aber die Hunnen erfuhren durch einen Verräter von der bedrängten Lage der Wei-Truppen, es gelang ihnen, sie in einen Hinterhalt zu locken und zu 60 v. H. zu vernichten
- 30 (*Schi leo* . . . Kap. 68 fol. 1 v^o). Hi-kin selbst wurde gefangen genommen. Die Folge war, daß die Wei-Besatzung in Tsch'ang-ngan flüchtete, und Ho-lien Ting die Stadt wieder nahm. T'ai-wu ti geriet in großen Zorn bei dieser Unglückskunde und war entschlossen, das Verlorene wiederzugewinnen.
- 35 K'i-fu Tsch'i-p'an, bisher eine treibende Kraft in dem Kriege gegen die Hunnen, war für T'ai-wu ti keine große Hilfe gewesen, da er selbst von Mêng-sun, ebenfalls einem Hunnen, und den tibetischen Stämmen arg bedrängt wurde. Nach der Gefangennahme Ho-lien Tsch'angs durch die Wei trat er in ein Tributverhältnis zu T'ai-wu ti und stellte Geiseln
- 40 für seine Loyalität. Bald danach, im Sommer 428, starb er, seinem Sohne und Nachfolger K'i-fu Mu-mo den Rat hinterlassend, die Freundschaft Tsü-k'ü Mêng-süns zu erwerben. Versucht hat es dieser, dem Rate zu folgen, aber gelungen ist es ihm nicht; Mêng-sün hegte ein tiefes Mißtrauen gegen die Tungusen an seiner Seite. Die Kämpfe zwischen beiden gingen

weiter, und je mehr Mu-mo von seinem Gegner in die Enge getrieben wurde, um so fester mußte er sich an Wei anschließen. Im Jahre 430 — in der Zwischenzeit war der große Zug gegen die Jou-juan erfolgt — knüpfte Ho-lien Ting durch eine Gesandtschaft Verhandlungen mit den Sung im Süden an zum Zwecke eines gemeinsamen Kampfes gegen Wei; das Gebiet 5 nördlich vom unteren und mittleren Huang ho sollte zwischen Hia und Sung in der Weise geteilt werden, daß alles was östlich vom Hêng schan (die Gegend des heutigen Tschêng-ting, also wohl das Grenzgebirge von Schan-si) lag, an Sung, was westlich davon war, an Hia fallen sollte. Der Vorschlag dürfte in Kien-k'ang kaum besonders befriedigt haben; jedenfalls 10 wurde er ebenso wenig angenommen wie von T'ai-wu ti der des Kaisers Wên ti von Sung im gleichen Jahre, das Gebiet von Ho-nan an Sung zurückzugeben (s. oben S. 149). Vielleicht hingen beide mit einander zusammen. T'ai-wu ti eröffnete nun seinerseits seinem neuen Vasallen, daß er ihm nach der gemeinsamen Vernichtung von Hia das Land westlich von P'ing-liang, wo Ho-lien Ting jetzt saß, zum Lehen geben würde. K'i-fu Mu-mo nahm das Anerbieten an und froh, seinem Bedränger Mêng-sün entrückt zu werden, „verbrannte er seine Städte und Ortschaften, zerstörte seine Kostbarkeiten und zog mit seinem Volke, 15 000 Familien, nach Osten ab nach Schang-kuei“ (*Schi leo* . . . Kap. 86 fol. 14 v^o). Hier traten ihm 20 Ho-lien Tings Truppen entgegen und hemmten den Vormarsch. Im Rücken aber brachen ungesäumt die Stämme der T'u-yü-hun (s. oben S. 84f.) aus dem Kuku-nor-Gebiet in das verlassene Land ein und setzten sich dort fest. Inzwischen rückten die Heere von Wei nach Süden und Südwesten vor. Wie wir früher sahen, hatten die Sung-Truppen ihren 25 Vormarsch zum Huang ho angetreten und dort die wichtigsten Plätze besetzt. Aber im Winter 430 zu 31 warf der General Ngan-kie die Südtruppen wieder zurück, das Huang-ho-Tal und fast das ganze Ho-nan fiel endgiltig an Wei (s. oben S. 150). Den Gegner in P'ing-liang nahm T'ai-wu ti nicht allzu ernst. Er ließ Ho-lien Ting durch seinen Bruder 30 Frieden nach der Unterwerfung bieten, aber dieser lehnte ab und floh, als sich die Truppen P'ing-liang näherten, nach Ngan-ting (nördlich von Kung-tsch'ang), wohl in der Hoffnung, sich später mit den Sung-Truppen vereinigen zu können. Dabei stieß er auf das heimatlose Volk K'i-fu Mu-mos, er schloß die hilflose Masse in der Stadt Nan-ngan (bei Kung-tsch'ang) 35 ein und nachdem er sie im Sommer 431 durch Hunger zur Übergabe gezwungen hatte, machte er den unglücklichen Fürsten mit seiner ganzen Sippe, „über fünfhundert Menschen“, erbarmungslos nieder. Das war das Ende von Si Ts'in. Aber auch das Schicksal des Siegers vollzog sich rasch. „Ho-lien Ting“ so berichtet das *Schi leo* . . . (Kap. 68 fol. 5 v^o), 40 „fürchtete, von den Wei-Truppen erdrückt zu werden; er nahm deshalb das Volk von Ts'in (d. h. wohl von K'i-fu Mu-mo), über 100 000 Köpfe stark, mit sich und überschritt von Tschì-tsch'êng aus (bei Lan-tschou?) den Huang ho in der Absicht, den König von Ho-si, Tsü-k'ü Mêng-sün,

anzugreifen und ihm sein Land wegzunehmen“. Ein so verzweifelter Entschluß läßt sich nur aus der verzweifelten Lage Ho-lien Tings erklären. Die Folgen konnten kaum anders sein als sie waren. Als der Haufe halb über den Fluß war, fielen 30 000 Reiter der T'u-yü-hun über ihn her und
 5 zersprengten ihn in alle Winde. Ho-lien Ting selbst wurde gefangen genommen und im Jahre darauf, 432, von dem Beherrscher dieser neuen Bewohner des Landes, Mu-kuei, zu den Wei gesandt. T'ai-wu ti ließ ihn, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, töten. So hatte auch Hia, der ehrgeizige Nachbarstaat von Wei, sein Ende gefunden. Die ereignisvollen Jahre
 10 429 bis 431 waren entscheidend geworden für die Machtentwicklung von Wei: die Jou-juan verjagt und zu weiterem Kampfe vorläufig unfähig, die Hia vernichtet, die Sung in ihrem Ansturm nach Süden zurückgeworfen, das Wei-Tal mit Tsch'ang-ngan, das Huang-ho- und das Lo-Tal mit Lo-yang, dazu Schen-si und das östliche Kan-su in T'ai-wu ti's Hand,
 15 die Machthaber in Kan-su, selbst der stolze Mêng-sün, durch Gesandtschaften um die Gunst des gefürchteten Herrschers bittend: T'ai-wu ti konnte zufrieden sein, er hatte durch eigene Tüchtigkeit und — das darf nicht verschwiegen werden — auch durch die seines klugen Beraters Ts'ui Hao und seines Feldherrn Ngan-kie, sowie durch eine ungewöhnliche Gunst
 20 der Umstände ein großes Reich geschaffen.

Wei hatte nunmehr im Norden nur noch einen irgendwie in Rechnung zu stellenden Mitbewerber um die Macht, den verschlagenen und tapferen Hunnen Tsü-k'ü Mêng-sün von Pei Liang. Zwar bestand in der äußeren Nordost-Ecke, im Jehol-Gebiet und der südlichen Mandschurei, bis an
 25 die Gebiete von Kao-kou-li (Korea) heranreichend, der von dem chinesischen Verschwörer Fêng Pa neu gebildete Staat Pei Yen (s. oben S. 111), aber eine Bedeutung für die Weiterentwicklung kam diesem nicht zu. Er mußte früher oder später eine leichte Beute für T'ai-wu ti werden. Im Jahre 430 starb Fêng Pa, sein Sohn Fêng Yi, der zu seinem Nachfolger bestimmt
 30 war, wurde von dem Bruder des Verstorbenen, Fêng Hung, ermordet, und dieser machte sich selbst zum Herrscher von Pei Yen. T'ai-wu ti hatte kaum die Hände frei bekommen, als er im Sommer 432 an der Spitze eines Heeres von dem Usurpator Unterwerfung forderte. Dieser wich zunächst aus, sandte dem Wei-Herrscher, der nach Liao-si gekommen war, Geschenke,
 35 bereitete aber in seiner Hauptstadt Ho-lung (s. oben S. 110) den Widerstand vor. T'ai-wu ti, dem sich bereits ein großer Teil der Bezirke von Yen unterworfen hatte, machte sich daran, die Stadt durch einen Graben einzuschließen, als Fêng Hung seine zusammengerafften Streitkräfte ihm entgegenwarf. Die Generale von Wei zersprengten den Haufen, ein Teil
 40 flüchtete, wurde dann aber ebenfalls angegriffen und zur Unterwerfung gezwungen. Auffallenderweise setzte aber T'ai-wu ti die Belagerung nicht fort (wir erfahren die Gründe nicht), sondern kehrte nach der Unterwerfung von Liao-tung und Lo-lang (südöstlich vom Yalu) nach dem Westen zurück. Die Bevölkerung der entlegenen Gebiete wurde nach Yu tschou,

in Nord-Ho-peï, umgesiedelt. Noch mehrere Jahre hat das Spiel von Wei mit Yen gewährt, aber einen rechten Einblick in die Ursachen der Hinauszögerung des unvermeidlichen Endes erhält man nicht. Verschiedene Friedens- und Freundschaftsanerbietungen von Fêng Hung wurden von T'ai-wu ti zurückgewiesen, unbedingte Unterwerfung wurde offenbar 5 verlangt, aber nicht durchgesetzt. Ständig von den Angriffen Wei's bedrängt, unterstellte sich Fêng Hung schließlich im Jahre 435 den Sung im Süden und empfing von ihnen die Belehnung als „König von Yen“, während sein Staat „in Kiang-nan Huang-lung kuo genannt wurde“ (*Schi leo* . . . Kap. 99 fol. 4 v^o). Aber der Schritt war vergeblich. Die Sung waren außer 10 Stande, die erbetene Hilfe gegen die nun nachdrücklicher werdenden Angriffe von Wei zu leisten, den Rat seines Ministers, den aussichtslosen Widerstand gegen das letztere aufzugeben, lehnte Fêng ab, und so war er dem Eroberungswillen seines übermächtigen Gegners preisgegeben. Er verfiel auf den Gedanken, bei dem Nachbarstaate Kao-(kou)li Hilfe 15 zu suchen, und in der Tat sandte auch der koreanische König 436 eine beträchtliche Streitmacht nach Yen, und Fêng machte sich zur Flucht nach Osten bereit. Aber sein eigenes Volk verhinderte ihn daran, seine Minister öffneten unter dem Druck der Bevölkerung den Wei die Stadt-tore. Fêng gelang es, nachdem er die Paläste in Brand gesteckt hatte, 20 in der allgemeinen Verwirrung nach Osten zu entkommen. T'ai-wu ti forderte den König von Kao-li auf, Fêng Hung auszuliefern, dieser verweigerte das Ansuchen, ließ aber danach seinen Schützling, als er wieder durch eine Gesandtschaft mit den Sung in Verbindung trat, samt seinen Söhnen und Enkeln hinrichten. T'ai-wu ti verleibte das Gebiet von Yen 25 seinem Reiche ein.

Jetzt blieb nur noch der eine große Rivale des Nordens über, das Reich der Tsü-k'ü, Pei Liang, im Nordwesten, das sich nach Mêng-sün's Eroberungen vom Unterlauf des T'ao-Flusses bis nach Tun-huang und den Rand der Wüste erstreckte, darüber hinaus aber seine Macht auch in die Oasen- 30 Staaten von Turkistan ausdehnte. Mêng-sün war ein zu kluger Staatsmann, als daß er die Gefahr nicht hätte erkennen sollen, die ihm von dem immer weiter ausgreifenden Reiche des Ostens drohte. Über dessen letzte Ziele bestand ja kein Zweifel mehr, und Mêng-sün's Politik konnte nur die sein, daß er die Zunge an der Wage zwischen der Nordmacht Wei und der Süd- 35 macht Sung bildete. Er schickte Gesandtschaften an beide Höfe, ließ sich im gleichen Jahre (426) von Wei zum „König von Ho-si“, von Sung zum „General der Kavallerie“ ernennen und wurde für seine Loyalitätsbezeugungen nach beiden Seiten auch von beiden umworben. Natürlich konnte dieses Doppelspiel nur fortgesetzt werden, so lange ein so kluger 40 Kopf wie Mêng-sün es leitete und so lange nicht die eine der beiden Wagschalen so schwer wurde, daß mit der anderen das Gleichgewicht nicht mehr herzustellen war. Mêng-sün hat die Macht und Unabhängigkeit seines Reiches bis zu seinem Lebensende zu bewahren vermocht und hat

es im letzten Zeitabschnitt auch zu bedeutender kultureller Blüte bringen können. Die Hauptstadt Ku-tsang war ein Mittelpunkt gelehrter Studien geworden: die Tsü-k'ü förderten mit Eifer die Lehren der Konfuzianer und mehr vielleicht noch die der Buddhisten; ein Vetter von Mêng-sün
 5 war der durch seine Übersetzungen buddhistischer Texte berühmt gewordene Ngan-yang hou (Fürst von Ngan-yang). In den Städten des nordwestlichen Kan-su, namentlich in Tun-huang und Ku-tsang, machten die von Indien und Turkistan einreisenden zahlreichen Mönche den ersten Halt, und die Klöster dort wurden die Stätten einer reichen Lehr- und
 10 Übersetzungstätigkeit; viele chinesische Ausgaben indischer kanonischer Texte sind dort entstanden. Mêng-sün selbst war zwar ein Förderer buddhistischer Gelehrsamkeit, aber Śākyamunis Sanftmut scheint ihn weniger angezogen zu haben als die vermeintliche Geheimkunst der Śramaṇas, die er, wie mancher andere unter den Fürsten der Zeit, für seinen Staat
 15 nutzbar machen zu können meinte. Diese seine Neigung führte am Schlusse seines Lebens zu einer starken Spannung mit Wei. Bei Mêng-sün befand sich seit langem ein indischer Mönch namens Dharmakṣema, der von Indien über Kutscha und Schan-schan am Lop nor nach Ku-tsang gekommen war und eine Vertrauensstellung als Berater einnahm. Dieser
 20 Mann, der sich rühmte, daß er „Geister zitieren und Krankheiten heilen könnte, auch über geheime Künste verfügte, mit denen er den Frauen zu vielen Söhnen verhelfe“ (*Schi leo* . . . Kap. 94 fol. 29^r), wurde von T'ai-wu ti begehrt. Der erfolgsgewöhnte Herrscher schickte mehrmals einen Gesandten zu seinem „Vasallen“ mit dem gemessenen Befehle, den Mönch
 25 nach P'ing-tsch'êng zu schicken. Mêng-sün lehnte jedesmal ab, und schließlich, im Jahre 432, drohte T'ai-wu ti mit Krieg. Dharmakṣema selbst, der wohl unter der Gewalttätigkeit seines gegenwärtigen Herrn mehrfach hatte leiden müssen, bat das Jahr darauf, „nach dem Westen reisen zu dürfen, um den letzten Teil des (von ihm übersetzten) *Mahāparinirvāṇa-sūtra*
 30 (aus Khotān) zu holen“. Mêng-sün geriet in Zorn und hegte offenbar Mißtrauen, daß der Mönch sich nach Wei begeben und seinem Gegner helfen wolle. Er ließ ihn ziehen, nachdem er ihn mit Geschenken überhäuft hatte, sandte ihm dann aber Mörder nach, die ihn umbrachten.

Die Berichte, die T'ai-wu ti von seinem Gesandten über Mêng-sün und
 35 seine Familie erhielt, gaben ihm die Überzeugung, daß ihm das Reich Pei Liang ohne Krieg von selbst zufallen würde. „Mêng-süns Söhne“, sagte der Gesandte, „sind meines Erachtens alle mittelmäßige Köpfe; auch von dem, der einst sein Nachfolger werden soll, Mu-kien (oder Mao-k'ien), dem Statthalter von Tun-huang, meinen Alle, daß er seines Vaters Genie
 40 nicht besitze.“ Mêng-sün selbst aber sei ohne sittliches Gefühl und würde sein Glück nicht mehr lange genießen können. T'ai-wu ti erklärte darauf: „Wenn die Dinge so sind, dann kann das Verhängnis nicht weit sein. Mit den Söhnen muß die Familie sich wandeln, und wenn der Wandel eingetreten ist, wird sie früher oder später zugrunde gehen“ (*Schi leo* . . .

Kap. 94 fol. 30 v^o). Mêng sün starb in der Tat noch in demselben Jahre 433, und Mao-k'ien folgte ihm. Er befolgte zunächst die Politik seines Vaters, indem er sich den Sung und den Wei gegenüber gleichzeitig als getreuer Vasall gebärdete, und der Erfolg war so, daß ihm im Jahre 437 der Sung-Kaiser eine größere Zahl chinesischer Literaturwerke zur Befriedigung seiner wissenschaftlichen Neigungen zuwies, der Wei-Herrscher im gleichen Jahre aber ihm seine Schwester zur Gemahlin gab. Dann jedoch änderten sich die Dinge, und die politische Entwicklung machte es T'ai-wu ti unmöglich, noch länger auf das Herabfallen der reifenden Frucht zu warten. Nach Mêng-süns Tode hatte der Kaiser von Wei seit dem Jahre 435 seine Oberherrschaftsansprüche gegenüber den Staaten im Tarim-Becken geltend gemacht (s. unten), während vordem Pei Liang dort die Vormacht gewesen war. Wiederholt hatte er Gesandtschaften nach Schanschan und Kü-schi geschickt und Mao-k'ien angewiesen, für Begleitmannschaften und Führer durch die Wüste zu sorgen. Die Kaiser-Annalen der Wei erwähnen auch in diesen Jahren ständig die Ankunft von Tributgesandtschaften aus den Staaten bis nach Yarkänd und Kaschgar, so daß sich in den dortigen Anschauungen die Macht der Wei offenbar mehr und mehr an die Stelle von Pei Liang schob, obwohl dieses noch die Straße durch Kan-su beherrschte. Im Jahre 438 unternahm T'ai-wu ti zum weiteren Ausbau und zur Sicherung dieser Macht einen groß angelegten Heereszug gegen die auf's neue erstarkten Jou-juan, unter deren Einfällen seine eigenen Grenzgebiete wie die Staaten am Ostrande des Tarim-Beckens wieder schwer zu leiden hatten. Drei Heeresgruppen zogen nach Norden und Westen, an der Spitze der mittleren befand sich der Kaiser selbst; die mittlere Gobi bis an das Quellgebiet des Orkhon suchte man ab, aber der geflüchtete Gegner, der anscheinend seinen Hauptstützpunkt in derselben Gegend hatte, wo einst die Feste Lung-tsch'êng der Hiung-nu gewesen war (I, 335), ließ sich nicht sehen, so daß man ohne Kampf den Rückmarsch antrat. Dagegen gingen infolge der großen Dürre nördlich der Wüste Pferde und Menschen zu vielen tausenden zu Grunde, und der Khan der Jou-juan verbreitete im Tarim-Becken die Nachricht, daß die Macht der Wei durch eine furchtbare Niederlage gebrochen sei. Mao-k'ien triumphierte zu laut und zu früh den aus Turkistan zurückkehrenden Gesandten T'ai-wu ti gegenüber, und dieser beschloß nunmehr auf den Rat Ts'ui Haos, der Selbständigkeit von Pei Liang ein Ende zu machen. Im Sommer 439 rückte ein großes Heer gegen den Westen vor, ein anderes hielt am Südrande der Gobi die Jou-juan in Schach. Im Herbst stand T'ai-wu ti vor Ku-tsang und schloß die Stadt ein, Mao-k'ien, mehr ein Gelehrter als ein Krieger, dachte kaum an ernstlichen Widerstand: er sandte seinen Bruder Tung-lai mit 10 000 Mann aus der Stadt, um den Feind aufzuhalten, aber diese „hatten kaum den Staub des herannahenden Heeres erblickt, als sie wieder umkehrten“. Mao-k'iens anderer Bruder Wan-nien zog es in Erwartung der Katastrophe vor, sich den Wei zu unter-

werfen. Er wurde von T'ai-wu ti in seine Dienste übernommen, später zum Provinzial-Gouverneur gemacht, im Jahre 452 aber wegen angeblicher Empörungsläne zum Selbstmord verurteilt. Nach kurzer Belagerung „kam auch Mao-k'ien selbst mit fünftausend Militär- und Zivilbeamten
 5 seiner Umgebung, die Hände auf den Rücken gebunden, zum Eingang des Lagers“, das Bild hilfloser Ergebung. Der Kaiser war gnädig zu seinem Schwager: „er löste seine Fesseln und behandelte ihn mit den Formen, wie sie Vasallen gegenüber üblich sind“ (*Weï schu* Kap. 4a fol. 21 r^o). Dann wurden die reichgefüllten Schatzkammern geleert, neue Statthalter
 10 eingesetzt, aber Gewaltakte nicht vorgenommen. Die Bevölkerung von Ku-tsang, über 200 000 Köpfe stark, sowie die in den Provinzen verstreuten Bewohner, „mehrere hunderttausend an der Zahl“, ergaben sich ohne Widerstand. Nach einem feierlichen Bankett wurde mit Beginn des Winters der Rückmarsch angetreten. Mao-k'ien mit seiner gesamten Familie
 15 und mehr als 30 000 von seinem Volke erhielten Wohnsitze in P'ing-tsch'eng, dicht bei der Hauptstadt von Wei. Über sein Ende ist nichts Sicheres bekannt. Nach Einigen soll er später (nach Ssë-ma Kuang im Jahre 447) mit seinen ehemaligen Untertanen eine Empörung geplant haben (was schon bei seinen starken wissenschaftlichen Neigungen wenig wahrscheinlich
 20 ist) und von T'ai-wu ti ebenfalls zum Selbstmord verurteilt sein. Jedenfalls scheint der Kaiser die Familie der Tsü-k'ü, soweit sie in seiner Gewalt war, wegen irgend welcher Verbrechen ausgerottet zu haben (*Schi leo* . . . Kap. 94 fol. 11 v^o).

So war denn auch der letzte große Staat des Nordens der neuen tungusischen Macht erlegen, aber ganz so unrühmlich sollte das Ende von
 25 Mêng-süns tapferem Geschlechte doch nicht sein wie sein schwächlicher Sohn es gestaltet hatte. An die leichte Besetzung der Hauptstadt schlossen sich noch erbitterte Kämpfe mehrerer Brüder und Vetter von Mao-k'ien gegen die Wei. Namentlich waren es die Brüder Wu-hui und I-tê, die
 30 keinen Teil haben wollten an der schmachvollen Unterwerfung des Familien-Oberhauptes. Sie saßen als Gouverneure in Tsiu-ts'üan (Su-tschou) und Tschang-ye (Kan-tschou) und flüchteten zunächst nach Tsin-tsch'ang (wenig südwestlich vom heutigen Ngan-si). Dort sammelten sie ihre Anhänger und nahmen den Kampf gegen Wei auf. Sie eroberten im Jahre
 35 440 die Stadt Tsiu-ts'üan zurück und wandten sich dann gegen Tschang-ye; dort aber wurden sie mit ihren unzureichenden Kräften geschlagen, und bald fiel auch Tsiu-ts'üan wieder in die Hände des Gegners. Unfähig zu weiterem Widerstande, knüpften sie 441 mit dem Befehlshaber von Wei Verhandlungen an; T'ai-wu ti gewährte ihnen eine ehrenvolle Unter-
 40 werfung, Wu-hui wurde „Statthalter von Liang tschou“ und „Fürst von Tsiu-ts'üan“, I-tê Kommandant von Tschang-ye. Aber Wu-hui konnte sich in die neue Lage nicht fügen, sehr bald mußte T'ai-wu ti erneut Maßregeln gegen ihn ergreifen, und Angesichts der Aussichtslosigkeit seiner Lage beschloß er, sich jenseits der Wüste eine neue Machtstellung zu

gründen. Er schickte zunächst seinen Bruder Ngan-tschou voraus nach Schan-schan, dessen Fürst war ein schwacher Mann, und es gelang dem Eindringling, für kurze Zeit dort festen Fuß zu fassen. Im Jahre 442 langte auch Wu-hui mit den Resten seines Volkes -- mit über 10000 Familien war er ausgezogen, aber mehr als die Hälfte war auf dem Marsche 5 zugrunde gegangen -- am Lop nor an. Er fand dort bald Gelegenheit, seine Herrschaft weiter nördlich aufzurichten, indem er sich in den Besitz des Gebietes von Kao-tsch'ang (s. I, 398) zu setzen vermochte. Wu-hui hat nur noch bis 444 gelebt, sein Bruder Ngan-tschou, der, unter Übergehung von Wu-huis Sohn K'ien-schou, sein Nachfolger wurde, konnte den neuen 10 Tsü-k'ü-Staat zwar noch weiter ausdehnen und das gesamte Turfan-Gebiet sich unterwerfen, aber die Staatsgründung blieb doch eine Episode. Um den Wei gegenüber ein Gegengewicht zu haben, blieben die beiden Brüder in dauernder Verbindung mit dem Hofe der Sung in Kien-k'ang und wahrten sogar die Form der Lehensherrschaft, indessen dürfte dies 15 mehr um der ethisch-politischen Imponderabilien willen geschehen sein als in der Erwartung einer wirklichen militärischen Hilfe. Ngan-tschou hat sich noch bis gegen 460 gegen die Feindschaft der Wei und ihres Günstlings, des von ihm vertriebenen Fürsten von Kü-schi (Turfan), zu halten vermocht, bis schließlich seine Herrschaft in Kao-tsch'ang von den Jou-juan, 20 deren Schutz gegen die Wei er offenbar anfänglich genossen hatte, vernichtet und er selbst getötet wurde. Das war das letzte Ende des hochgemuten Tsü-k'ü-Geschlechtes, ein Teil seines Volkes soll nach Westen zum Irtysch und dann in die Ebenen der Wolga abgewandert sein. Die chinesischen Chronisten bringen auch das große Volk der T'u-küe (Türken) 25 mit einem ihrer Stämme in Verbindung (s. unten). Die Wei aber waren von einer großen Gefahr befreit.

Mit dem Jahre 439 findet die Zerrissenheit des Nordens ihr Ende. Es gibt zunächst nur noch zwei Großstaaten, das Nordreich der Wei und ihrer Nachfolger und das Südreich der Chinesen; beide sind ungefähr gleichzeitig 30 zugrunde gegangen, als ihre geschichtliche Aufgabe erfüllt war. Wie einst Fu Kien von Ts'in, so war es auch dem Wei-Herrscher gelungen, den Norden zu vereinigen; darüber hinaus hat das Sien-pi-Haus es aber auch verstanden, sein großes Reich innerlich zu festigen und ihm eine staatliche Organisation zu geben, die von starkem Einfluß für eine lange 35 Zukunft geworden ist. Die verschiedenrassigen Völker darin hat es in dieser Organisation allmählich verschmolzen und bei all seiner reichen Förderung des Buddhismus die konfuzianische Grundlage des Staates nie aus den Augen verloren, sondern sie vielmehr durch Organisierung der orthodoxen Studien wesentlich verstärkt. Freilich das letzte große 40 Ziel, von dem einst T'o-pa Kuei am Ende des 4. Jahrhunderts in Verkennung der Schwierigkeiten träumte (s. oben S. 108), hat es nicht erreicht, vielleicht auch nicht erreichen wollen (vergl. oben S. 149), weil dafür das moralische Gewicht der Fremdvölker doch noch nicht genügte;

zudem nahmen die von den Steppenvölkern des Nordens ständig drohenden Gefahren, die Verwicklungen in Turkistan und später die inneren Zustände einen viel zu großen Teil der Kräfte fort, als daß ein entscheidender Schlag gegen den Yang-tsë hätte geführt werden können.

- 5 So blieb T'ai-wu tis Regierung auch nach dem Falle von Pei Liang eine kampferfüllte. Die Kriege mit den Sung sind früher bereits erwähnt worden (s. oben S. 149ff.), die mit den „Ringelwürmern“, wie man jetzt die Jou-juan in Haß und Abscheu nannte, die man durch die blutgetränkte Säuberung von 429 (s. oben S. 190f.) beendet zu haben glaubte, lebten
10 wenige Jahre danach wieder auf. Die ständigen Raubzüge dieser anscheinend unabwehrbaren, nicht einmal auffindbaren Reiterscharen (vergl. oben S. 197) bedrängten auch die Staaten im Tarim-Becken dermaßen, daß diese sich mehrfach hilfesuchend an Wei wandten. Einer Wiederaufnahme der Beziehungen zu den „Westlanden“ hatten die T'o-pa zunächst ablehnend
15 gegenübergestanden. T'o-pa Kuei hatte auf das Drängen seiner ehrgeizigen Minister auf die Erfahrungen der Han-Zeit verwiesen, wo man über die Politik in der Ferne das Wohl des eigenen Volkes vergessen habe, und hatte eine Wiederholung dieser Fehler verweigert. Auch als im Jahre 435 Gesandte von neun Staaten des Westens, darunter solche von den
20 fernwohnenden Yüe-pan aus Tarbagatai und den Alanen (Su-t'ê) am Aral-See, am Hofe eintrafen, „nachdem der Ruhm der Wei immer mehr in die Ferne gedungen war“, wollte T'ai-wu ti von solchen Lockungen nichts hören. „Er bedachte“, so sagen die Wei-Annalen (Kap. 102 fol. 1 v^o), „daß zur Zeit der Han, obwohl damals die Verbindung mit den West-
25 landen bestand, diese immer nur, wenn sie etwas wollten, sich mit demütigen Reden einstellten; wenn sie aber nichts wollten, hochmütig des Herrschers Gebote mit Nichtachtung behandelten. Sie wußten eben, daß die Entfernung von China sehr groß war, und Truppen nicht hingelangen konnten.“ Schließlich ließ er sich aber durch die dringenden Vorstellungen seiner
30 Minister, „um künftigen Dingen vorzubeugen“, doch bewegen, eine Gesandtschaft zu den Staaten zu schicken. Aber diese hatte kaum die Gobi erreicht, als sie von den Jou-juan festgenommen wurde. T'ai-wu ti gelang es, ihre Freilassung zu erreichen, aber ihre Reise fortsetzen durfte sie nicht. Erst zwei Jahre danach konnte eine neue Gesandtschaft, die nun
35 schon um des eigenen Ansehens willen nötig geworden war, ihr Ziel erreichen. Auch von Geschenken der Staaten wird mehrfach berichtet, aber ein wirkliches Abhängigkeitsverhältnis konnte erst hergestellt werden, nachdem die Macht der Wei den Jou-juan und auch den unzuverlässigen Staaten selbst gegenüber sich mit Waffengewalt durchgesetzt hatte.
40 Das große Unternehmen von 438 war, wie wir sahen (s. oben S. 197), wirkungslos geblieben. Nicht viel besser ging es mit einem zweiten gleich großen im Jahre 443, bei dem wieder bis in das Orkhon-Gebiet vorgerückt wurde. Auch hier stellten sich die Jou-juan nicht zum Kampfe, und durch die Unentschlossenheit von T'ai-wu tis Heerführer ging die Gelegenheit

zu einem großen Schlage verloren. Diese beweglichen und offenbar glänzend geführten Steppensöhne müssen ein vielleicht weniger gefährlicher, aber noch lästigerer Feind gewesen sein als einst die Hiung-nu unter den Han. T'ai-wu ti ließ schließlich, um seine Grenzgebiete gegen sie zu schützen, 446 durch hunderttausend Arbeiter aus den anliegenden Bezirken „eine Grenzumwallung für das hauptstädtische Gebiet“ herstellen, die sich von Schang ku (Gegend von Huai-lai hien) nach Westen bis zum Huang ho in einer Länge von 1000 *li* erstreckte. Wenn es sich bei diesem Befestigungswerke nicht um eine Erneuerung des im Jahre 423 erbauten Wall (s. oben S. 190) gehandelt hat, wird die Linienführung südlicher angenommen werden müssen. Nicht nur der Ausgangspunkt im Osten war südlicher als der frühere, sondern auch der westliche Teil, sofern er später die nordsüdlich verlaufende Befestigung von 552 (s. unten) aufgenommen hat, muß mehr im Süden gewesen sein, etwa da, wo noch heute die Reste des inneren, unweit der Stadt Ning-wu verlaufenden Mauerzweiges vorhanden sind.

Erfolgreicher war T'ai-wu ti den Oasen-Staaten gegenüber. Nachdem Schan-schan sich schließlich des Angriffs der Tsü-k'ü erwehrt hatte, und diese nach Norden abgezogen waren, war man am Lop nur in Sorge, daß man jetzt das nächste Opfer der ausgreifenden Macht von Wei werden würde. So verweigerte man den Gesandten von Wei, die man für Spione hielt, den Zugang und machte somit, da Schan-schan die Schlüsselstellung für den Verkehr mit den Westlanden hatte, die Verbindung mit den Staaten im Tarim-Becken unmöglich. Um diesem Zustande ein Ende zu machen, rückte im Jahre 445, als von den Jou-juan ein Vorgehen nicht zu erwarten war, ein Heer der Wei in Nordwest-Kan-su ein, von dort stieß T'ai-wu ti's Feldherr Wan-tu-kuei mit fünftausend leichten Reitern überraschend gegen Schan-schan vor, der König ergab sich kampflos, man sandte ihn als Gefangenen nach P'ing-tsch'êng, wo er gut aufgenommen wurde, und die Wei-Truppen hielten das Land besetzt. Damit war die Verbindung mit dem Westen neu hergestellt und konnte von dem wichtigen Stützpunkte aus leichter gesichert werden. Die Notwendigkeit dazu ergab sich bald. Der Staat Yen-k'ü an der Nordstraße (Karaschahr I, 396) sperrte den Gesandten und Karawanen der Wei immer von neuem den Durchzug, so daß Wan-tu-kuei im Jahre 448 den Auftrag erhielt, die Widerspenstigen zur Rechenschaft zu ziehen. Der in dieser Kriegführung bereits erfahrene Heerführer rückte wieder mit seiner leichten Reiterei und wenig Gepäck — verproviantieren mußte man sich unterwegs — in überraschender Weise in Yen-k'ü ein, besetzte zwei befestigte Plätze im Osten und griff die Hauptstadt an. Der König hatte eine große Menschenmenge zur Verteidigung aufgeboden, aber dem stürmischen Angriffe Wan-tu-kuei's hielt sie nicht stand, sie lief auseinander, der König floh in die Berge. Wan-tu-kuei zog in die Stadt und massakrierte die Bevölkerung. „Darauf unterwarfen sich die Barbaren der ganzen Gegend“, sagt das *Wei schu*

selbstbewußt (Kap. 102 fol. 8 r^o). „Yen-k'í war auch ein so abgelegener Winkel, daß es keine lange Wirrnis verursachte.“ Wan-tu-kuei nahm „alle Kostbarkeiten und Seltsamkeiten, höchst wunderliche und unbekannte Gegenstände aus fernen Ländern, an sich, dann aber auch Kamele, Pferde,
 5 Rinder und sonstige Haustiere zu vielen Zehntausenden“. Der König von Yen-k'í, der sich von der Rückkehr abgeschnitten sah, suchte und fand Zuflucht in Kuei-tsë (Kutscha). Wan-tu-kuei verfolgte ihn dorthin, stieß aber auf Widerstand. Angeblich soll er zwar die Truppen von Kutscha zurückgetrieben haben, aber offenbar hat er weder die Stadt erobern
 10 noch den Flüchtling ergreifen können. Nachdem er die erreichbaren Kamele und Pferde an sich genommen, zog er ab. Indessen war die Vorherrschaft der Wei im Tarim-Becken durch die Strafexpedition für eine geraume Zeit sichergestellt.

Zu der gleichen Zeit plante T'ai-wu ti einen neuen Kriegszug gegen
 15 die Jou-juan. Das Volk der Yüe-pan (über das sehr wenig bekannt ist und das nur für eine kurze Zeit in den Gesichtskreis der Chinesen tritt), dessen Sitze damals westlich von den Jou-juan, in der Gegend von Tarbagatai gewesen sein müssen, hatte im Sommer 448 bei den Wei ein Bündnis gegen die ihm seit langem verfeindeten Jou-juan angeboten. T'ai-wu ti
 20 hatte den Vorschlag angenommen, und als Wan-tu-kuei zurückkehrte, war sein Hoftager am Yin schan, wo um die Mitte des 4. Jahrhunderts die Hauptstadt der T'o-pa gewesen war (s. oben S. 86) und wo der Herrscher jetzt seine Sommerresidenz gehabt zu haben scheint. Aber erst im folgenden Jahre entwickelte sich der eigentliche Feldzug, der die Heere
 25 der Wei wieder weit nach Norden bis in die Gegend zwischen den östlichen Ausläufern des Bogdo öla und des Altai brachte. Diesmal stieß man auf den Feind, und da das Treffen erfolgte, ehe die Abteilungen der Wei sich vereinigt hatten, wurde die eine von den Jou-juan umzingelt und geriet in große Bedrängnis. Sie hielt sich aber, und die Jou-juan zogen
 30 sich in der Besorgnis, bald die ganze Heeresmacht der Wei vor sich zu haben, schließlich zurück. Neun Tage und neun Nächte verfolgte man die Fliehenden, die Jou-juan mußten ihren gesamten Troß zurücklassen, „sie überschritten die hohen Bergzüge und verbargen sich in der Ferne“. Die Wei bemachtigten sich des Trosses und „nahmen die Bevölkerung
 35 und das Vieh, über eine Million Köpfe, in ihren Besitz“. „Seitdem hatten die Grenzbezirke Ruhe“ (*Wei schu* Kap. 103 fol. 7 v^o).

T'ai-wu ti zogerte nun nicht mehr, seine Macht auch im Süden zu sichern und die Sung aus den Gebieten zwischen Huang ho und Yang-tsë hinauszudrängen. Wir haben fruher gesehen, daß im Anfang des Jahres 451
 40 „seine Pferde am Yang-tsë grasten“ (s. oben S. 151), und wenn auch damals eine endgiltige Entscheidung noch nicht fiel, so würde doch der kluge und beharrliche Herrscher von Wei zweifellos sein Ziel noch erreicht und seinem Reiche den großen Strom zur Grenze gegeben haben — überschritten hätte er ihn wahrscheinlich nicht (vergl. oben S. 149) —, wenn

er nicht sein Leben hätte vorzeitig beschließen müssen. Die letzten Jahre dieses zweifellos bedeutenden, jedenfalls durch reiche Erfolge ausgezeichneten Herrschers weisen zwischen glänzenden Triumphen mehrere blutige Gewalttaten auf, die selbst in der Geschichte jenes hieran wahrlich nicht armen Zeitalters hervorragen und in einem Gegensatz zu seinem sonst so 5 großmütigen und beinahe milden Charakter stehen. Sein erprobter, ihm eng vertrauter und schließlich allmächtiger Berater war der mehrfach erwähnte Ts'ui Hao, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und staatsmännischer Erfahrung, der bereits unter den beiden Vorgängern T'ai-wu ti gedient hatte, zugleich aber den astrologischen Künsten der Magier 10 und „Taoisten“ ergeben und dabei von einer blinden Eitelkeit besessen war. Er war es, der den jugendlichen T'ai-wu ti von seiner ursprünglich dem Buddhismus geneigten Haltung ablenkte, mit dem bekannten Wundermanne K'ou K'ien-tschü bekannt machte und trotz seines inneren Widerstrebens zu einem gläubigen Vertreter der magischen Künste umwandelte. 15 Ts'ui Hao verfolgte die Buddhisten, die bis dahin im Reiche der Wei eine große Rolle spielten und denen auch der Thronfolger Huang eng verbunden war, mit leidenschaftlichem Hasse, und ein in seiner Bedeutung von ihm stark aufgebauschter Vorfall gab Gelegenheit, auch den Kaiser mit dieser Gesinnung zu erfüllen. Aus Anlaß einer im Jahre 445 im südwestlichen 20 Schen-si ausgebrochenen Empörung kam T'ai-wu ti nach Tsch'ang-ngan. Dort wurde in einem buddhistischen Kloster gerastet, und dabei entdeckte man in einem Seitengebäude eine große Zahl verborgener Waffen. „Beim Durchschreiten des Klosters stellte sich dann heraus, daß dort große Reichtümer vorhanden waren. Man fand zahlreiche Geräte zur Herstellung von 25 Wein, sowie Gegenstände, die von den leitenden Beamten der Verwaltungsbezirke und reichen Leuten zur Aufbewahrung hingesandt waren, und die nach zehntausenden zählten. Auch waren dort unterirdische Räume, wo mit den Frauen aus vornehmen Häusern heimlich Unzucht getrieben wurde“ (*Wei schu* Kap. 114 fol. 10 r⁰). Der Kaiser war erzürnt über die 30 Waffenfunde und vermutete eine geheime Verbindung mit den Empörern. Ts'ui Hao aber goß nach Kräften Öl ins Feuer und machte das Ganze zu einer Staatsaktion gegen den Buddhismus. So entstand die berühmt gewordene erste große Verfolgung der indischen Lehre von 446, die nun mit Stumpf und Stil ausgerottet werden sollte. Schon zwei Jahre vorher, 35 444, hatte Ts'ui Hao den Erlaß eines Ediktes durchgesetzt, das den Buddhismus in stärksten Ausdrücken verurteilte und jede Unterstützung der Śramaṇas verbot, aber erst 446 wurde damit Ernst gemacht; die Mönche wurden getötet, die Klöster zerstört, die Schriften verbrannt. Auch die Fürsprache des Thronfolgers fruchtete nichts, die Magier triumphierten 40 über ihre Gegner und Mitbewerber. Der Zustand der Unterdrückung hat bis zu T'ai-wu ti's Tode angehalten, aber Ts'ui Hao hat sich seines Triumphes nicht allzu lange erfreuen können.

Die Eitelkeit oder der Machtdünkel dieses Mannes wurden schließlich

auch für den sonst ganz unter seinem Einflusse stehenden Herrscher unertraglich und führten sein jähes Ende herbei. Ts'ui Hao war unter anderem Direktor der geheimen Staatsarchive, und als solcher hatte er zusammen mit dem berühmten Gelehrten Kao Yün den Auftrag erhalten, eine
 5 Reichsgeschichte von Wei zusammenzustellen. Ts'ui hatte sich, ähnlich wie einst Wang Mang (I, 376), mit einer Schar schmeichelnder Literaten umgeben, die er durch Gunstbezeugungen ganz zu seinen Kreaturen gemacht hatte. Diese wiesen auf seine Kommentare zu den kanonischen Schriften hin, die alles bisher Dagewesene in den Schatten stellen sollten,
 10 und überredeten ihn, die neue Geschichte in Steintafeln meißen zu lassen, „damit seine aufrechte Redeweise offenbar würde“. Kao Yün war entsetzt über den Plan, konnte ihn aber nicht verhindern. „Ts'ui zeichnete die Taten der früheren Herrscher von Wei ausführlich und der Wirklichkeit gemäß auf und ließ die Steintafeln auf einer verkehrsreichen Straße auf-
 15 stellen. Die Vorübergehenden, die sie sahen, redeten alle darüber, die aus dem Norden (d. h. die Sien-pi) aber waren erbittert und verklagten Ts'ui Hao beim Kaiser“ (*T'ung-kien* Kap. 125 fol. 46 v^o). Dieser Verrat gegen seine Ahnen brach bei T'ai-wu ti den Bann, unter dem er gestanden. Ein zu einem Massaker ausartendes Strafgericht folgte im
 20 Jahre 450: Ts'ui Hao und seine gesamte Familie, sein Anhang und alle Unterbeamten, die ihm geholfen, wurden getötet, im ganzen 128 Menschen. Nur mit Mühe und durch Vermittlung des Thronfolgers entging Kao Yün dem gleichen Schicksal.

Aber kurze Zeit später brach auch über T'ai-wu ti selbst die Katastrophe
 25 herein. Unmittelbar nach seinem Triumphe am Yang-tsé, auf der Höhe seiner Macht und seines Lebens stehend, fiel der Vierundvierzigjährige unter den Streichen eines feigen Mörders, dem er eben eine hohe Auszeichnung verliehen hatte. Ein Eunuch unbekannter Herkunft Namens Tsung-ngai, ein hinterlistiger und brutaler Mensch, hatte den Unwillen
 30 mehrerer dem Thronfolger Huang nahestehender hoher Beamten erregt. Der Prinz verwarnte ihn, und da der Kaiser, bei dem er anscheinend in Gunst stand, von dem Vorfall gehört hatte, fürchtete er Weiteres und verleumdete die Beamten bei dem Herrscher. Dieser geriet in Zorn und ließ die Beschuldigten hinrichten. Der Thronfolger war über die Unge-
 35 rechtigkeit so erregt, daß er starb (oder Selbstmord beging. Man hat ihm wegen der hohen Achtung, die er genoß, den posthumen Kaisertitel King-mu huang-ti verliehen). T'ai-wu ti war jetzt tief bekümmert, und den Tsung-ngai überkam die Angst vor den Folgen. Um sich zu retten, ermordete er den Kaiser im Frühjahr 452 und brachte damit eine Zeit
 40 lang den ganzen Staat ins Wanken. Die Minister wollten, da Prinz Huangs Sohn, der ebenbürtige Erbe, zu jung war, den ältesten lebenden Sohn T'ai-wu tis, Han, einsetzen, aber Tsung-ngai hatte sich bei der Vorbereitung seiner Tat bereits mit dessen Bruder Yü verständigt, und durch einen gefälschten Erlaß der Kaiserin Witwe wurde diesem der Thron zu-

gesprochen, nachdem sein Bruder ermordet war. Tsung-ngai wurde jetzt der allmächtige Minister, der selbst die Regierung führte, machte sich aber durch sein Auftreten nach wenigen Monaten so verhaßt, daß der neue Kaiser sich seiner zu entledigen trachtete. Der verschlagene Bandit kam ihm jedoch zuvor und ließ ihn im Winter 452 durch Eunuchen ermorden. 5 Nach dieser neuen Bluttat gelang es aber, den Tsung-ngai festzunehmen und nunmehr den richtigen Erben, des verstorbenen Thronfolgers Sohn Sün, auf den Thron zu bringen. Er ist unter dem Tempelnamen Wên-tsch'êng bekannt. Tsung-ngai und sein ganzer Anhang wurden getötet. Naheres über diese Katastrophe im Hause der T'o-pa — es war weder 10 die erste (vergl. oben S. 87) noch die letzte — erfahren wir aus den hier höchst lückenhaften Quellen nicht.

Es war günstig für das Wei-Reich, daß während dieser kritischen Zeit im Süden Zustände herrschten, die eine Ausnutzung der Lage unmöglich machten (s. oben S. 153 ff.). So konnte sich der Staat der Wei, ungestört 15 durch größere Kriege und zunächst noch frei von weiteren inneren Krisen, obwohl seine Herrscher durchweg Kinder oder Jünglinge waren, während der folgenden sieben Jahrzehnte innerlich festigen, und er gelangte während dieses Zeitraumes auf eine Kulturhöhe sowohl hinsichtlich einer geordneten Verwaltung wie der Pflege von Künsten und Wissenschaften, die 20 sehr bald die des verwahrlosten Südreiches überragte. Territorial hatte das Reich durch Tao-wu ti und T'ai-wu ti die Ausdehnung erhalten, die bei der Lage der Dinge überhaupt möglich war: es erstreckte sich vom Westende des Tarim-Beckens bis nach Korea und von der Gobi bis zum Huai-Flusse und dem mittleren Han, wenngleich die Grenzen hier strittig waren und 25 wechselten. Von der Mitte des 5. Jahrhunderts ab stand die Macht der Wei auf ihrem Höhepunkt, ihr Reich war die große Vormacht des Ostens, und ihr beherrschender Einfluß war durch das ganze innere Asien hindurch fühlbar bis vor die Pforten des oströmischen Reiches. Was den Chinesen die T'o-pa waren, wurden für die Türkvölker die Tabgaç und 30 für die byzantinischen Geschichtschreiber die Ταυγαστ.

Dank der Wirksamkeit seines Großvaters verlief denn auch die Regierungszeit des zwölfjährigen Wên-tsch'êng ohne Störung und war weit friedlicher als die des ersteren. Die Annalen melden von einzelnen Unternehmungen gegen die Jou-juan und T'u-yü-hun, aus dem Jahre 456 auch von 35 einem Zuge gegen die Stadt I-wu (Hami) und deren Unterwerfung, aber über die näheren Umstände erfahren wir nichts. Wên-tsch'êng scheint die Milde und Friedfertigkeit seines Vaters geerbt zu haben, und die Hauptsorge war für ihn, die Ordnung im Innern aufrecht zu erhalten, was ihm auch durchaus gelungen ist. Bezeichnend für ihn ist, daß er im Jahre 458 40 ein Gesetz gegen den Alkohol erließ; die Trinker sollten nach dem *T'ung-kien* mit dem Tode bestraft werden. In der Tat haben unter dem jugendlichen Monarchen der Ausbau der Verwaltung und die Beruhigung der Völker sicherlich Fortschritte gemacht. „Wên-tsch'êng fügte sich in den

Kreislauf der Zeit und sicherte in Frieden die Ordnung“, sagt der Chronist von ihm (*Weï schu* Kap. 5 fol. 12 v^o). Mit ihm beginnt das neue Aufblühen des Buddhismus, das bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts gewährt hat. Die indische Lehre hat im Wei-Staate eine religiöse, künstlerische und wissenschaftliche, aber auch eine politische und volkswirtschaftliche Bedeutung erlangt, wie sie von keiner späteren Zeit übertroffen worden ist. Gleich nach der Thronbesteigung Wên-tsch'êng tis war die Ächtung der Klöster und Mönche aufgehoben worden, neue Tempel und Pagoden durften ohne Einschränkung errichtet werden, jedermann, ob alt oder jung, konnte nach Belieben aus der Familie austreten und Mönch werden, gewisse Beschränkungen der Zahl wurden allerdings für die einzelnen Verwaltungsbezirke, jedenfalls zeitweilig, festgesetzt. Das Kloster- und Mönchswesen hat dadurch in der Folgezeit eine derartige Ausdehnung gewonnen, daß es zwar zum Träger einer großen Gelehrsamkeit und einer ungeahnten Kunstentwicklung, zugleich aber auch infolge seiner Übergriffe und sittlichen Mißstände eine Gefahr für die innere Ordnung und die öffentliche Wirtschaft wurde. Die buddhistische Kirche hat zeitweilig den Hof und die Regierung vollkommen beherrscht, und der Staat hat später Mühe gehabt, sich des alles überwuchernden Klosterwesens zu erwehren und die Gefahren zu bannen, die in dem zu riesigem Umfange anwachsenden Besitz der toten Hand lagen. Die Mißgunst der Magier und des konfuzianischen Literatentums mag freilich ein besonders scharfes Auge für diese Gefahr gehabt haben.

Wên-tsch'êng starb im Jahre 465, fünfundzwanzigjährig; über Ursache und Art seines Todes erfahren wir nichts. Sein elfjähriger Sohn folgte ihm (der Vater war vierzehn Jahre bei seiner Geburt!), er geht unter dem Tempelnamen Hien-wên ti. Bei den trostlosen Zuständen im Süden war es nicht schwierig, weitere Gebiete am Huai-Fluß und besonders in Schan-tung kampflos einzugliedern, die Bevölkerung mag den Wechsel der Herrschaft begrüßt haben, und selbst die Umsiedlung großer Volksteile aus Schan-tung nach der Gegend von P'ing-tsch'êng vollzog sich anscheinend ohne weitere Umstände. Indessen stand der Sinn des jungen Herrschers auf andere Dinge als auf kriegerische Lorbeeren. Er war der Beschaulichkeit des Buddhismus mehr ergeben als der Unruhe des Regierens, und dem prunkvollen Ausbau der Kirche opferte er unbedenklich alle Hilfsmittel des Staates. Schon unter seinem Vater hatte man mit der Ausmeißelung der berühmten Grotten in den Felsen des Berges Wu-tschou westlich der Hauptstadt begonnen, die jetzt unter dem Namen Grotten von Yun-kang bekannt und wiederholt von europäischen Reisenden beschrieben worden sind. Es waren ihrer zunächst fünf, und jede von ihnen enthielt eine Statue Buddhas, die aus dem lebendigen Felsen herausgehauen war. Die höchsten davon maßen 70 und 60 Fuß, und „die Steinmetzarbeit war“, wie das *Weï schu* (Kap. 114 fol. 13 v^o) sagt, „von wunderbarer Erhabenheit, das Herrlichste der Welt“. Sie sind dann später unter

verschiedenen Herrschern vermehrt worden, so daß es schließlich achtzehn waren. Wenn diesem gewaltigen Werke in der Tat die Absicht zugrunde lag, eine zweite solche Zerstörung der Buddha-Statuen, wie sie durch Ts'ui Hao veranlaßt war, unmöglich zu machen, so ist dieser Zweck erreicht worden, denn die Grotten und Statuen haben sich, wenn auch vielfach stark beschädigt, bis auf den heutigen Tag erhalten. Hien-wên ti ließ auch zum Dank für die großen Eroberungen im Süden 466 und 467 eine prachtvolle siebenstöckige Pagode errichten und eine dreiundvierzig Fuß hohe Buddha-Statue gießen, zu der 100 000 Pfund Bronze und 600 Pfund Gold verwendet wurden. Die Hauptstadt und das Land füllten sich mit prunkvollen buddhistischen Kultbauten, und die Klöster sammelten durch Zuwendungen aller Art Reichtümer und Einfluß. Auf den Antrag des obersten Abtes T'an-yao, der auch als Übersetzer bekannt ist, wurde im Jahre 469 verfügt, daß man „diejenigen Familien, die imstande sind, jährlich sechzig Hu (= sechs hundert Scheffel) Korn an die Mönchs- gemeinde abzuliefern, zu Kloster-Familien, das Korn zu Kloster-Korn erklärt (d. h. daß diese Familien steuer- und abgabefrei blieben). In ernteschwachen Jahren sollen dann davon Unterstützungen an das hungernde Volk verteilt werden.“ Und ferner: „Leute, die sich schwerer Verbrechen schuldig gemacht haben, sowie Staatsklaven sollen zu Buddhahörigen erklärt werden, damit sie in den Klöstern ihre Schuld durch Hausarbeit abdienen, zugleich das Jahr über die Felder besorgen und das Korn abliefern“. (*Weï schu* Kap. 114 fol. 13 v^o). Bei einer derartigen klerikalen Beherrschung des Hofes mußte allmählich der Staat zu einer Domäne der buddhistischen Kirche werden, und unter Hien-wên ti war diese Entwicklung in der Tat auch schon weit vorgeschritten. Der Kaiser lebte nur noch für den Dienst und die Verherrlichung Buddhas, „er pflegte die Angelegenheiten des Tages gering zu achten“, sagen die *Weï-Annalen* (Kap. 6 fol. 6 v^o), „und oftmals äußerte er die Absicht, sich von der Welt zurückzuziehen und die Regierung seinem Oheim Tsě-t'ui (einem Sohne des Prinzen Huang) zu übertragen.“ Die Minister brachten ihn eine Zeit lang von dem Vorhaben ab, und Tsě-t'uis Bruder Yün wies ihn auf die hierdurch verursachte Störung in der rechten Reihenfolge der Generationen hin, die eine Gefahr für den Ahnendienst und für die Zukunft des Staates sei. Aber Hien-wên ti beharrte auf seinem Vorhaben, dem Einwande seines Oheims begegnete er dadurch, daß er die Regierung seinem vierjährigen Sohne abtrat und eine Regentschaft für ihn einsetzte. Er begleitete diesen merkwürdigen Schritt im Jahre 471 mit einem feierlichen Edikte an das Kind, in dem er auf die Söhne von Yao und Schun (I, 65) hinwies, die unwürdig gewesen wären, die Nachfolge ihrer Väter zu übernehmen, während „du zwar noch klein und schwach bist, aber schon die Kennzeichen des edlen Menschen zeigst, der den Weg des rechten Fürsten zu verherrlichen vermag“. „Ich selbst“, so schließt das Schriftstück, „werde in Frieden meinen Pfad wandeln, meinen Geist zur Ruhe bringen und

meine vom Himmel gegebene Natur pflegen. Ist das nicht vortrefflich?“ (*Weï schu* Kap. 6 fol. 7 r^o).

Hien-wên tis Sohn, der den Tempelnamen Hiao-wên ti führt und sich später zu einem sehr fähigen Herrscher entwickelt hat, wurde natürlich
 5 zunächst wie sein Vater ein hingebender Buddhist, hat aber, als er älter wurde, den konfuzianischen Studien und Ordnungen zum wenigsten die gleiche Sorge zu Teil werden lassen, nachdem er deren größere Bedeutung für den Staat erkannt hatte. Zu welchen Mißständen die buddhistische Vorherrschaft sehr bald führte, ersieht man aus der Tatsache, daß man
 10 schon im Jahre 472, als Hien-wên noch an der Führung der Staatsgeschäfte, besonders soweit sie den Buddhismus betrafen, mehr Anteil nahm als er angekündigt hatte, durch Erlasse Maßregeln gegen das Treiben der Mönche ergreifen mußte, die auf dem Lande herumzogen und dort, pochend auf ihre Stellung, sich aller Art Verbrechen schuldig machten.
 15 Andererseits machte sich auch das Volk die Kirche zu nutze, indem zahlreiche Bauern zum Schein Mönche und Nonnen wurden, um den staatlichen Abgaben zu entgehen. Im Jahre 486 ordnete ein Edikt an, daß diese Steuerflüchtlinge unverzüglich aus der Kirche auszuweisen seien und daß in den Klöstern festgestellt werden sollte, was sich dort an zweifel-
 20 haften Personen unbefugt aufhalte, und „welche von den Insassen in Wahrheit und mit Eifer der Lehre anhängen“ (*Weï schu* Kap. 114 fol. 16 r^o). Auf Hien-wên war es auch zurückzuführen, daß im Jahre 472 das Töten aller Lebewesen untersagt wurde. Anstatt daß „Arm und Reich mit einander wetteifern, all ihr Hab und Gut auf den Bau von Pagoden und
 25 Tempeln zu verwenden“, sollten sie es sich lieber zur Pflicht machen Alles, was lebt, am Leben zu lassen. Dieses Tötungsverbot bezog sich natürlich auch auf die Opfertiere, und wir haben früher gesehen, wie die gleiche Anordnung später im Süd-Staate den Abscheu der Konfuzianer wegen ihrer Bedeutung für den Ahnendienst hervorrief (s. oben S. 166).
 30 Hien-wên hat nach seiner Thronentsagung die erstrebte Muße nicht lange genießen können. Bei seinem Vorgehen gegen mehrere hochgestellte Beamte, Mitglieder derselben Familie, geriet er in den persönlichen Interessenkreis der Kaiserin-Mutter Fêng, der Witwe Wên-tsch'eng tis. Er hatte zwei Brüder wegen schwerer Vergehen hinrichten lassen, von denen
 35 der jüngere, Li Yi, in einem intimen Verhältnis zu der hohen Dame stand. (Er scheint es mit Menschenleben weniger genau genommen zu haben als mit Opfertieren). Die Kaiserin rächte sich in ihrem Schmerze dadurch, daß sie Hien-wên, ihren Sohn, im Jahre 476 vergiften ließ. Es war eine jener zahllosen Tragödien, wie wir sie aus den Annalen des Palastes
 40 genugsam kennen, und sie führte nun auch zu den üblichen politischen Folgen. Die Kaiserin Fêng war eine kluge, aber auch machthungrige und ehrgeizige Frau. Sie hatte schon während der Regierungszeit ihres Sohnes sich sehr fühlbar an den Staatsgeschäften beteiligt, dann aber nach der Geburt ihres Enkels, des späteren Kaisers Hiao-wên, sich ganz

dessen Pflege gewidmet. Nunmehr jedoch, nachdem ihr selbständig gewordener Sohn beseitigt war, ergriff sie für ihren neunjährigen Enkel aufs neue die Regierung.

Auswärtige Verwicklungen blieben dem Reiche erspart, vielmehr läßt sich aus den zahllosen und regelmäßigen Gesandtschaften, selbst von 5 den fernsten Ländern Inner-Asiens, wenn sie auch nicht alle in dem Sinne als Tributbringer anzusehen sind wie der amtliche Chronist es möchte, soviel entnehmen, daß die T'o-pa und ihr großer Staat in hohem Ansehen gestanden haben müssen. Nicht bloß die Staaten des Tarim-Beckens, sondern auch darüber hinaus K'ang-kü (Sogdiana) T'u-hu-lo (Tochara, 10 das Land zwischen den Ketten des Ts'ung-ling und den Grenzen von Persien) und Po-ssë (Persien, das Reich der Sassaniden) finden wir in den Listen dieser Zeit aufgeführt, und vom Osten, von den Völkern der Kao-kou-li (Nord-Korea s. I, 326), K'i-tan und K'u-mo-hi (im nordöstlichen Jehol-Gebiet und der westlichen Mandschurei s. oben S. 110) trafen nahezu jedes Jahr 15 Abgesandte mit Geschenken ein; selbst von den Jou-juan werden weit mehr Tributgesandtschaften als Kämpfe gemeldet. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Aufblühen des Buddhismus im Wei-Reiche mit seiner großen Prachtentfaltung für die auswärtigen Beziehungen von erheblicher Bedeutung gewesen ist, sicherlich für die Staaten von Turkistan, die längst wichtige 20 Stützpunkte der indischen Lehre geworden waren und zahllose Mönche, sei es aus Indien, sei es aus den Klöstern der Oasen-Staaten, namentlich aus Khotän, dem Mittelpunkt der neuen Mahāyāna-Lehre, nach dem Osten entsandten. Auch in Korea hatte der Buddhismus seit 372 Fuß gefaßt und spielte dort eine wichtige zivilisatorische Rolle bei Regie- 25 rung und Volk, so daß auch hier religiöse Beziehungen mitbestimmend gewesen sein mögen. Einer im Jahre 472 von dem westkoreanischen Staate Pek-tschyë (I, 327) an Wei gerichteten Bitte um Hilfe gegen Vergewaltigungen von Kao-kou-li wurde nicht Statt gegeben. Wir haben auch früher darauf hingewiesen, daß buddhistische Neigungen der Herrscher zeitweilig 30 sogar die Verhältnisse zwischen dem Norden und dem Süden beeinflußt haben (s. oben S. 164). Während der Regierung der Kaiserin Fêng und des Kaisers Hiao-wên war dies letztere freilich nicht der Fall und konnte nicht der Fall sein, dafür war das Verhalten der Herrscher im Süden allzu unbuddhistisch. Vielmehr hielt es ein Mann von der Sittenstrenge Hiao- 35 wêns für seine Pflicht, das Volk des Süd-Reiches von seinen Peinigern zu befreien und die eigene, besser geordnete und konfuzianischere Regierung über den Süden auszudehnen. Wir haben gesehen, wie zuerst die Kaiserin im Jahre 480 ihren Zug in das Huai-Gebiet, freilich mit Unterschätzung des Widerstandes, unternahm, (s. oben S. 158), wie dann mit der Wendung 40 zum Besseren unter der neuen Dynastie der Ts'ï auch wieder eine Friedenspause eintrat bis zum Jahre 493, wo die Verhältnisse im Süden abermals unerträglich wurden. Im Jahre 490 war die Kaiserin gestorben, und seitdem herrschte Hiao-wên ti selbständig, ein feingebildeter, gerechter und

tatkräftiger Herrscher. Er hatte sich, ohne den Buddhismus preiszugeben, mit den Jahren größerer Reife mehr und mehr den Grundsätzen der konfuzianischen Staatsethik und ihren äußeren Staatsformen zugewandt und führte demgemäß seine Regierung. Schon seine letzten Vorgänger hatten, bei aller Gunst, die sie dem Buddhismus zuteil werden ließen, den Weg der konfuzianischen Überlieferung betreten. Tao-wu ti hatte, gleich nachdem er P'ing-tsch'êng zur Hauptstadt gemacht (s. oben S. 109), mit der Schaffung der konfuzianischen Bildungseinrichtungen begonnen: das *t'ai h'üo* d. h. die Akademie mit den „Hofgelehrten für die fünf kanonischen Bücher“ (*wu king po-schi*, s. I, 301) wurde errichtet, und im Jahre 399 folgte die Gründung des *kuo-tsě(t'ai)h'üo*, der Studienanstalt für die Jünglinge aus den vornehmen Familien (s. oben S. 23). „Wie sollte der Satz nicht zu Recht bestehen“, fügt das *Pei schi* (Kap. 81 fol. 1 v⁰) hinzu, „daß, wenn man auch das Reich auf dem Rücken des Pferdes erlangen mag, man es nicht auf dem Rücken des Pferdes verwalten kann“ (s. I, 273)? Unter T'ai-wu ti wurde die Auswahl geeigneter Kandidaten für den Staatsdienst in den Provinzen angeordnet, und unter Hien-wên ti die Errichtung von Bildungsanstalten in einzelnen Bezirken. Aber erst Hiao-wên ti führte nun das ganze konfuzianische System planmäßig durch. Im Jahre 486 erhielt das Studien- und Prüfungssystem eine neue Ordnung, zu dem *t'ai h'üo* kamen die beiden anderen Kultanlagen, das *ming t'ang* und das *pi-yung* (I, 303). Auch die Verwaltung bekam neue Formen. Gleichfalls 486 wurden die Amtstracht und die Rangabzeichen des in fünf Klassen aufsteigenden Beamtentums eingeführt. Das Land wurde neu in 38 Provinzen (*tschou*) eingeteilt, von denen 25 im Süden, 13 im Norden des Huang ho lagen. Die Provinzen gliederten sich in Präfekturen (*kün*) und Kreise (*hien*), diese in Dorfgemeinden (*tang, li* und *lin*). Diese einst im Jahre 280 von den Tsin geschaffene Provinzialverfassung (s. oben S. 26f.) wurde also von den Wei in ihren Grundzügen übernommen, aber die Verwaltung weit mehr durchgebildet, was sich schon in der starken Vermehrung der Provinzen zeigt. Ebenso wurden, auch nach dem Muster von Tsin, Personenstands-Listen der Bevölkerung angelegt, in denen die Anzahl der Familien und ihrer Mitglieder eingetragen wurden.

Die völlige Übernahme der chinesischen Kultur für Staat und Volk mit allen ihren letzten Folgerungen wurde dann durch die Ereignisse der Jahre 493 bis 495 herbeigeführt. Im Hinblick auf die unerhörten Zustände im Süden glaubte Hiao-wên ti, zweifellos in hohem sittlichem Ernst, berufen zu sein, nunmehr als „Himmelsohn“ das gesamte Reich in seiner Hand zu vereinigen und so den Völkern den Frieden zu bringen. Die Verkündigungen, die er an und über den Kaiser Ming ti von Ts'ï erließ (s. oben S. 160.), brauchen nicht bloß als rhetorische Verkleidungen bewertet zu werden. Jedenfalls war er entschlossen, seinen Ansprüchen jetzt die weithin sichtbare Form zu geben. Im Jahre 493 zog er mit einem gewaltigen Heeresaufgebot gen Süden nach Lo-yang, der verwaisten

Reichshauptstadt, besichtigte dort die verfallenen alten Paläste und Kultbauten und traf die nötigen Vorbereitungen dafür, hier die neue Kaiserresidenz zu begründen. Wir haben gesehen, mit welchen Widerständen in seiner Umgebung Hiao-wên ti zu kämpfen hatte. Die Gründe, die den jungen Herrscher zu seinem Entschlusse bestimmten, sind nicht allzu fernliegend. Die Annalen schweigen freilich völlig darüber und verzeichnen nur die Tatsache der Verlegung der Hauptstadt nach dem Süden, die sonstigen Quellen geben verschiedene äußerliche Umstände als Ursachen, aber der wahre innere treibende Grund schimmert doch hindurch. Das *Kang-mu*, das diesmal einen vom *T'ung-kien* abweichenden Text hat, 10 sagt unter dem Jahre 493, daß der Kaiser „wegen des kalten Klimas in P'ing-tsch'êng und weil noch im sechsten Monat oft Regen und Schneefälle oder Staubstürme einträten, die Hauptstadt nach Lo-yang zu verlegen gewünscht habe. Da er aber befürchtete, daß die Minister dem nicht zustimmen würden, habe er den großen Feldzug gegen Ts'ï beschlossen“. 15 Mannigfaltig und zum Teil belustigend sind die Gegen Gründe der Minister, die das *T'ung-kien* schildert. Niemand außer dem Kaiser allein wünsche diese Verlegung, und er allein würde sie nicht durchführen können, erklärten sie trotz bei der Besichtigung in Lo-yang. Dann, als der Kaiser zornig wurde, wechselten sie die Tonart. Ahnentempel und Paläste könnten 20 so bald nicht hergerichtet werden, einstweilen möge er deshalb nach dem Norden zurückkehren und bis zur Beendigung der Arbeiten dort bleiben. In P'ing-tsch'êng, wohin Hiao-wên im Frühjahr 494 zurückgekehrt war, fand ein neuer Ministerrat statt. Einer der Würdenträger erklärte, das Land am I- und Lo-Flusse (I, 112) möge besser sein als das von Tai, aber alle 25 früheren Herrscher hätten hier gegessen, und das Volk lebte zufrieden, die plötzliche Übersiedlung nach dem Süden erzeuge allgemeinen Unwillen. Ein anderer meinte, die Verlegung der Hauptstadt sei eine große Sache, man müßte zunächst durch Orakel die Aussichten dafür feststellen. Hiao-wên hat sich durch diese und andere Einwände nicht wankend machen 30 lassen, und selbst die Szene, die von den Ministern in Lo-yang aufgeführt wurde (S. 160), konnte nur hindernd auf die Kriegführung einwirken, nicht aber auf die Verlegung. Er erschien sich in der Rolle von Tsch'êng T'ang (I, 67 u. 89) und Wu wang (I, 108), als der Rächer, der eine verkommene Dynastie stürzen sollte, um so „dem Himmel gehorsam und 35 den Menschen wohlgefällig“ zu sein, und so legte er auch auf Grund der Hexagramme des *Yi king* (I, 106) das befragte Orakel aus. Sein Großoheim, der Fürst von Jen-tsch'êng, einer der entschiedensten Gegner der Verlegung, bestritt die Richtigkeit und warnte vor dieser Vorstellung. Hiao-wên erklärte später auf andere Orakel-Hinweise, daß wohl zur Tschou- 40 Zeit weise Männer solche Befragungen hätten vornehmen können, daß gegenwärtig aber dies Niemand mehr verstehe. Und seinem Großoheim sagte er: „Dieses Land (im Norden) ist ein Gebiet, wo man nur mit militärischer Gewalt sich durchsetzen, nicht aber die Menschen mit Bildung

lenken kann. Die Sitten unseres Volkes zu wandeln und seine Gewohnheiten zu ändern, ist hier sehr schwer. An den Bergen von Hiao und Hien (am Huang ho) ist die Wohnung des Kaisers, am Huang ho und am Lo-Fluß das Gebiet des Herrschers. Jetzt soll das große Unternehmen be-
 5 ginnen, die strahlende Residenz, den Mittelpunkt des Reiches zu erlangen“ (*Weï schu* Kap. 19^b fol. 4 v^o f.). Und den Ministern, die an die früheren Herrscher erinnerten, erwiderte er, daß seine früheren Ahnen in den Wildnissen des Nordens gewohnt, und daß sie ihren Sitz dann nach Osten verlegt hätten (s. oben S. 45), Schi-i-kien habe darauf Schêng-lo (s. oben
 10 S. 86) und Tao-wu ti P'ing-tschêng zur Hauptstadt gemacht (s. oben S. 109), und „ich, dem es von einem günstigen Schicksal bestimmt ist, die Bösen zu bessern (*Lun yü* XIII, 11), ich allein sollte die Hauptstadt nicht verlegen dürfen?“ (*T'ung-kien* Kap. 139 fol. 25 v^o).

Die Einwendungen von Hiao-wêns Beratern und Verwandten und ihre
 15 Widerlegung durch den Herrscher — es sind hier nur einige davon mitgeteilt — sind kennzeichnend für die Gedankengänge der Zeit. Mit großer Deutlichkeit zeigen sie vor Allem, wie tief ergriffen der jugendliche Fürst — er war jetzt siebenundzwanzig Jahre alt — von der Aufgabe war, das Reich in alter Herrlichkeit neu zu einen. Und in rein konfuzianischem Lichte
 20 sah er diese Aufgabe; es kann kein besseres Beispiel dafür geben, wie völlig der Geist konfuzianischer Überlieferung auch von einem nichtchinesischen Volksführer Besitz ergreifen und in ihm seine staats- und herrschaftsbildende Kraft bewähren konnte. Nicht klimatische Verhältnisse oder Ungunst der geographischen Lage oder bloße Eroberungslust waren die
 25 Beweggründe, die Hiao-wên nach dem Süden trieben, sondern allein oder wenigstens weit stärker als alle anderen war es die begeisterte Hingabe des Jünglings an die universalistische Idee, die ihn allen Warnungen und Ratschlägen Trotz bieten ließ. Als er 493 in Lo-yang durch die Trümmer der alten Paläste schreitet, und die in Stein gehauenen Texte der heiligen
 30 Schriften (I, 412) betrachtet, sagt er: „Die Tugend der Tsin war unzulänglich, längst sind die Ahnentempel gestürzt, und Verwüstung herrscht ringsum. Voll Trauer gedenke ich des Liedes der Klage um Lo-yang (*Schi king*, *Kuo fêng* VI, 1). Und Tränen rannen ihm hernieder“ (*Weï schu* Kap. 7c fol. 13 r^o). Auf der anderen Seite aber können wir wiederum jene
 35 unüberwindliche Scheu der „Barbaren“ beobachten, die vor dem Gedanken zurückschreckt, die Hand nach der Göttlichkeit des Himmelssohnes auszustrecken. Denn dies vor Allem, weit weniger etwa natürliche Beharrungsneigung, liegt all den Einwänden und Beschwörungen der Ratgeber zu Grunde, die ihre wahren Gedanken verdecken sollten. „Noch
 40 niemals ist ein Mann der Jung- oder Ti-Völker ein Himmelssohn gewesen“, hatte „der alte Tibeter“ gesagt (s. oben S. 76f.).

Im Jahre 494, am 20. November — die Annalen haben den Tag verzeichnet — erstattete Hiao-wên ti im Ahnentempel feierliche Meldung, die Ahnentafeln wurden nach Lo-yang überführt, drei Tage später verließ

der kaiserliche Zug die alte Hauptstadt P'ing-tsch'êng, ein älterer Verwandter blieb als Statthalter zurück.

Mit der Übersiedlung nach der alten, von der Überlieferung geweihten Kaiser-Residenz nimmt nun Hiao-wên, wie vorhin bemerkt, die Sinisierung seines Staates und Volkes in weit gründlicherer Weise vor als bisher. 5 Ohne sich auch jetzt vom Buddhismus völlig abzuwenden — die Geschichte des Buddhismus in Wei weiß von vielen Auszeichnungen und Gunstbeweisen des Kaisers an einzelne Śramanas wie an ganze Klöster zu berichten —, war er politisch orthodoxer Konfuzianer und formte seinen Staat dementsprechend. Noch 494 erging das Edikt, das Allen — auch 10 dem Volke — das Tragen der einheimischen Kleidung untersagte; 495 wurde der Gebrauch der „groben Sprachen des Nordens“ (d. h. der Sien-pi-Sprache) bei Hofe verboten, Zuwiderhandelnde sollten mit Entziehung ihrer Amtstelle bestraft werden. Diese letztere Verfügung scheint seltsamerweise weniger Unwillen erregt zu haben als die erstere. Auch in 15 die Familien-Ordnung wurde eingegriffen. Die Sien-pi waren, wie alle jene Wandervölker, in Stämme geteilt, und innerhalb dieser hielten die Sippen wieder zusammen. Aber nur die Vornehmen der letzteren trugen Bezeichnungen nach ihrem Wohnort oder ihrem Lebensgebiete oder dem Amt, das sie innehatten, oder sonstigen Eigenheiten. Das Volk war namen- 20 los und wohl auch ohne Familienzusammenhang. Die alten einheimischen Bezeichnungen waren dann allmählich in chinesische Familiennamen umgewandelt worden. Mit den Sippen des T'o-pa-Stammes hatte man den Anfang gemacht, dann folgten, wir wissen nicht wann, die übrigen. Aber in großem Maßstabe erfolgte die Neubenennung erst im Jahre 495, 25 wo alle Großfamilien, wohl soweit sie als solche kenntlich waren, chinesische Namen erhielten, und die chinesische Ahnenfolge eingeführt wurde. Das *Wei schu* (Kap. 113 fol. 33 v^o ff.) hat die sämtlichen alten Sien-pi-Namen — es sind an 120 — aufbewahrt und die meist daraus hergeleiteten chinesischen Familiennamen hinzugefügt. Im Anfang des Jahres 496 30 erging das Edikt, das den kaiserlichen Familiennamen in das chinesische Yuan, die alte mystische Bezeichnung für den Uranfang (I, 63) umänderte, indem der Name T'o-pa in höchst spitzfindiger Weise mit dem Element Erde in Verbindung gebracht, und dieses als Uranfang aller Dinge gedeutet wurde (I, 61 ff.). So erklärt sich der oft gebrauchte dynastische 35 Name Yuan Wei. Daß der konfuzianische Kultus in allen Einzelheiten nach den Angaben der Literaten eingerichtet wurde, versteht sich von selbst, und die hierzu nötigen Bauten mußten in Lo-yang wohl zum größten Teil neu aufgeführt werden. Sowohl die Kultstätten für die Stadtflur-Opfer (I, 130) werden erwähnt, wie die für die Zeremonie der kaiserlichen 40 Feldbestellung, jener uralten symbolischen Kulthandlung, durch die von den Fürsten ihre Verbundenheit mit dem heiligen Erdboden und dem Ackerbau versinnbildlicht wurde. Die Errichtung des neuen *t'ai hūo*, der Akademie, erfolgte 495, die Wiederherstellung der Grabanlagen der frü-

- heren Herrscher das Jahr darauf. Hiao-wên ti mag als machtvoller Förderer des konfuzianischen Staatskultes und der konfuzianischen Gelehrsamkeit wohl mit Wu ti von der Han-Dynastie (I, 298) verglichen werden, und er hat sich die großen Reichsgründer dieses Hauses auch zum Vorbilde genommen, im Guten wie im Bösen (s. unten). Nachdem er 495 im Grabtempel des Kaisers Kao tsu in der Stadt P'ei (I, 256 f.) ein Großopfer hatte darbringen lassen, opferte er wie dieser (I, 274) bei seinem Durchzuge durch Lu im Tempel des Konfuzius und erwies den Nachkommen des Weisen mannigfaltige und hohe Ehren (Vgl. I, 305). Unter diesen
- 10 mußte (von der Familie?) immer Einer ausgewählt werden, der den Titel „Fürst der erhabenen Heiligkeit“ (*tsch'ung schêng hou*) erhielt nebst einem Lehen von hundert Familien, um damit die Opfer des Konfuzius zu bestreiten. Auch wurde die Grabstätte neu hergerichtet, Anlagen wurden angelegt und an dem neu mit Zypressen umpflanzten Tumulus andere
- 15 Inschriften-Steintafeln aufgestellt (*Weï schu* Kap. 7c fol. 17 v^o). Noch im gleichen Jahre erging ein Befehl, daß im Reiche nach verlorenen Schriften geforscht würde; wer die in den Palast-Archiven nicht vorhandenen einlieferte, würde noch besondere Belohnung erhalten, also ganz wie einst Wu ti die alte Literatur wieder herstellen wollte (I, 308). Die Ergebnisse
- 20 müssen den Angaben des *Peï schi* (Kap. 81 fol. 2 r^o f.) zufolge ähnlich gewesen sein wie zur Han-Zeit: „von Liu Fang, Li Piao u. A. wurden Exemplare der kanonischen Bücher eingereicht, Leute wie Ts'ui Kuang (s. unten) und Hing Luan legten geschichtliche Literatur vor. Die übrigen machten Jagd auf staatswissenschaftliche Schriften, Unterhaltungsliteratur,
- 25 Gedichte und Aufsätze. Sie wurden angelockt, weil sie die (in Aussicht gestellten) Rangverleihungen erstrebten und durch Belohnungen und Gunstbezeugungen angespornt waren. Daraus loben sich Bildung und Kultur in mächtiger Weise“. Mit der Echtheit wird es kaum anders gestanden haben als zur Han-Zeit.
- 30 Das letzte große Ziel, das Hiao-wên ti mit der Verlegung seiner Residenz in die alte Hauptstadt verkündet, hat er nicht erreicht. Wir haben früher gesehen, wie kläglich die großen Unternehmungen gegen Ts'ü im Jahre 495 und den folgenden Jahren ausgingen (s. oben S. 160f.). Sie scheiterten nicht bloß an den Schwierigkeiten des den Nordländern ungewohnten
- 35 Geländes und Klimas, sondern vor Allem an der Unlust, der Halbherzigkeit, vielleicht auch der Scheu vor dem Mystischen bei der Heerführung des Kaisers. Hiao-wên hat seine Begeisterung für die hohe Aufgabe seiner Umgebung nicht mitzuteilen vermocht. Ihm selbst haben die Anstrengungen dieser Feldzüge frühzeitig den Tod gebracht. Im Jahre 498, als
- 40 er im Süden nicht weiter kommen konnte, forderte er die Kao-tsch'ê, die in einem Bundesverhältnis zu Wei standen, zu einem Hilfszuge gegen Ts'ü auf. Aber diese lehnten mit Rücksicht auf die weite Entfernung ab. Hiao-wên, erbittert über das Fehlschlagen seiner Pläne, sandte einen seiner Generale gegen die Kao-tsch'ê aus, um sie zu zwingen, aber dieser

kehrte nach einer schweren Niederlage unverrichteter Sache heim. Der Kaiser, der im Kampfe mit Tsch'en Hien-ta (s. oben S. 159 f.) lag, wollte nunmehr selbst einen neuen Strafzug gegen die Unbotmäßigen unternehmen, aber eine schwere Krankheit — anscheinend Tuberkulose — warf ihn unterwegs nieder, und in dieser kritischen Lage war es das Rich- 5 tigste, daß ein kluger Unterhändler durch ein Kompromiß das friedliche Verhältnis mit den Kao-tsch'ê wiederherstellte. Treu gepflegt von seinem Bruder Hie, dem Fürsten von P'eng-tsch'êng, war der Kaiser, dessen Zustand sich ständig verschlimmerte, nach Ye (bei Tschang-tê an der Grenze von Ho-peï) gebracht worden. Noch einmal war ihm eine kurze 10 Besserung beschieden, und er konnte nach Lo-yang zurückkehren. Aber bald danach zog er wieder aus, um einen neuen Angriff Tsch'en Hien-tas abzuwehren, und dabei faßte den Uermüdlichen die Krankheit auf's neue. Trauer um die Nichtvollendung seiner Aufgabe und Sorgen um die Zukunft des Reiches quälten den Sterbenden; er ließ den Thronfolger 15 kommen, legte alle Macht in die Hände des Bruders und befahl dem Sohne, einem vierzehnjährigen Knaben, dem Oheim in allen Dingen gehorsam zu sein. Im April 499 starb Hiao-wên, fern von der Hauptstadt, bis zum Schluß noch mit Plänen zur Bekämpfung des Süd-Staates beschäftigt. Ein edler, vornehm denkender Mann ging mit ihm dahin. 20

Sein Sohn und Nachfolger mit dem posthumen Namen Sün-wu ti stand zunächst ganz unter der Führung seines vortrefflichen Oheims Hie, der die Politik seines Bruders fortsetzte. Die Kämpfe im Huai-Gebiet gingen weiter und erhielten durch den Dynastiewechsel im Süden und seine Begleitumstände von 503 ab einen starken Antrieb. Sie sind während der 25 ganzen Regierungszeit Sün-wu tis nicht zum Stillstand gekommen und waren verlustreich für beide Seiten, aber entscheidend für die Gesamtlage wurden sie nicht (s. oben S. 163 ff.). Der junge Kaiser war ein friedfertiger und anscheinend willenschwacher Mensch, der nur Werkzeug in der Hand seines Oheims, des eigentlichen Regenten, war, bis er zu seinem und des 30 Staates Unglück in die seiner tatenlustigen Weiber geriet. Der Chronist der Wei sagt von ihm, daß „er in die Klasse der Kaiser Yuan und Tsch'êng (I, 372 ff.), Ngan (I, 401) und Schun (I, 403) von der Han-Dynastie gehöre“, d. h. zu den Schein-Herrschern, unter denen erfahrungsmäßig die Kräfte des Bösen die stärkeren zu werden pflegen. Schon seine Geburt 35 hatte unter dem Zeichen des Haremskampfes gestanden. Seine Mutter, eine Nebenfrau Hiao-wêns Namens Kao, wurde nach seiner Geburt von der Kaiserin Fêng*), die sich dieses Sohnes bemächtigen wollte, umgebracht. Während Hiao-wêns langer Abwesenheit von der Hauptstadt hatte dann die Kaiserin ein sehr bedenkliches Leben geführt, und der erbitterte Kaiser 40 hatte noch auf dem Totenbette ihren Selbstmord befohlen. Das Gift mußte ihr gewaltsam beigebracht werden. Selbst das Schicksal des hoch-

*) Nicht zu verwechseln mit der Kaiserin-Mutter gleichen Namens.

verdienten Hie sollte durch die gleichen unterirdischen Umtriebe bestimmt werden. Süan-wu hatte eine besonders begünstigte Konkubine ebenfalls Namens Kao; sie war von einer leidenschaftlichen Eifersucht gegen die Kaiserin Yü und deren Sohn erfüllt. Einige Jahre nach Süan-wus Thron-
 5 besteigung starben beide eines gewaltsamen Todes. „Das sind zwar geheime Dinge aus dem Innern des Palastes“, sagt der Chronist (*Weï schu* Kap. 13 fol. 15 r^o), „die man nicht sicher wissen kann, aber die damalige allgemeine Ansicht schob die Schuld der Konkubine Kao zu.“ Diese so übel beleumundete Person wollte Süan-wu ti nunmehr zur Kaiserin machen.
 10 Hie widersprach dem nachdrücklich, worauf deren Anhang den Berater des Thrones beim Kaiser heimlicher Unterhandlungen mit dem Süden verdächtigte. Es gelang, dem verliebten und wenig intelligenten Monarchen den Glauben hieran beizubringen und seine Einwilligung zur Tötung seines Oheims zu erlangen. Im Jahre 508 fiel Hie unter den Streichen
 15 seiner Mörder, und damit beginnt in Wei die Oberherrschaft des Harems mit allen ihren bekannten Begleit- und Folgeerscheinungen: Intriguen- und Cliqueswirtschaft, Hilflosigkeit des unmündigen Herrschers, Niedergang des Staates, Zersetzung und Auflösung.

Mit Hies Tode, der überall im Lande eine ungeheure Erbitterung her-
 20 vorrief, fanden zwar die kriegereischen Unternehmungen gegen den Süden nicht ihr Ende, wohl aber die Erfolge. Nach den schweren Niederlagen von 507 (s. oben S. 164) war in Wei Niemand mehr, der den Schaden hätte wieder gut machen können. Die Stellung, die die Nord-Truppen seit 504 erkämpft hatten, und die fast bis zum Yang-tsë vorgeschoben war, ging
 25 von 508 ab, wie wir sahen, Stück um Stück wieder verloren (s. oben S. 165). Der Wille, das Gesamtreich wiederherzustellen, schien, vielleicht zum Teil unter dem Einfluß des Buddhismus, auf beiden Seiten zu erlahmen. Im Süden wie im Norden spielte jetzt die indische Religion eine das Konfuzianertum in den Schatten drängende Rolle. In Liang herrschte Wu ti,
 30 nahezu selbst ein Mönch (s. oben S. 166f.), und in Wei erreichten die Lehre und ihr Kult unter der Gunst Süan-wu tis, aber mehr noch unter der der Kaiserinnen eine Blüte wie nur selten je zuvor oder nachher. Kaum war Süan-wu ti zur Regierung gekommen, als angeordnet wurde, „nach dem Muster der bei der früheren Hauptstadt von Tai gelegenen Felsen-
 35 grotten (s. oben S. 206f.) südlich vom Lo-Fluß, im Berge I-k'üe schan zur Erinnerung an den Kaiser Hiao-wên und seine Gemahlin, die Kaiserin Kao (also die Eltern Süan-wêns, s. oben S. 215), zwei Felsengrotten herzustellen“ (*Weï schu* Kap. 114 fol. 20 r^o). Etwas später, zwischen 508 und 511, wurde dann noch eine dritte Grotte zu Ehren von Süan-wu ti selbst
 40 anzulegen beschlossen. Die Annalen berichten, daß „für diese Höhlentempel in den Jahren von 500 bis 523 insgesamt 802 366 Arbeiter (?) verwendet wurden“. So entstand hier bei Lo-yang die zweite Gruppe der großartigen Felsentempel, die unter dem Namen Grotten von Lung-mên oder von I-k'üe (I, 8) berühmt geblieben ist bis auf diesen Tag und ebenso

wie die von Yün-kang ein gewaltiges Denkmal der Bau- und Steinmetzkunst der Wei darstellt. Sie ist im Laufe der Zeit noch um sieben weitere Tempel verstärkt worden. Klöster und Mönchsgemeinden vermehrten sich zu immer stärkeren Zahlen, und mit ihnen griffen die Mißstände um sich, so daß die Śramanas vielfach zu einer Landplage wurden, und selbst 5 unter einem so buddhafreundlichen Monarchen wie Sün-wu ti Maßnahmen dagegen ergriffen werden mußten. Das an die Klöster gelieferte Korn, das in Notzeiten an das Volk verteilt werden sollte (s. oben S. 207), wurde statt dessen zur Ausbeutung verwendet, indem die Mönche es zu Wucherszinsen ausliehen und so die Armen zu Wirtschaftsklaven machten. Die 10 Gouverneure mußten angewiesen werden, hier eine viel schärfere Aufsicht zu üben. Auch sonst wird von unsauberen Geschäften der Śramanas wie Schuldeneintreiben für fremde Rechnung u. ä. berichtet. Nicht wenige der gepeinigten Bauern, die für ihre Klagen keine Abhilfe fanden, wurden zum Selbstmord getrieben. Die Mönche und Nonnen unterstanden in 15 Rechtsfällen, von schweren Verbrechen wie Mord oder dergl. abgesehen, einer besonderen Behörde, dem *tschao-hüan*, das sie „nach den inneren (d. h. kirchlichen) Gesetzen und den Mönchsordnungen“ aburteilte (*Weï schu* Kap. 114 fol. 17 r^o). Diese Behörde, zuerst *kien-fu ts'ao* genannt, war bereits vor Sün-wu tis Regierungsantritt gegründet und ursprünglich 20 mehr eine Schutzeinrichtung für Mönche und Nonnen, die von ihrer Familie gezwungen wurden, eine Ehe zu schließen, um Kinder zu bekommen. Später wurde sie dann in das *tschao-hüan* umgewandelt, das eine beschränkte Gerichtsbarkeit ausübte. Es ist nicht zu erkennen, ob dieser aus staatlichen Beamten oder Klerikern oder beiden bestand. 25

Es ist kennzeichnend für die Zustände, daß der Ober-Abt der Śramanas in Lo-yang selbst erklären mußte, daß „in der Masse der Mönche und Nonnen Reines und Unsauberes wirr durcheinander gehe“, daß schärfere Disziplin gehalten werden müsse, und die Widerspenstigen in die Laienwelt zurückzuschicken seien. „Ausländische Mönche und Nonnen, die nach 30 China kämen, um hier der Kirche anzugehören, mußten mit Sorgfalt geprüft werden; wenn sie tugendhaften Wandels seien und sich in Übereinstimmung mit dem Tripitaka befänden, könnten sie bleiben, anderenfalls mußten sie in ihr Land zurückgeschickt werden“ (a. a. O. fol. 18 r^o). Man ersieht hieraus, wie sich in die vom Staate begünstigte Kirche Vieles 35 hineindrängte, was nicht hineingehörte. Von Sün-wu ti selbst sagen die Annalen (a. a. O. fol. 19 r^o): „Er liebte die Lehre Buddhas aufrichtig. Jedes Jahr erklärte er oft selbst im Palast die heiligen Schriften, versammelte eine große Zahl berühmter Mönche und erläuterte die Bedeutung der Lehre“. Also eine Nachbildung des konfuzianischen Brauches, daß 40 der Himmelssohn den Literaten die kanonische Lehre erklärt (I, 304). Sowohl von der Kaiserin Fêng, einer Schwester von Hiao-wêns übel berüchtigter Gemahlin (s. oben S. 215), wie von der Kaiserin Kao, der ebenso berüchtigten Gemahlin Sün-wu tis, wird berichtet, daß sie Nonnen wurden

und im Kloster Yao-kuang ssë ihre letzten Tage verbrachten. Die erstere war von ihrem Gemahl verstoßen und trat im Jahre 496 in das Kloster, die zweite beim Tode des Kaisers Süan-wu ti im Jahre 515, als sie aus ihrer Stellung entfernt wurde (s. unten). Und trotz alledem, inmitten
 5 alles dieses buddhistischen Gepränges, kamen auch, wenn man späteren Schilderungen glauben darf, die konfuzianische Lehre und ihre Vertreter zu ihrem Recht, freilich nicht mit der Ausschließlichkeit, die sie beanspruchten. Gerade unter Süan-wu ti soll das Studium der kanonischen Wissenschaften und sogar das Lehr- und Prüfungssystem eine Blüte
 10 erlebt haben, wie sie in diesem Zeitraum sonst nie und nirgends erreicht wurde.

Im Anfang des Jahres 515 starb Süan-wu ti, sein fünfjähriger Sohn mit dem posthumen Namen Hiao-ming ti folgte ihm. Seine Mutter, eine Haremsdame Namens Hu, war auch eine jener zahlreichen weiblichen
 15 Gewaltmenschen, die den chinesischen Kaiserthron als eine Stätte ansahen, auf der ihr Ehrgeiz und ihre despotischen Leidenschaften freie Bahn haben durften. Süan-wu ti hatte durch ihre Tante, eine buddhistische Nonne, bei seinen Andachtsübungen im Palast von ihrer Schönheit gehört und ließ sie in seinen Harem holen. Die Kaiser-Annalen erzählen von
 20 ihr, daß bei ihrem Eintritt ihre Genossinnen „unter Hinweis auf das (vermeintliche) alte Gesetz des Landes (wonach die Mutter des Thronfolgers getötet werden mußte) gemeinsam darum beteten, daß sie nur Prinzessinnen, aber keinen Thronfolger gebären möchten. Aber die Hu allein erklärte den Damen: wie kann der Himmelssohn allein ohne
 25 Sohn bleiben? Warum soll ich mich fürchten zu sterben und so veranlassen, daß das kaiserliche Haus nicht gedeiht, und ich nicht den Rang der obersten Gemahlin erlange?“ (*Weï schu* Kap. 13 fol. 15 v^o f.). Nach Süan-wu tis Tode meinte seine Gemahlin Kao, der nunmehr plötzlich gefährlich gewordenen Nebenbuhlerin in der Macht, Hu, das gleiche
 30 Schicksal bereiten zu sollen wie einst der Kaiserin Yu. Aber hier traf sie auf eine Gegnerin, die ihr gewachsen war. Die Absichten der Kao wurden bekannt, und ein dem Geschlecht der T'ö-pa treu ergebener Landsmann, Yu Tschung, dem sie hinterbracht wurden, setzte sich mit dem als Gelehrten berühmt gewordenen hohen Hofbeamten Ts'ui Kuang (vgl.
 35 oben S. 214) in Verbindung. Man beschloß, sogleich zu handeln: eine kleine Schar bezahlter Bewaffneter lauerte dem Bruder der Kao, Kao Tschao, einem zur Zeit allmächtigen Würdenträger, dem früher schon und auch diesmal alles Weitere von seiner Schwester anvertraut war, im Palaste auf und machte ihn nieder. Die Kao selbst wurde vorläufig in
 40 das Kloster verwiesen, erst im Jahre 518 ließ die inzwischen zur Kaiserin-Regentin aufgestiegene Hu sie ermorden.

Nachdem zunächst zwei Großoheime für das kaiserliche Kind die Regentschaft geführt hatten, wurde die Hu vom Rang einer Konkubine zur Kaiserin-Mutter mit dem Titel Ling t'ai hou ernannt, und unverzüglich

ergriff sie die Zügel der Regierung. Bis in die Einzelheiten hinein überwachte und bestimmte sie die Staatsgeschäfte, und eine ihrer ersten Taten war, daß sie an Stelle des noch allzu jungen Kaisers die Opfer an die Ahnen der Dynastie vollzog, für den Konfuzianer eine Umkehrung der natürlichen Verhältnisse. Die Hofgelehrten widersprachen, aber der geschmeidige 5 Ts'ui Kuang verwies auf das Beispiel der Kaiserin Têng von der Han-Dynastie (I, 415), die das Gleiche getan habe, und erregte damit den großen Beifall der hohen Gönnerin. Von jetzt ab beginnt die lange Reihe der inneren Kämpfe und Gewalttaten im Hause der Wei von der gleichen Art wie wir sie im Süden kennen gelernt haben. Hier wie dort führt sie 10 zur Schwächung des staatlichen Organismus und schließlich zur Zerreißung und zum Untergang des großen Reiches. Die Kämpfe mit dem Süd-Reiche, in denen von 516 ab die Macht der Wei allmählich aus den Huai-Gebieten wieder hinausgedrängt wurde, kamen unter diesen Umständen von 526 an ganz zum Stillstande (vgl. oben S. 165). Die Kaiserin war, wie ihr 15 Biograph sagt: „von Natur klug und im Besitz vieler Talente“, sie verriet auch in ihrer Haltung manche männliche Eigenschaften (z. B. war sie eine ausgezeichnete Bogenschützin), aber die Fähigkeit, die großen politischen Ziele der früheren Herrscher weiter zu verfolgen, hatte sie nicht. Weit mehr als der Politik galt ihre Neigung dem Buddhismus, in den sie 20 durch ihre Tante, die Nonne, eingeführt war. Sie war eine eifrige Fördererin der Höhlentempel von I-k'üe (s. oben S. 216), stiftete Buddha-Statuen und Kultbauten von großer Pracht — darunter eine Statue von 60 Fuß Höhe aus gediegenem Golde, eine neunstöckige Pagode, mehrere Tempelhallen u. ä. — und bewirtete die Mönche und Nonnen zu zehntausenden. Be- 25 sonders erfolgreich und berühmt ist eine Gesandtschaft geworden, die sie im Jahre 518 unter Führung des Beamten Sung Yün und des Śramaṇa Hui-schêng nach Indien schickte, um buddhistische Literaturwerke zu holen. Die Gesandtschaft bereiste besonders Udyāna und Gandhāra, die beiden Himalaya-Landschaften, in denen die neuere Lehre des Mahāyāna 30 entstanden war und ihre Hauptsitze hatte. Sie kehrte, nachdem sie 170 sūtras und śāstras erworben hatte, im Jahre 522 nach Lo-yang zurück, und der Bericht, den sie über die Reise verfaßt hat, ist eine der ergiebigsten und wichtigsten Quellen, die wir für unsere Kenntnis von Nord-Indien und Turkistan zu jener Zeit besitzen. Die Reisen buddhistischer Pilger 35 von China nach Indien und umgekehrt begannen damals eine besonders stark begangene Brücke zwischen den beiden in gleichem Maße buddhistisch beeinflussten chinesischen Reichen und dem Westen zu werden. Die politischen Beziehungen, insbesondere die Ausdehnung oder auch nur die Erhaltung der politischen Machtstellung der Wei im Westen und 40 Nordwesten konnten durch diese Verbindungen allein indessen auf die Dauer nicht getragen werden. Die unheilvolle Entwicklung im Innern des Reiches war stärker in ihrer Wirkung und gestaltete hinfort dessen Schicksal. Während die äußere Stellung noch eine glänzende, machtvoll gebietende

war, und die Tributgesandtschaften aus allen Weiten am Hofe keine Unterbrechung erfuhren, untergruben Sittenlosigkeit, Eigennutz und Hader die Fundamente. Durch ihre phantastische Verschwendung in der Hofhaltung und besonders in der Errichtung ihrer buddhistischen Prunkbauten, 5 wobei ihr einige Prinzen mit Erfolg nacheiferten, erschöpfte die Kaiserin allmählich die Schatzkammern, und das notleidende Volk murrte immer deutlicher über das Treiben. Dazu kam eine allzu freie Lebensführung der Herrscherin, wie sie ihren persönlichen Neigungen, aber nicht den Vorschriften der Riten entsprach, so daß selbst ihr hilfreicher Freund Ts'ui 10 Kuang ernste Vorstellungen machen mußte. Ihre besondere Gunst wandte sie einem Sohne von Hiao-wên ti zu, dem Fürsten von Ts'ing-ho, I, und da sie ihn an allen Regierungsgeschäften teilnehmen ließ, erregte er den Neid der übrigen Würdenträger und Sippengegnossen. Einer von ihnen, Yuan I, der mit einer Schwester der Kaiserin verheiratet war, verstand es, 15 zusammen mit einem Eunuchen niederer Herkunft, Liu T'êng, im Jahre 520, den zehnjährigen Kaiser durch angebliche Mordpläne des I in Schrecken zu setzen und zur Erteilung von Vollmachten zu seinem Schutze zu überreden. Mit einer Schar Bewaffneter drangen beide in den Palast, ergriffen den Verhaßten, ließen ihn umbringen und schlossen die Kaiserin in den 20 Gemächern des Palastes ein. Durch ein gefälschtes Edikt der Gefangenen verkündeten sie, daß die Regentin sich von der Regierung zurückziehe, statt ihrer führten sie selbst das Regiment. Fünf Jahre konnte der Handstreich ungesühnt bleiben, aber dann kam der Rückschlag. Liu T'êng war inzwischen gestorben. Yuan I selbst wurde gleichgültiger in der Be- 25 wachung seiner Gefangenen, und da während dieser Jahre viel Mißwuchs, Dürre und Überschwemmungen gewesen waren, nahm man dies als Zorn des Himmels über die Trennung von Mutter und Sohn. Im Herbst 525 sahen sich beide zum ersten Male wieder, die Kaiserin drohte zunächst, in ein buddhistisches Kloster zu gehen, ließ sich dann aber bewegen, unter 30 neuer Jahresbezeichnung (*hiao-tsch'ang* d. h. Triumph der kindlichen Ehrfurcht) die Regierung wieder zu übernehmen. Yuan I kam als Schwager der Herrscherin glimpflich davon: er durfte in seinem Hause Selbstmord begehen.

Inzwischen zog aber allenthalben am Himmel der Wei unheil drohendes 35 Gewölk herauf: Aufstände brachen vielfach in den Provinzen aus, die Verschwendung des Hofes und der dadurch bedingte Steuerdruck mag die Hauptursache gewesen sein. Man schlug sie meist nieder, aber die Unruhe blieb und brach sich anderswo von neuem Bahn. Wie immer in solchen Zeiten lockte die Aussicht auf Beute und Macht Abenteurer 40 auf den Plan, die auf eigene Hand Krieg führten und Politik trieben. So hatte sich im Norden der Provinz Schan-si der Sproß einer wohl tungusischen Jäger- und Bauern-Familie, die in Siu-jung, der Gegend des heutigen Hin hien, nördlich von T'ai-yuan, ansässig war und von den Herrschern der Wei mehrfach Gunstbeweise erfahren hatte, seines Be-

sitztums entäußert, eine Schar Gleichgesinnter um sich gesammelt und mit diesem bewaffneten Haufen sich zum Eingreifen in den Gang der Ereignisse bereit gemacht. Die Familie hieß Ör-tschu, angeblich nach einem Fluß, an dem sie gesessen hatte, er selbst Ör-tschu Jung. Er sollte eine der dämonischen Figuren werden, die das Schicksal der Dynastie bestimmten. Zunächst war er ganz im Interesse der Regierung von Lo-yang tätig, indem er mehrere der zahlreichen Aufstände niederschlug, die in den Nord-Provinzen ausbrachen. Die Kaiserin kargte nicht mit Belohnungen und ernannte ihn zum Oberfeldherrn in den Unruhegebieten des Nordens. Dann aber, als die Ereignisse in der Hauptstadt anzeigten, 5 wie schlimm es um die Dynastie bestellt war, änderte er seine Haltung und ging zu größeren Taten über. Unerwartet schnell waren die Dinge dort der Katastrophe zugetrieben.

„Seitdem die Kaiserin-Mutter wieder die Regierung übernommen hatte“, so schildert Ssë-ma Kuang (Kap. 152 fol. 59 r^o) die Lage, „führten Schmeich- 15 ler und Günstlinge die Geschäfte, die Regierung wurde nachlässig und unordentlich gehandhabt, für Gunst und Drohung gab es keine Regel, Räuberbanden erhoben sich wie Wespenschwärme, und die Grenzgebiete gerieten von Tag zu Tag in größere Bedrängnis“. Dabei wurde der Kaiser, der nun ein Jüngling von siebzehn Jahren geworden war, geßißentlich von allen 20 Geschäften fern gehalten, Beamte und sonstige Personen, die ihm nahe standen, wurden durch die Mutter alsbald entfernt, manche unter irgend welchen Anschuldigungen getötet. Der junge Herrscher, der ein schwacher Mensch, aber sicherlich guten Willens war, wurde von wachsender Erbitterung erfaßt, und das Verhältnis von Mutter und Sohn verschlech- 25 terte sich mehr und mehr. Diese Dinge blieben dem ehrgeizigen und jetzt mit großen Machtbefugnissen ausgestatteten Ör-tschu Jung nicht verborgen und gaben ihm Anlaß genug, seine Pläne zu bedenken. Während er mit seinen Truppen in Siu-jung stand, stieß ein anderer, ihm selbst nicht unähnlicher Abenteurer zu ihm, der ihm von einem Genossen empfohlen 30 war, und dem eine noch bedeutendere Rolle vorbehalten war als ihm selbst. Er hieß Kao Huan und stammte aus P'o-hai im heutigen Ho-peï oder Schan-tung. Die Familie hatte lange im Dienste der Mu-jung-Sippe gestanden; nachdem aber Mu-jung Pao Land und Leben verloren hatte (s. oben S. 106 ff.), war Kao Huans Großvater zu den Wei übergegangen. 35 Der Enkel war ein abenteuerlustiger Mann, „der Geld und Gut gering, aber den Krieg hoch schätzte und von tapferen Kämpfen sehr geachtet war“ (*Peï Ts'i schu* Kap. 1 fol. 1 v^o). An den Aufständen im Norden hatte er teilgenommen und wollte sich nun Ör-tschu Jung anschließen. Als er zu ihm kam, „fand dieser wegen seines kümmerlichen Aussehens nichts Be- 40 sonderes an ihm“. Ör-tschu Jung forderte ihn auf, ein bösertiges Pferd seines Stalles zu scheeren. Kao Huan wurde mit dem Pferde fertig, ohne daß es schlug oder biß. Dann sagte er: „Mit bösertigen Menschen muß man umgehen, wie mit diesem Pferde“. Von Ör-tschu befragt, was er

- von der politischen Lage halte, sagte er: „Der gegenwärtige Kaiser ist töricht und schwach, die Kaiserin-Mutter ausschweifend und zügellos, charakterlose Günstlinge maßen sich die Macht an, die Regierung arbeitet nicht mehr. Ihr solltet mit Kraft die Zeit meistern, einen kühnen Anlauf nehmen,
- 5 Tschêng Yen und Sü Ho (zwei Günstlinge der Kaiserin) zur Rechenschaft ziehen, dem Kaiser seine Stellung geben und die Gewalthaber in ihre Schranken weisen. Wenn Ihr so die Peitsche schwingen und das vollbringen könntet, würdet Ihr meine Glückwünsche haben“ (*Pei Ts'i schu* Kap. 1 fol. 3 r^o). Kao Huan sprach aus, was Ör-tschu Jung dachte.
- 10 Dieser zauderte nicht lange und bot der Kaiserin seine Dienste an, um innen und außen Ordnung zu schaffen. Die Herrscherin war mißtrauisch, und ihre Günstlinge warnten sie mit Erfolg. Der Kaiser aber sandte Ör-tschu heimliche Botschaft, und ohne Verzug rückten die beiden Soldatenführer im Frühjahr 528 gegen Lo-yang vor. Die Kaiserin geriet in Furcht,
- 15 und als ihr zur Kenntnis kam, daß der Kaiser die Expedition veranlaßt habe, beschloß sie auf den Rat ihrer beiden Freunde Tschêng Yen und Sü Ho, ihren Sohn zu beseitigen. Unmittelbar danach starb Hiao-ming ti an Gift. An seiner Stelle setzte sie zunächst die vor kurzem geborene Tochter einer Haremsdame des Ermordeten als Kaiser ein indem sie
- 20 das Mädchen für einen Knaben ausgab dann aber wählte sie den zweijährigen Sohn Tschao des Fürsten von Lin-t'ao, eines Enkels von Hiao-wên ti, für den Thron. Ör-tschu Jung, der noch auf dem Marsche war, geriet in großen Zorn, als er von diesen Vorgängen hörte und bestimmte alsbald durch Befragen eines Orakels einen Sohn des Fürsten Hie von P'êng-tsch'êng
- 25 (s. oben S. 215) Namens Tsë-yu, der ein Alter von einundzwanzig Jahren hatte, zum Kaiser von Wei. Dann zog das Heer nach Lo-yang. Als es den Huang ho überschritten hatte, schickte die Kaiserin die sämtlichen Damen des Harems in buddhistische Klöster, sie selbst schnitt sich das Haar ab und wurde Nonne. Ör-tschu Jung zeigte wenig Achtung vor dieser
- 30 Umwandlung in das Religiöse: er ließ die Ling t'ai hou nebst dem Kaiserkinde festnehmen und in den Strom werfen. Dann wurde ein Blutgericht über die Fürsten, Würdenträger und Beamten abgehalten: man trieb sie zu einer großen Schar zusammen und machte dann die Widerstandlosen nieder, es sollen mehr als dreizehnhundert gewesen sein. Tschêng
- 35 Yen, der vorher nach Jung-yang (östlich von Lo-yang) entflohen war, wurde dort getötet, und sein Kopf nach Lo-yang geschickt; Sü Ho gelang es, zu entkommen. Nach diesen Schreckenstaten bestieg Tsë-yu als Herrscher von Ör-tschu Jungs Gnade im Sommer 528 den Thron von Wei; er führt den posthumen Namen Hiao-tschuang ti.
- 40 Der neue Kaiser und sein Schöpfer kannten einander zu gut, als daß ein Vertrauen zwischen ihnen möglich gewesen wäre. Die Nachrichten sind allerdings schwankend, aber die folgenden Ereignisse sprechen eine nicht mißzuverstehende Sprache. Ör-tschu Jungs Lebensbeschreibung sagt, der Diktator habe eigentlich die Hauptstadt nach Tsin-yang (T'ai-

yuan) verlegen wollen, Andere meinten, er habe durch sein starkes Truppenaufgebot und die ihm zugeschriebenen Absichten solchen Schrecken in der Hauptstadt verbreitet, daß alle angesehenen Leute geflüchtet seien und sich versteckt gehalten hätten. Er habe deshalb von Weiterem abgestanden und sei noch im Sommer 528 nach Tsin-yang abgezogen. Ssê-ma 5 Kuang aber berichtet, daß Ö-rt-schu Jung und Hiao-tschuang, nachdem sie beide geschworen, keine Hintergedanken zu haben, ein Trinkgelage veranstaltet hätten. Als Ö-rt-schu betrunken geworden war, habe der Kaiser ihn erschlagen wollen, aber auf die Vorhaltungen seiner Umgebung sei die Tat unterblieben. Ö-rt-schu war nunmehr auf seiner Hut und um 10 ständig eine Aufsicht über das Tun des Herrschers zu haben, verlangte er, daß seine Tochter, die zum Harem Hiao-ming ti gehört hatte, von Hiao-tschuang ti zur Kaiserin ernannt würde. Der Kaiser zögerte, stimmte aber schließlich zu (Kap. 152 fol. 62 r⁰, *ta-t'ung* 2. Jahr 5. Monat). Von da ab wurde ihm das Leben zur Hölle. Die Kaiserin war eifersüchtig, 15 zänkisch und gehässig; sie hielt dem Kaiser vor, daß er seine Stellung nur ihrem Vater verdanke, und daß dieser sie eigentlich selbst hätte einnehmen sollen. „So wurde der Kaiser außen von Ö-rt-schu Jung, innen von der Kaiserin gepeinigt, und er befand sich unter ständigem Druck, so daß ihm das Kaisersein keine Freude war“ (Kap. 154 fol. 7 r⁰ *tschung* 20 *ta-t'ung* 2. Jahr 8. Monat). Sicher ist jedenfalls, daß Ö-rt-schu auch von Tsin-yang aus den Kaiser vollkommen beherrschte und der eigentliche Diktator war. Er unterdrückte allerdings mit eiserner Hand die verschiedenen Aufstände im Norden, namentlich den besonders gefährlichen von Ko Jung, der seit 526 große Teile von Ho-peï und Nord-Ho-nan unter- 25 worfen und sogar eine kurze Zeit einen eigenen Staat Ts'i gegründet hatte. Der Kaiser hatte den Gewalthaber mit hohen Titeln und großen Lehensgebieten ausstatten müssen, er war Großkanzler des Reiches, General-Feldmarschall und „Säule des Staates“ (später sogar „Säule des Himmels“), Fürst von T'ai-yuan u. a. m., aber das ganze Verhältnis war ein Schweben- 30 zustand, der keine Dauer versprach. Im Herbst 530 erklärte Ö-rt-schu Jung, daß er nach Lo-yang zur Audienz kommen wolle. Dort war man in Sorge wegen der Bedeutung dieses Besuches, und Hiao-tschuangs Anhänger rieten, die Gelegenheit zu benutzen, um den gefährlichen Peiniger zu be- seitigen. Von allen Seiten wurde Ö-rt-schu Jung gewarnt, nach Lo-yang 35 zu gehen, aber er ließ sich von seinem Entschluß nicht abbringen, allem Anschein nach wollte er den Kaiser, der ihm jetzt mehrfach nicht zu Willen gewesen war, zu einer anderen Haltung zwingen, wenn nicht noch mehr. In einer bei ihm schwer verständlichen Vertrauensseligkeit begab er sich nur mit einer kleinen Schar, die nicht einmal Waffen trug, in den Palast. 40 In der Audienzhalle drangen die Mannen des Kaisers auf ihn ein, der Kaiser selbst hieb ihn mit seinem Schwerte nieder, mit ihm fielen sein dreizehnjähriger Sohn und ein Mitglied der T'o-pa-Familie, dem das Vorgehen gegen die Waffenlosen von vornherein ehrlos und unheilvoll er-

schiene war. Und Unheil genug sollte der blutigen Tat auch auf dem Fuße folgen.

- Der Racheschrei der Ör-tschu-Sippe war der erste Widerhall, und mit diesem Widerhall erklang die Sterbeglocke der T'o-pa und ihres Reiches.
- 5 Ör-tschu Schi-lung, ein Vetter des Erschlagenen, der seit langem in Lo-yang war, verließ mit den Mannschaften Ör-tschu Jungs die Stadt und setzte sich in Ho-yin (östlich von der berühmten Furt von Mêng-tsin, s. I, 8) fest und brachte von da die Brücke über den Huang ho in seinen Besitz. Dann besetzte er die Nord-Stadt von Lo-yang, die von Hiao-tschuang ti
- 10 aufgebrachten Streitkräfte vermochten nichts gegen die zu allem entschlossene Schar. Zwar gelang es einem Offizier des Kaisers, die Brücke zu verbrennen, aber die herbeieilenden Hilfskräfte der Ör-tschu konnten dadurch nicht fern gehalten werden. Ör-tschu Tschao, ein Neffe Ör-tschu Jungs, kam von Tsin-yang, seine Brüder und andere Verwandte schlossen sich an,
- 15 so daß schließlich eine beträchtliche Streitmacht zusammen war. Noch nördlich vom Strome stehend, riefen die Ör-tschu den Statthalter von T'ai-yuan, den Yuan Ye, in einigen Quellen auch als Furst von Tung-hai bezeichnet, vermutlich weil er der räumlich nächste war, zum Kaiser von Wei aus. Er hatte seine Residenz in Tsin-yang, sie selbst erhielten
- 20 Provinzen zur Verwaltung und hohe Titel. Im Anfang des Jahres 531 zog man nach Lo-yang. Ernsthafter Widerstand wurde kaum geleistet, man hatte in der Stadt nicht geglaubt, daß die Feinde den Strom würden überschreiten können; auch waren die T'o-pa unter sich nicht einig, teils unterwarfen sie sich dem einrückenden Ör-tschu Tschao, teilweise flohen
- 25 sie. Ör-tschu Tschao bemächtigte sich des Kaisers, der sich in ein buddhistisches Kloster geflüchtet hatte, und sandte ihn nach Tsin-yang, dann wurde die Stadt Lo-yang geplündert und verbrannt. Damit war das Rachebedürfnis der Ör-tschu zunächst befriedigt, zugleich aber auch ihre Einigkeit am Ende. Ör-tschu Tschao, ein heftiger und immer zu Gewalttaten
- 30 geneigter Mensch, machte seinem älteren Verwandten Ör-tschu Schi-lung heftige Vorwürfe, daß er, der doch in Lo-yang lange genug anwesend gewesen sei, nicht die Ermordung Ör-tschu Jungs verhindert habe. Dadurch wurde der Jüngere, der sich als Richter aufspielte, Schi-lung und seinen Brüdern verhaßt, es entstanden zwei Gruppen der Sippe, von denen man
- 35 sagte, daß jede gegen die andere geheime Anschläge trüge (*Wei schu* Kap. 75 fol. 4 r^o). Nur der Zwang der Ereignisse verhinderte, daß der Zwist sich in Taten umsetzte. Ör-tschu Tschao mußte eilig nach Tsin-yang zurückkehren, weil die Stadt durch einen noch durch Hiao-tschuang ti veranlaßten Kriegszug einheimischer Freischärler, die in Siu-jung (s. oben S. 220)
- 40 eingedrungen waren, bedrängt wurde. In Tsin-yang ließ Ör-tschu Tschao den gefangenen Kaiser hinrichten, hatte dann aber vollauf zu tun, um sich gegen die Eindringlinge und sehr bald auch noch gegen andere Feinde zu wehren. Inzwischen ließen sich die Ör-tschu mit weiteren Provinzen und Titeln beschenken, so daß die nördlichen Teile des Wei-Reiches tat-

sächlich zwischen ihnen aufgeteilt waren. Der in Lo-yang gebliebenen Gruppe war der in Tsin-yang sitzende Kaiser für ihren Zweck zu weit entfernt, sie setzten deshalb im Jahre 531 den Prinzen Kung, einen Neffen des Kaisers Hiao-wên, in Lo-yang ein; er hatte früher für stumm gegolten, doch stellte sich jetzt heraus, daß er tatsächlich zu reden vermochte. Er ist teils unter dem posthumen Namen Tsie-min ti, teils unter der Bezeichnung Ts'ien fei ti, d. h. „der früher entthronte Kaiser“ (im Gegensatz zu dem „späteren entthronten“, s. unten) in der Geschichte bekannt, während sein Vorgänger Yuan Ye überhaupt nicht als Kaiser betrachtet wird. Ör-tschu Tschao war zunächst empört über diese eigenmächtige Handlung, beruhigte sich dann aber, als er mit neuen hohen Würden überhäuft wurde. Außerdem verhinderte ihn ein neuer mächtiger Feind, der sich gegen ihn wandte, mit den eigenen Sippengeossen weiter zu hadern. Kao Huan, der Ratgeber und Vertraute Ör-tschu Jungs, war bisher bei der Verteilung der Beute im Hintergrunde geblieben; man hatte ihn mit der Statthalterschaft der Provinz Ki tschou (Süd-Ho-peï) belohnt, und in Folge der neuen Wendung der Dinge trat er nunmehr unerwartet nach vorn. Er hatte die Teilnahme an dem Zuge nach Lo-yang abgelehnt, die Fortführung des Kaisers und seine Hinrichtung war von ihm mißbilligt worden, und die von Ör-tschu Tschao erbetene Hilfe bei dem Kampfe in Siu-jung hatte er ebenfalls verweigert. Erst als der Letztere der Eindringlinge nicht Herr werden konnte und Kao Huan in großer Not nochmals um Unterstützung bat, hielt es der Umworbene für nützlich, nachzugeben. In kurzem war das Gebiet Ör-tschu Tschaos befreit, und dieser „schwor ihm in tiefer Dankbarkeit Brudertreue“ (*Peï Ts'ï schu* Kap. 1 25 fol. 4 v^o). Aber die Art, wie die Sippe der Ör-tschu im Reiche schaltete, die Provinzen verteilte und Kaiser ab- und einsetzte, bewog Kao Huan, an dem Spiele stärkeren Anteil zu nehmen. Daß Legitimitäts-Erwägungen im chinesischen Sinne, d. h. die Überzeugung, um jeden Preis die richtige Stammes- und Generationenfolge bei der Thronbesetzung innezuhalten, für sein Eingreifen bestimmend waren, scheint uns nach dem sonstigen Verhalten des Mannes kaum denkbar, und doch müssen wir solche annehmen, sie sind es sogar offenbar in viel höherem Grade gewesen als etwa persönliches Machtstreben (s. unten). Kao Huan stellte im Sommer 531 in Sin-tu (dem heutigen Ki hien in Süd-Ho-peï) eine große Streitmacht auf, um gegen die Ör-tschu-Sippe zu Felde zu ziehen, und rückte sogleich nach Westen vor. Die Ör-tschu standen alle als Generale und Würdenträger ihres Kaisers Tsie-min ti gegen ihn und betrachteten ihn als Rebellen. Dasselbe tat Kao Huan mit ihnen und stellte den T'o-pa-Prinzen Lang, einen Nachkommen des Kaisers T'ai-wu ti in der fünften Generation, als Gegenkaiser auf. Er war Statthalter von P'o-hai (in Ho-peï oder Schantung) also wohl wieder der Nächste, der zur Verfügung stand. Kao Huans Kaiser führt die Bezeichnung Hou fei ti, „der später entthronte Kaiser“, oder auch Fürst von Ngan-ting; seine Residenz war zunächst Sin-tu, dann,

nachdem im Anfang des Jahres 532 Ye (Tschang-tê) erobert war, wurde er dorthin gebracht. Kao Huan wurde Kanzler des neuen Potentaten. Bald darauf zogen die Ört-schu von Lo-yang gegen Ye. Sie wurden von Kao Huan trotz ihrer Überlegenheit an Zahl besiegt und flohen teils nach
 5 Lo-yang, teils in das westliche Schan-tung, Ört-schu Tschao zog sich nach Schan-si zurück. Der Sieger rückte in Lo-yang ein und ließ dort die Glieder der Sippe, die nicht mehr fliehen konnten, darunter Ört-schu Schi-lung, hinrichten. Andere konnten sich durch die Flucht retten, kamen aber dabei teilweise ebenfalls um. Gleichzeitig setzte Kao Huan beide Kaiser,
 10 den Tsie-min ti und seinen eigenen, wieder ab und ernannte den Prinzen Siu, einen Urenkel des Kaisers Hiao-wên, an deren Stelle. Sein posthumer Name ist Hiao-wu ti, in den Wei-Annalen wird er als Tsch'ü ti d. h. „der ausgewanderte Kaiser“ (s. unten) bezeichnet. Alle entthronten Kaiser starben anscheinend durch Gift, Tsie-min ti im Sommer, der Fürst von Ngan-
 15 ting, sowie Yuan Ye, der Fürst von Tung-hai, im Winter 532, wohl nach Kao Huans Rückkehr. Es war eine Tragikomödie geworden, wie mit den wehrlosen Sprossen des einst so ruhmvollen T'o-pa-Geschlechts Spielball getrieben wurde. Nachdem er in Lo-yang sein Werk vollbracht, wandte sich Kao Huan gegen den nach Schan-si entflohenen Ört-schu Tschao. Er
 20 zog nach Tsin-yang, plünderte die Stadt und verwüstete Siu-jung, die Heimat der Ört-schu, dann jagte er dem kreuz und quer im Lande fliehendem Feinde nach. Endlich, im Anfang des Jahres 533, gelang es ihm, den Verfolgten unerwartet zu überfallen und seine Truppen, die geflohen waren, in den Bergen nordwestlich von Fên-tschou zu vernichten. Ört-
 25 tschu Tschao an einer Rettung verzweifelnd, erhängte sich an einem Baum. Das war das unrühmliche Ende dieses unrühmlichen Abenteurer-Geschlechts.

Über die nun folgenden Ereignisse ein klares Bild zu gewinnen, ist nicht leicht, weil der Charakter und die Beweggründe der drei wichtigsten han-
 30 delnden Persönlichkeiten in Folge der widerspruchsvollen Darstellungen in den Quellen, die von entgegengesetzten Tendenzen bestimmt sind, sehr schwer zu erkennen sind. Der Kaiser Hiao-wu ti residierte in Lo-yang, während Kao Huan, sein jetzt allmächtiger Schutzherr, für gewöhnlich in Ye saß, aber oft in Lo-yang auftrat. Daß ein solches Verhältnis sich nicht
 35 friedlich entwickeln konnte, liegt auf der Hand. Sehr bald wurden beide gegeneinander mißtrauisch, die Einflüsterungen der Umgebungen über geheime Pläne des Einen und des Anderen verschärften die Lage. Kao Huan verlangte, daß der Kaiser seine Residenz nach Ye verlegen sollte, dieser weigerte sich, und Kao Huan begann, Truppen zusammenzuziehen. Der
 40 Kaiser, der eine überraschende Selbständigkeit gegenüber dem ihm offenbar verhaßten Diktator zu zeigen anfang, stützte sich dabei auf die Macht eines ihm anscheinend ergebenen Heerführers Namens Yü-wên T'ai, eines Hunnen aus Wu-tsch'uan, nördlich vom heutigen Sui-yuan in Nord-Schan-si. Über die Familie der Yü-wên und ihre Abstammung berichten

verschiedene Legenden, die mit Rücksicht auf ihre spätere Stellung erfunden worden sind. Ihr ursprünglicher Stammesname soll P'u-hui gewesen und dann in Folge eines aufgefundenen Siegelspruches in Yü d. h. *t'ien* = Himmel und *wên* d. h. *kün* = Fürst umgewandelt sein. Yü-wên T'ai hatte erst auf Seiten der Schan-si-Rebellen gefochten und war dann zu 5 Ör-tschu Jung übergegangen. Er hatte sich durch militärische Tüchtigkeit ausgezeichnet und war in den Kämpfen der Ör-tschu zu höheren Stellungen aufgestiegen. Ein Angebot Kao Huans, in seinen Dienst zu treten, hatte er abgelehnt, angeblich hatte er den Diktator für einen Rebellen erklärt, und so herrschte zwischen beiden bittere Feindschaft (*Tschou* 10 *schu* Kap. 1 fol. 3 v^o). Hiao-wu ti hatte ihn wegen seiner Erfolge gegen die T'u-yü-hun im oberen Wei-Tale zum militärischen Befehlshaber des Gebietes „innerhalb der Pässe“ ernannt. Als Kao Huans Haltung offen drohend wurde, ließ der Kaiser Yü-wên T'ai den Zugang zum Wei-Tale bei T'ung-kuan besetzen und sich zum Eingreifen auf der Ost-Seite des 15 Huang ho bereit halten. Im Sommer 534 brach Kao Huan von Ye auf, um nach Lo-yang zu ziehen und den Kaiser in seine Gewalt zu bekommen. Hiao-wu ti hatte zwar eine große Streitmacht versammelt, aber er fühlte sich dem gefürchteten Krieger doch nicht gewachsen. Nach längerer Beratung beschloß man in Lo-yang, nach dem Westen „auszuwandern“ 20 und die Hauptstadt nach Tsch'ang-ngan zu verlegen. Als Kao Huan in Lo-yang ankam, war der Gesuchte bereits unterwegs innerhalb der Pässe und bald danach zur Freude Yü-wên T'ais in der neuen Hauptstadt. Kao Huan folgte noch bis T'ung-kuan, dann kehrte er nach Lo-yang zurück. Nachdem er sich umsonst bemüht hatte, den Kaiser zur Rückkehr 25 zu bewegen, „versammelte er die Beamten, die Greise und Ältesten der vier Tore (d. h. aller Abteilungen), und man beriet über die Einsetzung eines neuen Herrschers. Man erklärte, daß „seit der Wirrnis der Periode *hiao-tsch'ang* (eine Jahresbezeichnung Hiao-ming tis, 525 bis 527 s. oben S. 220) die Einheit des Staates unterbrochen gewesen sei, die Ahnentafeln ihren 30 Halt, die Ordnungen im Ahnentempel ihre richtige Folge verloren hätten“, und daß hier alles Unglück seine Ursache habe (*Pei Ts'i schu* Kap. 2 fol. 6r^o). So wurde denn 534 der elfjährige Prinz Schan-kien, ein Urenkel des Kaisers Hiao-wên (durch nachträgliche Adoption zu einem Sohne Hiao-ming tis gemacht, der also als der letzte legitime Herrscher angesehen wurde), als 35 Kaiser eingesetzt. Sein posthumer Name ist Hiao-ting ti.

Kao Huan war entschlossen, den neuen Herrscher nicht in Lo-yang zu lassen, weil er fürchtete, daß die Stadt den beständigen Bedrängungen vom Wei-Tale her ausgesetzt sein würde. Die Verhältnisse in Tsin-yang waren nicht geeignet für die Aufnahme des Kaisers, und so wurde denn Ye 40 zur neuen Hauptstadt des Reiches gemacht. „Damit wurde Wei in zwei Teile gespalten“, sagen die Ts'i-Annalen (Kap. 2 fol. 6 v^o), und in der Tat führt in der Geschichte der Teil mit Ye den Namen Ost-Wei, der mit Tsch'ang-ngan den Namen West-Wei.

2. Die Nachfolgestaaten von Wei.

- Daß den beiden Teilstaaten mit ihren Scheinkaisern und usurpierenden Kanzlern kein langes Dasein beschieden sein konnte, ließ sich voraussehen. Die Geschichte hatte oft genug gezeigt, daß eine Dynastie, deren Macht in die Hände von Kindern und Kaiserin-Müttern gelangt ist, dem
- 5 Untergange verfallen ist. So war auch das Schicksal der T'o-pa besiegelt, seit im Jahre 515 die Kaiserin Hu die Regentschaft übernommen hatte (s. oben S. 218 ff.). Zwischen Hiao-wu ti und seinem Schutzherrn Yü-wên T'ai kam es in Tsch'ang-ngan schon zu Beginn des folgenden Jahres, 535, zu Zwistigkeiten. Das wenige was wir über die Vorgänge wissen, findet
- 10 sich im *T'ung-kien* (*tschung-ta-t'ung* 6. Jahr 12. Monat). Danach war Hiao-wu ti eine Persönlichkeit, die wenig Kaiserliches hatte und sich weder um die Ordnungen in seiner Hofhaltung, noch um die Regierungsgeschäfte kümmerte. Yü-wên T'ai aber ließ die Fürsten aus dem Geschlecht der T'o-pa, vielleicht weil sie ihm für seine Stellung gefährlich schienen, fest-
- 15 nehmen und hinrichten. „Seitdem bestand eine Spaltung mit Yü-wên T'ai“, und bald danach wurde der Kaiser beim Weintrinken vergiftet. Als Nachfolger setzte man einen Enkel von Hiao-wên ti Namens Pao-kü ein, der zwar den Tempelnamen Wên ti hat, aber in den Annalen nicht mehr erscheint.
- 20 Kao Huan, getreu seinen Anschauungen von der Notwendigkeit einer richtigen Thronfolge und empört über die Zerreißung des Reiches, konnte sich bei dieser Lage nicht beruhigen. Im Winter 536/537 überschritt er den Huang ho bei P'u-tschou, ein anderer Heeresteil zog gegen T'ung-kuan, gemeinsam sollte dann in das Wei-Tal eingerückt werden. Aber Yü-wên
- 25 T'ai vernichtete den letzteren, ehe Kao Huan ihm zu Hilfe kommen konnte, und da das Eis des Stromes die Operationen ohnehin erschwerte, gab der Diktator für dieses Mal den Kampf auf. Im Sommer 537 eröffnete Yü-wên T'ai den Angriff, er drang in Ho-nan ein, besetzte die Ufer des Huang ho und ließ zahlreiche Bezirke mit Erfolg zur Unterwerfung überreden. Dieses
- 30 und die folgenden Jahre sahen noch zahlreiche Kämpfe, in denen sich oft beide Seiten den Sieg zuschrieben, aber im ganzen war der Erfolg bei Yü-wên T'ai, gegen dessen überlegene Geschicklichkeit Kao Huan nicht aufkommen konnte. Ein Eindringen in das Wei-Tal kam nicht mehr in Frage, die Truppen von West-Wei standen tief in Ho-nan noch über Lo-yang
- 35 hinaus und im westlichen Schan-si bis östlich vom Fên ho. Namentlich um das feste Yü-pi (das heutige Tsi-schan am unteren Fên ho) wurde mehrfach erbittert gerungen; im Jahre 546 belagerte es Kao Huan sechzig Tage lang, ohne es erobern zu können. Fast ein Drittel seines Heeres ging dabei zugrunde, schließlich erkrankte er selbst und mußte den Rückzug an-
- 40 treten. Das Jahr darauf starb er. Die große Aufgabe, die er sich gestellt und der er sein ganzes kampferfülltes Leben gewidmet, blieb ungelöst. Kao Huan führt in den Annalen die posthumen Namen Kao tsu oder Schên-wu.

Der Kaiser Hiao-tsing verkündete in einem Edikte, daß das Bestattungsritual für den großen Staatsführer — kennzeichnend für die Sinisierung dieser Nord-Völker — „sich an das für den Marschall Ho Kuang (s. I, 367 ff.) und den Fürsten Ts'ang von Tung-p'ing (den vertrauten Ratgeber der Kaiser Ming ti und Tschang ti der Späteren Han) der Han-Zeit anzulehnen habe“ (*Pei Ts'i schu* Kap. 2 fol. 12v⁰). Kao Huan ist eine ungewöhnliche, für den Abendländer besonders schwer zu enträtselnde Persönlichkeit. Bei der starren Undurchdringlichkeit dieses seltsamen Mannes war es schon für die Zeitgenossen nicht leicht, sein Wesen zu begreifen; eine unbeugsame Gerechtigkeit, so wie er sie verstand, geschult an der mechanisierten konfuzianischen Staatsmoral, und eine ebenso unbeugsame Härte, mit der er sie durchsetzen wollte, dazu eine finstere Verschlossenheit gegen seine Umgebung machen wohl den Kern seines Wesens aus. Der Chronist der Ts'i-Annalen gibt eine wider alles Herkommen lange Schilderung seines Charakters, darin heißt es (*Pei Ts'i schu* Kap. 2 fol. 12v⁰): „Kao Huans Wesen war von einer tiefen Mystik und einer imponierenden Unzugänglichkeit; bis an das Ende seiner Tage zeigte er sich von ernster Würde. Nicht zu ermessen waren die Grenzen seiner Gedanken und Pläne, übermenschlich seine Kombinationen. Die großen Ideen der Kriegführung und Staatskunst trug er allein in sich und durchdachte sie allein, selten nur hatten die Beamten und Offiziere daran teil usw.“ Man kann diesem Manne nicht gerecht werden, wenn man ihn mit dem Maßstabe der christlichen Moral des Abendlandes messen will anstatt mit dem der Anschauungen seiner Zeit.

Wir haben früher gesehen, wie die in Liang durch den Verräter Hou King aus Ost-Wei verursachten katastrophalen Zustände (s. oben S. 168 ff.) Yü-wèn T'ai im Jahre 553 bewogen, seine Eroberungspläne auch auf den Südwesten, das nördliche Ssë-tsch'uan, und im Jahre 554 auf den Süden als die Seite des geringeren Widerstandes zu richten (s. oben S. 172 f. und 174 f.). Schon 551 war Wèn ti — eines natürlichen Todes! — gestorben. Er hatte ein Alter von 44 Jahren erreicht, nur seine Ungefährlichkeit hatte seine siebzehnjährige Regierung ermöglicht. Sein Sohn K'in folgte ihm. Dieser erlaubte sich, die Hinrichtung eines hohen Würdenträgers, der anscheinend ein Verwandter von ihm war und wegen angeblicher hochverräterischer Absichten zur Rechenschaft gezogen wurde, zu mißbilligen und den Toten zu beklagen. Yü-wèn T'ai ließ ihn deshalb „nach Beratung mit den hohen Beamten“ im Jahre 554 absetzen und bald danach hinrichten. Der Bruder des Toten, ein Prinz K'uo, wurde der Nachfolger in der ruhmlosen und gefährlichen Rolle. Er hat den posthumen Namen Kung ti (sein unglücklicher Vorgänger ist ohne einen solchen geblieben).

Nach dem Falle von Kiang-ling und der Hinrichtung des Kaisers Yuan ti von Liang Ende 554 schien Yü-wèn T'ai seinem Ziele, das Südreich wieder mit dem Norden zu verbinden, sehr nahe. Er hatte — dieses Verdienst

darf ihm bei aller seiner Bedenkenlosigkeit in der Ausübung seiner Macht nicht bestritten werden — West-Wei eine innere Festigkeit und eine äußere Sicherheit gegeben, wie die T'o-pa es bestimmt nicht mehr vermocht hätten. Er hatte im Jahre 541 das Beamtentum insofern neu geordnet, als ihm in
5 zwölf Artikeln sein Pflichtenkreis fester abgegrenzt wurde, und 554 war zum ersten Male — in Anlehnung an vermeintliche Einrichtungen der Tschou-Dynastie (I, 126 f.) — das System der neun Rangstufen des Beamtentums eingeführt worden, das bis in das zwanzigste Jahrhundert in Geltung geblieben ist. Yü-wên T'ais leitender Gedanke war überhaupt,
10 „die früheren Mißbräuche in den zahlreichen Bestrebungen des Beamtentums der Han- und Wei-Zeit zu beseitigen“ und es „gemäß den Ordnungen der Tschou zu reformieren“ (*Tschou schu* Kap. 2 fol. 14v⁰). In demselben Jahre 554 wurde die Provinzial-Einteilung neu geordnet, wobei alle Provinzen — eine besonders stark ausgeprägte chinesische Liebhaberei —
15 neue Namen erhielten. Es waren 47 Provinzen (*tschou*), darunter eine neu geschaffene, mit 106 Präfekturen (*kün*) und 230 Kreisen (*hien*). Kurz vor seinem Tode hatte Yü-wên T'ai auch noch die sechs Abteilungen der Zentral-Regierung mit dem *tschung tsai* an der Spitze (dieses Amt bekleidete er selbst) nach den Angaben des *Tschou li* (s. I, 127) eingerichtet.
20 Die äußere Machtstellung war schließlich nach Zurückdrängung von Ost-Wei und dem Siege über Liang eine sehr ansehnliche geworden. Yü-wên T'ai hatte einen großen Teil seiner Eroberungen im Osten halten können: erst „von Lo-yang ab nördlich und von P'ing-yang (in Schan-si) ab östlich begann das Gebiet von Ost-Wei“ (*Tschou schu* Kap. 1 fol. 11r⁰).
25 Nach Westen freilich konnte die Schutzherrschaft über die Staaten von Turkistan, die von T'ai-wu ti neu hergestellt worden war (vgl. oben S. 201 f., 209 und 219), nicht in dem früheren Maße geltend gemacht werden. Die trotzdem sehr lebhaften Beziehungen zu den „Westlanden“ wurden nicht mehr von Statthaltern und Heerführern, sondern von den zahllosen hin
30 und her wandernden buddhistischen Monchen getragen. Große politische oder militärische Unternehmungen in Inner-Asien hatten schon längst nicht mehr ausgeführt werden können, und auch West-Wei mußte alle seine Kräfte gegen den Osten und Süden zusammenraffen. Dazu kam, daß die Verhältnisse in und an der Gobi vom Beginn des 6. Jahrhunderts
35 an eine starke Veränderung erfuhren. Die Jou-juan, diese ruhelosen Bedränger aller ihrer Nachbarvölker, hatten seit ihrer schweren Niederlage durch T'ai-wu ti im Jahre 448 (s. oben S. 202) zwar mit Wei Frieden gehalten, aber daß sie inzwischen neue Kräfte gesammelt hatten, zeigte ihre Eroberung des Turfan-Gebiets 460 (s. oben S. 199). Bis zum 6. Jahr-
40 hundert waren sie wieder ein großes und gefürchtetes Volk geworden, das aber seine Angriffe jetzt mehr nach dem Westen als gegen die wohl behüteten Grenzgebiete von Wei im Osten richtete. Ihre Macht und der darauf gegründete Hochmut wurden ihnen zum Verhängnis. Als T'ai-wu ti die hunnischen Tsü-k'ü von Pei Liang im Jahre 439 vernichtet hatte (s. oben

S. 197 f.), so berichtet das *Peï schi* (Kap. 99 fol. 1v⁰ f.), floh ein anderer Hunnenstamm von 500 Familien unter seinem Oberhaupte A-schi-na (ein später noch oft wiederkehrender Sippenname) zu den Jou-juan. „Er wohnte Generationen hindurch am Südhang des Kin schan (Altai), wo er für die Jou-juan das Eisen bearbeitete. Der Berg (in der Nähe ihrer Wohnsitze?) 5 hatte die Form eines Helmes, davon bildete man ihren Namen ‚Helm‘ oder T’u-küe, und die T’u-küe nannten sich hinfort so.“ Man wird dieser Herleitung des Namens kaum unbedingtes Vertrauen entgegenbringen, sicher ist aber, daß das Wort T’u-küe, alte Aussprache Tuat-küt, ein fremdes „Törküt“ wiedergibt, dem unser heutiges „Türke“ entstammt. Wie bisher, 10 so bleibt auch in den folgenden hundert Jahren das Volk den Chinesen unbekannt, bis es die Ereignisse in seinen Gesichtskreis treiben. Im Jahre 520 hatten die Jou-juan unter inneren Kämpfen den Fürsten A-na-kuei als ihren Khagan eingesetzt. Durch die Feindschaft seiner Verwandten der Herrschaft beraubt, floh er an den Hof der Wei und bat um Hilfe. 15 Hier glaubte man, eine gute Gelegenheit erhalten zu haben, die gefürchteten Jou-juan in die Hand zu bekommen; man nahm den Flüchtling gut auf und ernannte ihn zum Herrscher der Jou-juan. Aber erst nachdem im Jahre 521 der Nebenbuhler des A-na-kuei, sein Oheim Po-lo-mên, von den Kao-tsch’ê vertrieben war und in Kan-su bei dem Statthalter der Wei ebenfalls Schutz 20 gesucht hatte, konnte der erste Flüchtling mit der allerdings sehr zögernd gewährten und nur durch Bestechung erkauften Hilfe der Wei zurückkehren. Die Regierung in Lo-yang nutzte dann die günstige Lage nach Kräften aus: man setzte Po-lo-mên im Westen, im Kuku-nor-Gebiet, als Khagan ein und A-na-kuei im Osten am Yin schan, „so daß ihrer beider 25 Machtmittel sich nicht vereinigen konnten“ (*Peï schi* Kap. 98 fol. 15v⁰). Auf diese Weise wurden in der Tat die Jou-juan in zwei Hälften geteilt und damit erheblich geschwächt. Die Kao-tsch’ê blieben — ein weiterer Vorteil — die Feinde beider. Aber gleich nach seiner Belehnung verbündete sich Po-lo-mên mit den Ye-ta, den Ephthaliten oder Hephthaliten der 30 Byzantiner, einem ursprünglich kleinen Volke, das von den westlichen Autoren zu den „Hunnen“ gerechnet wird, nach den chinesischen Annalen aber mit den Ta Yüe-tschü (S. I, 329) oder auch mit der Kao-tsch’ê verwandt sein soll. Wie das *Peï schi* (Kap. 97 fol. 24r⁰) angibt, soll es ursprünglich vom Altai aus nach Süden gezogen sein und seinen Staat südlich 35 vom Oxus gehabt haben. Die Ephthaliten wuchsen durch ihre Eroberungen zu einem großen Volke, und um die Mitte des 5. Jahrhunderts waren sie eine gewaltige Macht in den Oxus-Ländern, die sich nach Westen bis Persien und nach Osten bis Khotän erstreckte und mit den Sassaniden erbitterte Kämpfe führte. Mit den Jou-juan waren die Ephthaliten durch 40 Heiraten verbunden, insbesondere hatte ihr König im Jahre 521 drei Schwestern von Po-lo-mên zu Frauen, so daß dieser bei seinem Schwager den Wei gegenüber einen Rückhalt finden konnte. Aber die Wei kamen seinen Absichten zuvor, sie beauftragten den Statthalter in Kan-su, Po-

lo-mên festzunehmen und nach Lo-yang zu schicken. Dort starb er in der Internierung im Jahre 524. A-na-kuei, der wohl jetzt wieder über das gesamte Volk gebot, zeigte sich ebenfalls wenig erkenntlich für den erwiesenen Schutz. Als im Jahre 523 eine Hungersnot in seinen Gebieten herrschte, brach er in die chinesischen Grenzgebiete ein, raubte ungeheure Mengen von Vieh und zog wieder nach Norden ab. Ein hunderttausend Mann starkes Reiterheer, das ihm nachgesandt wurde, verfolgte ihn auf eine lange Entfernung, war aber nicht imstande, ihn zu erreichen. Während der folgenden Jahre machte sich A-na-kuei indessen den Wei sehr nützlich durch Niederwerfung lokaler Aufstände und bezeugte auch seine Loyalität durch regelmäßige Tributsendungen, so daß er „als Hüter der nördlichen Grenzgebiete“ unter den Kaisern Hiao-ming ti und Hiao-tschuang ti hohe Auszeichnungen erhielt. Offenbar hatte er während der Kämpfe zwischen der Ör-tschu-Sippe und den Kaisern immer die richtige Seite gewählt. So konnte denn auch im Jahre 532 A-na-kuei durch eine Gesandtschaft, der sich die der Ephthaliten angeschlossen hatte, für seinen Sohn um eine chinesische Prinzessin bitten, und das Jahr darauf wurde die Bitte, vermutlich schon unter dem Einfluß Yü-wên T'ais, von dem zur Flucht nach dem Westen entschlossenen Hiao-wên ti gewährt. Damit war erreicht, daß „in dem nun beginnenden Kampfe zwischen Ost- und West-Wei A-na-kuei wegen der Heirat die Seite von West-Wei nahm“ (*Pei schi* Kap. 98 fol. 17r^o). Um aber das jetzt sehr wichtig gewordene Bundesverhältnis mit den mächtigen Jou-juan-Fürsten noch enger zu gestalten, gab man auch dem Bruder A-na-kueis eine Prinzessin aus dem Hause der T'o-pa zur Frau, ja der Kaiser Hiao-wu ti nahm sogar eine Tochter von ihm in den Harem auf und machte sie zur Kaiserin. A-na-kuei kämpfte in der Tat zunächst gegen Ost-Wei, indem er im Jahre 538 in die Gebiete von Ho-peï einbrach, aber er hat dann, seiner bedenkenfreien Art entsprechend, mit beiden Seiten gleichzeitig paktiert: wie mit West-Wei verband er sich auch mit Ost-Wei durch Heiraten, auch dort wurde eine Tochter von ihm Kaiserin, und auch nach dort sandte er Tributgesandtschaften. Durch dieses Spiel nach beiden Seiten konnte der Schlaue seine Macht allmählich um ein gewaltiges steigern; das Jou-juan-Reich stellte längst wieder eine Großmacht dar, die das alte Vasallenverhältnis zu den Wei (vgl. oben S. 184) ablehnte und die sich in ihren Einrichtungen nach chinesischem Muster zu organisieren und zu kultivieren begonnen hatte. Wäre die Entwicklung nicht gestört worden, so hätte sich hier vielleicht ebenso ein neuer konfuzianischer Staat gebildet wie es einst in Tai unter den T'o-pa geschehen war. Es mag schon ein weiter Abstand gewesen sein von dem Zustande 140 Jahre früher, als der Fürst der Yüe-pan wegen der Unsauberkeit der Jou-juan seinen Besuch dort aufgegeben und so ihre tödliche Feindschaft hervorgerufen hatte (s. oben S. 202).

Aber A-na-kuei hatte begonnen, seine Macht zu überschätzen, und die Nemesis kam von einer Seite, von der er sie am wenigsten erwartet hatte.

Die T'u-küe waren im Laufe der letzten 100 Jahre aus dem kleinen Stamme zu einem kraftvollen Volke geworden, das in den Grenzgebieten mit den Chinesen einen Handel in Seide und anderen Stoffen angefangen hatte. Sein Khagan T'u-mên wünschte in nähere Beziehungen zu den Wei zu treten, und Yü-wên T'ai, der auch hier eine Möglichkeit sah, Bundes- 5 genossen in seinem Kampfe gegen Kao Huan zu gewinnen, sandte einen Hunnen (oder Inder?) Namens An-no-p'an-t'ô als Vermittler zu ihnen. Diese Gesandtschaft eines großen Staates schien ihnen ein Beweis ihrer wachsenden Bedeutung (*Pei schi* Kap. 99 fol. 2v⁰) und stärkte ihr Selbstvertrauen. Im Jahre 546 schickten sie eine Gesandtschaft mit Geschenken 10 nach Tsch'ang-ngan. Um dieselbe Zeit planten die T'ie-lo (Tölös) einen Angriff auf die Jou-juan, aber die T'u-küe, aus Loyalität für ihre alten Schutzherrn, kamen ihnen zuvor, stürzten sich auf sie und vernichteten ihre Macht: ihr gesamtes Volk wurde ihnen untertan. Gestützt auf diese Leistung, bat T'u-mên den A-na-kuei um Eingang von Heiratsverbindungen. 15 Aber dieser wies ihn zornig ab: „Ihr Schmiedeknechte“, antwortete er ihnen, „wie könnt ihr euch derartige Vorschläge erlauben?“ (*Pei schi* a. a. O.). T'u-mên nahm diese Beleidigung nicht ruhig hin, sondern erschlug den Abgesandten A-na-kueis und kündigte diesem Feindschaft an. Dann wandte er sich mit seiner Heiratsbitte an West-Wei, und der kluge 20 Yü-wên T'ai gewährte ihm im Jahre 551 den Wunsch, er gab ihm eine Prinzessin der T'o-pa zur Frau. Als in demselben Jahre Kaiser Wên ti starb, schickte T'u-mên eine Trauergesandtschaft mit Geschenken und zu Beginn des folgenden Jahres führte er seinen wohl länger vorbereiteten und, wie man annehmen muß, mit Yü-wên T'ai verabredeten großen Angriff ge- 25 gen die Jou-juan aus. In Wei hatte man sicherlich ein erhebliches Interesse daran, den gänzlich unzuverlässigen und in dieser Zeit, wo der Krieg gegen den Süden bevorstand, besonders gefährlichen A-na-kuei unschädlich zu machen. Die Jou-juan erlitten eine Niederlage durch ihre verachteten Gegner, die ihre Macht vollkommen brach. A-na-kuei selbst, in Verzweif- 30 lung über sein Schicksal, gab sich den Tod mit eigener Hand. Ein Teil seines Volkes flüchtete mit seinem Sohne An-lo-tsch'en und zwei seiner Vettern nach Ts'i (dem bisherigen Ost-Wei, s. unten); der Kaiser Wên-süan (der Sohn Kao Huans, s. unten) behielt An-lo-tsch'en mit seiner Horde im Lande, wehrte die Angriffe der T'u-küe ab und brachte die Flüchtlinge 35 554 in Ma-yi (So hien) im nördlichen Schan-si unter, wo sie mit Nahrung und Kleidung versehen wurden. Die beiden Vettern mit ihrem Anhang wurden nach Norden zurückgeschickt. Schon im folgenden Jahre empörte sich An-lo-tsch'en gegen seinen Schutzherrn, plünderte die Grenzgebiete und nistete sich im Yin schan ein. Wên-süan ti mußte mit einem großen 40 Heere nach Norden ziehen, er geriet dort in einen Hinterhalt und war eine Zeit lang „von mehreren Zehntausenden aus den anderen Horden der Jou-juan ringsum eingeschlossen“, nur durch eine List konnte er sich befreien. Er hat dann noch schwere Kämpfe gegen die Scharen führen

müssen, die immer wieder nach Süden vorstoßen wollten, und erst nach einer großen Niederlage, die er ihnen 555 im östlichen Ordos-Gebiet beibrachte, fand diese Episode ihr Ende. Dieses Ende wurde aber erst verursacht durch den weiteren Vernichtungskrieg, den die T'u-küe in der
5 gleichen Zeit gegen die Jou-juan führten und in dessen Kämpfen diese schließlich aufgerieben wurden. Eine Horde von über tausend Familien flüchtete 555 in das Wei-Tal unter den Schutz von West-Wei. „Die T'u-küe aber,“ so berichtet das *Pei schi* (Kap. 98 fol. 20v^o) über das furchtbare Ende dieses Volkes, „stützten sich auf die Überlegenheit ihrer Waffen
10 und beriefen sich überdies auf das freundschaftliche Verhältnis zu West-Wei. Sie fürchteten, daß sich dieser noch übrig gebliebene Stamm auf das große Reich stützen (und wieder zur Macht kommen) könnte, und schickten deshalb Eilboten mit der Bitte, die Flüchtlinge sämtlich umzubringen, damit ihre Sorgen beruhigt würden. Yü-wên T'ai genehmigte den Antrag,
15 und so wurden die Jou-juan vom Fürsten abwärts, über dreitausend Menschen, gefesselt den T'u-küe ausgeliefert. Diese ließen sie außerhalb des Ts'ing-mên-Tores enthaupten; nur die Knaben unter fünfzehn Jahren wurden verschont, man überwies sie den Häusern der Fürsten als Sklaven“. Yü-wên T'ai wird seine Gründe für sein Verhalten gehabt haben: die Freundschaft der T'u-küe galt ihm mehr als die der entkräfteten Jou-juan. Von
20 nun ab verschwindet das ruhelose Volk aus der Geschichte des Ostens, um, wie man lange Zeit glaubte, in der des Westens als Avaren wieder aufzutauchen. Ob indessen die Jou-juan nach dem, was sie seit 552 erfahren hatten, noch imstande waren, nach Westen zu wandern und im Jahre 558 dem
25 römischen Kaiser ihre Dienste anzubieten, danach aber die Donau-Länder und selbst Byzanz zu bedrängen, ist eine Frage, die nach den Angaben des *Pei schi* kaum jemand bejahen wird. Mit Recht sind denn auch schon byzantinische Geschichtschreiber zu der Überzeugung gelangt, daß es sich bei jenen Eindringlingen um „Pseudo-Avaren“ handele, die mit den
30 eigentlichen Avaren nichts zu tun hätten. Die Chinesen wissen jedenfalls überhaupt nichts von Avaren, und die Jou-juan dürften als Volk in den Vernichtungskriegen von 552 bis 555 untergegangen sein. Wenige Jahre nach der Vernichtung der Jou-juan wandten sich die T'u-küe gegen deren Bundesgenossen, die Ephthaliten. Wir wissen
35 über diesen Krieg, der auch bei den Byzantinern erwähnt wird, sehr wenig, er muß nach dem *Pei schi* (Kap. 97 fol. 25r^o) bald nach dem Jahre 558 stattgefunden haben, denn in diesem Jahre schickten die Ephthaliten die letzte Gesandtschaft an den Hof von Tschou (West-Wei). „Danach“, heißt es weiter, „wurden sie von den T'u-küe besiegt, ihre Horden
40 zerstreuten sich, und ihre Gesandtschaften hörten auf. Erst in der Periode *ta-ye* der Sui-Dynastie (605 bis 618) schickten sie wieder Gesandtschaften mit Geschenken an den Hof“. Nach den Angaben des Byzantiners Menander berechnet sich die Zeit der (angeblichen) Vernichtung der Ephthaliten auf die Jahre zwischen 563 und 567. Nach diesem Siege über die

beiden mächtigsten Völker des damaligen Mittel-Asien wurden die T'u-küe die beherrschende Macht. „Nachdem sie im Westen die Ye-ta besiegt, im Osten die K'i-tan vertrieben, im Norden die K'i-ku (wohl ein Kirghisen-Stamm zwischen T'ien schan und Altai) einverleibt und alle Staaten außerhalb der Reichsgrenzen eingeschüchtert und unterworfen hatten“, so sagt 5 das *Pei schi* (Kap. 99 fol. 3v^o), „erstreckte sich ihr Gebiet vom Liao-Meere im Osten bis zum West-Meere (d. h. Aral-See oder gar Kaspischem Meere) im Westen, in einer Länge von 10000 *li*, von der Gobi im Süden bis zum Nord-Meer (d. h. dem Baikal-See) nach Norden in einer Breite von 5000 bis 6000 *li*, alles das war ihnen untertan“. Bis in die Mitte des 7. Jahrhunderts 10 hat sich das Reich der T'u-küe China gegenüber gehalten und bis dahin das Mittelstück von dessen auswärtiger Politik, der friedlichen wie der kriegerischen, gebildet (s. unten).

Bald nach der Vernichtung seiner beiden Gegner, des Liang-Kaisers Yuan ti (s. oben S. 175), und des Erbfeindes der T'o-pa, der Jou-juan, starb Yü-wên 15 T'ai im Jahre 556, 51 Jahre alt, nach einer Jagd im Norden unweit des heutigen Tokto in Nord-Schan-si. Sein vierzehnjähriger Sohn Kio wurde mit verdächtiger Selbstverständlichkeit der Erbe seiner gesamten Stellung. Noch in demselben Jahre mußte der hilflose Kung ti ihn zum „Herzog von Tschou“ ernennen, nachdem er mit dem Gebiete K'i-yang, d. h. dem Gebiete südlich 20 des berühmten Berges K'i in Schen-si, belehnt worden war, wo sich einst der Ahnherr der Tschou, Tan-fu, niedergelassen hatte (I, 104). Das Ganze entsprach der besonderen Verehrung, die Yü-wên T'ai für die „klassische“ Dynastie gehabt hatte (vgl. oben S. 230). Im folgenden Jahre, 557, geschah dann das Unvermeidliche: Kung ti trat „freiwillig“ den Thron seiner 25 Väter an Yü-wên Kio ab. Er begleitete den Schritt mit einem salbungsvollen Edikt, in dem es heißt: „Ich habe gehört, daß der Auftrag des majestätischen Himmels nicht dauernd ist, sondern nur den Tugendhaften zukommt (vgl. I, 122)“; der Himmel aber hat Wei verworfen, und so „folge ich dem Beispiel von Yao und Schun und ihrer alten Ordnung (s. I, 120) 30 und übergebe wie diese den Thron nach außerhalb unserer Familie an Tschou usw.“ (*Tschou schu* Kap. 3 fol. 1v^o). Der entthronte Herrscher wurde zum Herzog von Sung ernannt, vielleicht sollte auch das eine Nachahmung des Tschou kung sein, der einst dem Sprossen der entthronten Yin-Dynastie in Sung ein Gebiet für seine Ahnenopfer zu Lehen gegeben hatte (s. I, 114). 35 Auch die anderen Namen der Lehensfürstentümer des Tschou-Reiches, wie Tschao, Tsch'u, Wei (衛), Yen, Liang, Tsin u. a. (s. I, 136 ff.) wurden für neue Belehnungen der Verwandten und Anhänger wieder verwendet. Kung ti soll de. Angaben des *T'ung-kien* zufolge noch in demselben Jahre 557 getötet worden sein. Der treibende Geist bei alledem war ein ein- 40 undvierzigjähriger Vetter von Yü-wên Kio, Namens Yü-wên Hu, ein sehr befähigter, aber brutaler Mann, der das Vertrauen seines Oheims besessen hatte und von diesem zum Vormund für den jungen Kaiser bestellt war. Mit Kung ti verschwand der letzte „Kaiser“ aus dem Hause der T'o-pa,

die Wei-Dynastie, die im Osten bereits sieben Jahre früher ihr Ende gefunden hatte (s. unten), erlosch auch hier, und an ihre Stelle trat die Familie Yü-wên, deren kurze Herrschaft den Namen der Tschou oder Peï Tschou („Nördliches Tschou“) trägt. Ihr Bestand ist nur eine kurze Episode von 5 kaum fünfundzwanzig Jahren, ausgefüllt mit den Mordtaten der verwilderten Usurpatoren.

Yü-wên Hus anmaßendes und brutales Treiben rief bald unter den Würdenträgern eine Gegenwirkung hervor: man versuchte den jungen Kaiser — er ist unter dem Tempelnamen Hiao-min ti bekannt — zu einer 10 Beseitigung des Tyrannen zu veranlassen; dieser erhielt Nachricht von dem Anschläge, kam ihm zuvor und ließ den Kaiser samt seinen Ratgebern ermorden. Dann wurde Hiao-min tis älterer, nicht ebenbürtiger Bruder Yü, der bereits 24 Jahre alt war, als neues Opfer für den Thron herbeigeholt. Er führt den Tempelnamen Ming ti. „Der Kaiser war klug und scharf- 15 sichtig, er besaß Wissen und Urteil, darum fürchtete Yü-wên Hu ihn sehr“ (*Tschou schu* Kap. 11 fol. 4v⁰). Nach vierjähriger Regierung, als der Thronwächter seinen Einfluß schwinden fühlte, ließ er den unbequemen Herrscher durch den Vorsteher des Küchenamtes, den er durch Gunstbezeugungen verpflichtet hatte, im Jahre 560 vergiften. Nunmehr kam 20 die Reihe an einen dritten Bruder, den siebzehnjährigen Yü-wên Yung, den Sohn Yü-wên T'ais von einer Sien-pi-Frau. Aber in ihm sollte der geübte Mörder seinen Meister und Richter finden.

Der Untergang der T'o-pa, der sich in West-Wei 557 vollzog, hatte in Ost-Wei, wie bemerkt, bereits sieben Jahre früher stattgefunden. Als Kao 25 Huan, der Yü-wên T'ai des Ostens, im Jahre 547 gestorben war, folgte ihm sein Sohn Tsch'êng mit der gleichen Selbstverständlichkeit in der Diktator-Stellung wie in West-Wei der Sohn auf den Vater gefolgt war. Er führt in den Annalen den posthumen Namen Schi tsung oder Wên-siang. Kao Huan hatte diesen seinen ältesten Sohn auf seine Geeignetheit für seine 30 künftige Aufgabe genau geprüft und glaubte ihn für genügend befähigt halten zu dürfen. Aber die Folgezeit offenbarte, daß er sich geirrt hatte, denn Kao Tsch'êng erwies sich als ein brutaler Wüterich, der mehr seinen Leidenschaften als den Staatsgeschäften hingegeben war. Während seines Wirkens erfolgte, wie wir früher sahen, der Übertritt des verwegenen 35 Usurpators Hou King auf die Seite des Süd-Staates, der neben den furchtbaren Folgen für Liang auch trotz der noch eben geführten Kämpfe die Annäherung des letzteren an Ost-Wei und die Verschärfung des Gegensatzes zu West-Wei verursachte (s. oben S. 168 ff.). Der noch äußerlich regierende Hiao-tsing, obwohl er in Ye seinen Sitz hatte, während die Kao-Sippe in 40 Tsin-yang residierte, mußte in seiner Wehrlosigkeit zahlreiche persönliche Demütigungen von dem rohen Usurpator bei seinem häufigen Erscheinen in Ye erdulden. Im Jahre 549 ließ er sich vom Kaiser zum Fürsten von Ts'i mit einem riesigen Lehensgebiete in Ho-peï und Schan-tung ernennen, und er trug sich bereits mit dem Plane, nunmehr die Erbschaft der Wei zu

übernehmen, als ihn unerwartet im Herbst desselben Jahres sein Schicksal ereilte. Er hatte den Sohn eines hohen Beamten von Liang, der während der Kämpfe in Gefangenschaft geraten war, zum Küchenknecht gemacht und auf seine Weise roh behandelt. Dieser rächte sich, indem er beim Hereinbringen des Essens den Tyrannen mit einem Messer erstach. Kao 5 Tsch'êngs Bruder Yang, Herzog von T'ai-yuan, eilte auf die Kunde von dem Geschehenen herbei, ließ den Mörder und seine Anhänger in Stücke schneiden und trat sofort die Nachfolge seines Bruders an. Die Art seines Verhaltens hierbei zeigte, welche Persönlichkeit an die Spitze des Staates trat: „In Stadt und Land gab es niemand, der nicht in Furcht und Ent- 10 setzen über ihn gewesen wäre“, sagen die Annalen von ihm (*Pei schi* Kap. 7 fol. 2r⁰). Kao Yang war in der Tat ein Scheusal, das selbst in den Perversitäten jenes Zeitalters nicht viele seinesgleichen hat.

Der neue Gewalthaber zögerte nicht lange, den Schritt, den sein Bruder tun wollte, nunmehr seinerseits zu tun. Im Frühjahr 550 ließ er sich noch 15 mit dem gesamten Lehens-Erbe Kao-Tsch'êngs und dem Titel eines Fürsten von Ts'i ausstatten, und zwei Monate später erschien das umfangreiche Edikt des längst verurteilten Herrschers, das ihm den Thron der Wei abtrat. Dieses Schriftstück, das die grenzenlosen Verdienste der Usurpatoren aufzählt, um ihn dann als dem Unvergleichlichen die 20 Herrschaft zu übergeben, ist hinsichtlich seiner erzwungenen Unwahrheit von ungewöhnlich abstoßender Art. Der unglückliche Hiao-tsing ti wurde Fürst von Tschung-schan, im Jahre 551 hielt man es für geraten, ihn umzubringen — der übliche Verlauf. Das neue Herrscherhaus regierte unter dem dynastischen Namen Ts'i, und zwar Pei Ts'i „Nördliches 25 Ts'i“ im Gegensatz zu dem „Südlichen Ts'i“ in Kien-k'ang. Um den T'o-pa jede Möglichkeit zu einer Wiederaufrichtung ihrer Herrschaft zu nehmen, ließ Kao Yang — oder, wie sein Tempelname lautet, Wên-süan — im Jahre 559 die noch vorhandenen Sippen-Mitglieder, im ganzen fünf- undzwanzig Familien, nach dem *T'ung-kien* 721 Personen, umbringen. 30 Trotz all seiner Grausamkeiten war er zu Anfang seiner Regierung, wie die Herausgeber der Annalen sagen, „eifrig auf die Erledigung der Staatsgeschäfte bedacht, sein Auftreten war würdig, und mehrere Jahre vereinigte er die ganze Regierung in seiner Hand. Dann aber war er zügellos dem Weingenuß ergeben und beherrscht von seinen Begierden; in der Heftigkeit 35 seiner Leidenschaften steigerte er sich bis zum Irrsinn in seinen Gewalttaten und Grausamkeiten“ (*Pei Ts'i schu* Kap. 4 fol. 25 r⁰). Das *T'ung-kien* berichtet eine große Zahl seiner Greuel, die teils in der Trunkenheit, teils aus Lust an Quälereien und Roheiten begangen wurden; sie sind so unerhört, daß man verstehen kann, wenn ein mutiger Mann seiner Um- 40 gebung ihn mit den berüchtigten Tyrannen des Altertums Kie und Sin Tschou (I, 89 und 92) vergleichen konnte, eine Kühnheit, die dann mit Folterqualen und einem entsetzlichen Tode gebüßt wurde. Dem gegenüber nimmt sich das Edikt sonderbar aus, in dem er bald nach seinem

Regierungsantritt verkündete: „Wenn Jemand eine offene Rede zu führen und einen ehrlichen Tadel auszusprechen vermag, so braucht er nicht aus Angst vor Strafe zu flüchten. Reden so aufrichtig wie die von Tschu Yün (1. Jahrhundert n. Chr., wegen seiner Offenherzigkeit gegen den Kaiser Yuan ti von der Han-Dynastie bekannt) oder so geradeheraus wie die von Tschou Schê (Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr., er diente dem Tschao Kien-tsê, einem hohen Würdenträger von Tsin, und war aus demselben Grunde berühmt) werden meine Sinne öffnen und meinen Geist befruchten“ (*Peï Ts'ï schu* Kap. 4 fol. 11 v⁰). Auch als eifriger Konfuzianer gebärdete er sich Anfangs, wenngleich der Buddhismus und das taoistische Magiertum unter ihm ebenso in Blüte standen wie früher unter den Wei. In einem Edikt von 550 wies er alle Verwaltungsbezirke an, „Schulen zu errichten, hervorragende Gelehrte in großzügiger Weise heranzuziehen und konfuzianische Sitte nachdrücklich zu verbreiten. Die Mitglieder der Studienanstalt für vornehme Jünglinge sollten in ehrfurchtvoller Anlehnung an die alten Rangklassen ihre Amtstracht tragen“ (Ebenda). Die Steintafeln mit den kanonischen Texten, die seit 175 in Lo-yang aufgestellt gewesen waren (s. I, 412 f. und S. 212), hatte sein Bruder Kao Tsch'êng gelegentlich des Krieges von 546 (s. oben S. 228) von dort nach Ye übergeführt, und Wên-süan ließ sie in der Unterrichtsanstalt aufstellen. Wenige Jahre später aber setzte bei ihm mit zunehmender Trunksucht der Zäsurenwahnsinn in schlimmster Form ein. So verfuhr er im Jahre 555 mit den Buddhisten und Taoisten, die ihm lästig schienen, auf seine gewaltsame und rohe Art. Wie buddhistische Quellen berichten, waren die Magier, die nun als „Taoisten“ (*tao schi*) erscheinen, aus Liang, wo sie von dem völlig buddhistischen Wu ti und seinen Nachfolgern (s. oben S. 165 ff.) nicht eben gern gesehen waren, nach Wei entwichen. Wên-süan war ebenfalls dem Buddhismus mehr zugeneigt als den Magiern, und als diese, um durch ihre Zauberkünste seine Gunst zu gewinnen, ihm vorschlugen, sie mit den Buddhisten in seiner Gegenwart über die wahre Lehre streiten zu lassen, stimmte er zu. In dem Wettstreit unterlagen nach seinem Urteil die Taoisten, er ließ deshalb vier von ihnen töten, ihre Lehre wurde für Betrug erklärt und verboten. „Seitdem gab es in Ts'ï keine Taoisten mehr.“ Das *T'ung-kien* sagt, Wên-süan habe den Taoisten befohlen, ihre Haare abzuschneiden und Śramaṇas zu werden, und als sie sich weigerten, vier von ihnen hinrichten lassen. Darauf hätten sie sich seinem Befehle gefügt. Unter Wên-süan sind auch in der Umgegend von Tsin-yang, wo die Kao-Sippe ihren eigentlichen Sitz behalten hatte, die ersten jener gewaltigen buddhistischen Tempel-Anlagen mit Reliefs und Statuen bis zu 170 chines. Fuß hoch, zum Teil in künstlichen Höhlen, entstanden, die als die Höhlentempel von T'ien-lung schan, dem „Himmelsdrachen-Berge“, bekannt geworden sind. Sie gehen bis in das Jahr 556, vielleicht noch weiter zurück und sollten es offenbar den berühmten Grotten von Yün-kang und Lung-mên gleich tun, die nicht

sehr lange vorher von den Kaisern der Wei angelegt waren (s. oben S. 206 f. u. 216 f.). Sie wurden zur Sui-Zeit (s. unten) und noch später weiter vervollständigt und waren teilweise noch im 16. Jahrhundert so weit erhalten, daß man sie ausbessern oder erneuern konnte. Die seitdem völlig zerstörten Anlagen und Statuen sind erst in neuester Zeit von ver- 5 schiedenen Archäologen untersucht und beschrieben worden.

Politisch hat Wên-süan, wie wir gesehen haben, weder im Süden noch im Norden die Lage zu seinen Gunsten ausnutzen können (s. oben S. 176 und S. 223 f.), vielleicht hat er es auch nicht einmal gewollt, obwohl die entscheidenden Ereignisse im wesentlichen noch in die erste Hälfte seiner 10 Regierung fallen, also in die Zeit, wo er noch zurechnungsfähig war. Als eine Persönlichkeit, die von staatsmännischen Gedanken geleitet wurde, tritt er uns nirgends entgegen, und Ratgeber mit eigenem Willen waren in der Nähe des alkoholisierten Wüterichs nicht möglich. Die einzige Maßnahme, die er traf, war negativer Art: er ließ die Nord-Grenze seines 15 Staates wieder durch eine „Große Mauer“ befestigen, um sich der Einbrüche der Jou-juan nach der Katastrophe von 552 zu erwehren. Zuerst ließ er im Jahre 552 die Nordwest-Grenze gegen den Huang ho und das Ordos-Gebiet sichern, indem er vom Huang-lu ling („Sumach-Berge“), 40 km nordwestlich von Fên-tschou in Schan-si, in nördlicher Richtung 20 bis zu dem Fort Schê-p'ing in der Gegend des heutigen Ning-wu einen über 400 *li* langen, mit 36 Wachtstationen versehenen Wall aufführen ließ, der sich an seinem Nord-Ende vielleicht an die 446 angelegte Ost-West-Grenzumwallung (s. oben S. 201) anschloß. Dann wurde im Jahre 555 von 1800000 Menschen ein über 900 *li* langer Wall von Hia-k'ou 25 im Norden der Provinz Yu tschou, in westlicher Richtung bis nach Hêng-tschou angelegt. Yu tschou umschließt das nördliche Ho-peï, und Hia-k'ou ist das berühmte Passtor Kü-yung kuan im Nan-k'ou-Paß, nordwestlich von der heutigen Stadt Tsch'ang-p'ing. Hêng-tschou lag östlich vom heutigen Ta-t'ung in Schan-si. Diese Befestigung mußte mit der von 30 446, wenigstens zum größten Teile, zusammengefallen sein. Die Entfernung von Kü-yung kuan bis Ta-t'ung beträgt allerdings nicht „über 900 *li*“, wenn nicht erhebliche Windungen mitgerechnet sind. Im Jahre 556 endlich soll dann noch ein Wall „von der Wachtstation Tsung-ts'in in Si-ho nach Osten bis zum Meer“ gebaut sein. Dieser Ort ist nicht fest- 35 zustellen, der Name Si-ho weist auf Gegenden in Südwest-Schan-si, die nicht in Frage kommen. Die Angabe in dieser Form gibt Raum zu Zweifeln. Das ganze Befestigungswerk, wie es unter Wên-süan ausgebaut war, soll mehr als 3000 *li* lang gewesen sein, alle 10 *li* sei eine Wachtstation gewesen, und an besonders wichtigen oder gefährdeten Stellen ein Fort, im ganzen 40 fünfundzwanzig. Zu alledem kam im Jahre 557 noch eine zweite Mauer oder Wall-Anlage innerhalb der großen Umwallung, die über 400 *li* lang war, von der aber bei den ungenügenden Ortsangaben nicht festzustellen ist, wo sie war. Das ganze riesige Wall-System hat den Staat nicht

zu schützen vermocht, der weit mehr von innen als von außen bedroht war.

- Während der letzten Zeit seines Lebens scheint Wên-süan in seinem Blutrausch völlig unzurechnungsfähig gewesen zu sein. Nachdem er noch
 5 558 zwei seiner Brüder, darunter den mehrfach erwähnten Huan, mit eigener Hand erstochen und das Jahr darauf das Blutbad unter den T'ö-pa angerichtet hatte, starb er in demselben Jahre 559, fünfzigjährig, anscheinend an Alkoholvergiftung in Tsin-yang, wo er ebenso wie in Ye seine Paläste hatte. Sein Ende, wie es in den Chroniken berichtet wird, war
 10 zynisch und roh wie sein ganzes Leben. Als er den Tod kommen fühlte, sagte er zu seiner Gemahlin: „Der Mensch, der lebt, muß sterben, was ist da zu jammern? Mich dauert nur unser Sohn Yin, der noch so jung ist (er war vierzehn Jahre alt), man wird ihn wohl des Thrones berauben“ (*Pei schi* Kap. 7 fol. 20^v0). Und das *T'ung-kien* fügt hinzu: „Dann sagte
 15 (der Sterbende) zu dem Fürsten Yen von Tsch'ang-schan (seinem Bruder von der gleichen Mutter): wegen der Thronberaubung tue was du für richtig hältst, aber töte ihn nicht.“ Nach weniger als Jahresfrist wurde der hilflose Knabe von seinem würdigen Oheim entthront und zum Fürsten von Tsi-nan gemacht. Kao Yen übernahm statt seiner die Herrschaft, aber
 20 das Schicksal, das er seinem Opfer bereitete, rächte sich an ihm selbst. Die Ereignisse sind kennzeichnend für die Familie Kao. „Kao Yen“, so berichten das *Pei Ts'i schu* (Kap. 6 fol. 7^r0 f.) und das *Pei schi* (Kap. 7 fol. 30^r0 f.), „haite mit dem (entthronten) Fürsten von Tsi-nan vereinbart, daß sie sich gegenseitig nichts antun wollten. Kao Yen als Kaiser resi-
 25 dierte in Tsin-yang, sein Bruder Kao Tschan in Ye. Nun erklärten die der kosmischen Mantik Kundigen, daß die Stadt Ye das kosmische Fluidum des Himmelssohnes habe. Infolgedessen war Kao Yen in ständiger Furcht, daß der Fürst von Tsi-nan wieder zur Macht kommen könnte. Er brachte ihm deshalb heimlich Gift bei, der Fürst von Tsi-nan aber nahm es nicht;
 30 darauf packte er ihn und erschlug ihn (im Jahre 561)“. Zwei Monate später stürzte er mit dem Pferde und brach sich die Rippen. „Als die Kaiserin-Mutter (die Mutter des entthronten Knaben) seine Verletzungen besah, fragte sie ihn dreimal nach dem Verbleib des Fürsten von Tsi-nan. Kao Yen antwortete nicht, darauf geriet die Kaiserin-Mutter in Zorn und
 35 rief: man töte ihn; wei meine Worte nicht befolgt, verdient zu sterben.“ So endete der Usurpator, man weiß nicht, ob infolge des Sturzes oder durch Gewalt. Sein posthumer Name ist Hiao-tschao. Unter Übergehung seines eigenen kleinen Sohnes wurde nunmehr sein Bruder Kao Tschan in Ye sein Nachfolger. Er führt den Tempelnamen Wu-tsch'êng.
 40 Nach den Schilderungen des *T'ung-kien* muß er ein ebenso mordlustiger Despot gewesen sein wie die Übrigen seines Geschlechts. In den Annalen weist dagegen sein Bild oder wenigstens seine Regierung auch einige bessere Züge auf. Man ließ durch Inspektoren in den Provinzen die Regierung auf Mißstände hin prüfen, über die Nöte des Volkes Erkundigungen einziehen und

tüchtige Personen an den Hof laden. Der Verfasser der ersten Wei-Annalen, Wei Schou (s. oben S. 3), der unter Kao Huan und dessen Nachfolgern alle Staats-Archive unter sich gehabt hatte, wurde von Wu-tsch'êng im Jahre 563 „wegen Willkür und Lässigkeit“ für kurze Zeit seiner Würden entsetzt (*Pei Ts'ï schu* Kap. 7 fol. 3r⁰). Dabei erfährt man auch, daß 5 der neue Herr von Ts'ï den ganzen Tag betrunken war und die Staatsgeschäfte seinem Vetter Kao Yuan-hai überließ. Seinen wohl meist in der Trunkenheit begangenen Gewalttaten fiel auch der von ihm des Thrones beraubte Sohn seines Bruders Hiao-tschao zum Opfer.

Die Verhältnisse in Ts'ï veranlaßten die Herrscher von Tschou, eine neue 10 Vereinigung des Nord-Reiches zu unternehmen und sich zu diesem Zwecke die Hilfe der T'u-küe zu sichern, auf deren Dank man nach dem Blutbade von 555 (s. oben S. 234) rechnen zu können glaubte. Man sandte deshalb eine Gesandtschaft an den Khagan der Türken, den berühmt gewordenen Mu-han, und bot ihm einen Heiratsbund an, indem eine seiner 15 Töchter die Gemahlin des Kaisers von Tschou werden sollte. In Ts'ï war man voll Sorgen über diesen Bund mit dem mächtvollen Kriegervolke und sandte eiligst ebenfalls eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken zu dem Khagan, um seine Gunst zu erkaufen. Sie erreichte es, daß der 20 kluge Khagan, der in dem Gegensatz der beiden Staaten eine sehr nutzbringend zu verwertende Tatsache erkannte, lange Zeit zögerte, bis er dem Antrage von Tschou stattgab. Seine Tochter, in den Tschou-Annalen (Kap. 9 fol. 3r⁰) als „Kaiserin A-schi-na“ bezeichnet, war nach derselben Quelle „von schöner Gestalt und liebte ein sanftes und zurückhaltendes Wesen. Wu ti (Yü-wên Yung) verehrte sie sehr“. Mu-han versprach auch 25 die gewünschte Waffenhilfe, und im Jahre 563 brach ein aus Tschou-Truppen und T'u-küe bestehendes Heer vom Norden, ein anderes von 30000 Fußsoldaten aus Tschou vom Süden über P'ing-yang in Ts'ï ein. Anfang 564 standen sie vor Tsin-yang. Nun aber, offenbar von Ts'ï bestochen, verweigerten die T'u-küe den Kampf, und die Tschou-Truppen, auf sich allein gestellt, 30 erlitten eine furchtbare Niederlage, so daß „die Leichen von Menschen und Tieren über mehrere hundert li(!) lückenlos hingestreckt lagen“.

Aber aufzuhalten war das Schicksal der in Blutrausch und sonstigen Ausschweifungen untergehenden Familie Kao in Ts'ï nicht mehr. Zwar deuten die wiederholten Tributgesandtschaften der Ost-Völker Schi-wei, 35 Mo-ho und K'ï-tan, die in der Mandchurei bis zum Amur ihre Wohnsitze hatten, sowie der K'u-mo-hi in der südöstlichen Mongolei, von Kao-li und von Sin-lo in Korea darauf hin, daß der Ruhm der T'o-pa auch nach ihrem Untergange noch fortwirkte, aber daß die Herrschaft den Händen ihrer verkommenen Nachfolger bald entgleiten mußte, war klar. Die T'u-küe, 40 die nach den Schätzen von Ts'ï starkes Verlangen trugen, hielten sich ihrer Verpflichtungen nach der ersten Bestechung für ledig, sie brachen jetzt auf eigene Hand in die Nord-Provinzen ein und fanden leichte Beute. Schließlich schien es ihnen zweckmäßiger, sich bis auf weiteres ganz auf die Seite

von Tschou zu stellen. Im Jahre 565 wiesen die Astrologen darauf hin, daß „in den Konstellationen am Himmel Veränderungen vor sich gingen und daß nach der Ausdeutung die Herrscherwürde wechseln müsse“. Der abergläubische und von den Geistern der von ihm Gemordeten ver-
 5 folgte Wu-tsch'êng dankte ab und überließ den Thron seinem Sohne, einem neunjährigen Knaben, der nicht besser war als der Vater. Er führt als letzter unrühmlicher Erbe einer unrühmlichen Dynastie, ebenso wie seine Schicksalsgenossen von Schu (s. oben S. 9) und von Tsch'ên (s. oben S. 180), den Titel Hou tschu, „der letzte Herrscher“. Die Morde und son-
 10 stigen Schandtaten in der Familie Kao, deren Mitglieder untereinander schlimmer wüteten als gegen Außenstehende, setzten sich fort wie bisher, sie sind zu zahlreich und zu abstoßend, um erwähnt werden zu können. Der Hou tschu war ein durch die lasterhafte Umgebung schon früh verdorbener, für jede ernste Tätigkeit unbrauchbarer Knabe, der nur seinen
 15 ausgelassenen Vergnügungen lebte. Der Chronist sagt von ihm: „Was er von seinem Vater gehört, war Gesetzlosigkeit und Regellosigkeit, mit denen man ihn beriet; was seine Nährmutter im Palast ihn gelehrt, war weiblicher Reiz, lüsterne Reden und sittenloses Benehmen, das nahm er in sich auf, Zerstreuungen und Zügellosigkeiten brachten ihm die Freunde bei.“ Von
 20 den Gefahren, die ihm und seinem Lande drohten, ahnte er nichts. Wu-tsch'êng griff zuweilen noch in die Regierung ein, aber nur, wenn er einer Laune fröhnen wollte, bis er im Jahre 568 starb.

Leichtfertig und gedankenlos wie das Leben des Jünglings war die Politik, die unter ihm gemacht wurde und die nun rasch das Ende des Geschlechts
 25 und ihres Staates herbeiführte. 571 schlug der Süd-Staat Tsch'ên einen gemeinsamen Angriff gegen Tschou vor. In Ye lehnte man das Anerbieten ab, entschloß sich dann aber plötzlich zu einem Einfall in die Ostgebiete von Tschou und eroberte das zwischen dem oberen Fên-Fluß und dem Huang ho liegende Gebiet mit der Stadt Fên-tschou. (Man sieht, wie weit
 30 die Herrschaft von Tschou schon nach Osten vorgeschoben war.) Damit hatte man sich zwei Feinde zugleich gemacht. In den Jahren 573 bis 577 erfolgten die großen Einbrüche des Wu Ming-tsch'ê von Tsch'ên, die das Land vom Huai-Flusse bis zum Huang ho an den Süd-Staat zurückbrachten (s. oben S. 178f.). Und um dieselbe Zeit, 576, kam der Gegen-
 35 angriff von Tschou. Im Spätherbst rückte das Heer des Kaisers Wu ti gegen das Fên-Tal vor und nahm im ersten Anlauf die Städte zwischen Fên-tschou und P'ing-yang. Ein von Ts'î aufgestelltes Heer, das dem Feinde dort entgegentrat, kämpfte tapferer als man es bei den Zuständen in der Hauptstadt hätte erwarten sollen. Im Winter sah sich Yü-wên Yung,
 40 der selbst beim Heere war, gezwungen, nach Tsch'ang-ngan umzukehren, nachdem er eine Besatzung in Tsin-tschou (P'ing-yang) zurückgelassen hatte. Die Truppen von Ts'î belagerten die Stadt, und Wu ti mußte zu Anfang des Jahres 577 zu ihrem Entsatz wieder herbeieilen. Es gelang ihm, das Belagerungsheer entscheidend zu schlagen, und der Hou tschu, dem

jetzt endlich der Ernst der Lage aufgegangen war, flüchtete nach Tsin-yang, ratlos, was nun zu beginnen. Die Minister rieten zum äußersten Widerstande, der verzweifelte Lüstling wollte nach Norden zu den T'u-küe fliehen, verschob dann aber die Flucht bis zu dem Augenblicke, wo Tsin-yang nicht mehr gehalten werden könnte. Inzwischen begannen die 5 Schranzen seiner Umgebung zu den Tschou-Truppen überzugehen, der Kaiser selbst rüstete sich zur Flucht, einige Beherztere flehten ihn an, zu bleiben. Um das Schicksal zu wenden, beschloß man, die bisherige bombastische Jahresbezeichnung *wu-p'ing* d. h. „Befriedung durch militärische Macht“ umzuwandeln in das bescheidenere *lung-hua*, d. h. „Segen 10 der Kultur“, und als dies nicht half, eine abermalige Umwandlung in *tê-tsch'ang* d. h. „Erstrahlung der Tugend“. Aber das Geschick ließ sich durch keine Zaubermittel mehr meistern. Der Hof begann sich aufzulösen, die Beamten entflohen, der Kaiser begab sich nach Ye, zur Flucht fand er die Entschlußkraft nicht mehr, ohnmächtig und kopflos standen er und die 15 Genossen seiner Ausschweifungen dem Unentrinnbaren gegenüber. Die verzweifelten Astrologen verkündeten, ein neuer Thronwechsel sei nötig, und „der letzte Herrscher“ verzichtete, wie einst sein Vater, auf seine Würde zugunsten seines siebzehnjährigen Sohnes (der Vater war vierzehn Jahre alt bei der Geburt dieses Sohnes!), den die Chronisten den Yu tschu, d. h. 20 „den jugendlichen Herrscher“ nennen. In Ye stiegen Not und Verzweiflung immer höher; Vater und Sohn erwogen, nach dem Süd-Staate, dem ebenfalls verfeindeten Tsch'ên, zu fliehen, sie verließen die Stadt mit wenigen Begleitern und flüchteten nach Osten über den Huang ho nach Schan-tung. Die Truppen von Tschou drängten nach, sie besetzten Ye fast ohne Kampf, 25 eine Abteilung, von einem Mitgliede der Kao-Sippe selbst geführt, holte die Flüchtlinge ein und brachte sie nach Ye zurück, dann wurden sie nach Tsch'ang-ngan geschickt. Zunächst gut aufgenommen, wurden sie und die ganze Sippe der Kao, ob alt oder jung, zum Selbstmorde verurteilt, „von Kao Huans Nachkommen blieben nur noch einer oder zwei erhalten“, 30 sagt das *Peï Ts'ï schu* (Kap. 8 fol. 13v⁰). Es war nur ausgleichende Gerechtigkeit, was diesem verworfenen Geschlechte zuteil wurde. Das Land Ts'ï unterwarf sich dem Sieger, nur einige von den nördlichen Provinzen, deren Gouverneure zu den T'u-küe geflohen waren, wurden den Türken untertan. Es gab wieder einen einheitlichen Nord-Staat, aber sein innerer 35 Halt war nicht stärker als der seiner beiden Teile, und drohend stand im Norden die wachsende Macht des Khagans der T'u-küe.

In Tsch'ang-ngan hatte sich der jugendliche Yü-wên Yung, der von dem Mörder seiner beiden Brüder, dem hochfahrenden Yü-wên Hu, im Jahre 560 als Herrscher von Tschou eingesetzt war und den Tempelnamen Wu tí 40 trägt, in der Regierung durchzusetzen gewußt, nachdem er sich des rohen Peinigers auf eine etwas ungewöhnliche Weise entledigt hatte. Yü-wên Hu bewegte sich im Palaste als der eigentliche Herr und ging insbesondere bei der Kaiserin-Mutter nach seinem Belieben ein und aus, „sie mußte ihm

zu sitzen gestatten, während der Kaiser stand“. Eines Tages im Jahre 572 sagte der Kaiser zu ihm, die Kaiserin sei trotz höheren Alters dem Alkohol zu sehr ergeben, seine Ermahnungen seien fruchtlos, Hu möge ihr an der Hand des Kapitels wider die Trunksucht aus dem *Schu king* Vorhaltungen 5 machen. Hu willigte ein, und während er beim Reden war, schlug der Kaiser, so berichtet das *Tschou schu* (Kap. 11 fol. 12r⁰), mit einer Nephrit-Tafel auf ihn ein, so daß er zu Boden stürzte. Dann befahl Wu ti einem Eunuchen, ihn zu erstechen, und als dieser, von Furcht ergriffen, die Tat nicht wagte, schleppte die Palastwache den Verhaßten hinaus und schlug 10 ihm den Kopf ab. Mehrere von Yü-wên Hus Verwandten und Anhängern traf dasselbe Geschick. Von nun ab herrschte Wu ti selbst, und sehr energische Maßnahmen zeigten bald, daß er diese Herrschaft auch wirksam machte. Eine wie geistig regsame, ernste und entschlossene Persönlichkeit er gewesen sein muß, geht aus seinem Verhalten in den großen religiösen 15 und ethischen Fragen seiner Zeit hervor. In Tsch'ang-ngan hatte der Buddhismus als die neue, immer stärker anschwellende Geistesmacht heftige Gegenwirkungen in den Kreisen der taoistischen Magier und konfuzianischen Literaten hervorgerufen, und beständige Auseinandersetzungen zwischen den „drei Lehren“ (*san kiao*) waren die Folge. Wu ti nahm 20 stärksten Anteil an diesen Auseinandersetzungen, und schon 568 scheint er selbst eine Disputation der hervorragendsten Vertreter der drei Gruppen veranlaßt zu haben. Unter den Buddhisten nahm eine führende Stellung der Śramaṇa Tao-ngan ein (nicht der berühmte Mönch und Zeitgenosse Kumārajīva gleichen Namens, der im 4. Jahrhundert lebte). Er verfaßte 25 damals die Schrift *Ör kiao lun*, d. h. „Abhandlung über die beiden Lehren“, in der er den Konfuzianismus und Taoismus als „äußere Lehre“ dem Buddhismus als der „inneren“ gegenüberstellte. Aber Wu ti lieb zunächst den Taoisten und ihren Gegenreden gegen die buddhistischen Verkündigungen, ohne die man im Altertum viel glücklicher gewesen sei, ein ge- 30 neigteres Ohr, und nach mehrfachen weiteren Disputationen entschied er Anfang 574 in feierlicher Versammlung, daß „die konfuzianische Lehre an erster Stelle zu stehen habe, an zweiter die taoistische und an dritter die buddhistische“. Dabei blieb es nicht lange. Wenige Monate später verkündete ein Edikt, daß „die Lehren der Konfuzianer, wie sie in den 35 sechs kanonischen Büchern enthalten seien, die Wahrheit für die Welt darstellten“, daß dagegen der Buddhismus, „dem torichte Menschen in blindem Vertrauen all ihr Hab und Gut opferten“, ein grobes Verbrechen gegen die natürlichen Gesetze begehe, „indem die Śramaṇas ihre Eltern nicht ehrten, deren Güte doch von größtem Gewicht sei“. Und dann kam das Urteil: 40 „Die Schriften und Statuen der Buddhisten und Taoisten sind sämtlich zu vernichten, die Śramaṇas und Lehrer der *tao*-Künste haben ihre Stellung aufzugeben und in ihre Familien zurückzukehren, ihre ausschweifenden Kulthandlungen werden verboten, was nicht in den Sammlungen der Riten enthalten ist, wird vollständig beseitigt“ (*Tschou schu* Kap. 5 fol. 17v⁰

u. 19v⁰). Diese zweite Ächtung der nicht-konfuzianischen Lehren, insbesondere des Buddhismus, hat bis zum Jahre 579 gewährt. Über zwei Millionen Śramaṇas und tao-Lehrer sollen damals in den Laienstand zurückgekehrt sein, und ebenso viele noch einmal, als Ts'í erobert war. Manche Śramaṇas sollen aus Kummer Selbstmord begangen haben, Tao-ngan verweigerte als Protest die Nahrung und starb Hungers. Um dieselbe Zeit, 574, verordnete Wu ti, um die Bevölkerung des Landes zu vermehren, daß „von jetzt ab jeder junge Mönch über 15 und jedes Mädchen über 13 Jahre, die noch ledig seien, im Heere oder in der Zivilbevölkerung unverzüglich zu heiraten hätte. Dabei sei auf äußerste Sparsamkeit zu achten, es sei nicht angängig, daß aus Vermögensrücksichten Zurückhaltung erwogen würde“ (*Tschou schu* a. a. O. fol. 18r⁰).

Auch in der auswärtigen Politik zeigte Wu ti eine feste und von Erfolgen begünstigte Hand. Im Jahre 578 gelang seinen Truppen die Besiegung und Gefangennahme Wu Ming-tsch'ès von Tsch'èn, so daß im Jahre darauf die Eroberung nicht nur des gesamten kurz vorher von dem gleichen Feldherrn dem zusammenbrechenden Ts'í entrissenen Gebietes, sondern darüber hinaus auch die des Landes zwischen Huai und Yang-tsë ermöglicht wurde (s. oben S. 179). Mehr als durch das Süd-Reich wurde aber jetzt der Gang der Dinge durch die neue Großmacht des Nordens, die T'u-küe, bestimmt. Unter Mu-han Khagan hatten die Türken, wie wir sahen (s. oben S. 244), ein gewinnbringendes Doppelspiel betrieben, indem sie bald für Tschou, bald für Ts'í eintraten, je nach dem Preise, den sie für ihre Gunst erhielten. Mu-han war nach seinen großen Siegen im Westen über die Jou-juan und die Ephthaliten (s. oben S. 234) ein sehr selbstbewußter Herrscher geworden, und nach seinem Tode 572 wurden unter seinem Nachfolger, seinem Bruder T'o-po oder T'a-po, die Machtansprüche noch erheblich gesteigert. T'o-po hatte den östlichen Teil des großen Reiches an Schê-t'u (Scha-po-liu) Khagan (seinen Sohn?), den westlichen an seinen Bruder Ju-tan Khagan zur Verwaltung übergeben. Er selbst blieb, unter Beiseitesetzung von Mu-hans Sohn Ta-lo-pien, der Oberherrscher. „Seit der Zeit Ssë-kins (d. h. Mu-hans)“, sagt das *Peï schi* (Kap. 99 fol. 6r⁰), „war sein Reich blühend und machtvoll geworden und hatte das Bestreben, das chinesische Reich unter die Räder zu bekommen. Die Regierung (von Tschou) hielt sich deshalb in verwandtschaftlichem Verhältnis (durch Heiraten) zu ihm und lieferte ihm jährlich 100000 Stücke Seide“. Tschou war also hiernach den Türken regelrecht tributpflichtig. Ebenso bewarb sich Ts'í um die Gunst des Khagans, und eine Zeitlang glückte es einem Śramaṇa von Ts'í, Namens Hui-lin, ihn, wie das *Sui schu* (Kap. 84 fol. 3r⁰) berichtet, unter Hinweis auf den „blühenden und mächtigen Zustand des Ts'í-Reiches“, der nur dem Buddhismus zu danken sei, dem Buddhismus geneigt zu machen, zur Gründung eines Klosters zu veranlassen und schließlich zu einem gläubigen Buddhisten zu bekehren. Von Dauer scheint allerdings die Lehre Śākyamunis bei den Türken noch nicht gewesen zu sein. Nach der

Vernichtung von Ts'í erreichte es ein zu den T'u-küe geflüchteter Gouverneur aus der Kao-Sippe (s. oben S. 243), daß er von T'o-po zum neuen Kaiser von Ts'í proklamiert wurde. Im Jahre darauf, 578, brachen die T'u-küe im Nordosten, im heutigen Ho-peí ein, der ihnen entgegengesandte
 5 Heerführer von Tschou wurde geschlagen und getötet. So entschloß sich Wu ti, dessen Machtmittel durch die Eroberung von Ts'í gewaltig verstärkt waren, zu einem entscheidenden Schlage gegen den gefährlichen Bedroher seines Reiches. Mit fünf Heeresabteilungen rückte er auf getrennten Wegen aus dem Wei-Tale gegen Norden vor. Das ganze Unternehmen
 10 kam aber zu Ende, ehe es noch recht angefangen hatte. Vier Tage nach dem Aufbruch von Tsch'ang-ngan mußte Wu ti wegen plötzlicher Erkrankung in Yün-yang (bei dem heutigen Tsch'un-hua nordwestlich von Tsch'ang-ngan) Halt machen, der gesamte Vormarsch wurde eingestellt, der Kaiser, dessen Befinden immer schlimmer wurde, mußte zur Hauptstadt
 15 zurück, und noch in derselben Nacht starb er in seinem Reisewagen, sechs- unddreißig Jahre alt. Ein viel versprechendes Leben ging vorzeitig zu Ende und damit auch der Aufstieg von Tschou. Das *Tschou schu* (Kap. 6 fol. 17v⁰) sagt, sicherlich mit Recht, von ihm: „Nachdem er Ts'í vernichtet hatte, wollte er durch stärkste militärische Machtentfaltung die T'u-küe
 20 unterwerfen und das Land südlich vom Yang-tsë erobern. In ein bis zwei Jahren, das war sein Wille, sollte das Gesamtreich eine Einheit bilden“. Wu ti sah, daß die Dinge zur Entscheidung heranreiften, aber er hat die Vollendung anderen Händen überlassen müssen.

Sein Nachfolger wurde sein Sohn Yü-wên Pin (Tempelname Sün ti),
 25 ein offenbar von religiösem Wahnsinn befallener Jüngling. Er war allen Staatsgeschäften völlig entrückt. Es bekümmerte ihn nicht, daß die T'u-küe nach Wu tis Tode nunmehr in größerem Umfange in die Grenzgebiete eindringen, Tsiu-ts'üan (Su-tschou) in Kan-su belagerten und nur durch neue Verheiratung einer kaiserlichen Prinzessin (einer Enkelin von
 30 Yü-wên T'ai, die zur „Prinzessin Tausendgold“, *Ts'ien-kin kung tschu* ernannt wurde), vorläufig beschwichtigt werden konnten. Andererseits war es ihm gleichgültig, vielleicht nicht einmal bekannt, daß 579 der ganze Südosten bis zum Yang-tsë an Tschou fiel (s. oben S. 179 u. 245). Was an wirklichen Regierungshandlungen geleistet wurde, ging von den Ministern
 35 aus, unter denen der Vater von Sün tis Gemahlin, Yang Kien, Herzog von Sui, vielleicht den stärksten Einfluß, wenn auch nicht den stärksten Geist hatte (vgl. oben S. 180). Sün ti selbst wähnte, er sei Gott, und lebte nur für diese Vorstellung. Er nannte sich *T'ien-yuan huang-ti*, d. h. „Majestätischer Herrscher des himmlischen Uranfangs“, sein Palast hieß
 40 „Himmels-Terrasse“. Er pflegte zwischen den beiden Statuen des Buddha und der taoistischen Gottheit des „Himmelsherrn“ (*t'ien tsun*) auf dem Throne zu sitzen. Schließlich bezeichnete er sich nur als „Gott“ oder „Herrscher in der Höhe“ (*schang ti* s. I. 119); er saß mit der Kaiserin im hinteren Palaste und ließ sich mit den Gefäßen des Ahnentempels Speise

und Trankopfer darbringen. Die Minister, die zur Audienz auf der „Himmels-Terrasse“ kamen, mußten vorher drei Tage fasten und einen Tag Reinigungsriten vollziehen. Nach kurzer Zeit, 579, überließ er die Herrschaft über das Reich seinem sechsjährigen Sohne, um nicht in seinen Vorstellungen gestört zu werden. Ein Jahr danach starb er, nachdem er den Herzog von Sui als Regenten eingesetzt. Als der Bedauernswerte noch lichte Augenblicke hatte, trug er sich mit dem Gedanken, „Lo-yang, die alte Hauptstadt, wieder neu aufzubauen“. Er ließ die berühmten steinernen Texttafeln von Ye wieder nach der Stadt am Lo-Fluß zurückbringen (s. oben S. 238) und der Bevölkerung, die früher unter den Ts'i-Herrschern von dort nach dem Norden umgesiedelt war, stellte er die Rückkehr frei. Von einer Ausführung des Planes hören wir freilich nichts. Auch den buddhistischen und taoistischen Kult hat er wieder zugelassen (s. oben S. 244 f.); nach seinen Benennungen und Titeln zu schließen, hat der Taoismus auch seine Wahnvorstellungen beeinflusst.

15

Das Kind, das nun als Nachfolger den Thron des großen Reiches einnahm, Yü-wên Yen, später Yü-wên Schan genannt, mit dem posthumen Namen Tsing ti, konnte vielleicht ahnen, welches Schicksal ihm von seinem Großvater Yang Kien bereitet werden würde. Der Herzog von Sui war natürlich der Herrscher, er machte sich — der Weg war der übliche — zum Großkanzler oder Reichsverweser und legte sich den Titel Fürst von Sui bei. Alle Äußerungen von Widerstand in der Familie Yü-wên erstickte er in Blut; um sicher zu sein vor etwaigen Anschlägen der in den Provinzen als Gouverneure sitzenden Angehörigen der Sippe, berief er sie, es waren fünf Fürsten, sämtlich nach Tsch'ang-ngan und ließ sie dort unter verschiedenen Vorwänden und Beschuldigungen der Reihe nach hinrichten. Nachdem er so die Bahn freigemacht hatte, schritt er rasch zu der längst geplanten Tat. In einem langen Edikt mußte das Kaiserkind im Jahre 581 die unerhörten Verdienste des Reichsverwesers aufzählen und dann feierlich erklären, daß es „in ehrfurchtvollem Gehorsam gegen die Manen der früheren Herrscher und in willigem Nachgeben gegen das Verlangen der Menschen“ den Thron an den so verdienten Großvater abgab. So trat Yang Kien die Herrschaft an, sie war auf dem schon zur festen Norm gewordenen Wege erlangt, sie wurde auch mit den üblichen Erstlingstaten begonnen: die noch übrigen Mitglieder der Yü-wên-Sippe wurden umgebracht, bald danach der entthronte Tsing ti. Die Tschou- wie die Sui-Annalen verschweigen die Tat, es heißt nur, daß Tsing ti im 5. Monat (581) starb, aber Ssë-ma Kuang (Kap. 175 fol. 51 v^o) berichtet ausführlich darüber und nennt alle Namen.

Als Yang Kien seine neue, die Sui-Dynastie gründete, ahnte er nicht, welche geschichtliche Bedeutung sie erlangen sollte. Während seiner ersten Regierungsjahre hatte er alle Mühe, sich der ständigen Einbrüche der T'u-kü zu erwehren. Schon 580 hatte man durch die Bauern aus Schan-tung die Große Mauer (wohl im Norden von Ho-peï) ausbessern lassen, um

20

30

35

40

ihnen dort den Zugang zu versperren, und fünf Jahre später bauten 30000 Menschen eine neue Mauer in Ling-wu (heute Ling-wu hien, südlich von Ning-hia am West-Arm der Huang-ho-Biege), die im Osten an den Huang ho stieß und 700 *li* lang war. Sie durchquerte also die große Biege, 5 schloß das Steppengebiet im Norden ab und lehnte sich im Osten an die Befestigungsanlagen von 446 und 555/57 (s. oben S. 201 u. 239). Das hat indessen nicht verhindert, daß fast dauernd, auch innerhalb der Mauer, mit den T'u-küe gekämpft werden mußte, deren Einbrüche an der ganzen Nordgrenze, namentlich im äußersten Osten erfolgten. Eine Er- 10 leichterung kann den Chinesen nur die 581 infolge der Übergehung der Ansprüche Ta-lo-piens (auch A-po Khagan genannt, s. oben S. 245) eingetretene Spaltung der T'u-küe in die westlichen und die nördlichen (oder östlichen) gebracht haben. Der Khagan der ersteren, Ta-t'ou, (Tardu bei den Byzantinern) unterwarf sich 584 in Lung tschou (bei Fêng-siang 15 an der Grenze von Kan-su), als der Kaiser dort war, nachdem unmittelbar vorher bereits 10000 Männer und Frauen vom Stamme der Su-ni dasselbe getan hatten. Als dann im Jahre darauf Scha-po-liu, der Khagan der nördlichen T'u-küe, von seinen westlichen Volksgenossen hart bedrängt wurde, wandte er sich gleichfalls an die Sui, bot seine Unterwerfung an 20 und bat um Ansiedlung innerhalb der Mauer, um dort den Grenzschutz zu übernehmen. Die Bitte wurde ihm gewährt, und er schickte nunmehr seinen Sohn an den Hof der Sui. Im Jahre 586 wurde dann den T'u-küe der Kalender verliehen, ein Zeichen der Aufnahme in die Vasallenschaft des Reiches, das eigentliche universalistische Symbol (vgl. I, 79, und 25 118 f.). Von Bestand gewesen sind diese Verhältnisse freilich keineswegs, sie haben aber die beabsichtigte Gründung des großen Türken-Reiches verhindert, die damals die Neubildung des chinesischen unzweifelhaft unmöglich gemacht haben würde.

Im Süden fiel die Herrschaft den Sui wie eine überreife Frucht in den 30 Schoß. Der kleine Staat Hou Liang am Yang-tsë in Hu-peï, der immer in einem Vasallenverhältnis zu West-Wei und Tschou gestanden hatte (s. oben S. 175), wurde im Jahre 587 von Yang Kien einverleibt. Er hatte den Fürsten von Liang, Siao Ts'ung, zur Audienz nach Tsch'ang-ngan befohlen und wollte während dessen Abwesenheit die Stadt Kiang-ling 35 (zu ihrem Schutze?) besetzen lassen. Die erschreckte Regierung wandte sich an den benachbarten Gouverneur von Tsch'ên um Hilfe, dieser nahm die Unterwerfung der Bevölkerung, etwa 100000 Köpfe, für Tsch'ên entgegen, worauf Yang Kien -- Tsch'ên wahr wehrlos dagegen -- die Selbständigkeit des Staates aufhob. Sein Fürst erhielt einen hohen Adelstitel. Wie der 40 Süd-Staat Tsch'ên selbst im Jahre 589 ohne ernstern Kampf den Sui zufließ, haben wir früher gesehen (s. oben S. 181 f.).

Yang Kien hatte das neue Reich geschaffen, aber nicht durch seine persönlichen Eigenschaften oder Leistungen, sondern durch das selbstwirkende Schwergewicht der Tatsachen. Die Verkommenheit der Dynasten

der Süd-Staaten war vielleicht noch größer als die in den Nord-Staaten. Die Bevölkerung muß durch die beständigen inneren und äußeren Kämpfe mit ihrem ungeheuren Blutvergießen völlig zermüht gewesen sein und das Verlangen nach Frieden über alles gestellt haben. Ernster Wille zum Widerstande war nirgends mehr vorhanden, vielleicht mag auch die Tatsache erleichternd gewirkt haben, daß das neue Herrscherhaus im Norden chinesisch und nicht „barbarisch“ war, jedenfalls vollzog sich der Zusammenschluß leicht und rasch wie eine Selbstverständlichkeit. Was Jahrhunderte hindurch von weit stärkeren Persönlichkeiten geplant und versucht, aber nicht erreicht wurde, gelang dem Durchschnittsmenschen mühelos, wie von selbst. Der universalistische Gedanke, der zur Han-Zeit mit dem neu geformten konfuzianischen Staatskult umkleidet und mit der konfuzianischen Ethik durchtränkt war (vgl. I, 316), hatte mit dem Ende jener Dynastie die Verwirklichung verloren, aber untergegangen war er nicht, er hatte immer über den durcheinander wogenden Kräften der politischen Entwicklung als leuchtendes Wunschbild geschwebt. Jedoch Alle, die danach griffen, scheiterten daran, daß zu Viele danach griffen, und daß die völkischen Instinkte und Gegensätze noch zu stark waren, um in der „großen Einheit“ aufgehen zu können. So schien im Laufe der drei und einhalb Jahrhunderte zuweilen für den Gedanken die Gefahr des Erlöschens heraufzuziehen. Aber schließlich brach er doch immer wieder durch und zog im Norden immer wieder neue Völker in seinen Bann, ja hierin liegt gerade die eigentliche gewaltige Bedeutung dieser inhaltvollen, sturmbelegten Zeitperiode. Die türkischen, tungusischen und tibetischen Völkermassen, die im Norden hereindrangen und dort heimisch wurden, brachten alle ihre völkischen Persönlichkeiten mit, aber bei allen bewährte der universalistische Staats- oder Weltgedanke des Chinesentums seine anziehende Kraft, sie alle wurden in ihren Staaten von ihm erfaßt, sie alle wurden Träger, sie alle fügten sich, wenn auch zunächst nur äußerlich und widerstrebend, in das konfuzianische System ein. Dadurch aber wurde der geistige Machtbereich des Chinesentums in ungeahnter Weise nach Norden und Westen erweitert, riesige Länderstrecken lernten die Lehre vom „Himmelsohn“, und durch die gewaltige Völkermischung entstand in den Ländern nördlich vom Huang ho, vielleicht darf man sagen nördlich vom Yang-tsö, eine neue, kraftvolle, begabte, aber unorganisierte Kultur-Menschheit. Jene Völker — wir haben es oft genug gesagt — dürfen nicht einfach alle als „Barbaren“ abgetan werden, sie brachten eigene Kultur-Elemente mit und haben zum Aufbau des chinesischen Weltstaates das ihrige reichlich beigetragen. Welche unermeßliche Fülle neuen Geistesgutes während dieser Zeiten in das „Mittelreich“ hereinströmte, und wie diese dort in Religion und Kunst, in Wissenschaft und Staatsbildung wirkte, werden wir noch zu betrachten haben.

Die uralte Schicksalsfrage: wie kann die immer weiter wachsende

chinesische Kulturwelt als Staat einheitlich regiert werden? (vgl. I, 157 u. 246) hatte in der Konfuzianisierung durch die Han-Kaiser eine neue Lösung erfahren, aber die zersplitternden Kämpfe der folgenden Jahrhunderte schienen auch diese Lösung zu widerlegen. Wer indessen
5 die Dinge im ganz großen Rahmen sieht, muß anders urteilen: diese Zeit der unkonfuzianischen Zerrissenheit mit ihren Kämpfen und abstoßenden Greueln, ihren Verirrungen und Widersprüchen, ihrem Suchen und Ringen, diese wilde Zeit ist nur die Vorbereitung des Großen und Erhabenen, das nun entsteht. Unbewußt einer höheren Fügung dienend, hat sie die Blöcke
10 zusammengetragen, auf der sich der Wunderbau des neuen Weltreiches erheben sollte, hat sie die Völker zusammengeführt, die, nach Überwindung der nationalen Instinkte im konfuzianischen Systeme geeint, das Weltvolk des neuen „Himmelssohnes“ bilden mußten. Erst das Wirken der Fremdvölker der Tsin- und Wei-Zeit hat das strahlende Emporsteigen der T'ang
15 ermöglicht, darin liegt die Bedeutung des Zeitalters.

Viertes Kapitel.

Verfassung und Geistesleben zur Zeit der Trennung.

Unter den zahlreichen Staaten, die in der Zeit vom Ende der Han bis zu der großen Einigung von 589 auftauchten und wieder verschwanden, werden wir uns die Nord-Staaten mit Ausnahme von Ts'ien T'sin, Hou Ts'in und Nord-Wei als lockere und unfertige Gebiete vorstellen müssen. Verfassungsgeschichtlich war der Erbe des Han-Staates der Tsin-Staat (mit seinen Nachfolgern), und er diente als der „chinesische“ hinsichtlich seiner Einrichtungen den volksfremden Nord-Staaten als Vorbild. Tu Yu, der um 800 schrieb, sagt in seinem *T'ung tien* (Kap. 19 fol. 2 v⁰): „Wei, Wu und Schu (die drei Nachfolgestaaten der Han) hielten sich zumeist an die Einrichtungen der Han, und die Tsin übernahmen sie, so daß hier im großen Ganzen Übereinstimmung bestand..... Die Sung und Ts'i nahmen auch keine Veränderungen vor...., Wu ti von Liang folgte, nachdem er die Nachfolge übernommen hatte, meistens den alten Bestimmungen von Ts'i...., und Tsch'ên folgte den Einrichtungen von Liang, so daß der alte Zustand nicht verloren ging“. So blieb im Süden die alte Verfassung der Han d. h. richtiger die von Schi huang-ti eingeführte im wesentlichen erhalten und wirkte sich in den neuen Staaten des Nordens weiter aus. Wir haben die Staatseinrichtungen der Tsin im Überblick bereits früher betrachtet (s. oben S. 24 ff.).

Wenn uns die Quellen über die Verfassungszustände in den großen tibetischen Reichen der beiden Ts'in nichts zu melden haben, so erklärt sich dies daraus, daß sie nichts wußten. Daß aber beide die orthodoxen Einrichtungen übernommen und ihre Staaten im Grundriß danach geformt hatten, kann keinem Zweifel unterliegen nach dem, was wir gelegentlich über die durchaus konfuzianische Bildung und Gesinnung von Herrschern wie Fu Kien (s. oben S. 93 f.) und Yao Hing (s. oben S. 135) hören. In den übrigen von den „sechzehn Staaten“ ist teilweise sicherlich auch das Bestreben vorhanden gewesen, es den anerkannten Vorbildern gleichzutun, aber durchgeführt war das hierarchische System kaum in einem von ihnen, dafür war ihr Bestand zu ungesichert, meist auch die Dauer zu kurz. Der Herrscher dort war unbeschränkt in seinem Tun, unbehindert durch Vorhaltungen von Zensoren oder Warnungen von Ministern, die sich jederzeit auf die unverrückbaren Gesetze der *li* (s. I, 206 f.) stützen konnten. Seinen Verwandten und Günstlingen überließ er die einzelnen Teile seines Gebietes zur Verwaltung und Nutzung: wie sich diese vollzogen, wird ihrem Ermessen anheimgestellt gewesen sein, über Einzelheiten wissen wir nichts. Von der Verfassung des Wei-Reiches und ihrer Entstehung dagegen berichten uns die Annalen ausführlich.

Sie weisen — leider ist der Text (Kap. 113 fol. 1 r^o ff.) wieder luckenhaft — darauf hin, daß „in den verschiedenen Staaten die Ordnungen und Gebräuche zu verschieden gewesen seien, als daß die Beamten-Organisation hätte die gleiche sein können. Die Wei hätten die Tätigkeitskreise
 5 der Beamten, die Einrichtung der Behörden, die Titel und Rangordnungen im Laufe ihres freundschaftlichen Verhältnisses zu dem chinesischen Kulturstaate des Südens neu geformt. Die eigentliche verfassungsmäßige Organisation des neuen Nord-Staates begann dann unter Schi-i-kien (338 bis 376 s. oben S. 86), der „seine Beamtschaft zumeist in Überein-
 10 stimmung mit dem Tsin-Reiche gestaltete“. Nicht umsonst wählte Schi-i-kien (als Kaiser Tschao-tsch'êng) als Jahresbezeichnung das Wort *kien-kuo* d. h. „Errichtung des Staates“. Von da ab hat sich die Wei-Verfassung in dem überlieferten Rahmen weiter entwickelt, und zwar zu einer solchen Geschlossenheit, daß sie als Ganzes von den folgenden
 15 Dynastien der Sui und T'ang übernommen und erst allmählich, den neuen Erfordernissen des erweiterten Reiches entsprechend, weiter um- und ausgestaltet wurde. Der Staatsbegriff blieb natürlich immer derselbe und ausgewirkt im System der Formen und Namen hat er sich im Laufe der Zeit immer deutlicher.

20 Wir werden also, wenn wir die Verfassung der Ts'in (I, 230 ff.), der Han (I, 360 ff.) und der frühen Tsin-Zeit (s. oben S. 24 ff.) zugrunde legen, nur die wichtigsten Veränderungen — häufiger Veränderungen der Namen als der Sache — zu vermerken haben. Der altehrwürdige „Kronrat“ (I, 128) bildet auch in Wei den Kern im System der Zentralregierung und
 25 besteht aus den drei *schî*, (*t'ai schî*, *t'ai pao* und *t'ai fu*), dem *ta ssě-ma* und *ta tsiang-kün* (dem „großen Heerführer“), den drei *kung* (*t'ai wei* — für das frühere *ssě-ma* —, *ssě-t'u*, *ssě-k'ung*) und den drei obersten *tsiang-kün*, ist also schon in den höchsten Spitzen gegen früher erweitert. Dazu kommt noch eine ganze Anzahl weiterer Würdenträger, Inhaber von amtlichen
 30 Funktionen, die zwar teilweise schon zur Han-Zeit geschaffen waren, aber jetzt erst ihre feste Stellung in der Hierarchie erhalten. Es sind zunächst die sogenannten „Beamten des Ost-Palastes“ d. h. des Thronfolgers, nach der ursprünglichen Idee bejahrte und erfahrene Würdenträger, die den Erben des Thrones „über das Wesen des Verhältnisses von Vater und Sohn,
 35 Fürst und Minister belehren sollen“ (*T'ung tshi* Kap. 55 fol. 7v^o). Es sind die drei *schî* (*t'ai tsě t'ai schî*, *t.t.t'ai fu*, *t.t.t'ai pao*) und die drei „jüngeren *schî*“ (*t'ai tsě schao schî* usw.). Ferner treten zu den eigentlichen Hofchargen die neun *k'ing* der alten Ämter, des *t'ai tsch'ang* (Kultamt des Ahnentempels), des *kuang lu* (Palast-Hausverwaltung) usw. Sie waren
 40 inhaltsarmes, aber ehrwürdiges Erbgut aus der Tschou-Zeit. Die Wei hatten sich sogar so eng an die Überlieferung angeschlossen, daß sie drei *k'ing*, den alten *ku* entsprechend, und sechs *k'ing* (s. I, 228) ernannten. Auffallen könnte in dem doch durchaus konfuzianisch, also ethisch-pazifistisch gedachten Beamtenorganismus die große Zahl militärischer Würden-

träger. Aber wir haben gesehen, daß das Zeitalter der Nord- und Süd-Dynastien alles eher als pazifistisch war: die fast unaufhörlichen Kriege gaben dem Heerwesen die größte Bedeutung, und von jedem Staatsmanne wurde erwartet, daß er auch Heerführer war.

Die Scharen der diesen Spitzen nachgeordneten Amtsträger können hier 5 auch nicht einmal angedeutet werden. Nur einiger neuer Amtsbezeichnungen müssen wir Erwähnung tun, weil sie zeigen, welchen seltsamen Ursprung solche Bezeichnungen zuweilen haben und wie schwer dieser Ursprung oft festzustellen ist. In der Tsin- und Wei-Verfassung kommen häufig die Ausdrücke *yi t'ung san ssë* d. h. „in den Rangordnungen gleich 10 mit den drei *ssë*“ und *k'ai fu* d. h. „Eröffnung eines Amtssitzes“ vor. Als Bezeichnungen eines Ranges und später sogar von Amtsfunktionen sind sie unverständlich. Aus dem *Tsin schu* (Kap. 24 fol. 3v⁰ f.) lernt man, daß im Jahre 106 n. Chr. eine bestimmte Persönlichkeit als *tsiang-kün* den gleichen Rang wie die *san* („drei“) *ssë* — was gleichbedeutend mit den drei 15 *kung* sei — erhalten habe (später erhält der Ausdruck *san ssë* ganz andere Bedeutungen). „Seitdem gibt es den Titel *yi t'ung san ssë*“. Ebenso sei im Jahre 221 ein Heerführer von Schu-Han nach seinem Übertritt nach Wei (s. oben S. 8 f.) als *tsiang-kün k'ai fu* auch *yi t'ung san ssë* geworden. „Seitdem gibt es den Titel *k'ai fu*.“ Offenbar hatten die Beliehenen die 20 Ermächtigung, einen selbständigen Amtssitz zu haben und Beamte zu ernennen. (Der berühmte und noch heute übliche Titel *tsiang-kün* selbst soll nach *Sung schu* Kap. 39 fol. 3v⁰ f. von dem Herzog Hien von Tsin, 676 bis 651 v. Chr., herkommen.) Ein anderer hoher Titel, der den Rang gleich hinter den drei *kung* darstellte, ist *t'ê tsin*, d. h. „besondere Beförde- 25 rung (von Beamten)“. Seine Geschichte kennen wir nur unvollständig. Nach dem *Hou Han schu* (Kap. 4 fol. 4v⁰) wurde er zuerst im Jahre 91 n. Chr. an besonders verdiente Lehensträger und *tsiang-kün* verliehen. Über seine Bedeutung erfährt man nichts, aber vermutlich handelt es sich um eine besondere Bevollmächtigung wie bei *k'ai fu*: die Inhaber durften selbständig 30 Beamte befördern oder zur Beförderung vorschlagen. Bei diesen ursprünglich keineswegs inhaltlosen Bezeichnungen hat man später die eigentliche Bedeutung vergessen und sie mechanisch als auszeichnende Rangmerkmale verwendet. Solche Fälle aber wird es noch mehr geben. Im übrigen ist es ein aussichtsloses Bemühen, in dem Gewirr der zahllosen 35 Beamtentitel ein System oder gar eine klare Anschauung von den dienstlichen Obliegenheiten zu erhalten, auch die Angaben der Chronisten nötigen zu der Erkenntnis, daß diesen selbst eine solche Anschauung gefehlt hat. Die Tätigkeitsbereiche der ungeheuer ausgedehnten und verwickelten Palastverwaltung, des inneren Beraterkreises des Monarchen und schließ- 40 lich der eigentlichen ressortmäßigen Zentrale, die unmittelbare Exekutive des Kronrats und Mittelstelle zwischen diesem und den Verwaltungen der Provinzen des Reiches war, überschritten einander in solchem Maße, daß es völlig unmöglich ist, hier eine Scheidelinie zu ziehen. Die von jeher

übliche Personal-Union zwischen mehreren Ämtern macht die Verhältnisse für den Außenstehenden nicht einfacher, und nur selten wird die letzte Quelle von Regierungsmaßnahmen feststellbar sein, weil diese das Ergebnis durcheinander laufender Wirkungskräfte amtlicher Cliques, innerer Palast-
 5 intriguen und geheimer Ratgeber des Monarchen sind. Der Wille des letzteren wird sich nur durchsetzen, wenn die Persönlichkeit stark genug ist. Wir haben gesehen, wie außerordentlich selten das der Fall war. Kinder auf dem Throne waren für ehrgeizige Machthaber und herrschsüchtige Haremsweiber am bequemsten, fast alle Dynastien haben in
 10 solchen Zuständen ihr Ende gefunden.

Daß viele, wenn nicht alle, von den hohen Würden des Palastes, auch des Kronrates an sich längst bloße Titel oder bedeutungslose Sinekuren geworden waren, die man nur beibehielt, weil die Überlieferung, besonders die vermeintliche Verfassung der Tschou es verlangte, unterliegt keinem
 15 Zweifel. Erst das damit verbundene Amt innerhalb des Systems der eigentlichen Staatsgeschäfte gab die Wirkungsmöglichkeit und die Macht, es sei denn, daß der Würdenträger oder seine Clique den Monarchen und damit den ganzen Staat beherrschte. Dieses System der eigentlichen Staatsgeschäfte aber wurde nicht mehr von dem inneren Kreise der altertümlichen
 20 Thronwächter allein getragen, sondern verlagerte sich mehr und mehr in den äußeren Kreis der Zentrale, in die entstehenden Ressort-Ministerien, die ursprünglich nur Sekretariate der Mitglieder des Kronrates waren, dann sich aber infolge ihrer Wichtigkeit für die Verwaltungstechnik selbstständig weiter entwickelten. Das von Yü-wên T'ai in seinen archaisierenden
 25 den Bestrebungen in West-Wei eingeführte System des *tschung tsai* („Kanzlers“) und der sechs Regierungsabteilungen aus der Tschou-Zeit (s. oben S. 230) hat keinen langen Bestand gehabt.

Wir haben früher gesehen (s. oben S. 25) wie aus dem *tschung-schu schêng*, der großen zentralen Palast-Kanzlei, das *schang-schu t'ai*, die eigent-
 30 liche Verwaltungskanzlei, herausgenommen war. Wie die Verwaltungsbefugnisse beider abgegrenzt waren, läßt sich im Einzelnen nicht feststellen. Jedenfalls war in den Süd-Staaten das erstere eine vorgeordnete Stelle des zweiten. Das *T'ung tien* (Kap. 21 10l. 8r⁰ f.) sagt ausdrücklich: „Alle Regierungsgeschäfte wurden vom *tschung-schu schêng* erledigt. Es zählte
 35 215 Beamte (sie werden einzeln aufgezählt) und war in 21 Sektionen (*kü*) geteilt. Hinsichtlich der Geschäfte war es den einzelnen Abteilungspräsidenten (*schang-schu*) übergeordnet. Es umfaßte alle wichtigen Zweige der Staatsverwaltung und die *schang-schu* nahmen lediglich ihre Aufträge von dort entgegen.“ Die Bezeichnung *schang-schu t'ai* verschwindet all-
 40 mählich, aber es wird nicht ohne Grund sein, daß der Name für diese Behörde immer wieder wechselt, bei den terminologischen Grundsätzen der Chinesen ein Zeichen für ihre schwankende Stellung. In Sung heißt sie *schang-schu ssě*, dann *schang-schu schêng*, dann treten wieder andere Namen auf, erst spät, unter den T'ang, setzt sich das letztere endgiltig durch.

Eingeteilt war das *schang-schu t'ai* auch im südlichen Tsin, wie früher, in fünf Abteilungen (*ts'ao*), die nach ihrem Tätigkeitsbereich benannt wurden: Beamtentum (*li pu schang-schu*, zuweilen auch *süan pu*, „Beamten-Auswahl“ genannt), Kultus (*ssë pu s.s.*), Militär (*wu ping s. s.* „die fünf Waffenarten“, ein Ausdruck aus dem *Tschou li*), Bevölkerung (*tso min s. s.*) und 5 Finanzen (Steuern, *tu tschi s. s.*). Deutlich zeichnen sich hier bereits die Ressorts ab. Im Norden, in Wei, war die Einteilung viel genauer durchgeführt: dort finden sich sechsunddreißig *ts'ao*, leider erfahren wir aber nichts über deren Zuständigkeit. Neben diesen beiden großen Zentralbehörden gab es noch eine kleine Palast-Kanzlei, der anscheinend ursprünglich die 10 Verwaltung des kaiserlichen Haushaltes oblag, die dann aber wohl auch ein Privatkabinet des Monarchen wurde, darauf lassen wenigstens die Namen schließen: sie bestand schon unter den Ts'in und Han und hieß dort *schitschung*, später *schit-schung ssë* d. h. „Amt für den inneren Dienst“ und hatte nur eine geringe Bedeutung. „Da sie die Angelegenheiten des Haus- 15 haltes (*mên hia*) zu erledigen hatte“, sagt das *T'ung tien* (a. a. O. fol. 3v⁰), „so erhielt sie den Namen *mên-hia schêng*“. Zur Ts'i- und Liang-Zeit, besonders aber in Wei wuchs ihr Geschäftskreis und damit ihr Ansehen um ein bedeutendes. Sie war in sechs Sektionen (*kü*) gegliedert und hatte nicht bloß, wie früher, Wagen, Pferde, Kleider, Medikamente und Ähnliches 20 zu verwalten, sondern mußte auch die Tributleistungen, sowie Eingaben an den Herrscher und Einführungen von Beamten bearbeiten und weiter leiten. So wurde das *mên-hia schêng* in seiner neuen Gestalt mit dem *schang-schu schêng* und *tschung-schu schêng* zu der Gruppe der „drei schêng“ 25 zusammengestellt. Mehr und mehr bilden sich dann aus diesen drei Groß- 25 ämtern die neuen Ressort-Ministerien heraus. Das *pi schu*, oder, wie es jetzt genannt wird, das *pi-schu schêng* („Geheim-Archiv“), bestand als literarische Bibliothek des Palastes weiter, hat aber sonst keine größere Bedeutung erlangt. Der Name bezeichnet später die Archive der Behörden überhaupt. In der Organisation des Zensorats änderte sich außer dem 30 Namen nichts. Neben der Bezeichnung *yü-schi t'ai* findet sich auch *lan-t'ai ssë* und in Wei meist *nan t'ai*, „Süd-Terrasse“, wohl nach der Lage des Gebäudes so genannt. Von der Überwachungstätigkeit dieser großen Kulturbehörde hören wir weder im Süden noch in den Nord-Staaten etwas; die Zeitumstände dürften sie auch kaum zugelassen haben. 35

Die Provinzial-Verwaltung blieb zwar in ihren Grundsätzen im Tsin- und im Wei-Staate dieselbe wie unter den Han und wie wir sie früher dargestellt haben (s. oben S. 26), aber Änderungen im Einzelnen erfolgten beständig, was ja durch die starke unablässige Bewegung in der politischen Gesamtlage bedingt war. Große Gebiete in den Nordlanden sowohl wie 40 in den Grenzgebieten zwischen Huang ho und Huai wechselten immer wieder den Besitzer, und die Verwaltung hatte sich dem anzupassen. Das Tsin-Reich bestand, wie wir sahen, aus 19 *tschou* (Provinzen), 173 *kün* (Präfekturen) mit verschiedenen *hien* (Kreisen) und *kuo* („Staaten“).

Diese *kuo* waren als solche natürlich nur eine Fiktion, die Lehensfürsten waren längst verschwunden, aber die orthodoxe Staatstheorie verlangte, daß das *t'ien hia* (Weltreich) des Himmelssohnes die Einzelstaaten enthielt. In Wirklichkeit waren die *kuo* lediglich die Apanagen der Prinzen und

5 Würdenträger. In Wei fühlte man sich weniger gebunden durch die Überlieferung, hier gab es keine *kuo*, sondern nur *tschou*, *kün* und *hien*, diese aber sehr viel mehr gestückelt, also kleiner als im Süden. Die geographischen Kapitel des *Wei schu* (Kap. 106^{a-c}) zählen mit Namen 106 *tschou* (Provinzen), 504 *kün* (das *T'ung tien* Kap. 171 fol. 4v⁰ zählt 111 *tschou*

10 und 519 *kün*) und 1532 *hien* auf, und das sind bei weitem nicht alle *kün* und *hien*, da die Verfasser oder Neuherausgeber der Annalen für eine große Zahl von Provinzen die Präfekturen und Kreise nicht mehr haben feststellen können. Diese Zahlen müssen sich natürlich auf das gesamte Wei-Reich in seiner größten Ausdehnung beziehen, d. h. auf die Zeit vor

15 der Teilung von 534, und auch dann können viele der Bezirke als solche nur in der Theorie der Verwaltung bestanden haben, denn im Jahre 486 zählte das Reich, wie wir früher sahen (s. oben S. 210), nach der Neuordnung 38 Provinzen. West-Wei erhielt im Jahre 554 eine neue gesonderte Einteilung mit 47 Provinzen (s. oben S. 230). Infolge der häufigen Grenz-

20 verschiebungen müssen sich natürlich auch die Verwaltungsbezirke geändert haben. Wenn allerdings in den Listen der Wei-Annalen manche Bezirksnamen doppelt aufgeführt werden, so kann das nur durch Unachtsamkeit erklärt werden. *Tsin schu* und *Wei schu* machen auch den Versuch, einen Überblick über die Bevölkerung der einzelnen Bezirke zu geben,

25 und zwar nach Familien und Köpfen, aber leider sind auch diese Zahlenangaben ebenso wie frühere (s. oben S. 26) gänzlich unbrauchbar. Das *Wei schu* macht ehrlicherweise selbst darauf aufmerksam, wie schwer es sei, zuverlässiges Material zu erhalten. Bei den ständigen Kämpfen und Zerstörungen namentlich im 6. Jahrhundert habe sich die Bevölkerung

30 von Jahr zu Jahr vermindert, und „als dann am Ende der Periode *ying-nan* (528 bis 530)“, so heißt es weiter, „die Banden der Hu in Lo-yang eindrangen (es kann sich nur um die Sippe der Öt-schu handeln, die im Jahre 531 Lo-yang verbrannten, s. oben S. 224), wurden die amtlichen Register verstreut und gingen meistens verloren, so daß man die eingetragenen

35 Familien für die vergangenen Zeiten nicht mehr feststellen kann. Wir haben nun unsere Zusammenstellungen gemacht für die Zeit *wu-ting* (543 bis 550, d. h. für eine Zeit, wo bereits die Teilung vollzogen war; trotzdem beziehen sich die Zahlen auf das ganze Reich, vgl. oben); wo wir die Namen und Zahlen nicht wußten, haben wir sie ausgelassen.“

40 „Die Familien in den Provinzen sind auf Grund der amtlichen Register aus der Zeit *ying-hi* (532 bis 535) angegeben; wo keine Angaben vorhanden waren, haben wir sie nicht verzeichnet“ (Kap. 106^a fol. 1v⁰). Man sieht also, daß die Zusammenstellungen auch dann nur geringen Wert beanspruchen könnten, wenn die amtlichen Register nicht ohnehin von zweifel-

hafter Zuverlässigkeit wären. So hat es keinen Nutzen, die in den Annalen angegebenen Bevölkerungszahlen für weitere Untersuchungen zu verwenden. Im allgemeinen sind die Zahlen sehr niedrig, und bei den geschilderten Verhältnissen mögen auch weite Gebiete äußerst dünn bevölkert gewesen sein. Der am dichtesten besiedelte Bezirk von Wei, die hauptstädtische 5 Provinz, d. h. Nordwest-Ho-nan mit Ye (Tschang-tè) als Mittelpunkt, hatte 12 Präfekturen mit 65 Kreisen und angeblich eine Bevölkerung von 371675 Familien mit 1459835 Köpfen, also 22459 Köpfe auf den Kreis. Am dünnsten besiedelt wäre die Gegend im Nordosten gewesen. Die Provinz P'ing, an der Westküste des Golfs von Liao-tung, hatte 2 Präfek- 10 turen mit 5 Kreisen und wäre von 973 Familien mit 3741 Köpfen bewohnt gewesen, hätte also 748 Köpfe auf den Kreis gezählt; die benachbarte Provinz Ying in Liao-tung hatte 6 Präfekturen mit 14 Kreisen und eine Bevölkerung von 1021 Familien mit 4664 Köpfen, d. h. 333 Köpfe auf den Kreis! Zwischen diesen beiden Extremen bewegen sich die Bevölkerungs- 15 zahlen, soweit sie angegeben sind. Sie sind von einer kaum glaublichen Niedrigkeit, würden allerdings begreiflich werden, wenn man den angeblichen Durchschnitt des Familienstandes berechnet: danach ist die Zahl 5 die höchste, die vorkommt, und das nur in ganz wenigen Provinzen; für die meisten ist sie 4 und darunter bis zu 2,5. Die Zahlen sind zu einem 20 erheblichen Teile wieder unmöglich, so daß jeder Versuch, einen verlässlichen Anhalt für die Schätzung der Bevölkerung im 6. Jahrhundert zu gewinnen, aussichtslos ist. Nicht zu bezweifeln ist freilich, daß, wie sich schon früher ergab (s. oben S. 26), die Bevölkerungsziffer im allgemeinen sehr niedrig und außerdem sehr schwankend war. Kriege und wirtschaftliches Elend 25 machen beides erklärlich.

In Tsin waren die *hien* in große und kleine geschieden, an der Spitze der ersteren standen *ling*, an der der letzteren *tschang*. In Wei hatte man Provinzen, Präfekturen und Kreise nach ihrer Bedeutung, die wohl in erster Linie durch die Zahl der Bevölkerung bestimmt wurde, in je drei, 30 die Provinzen zeitweilig sogar in neun Klassen gegliedert. Die Verwaltung bestand ebenso wie die Zentrale aus Abteilungen (*ts'ao*), entsprechend den Aufgabenkreisen, die für das *schang-schu t'ai* die Einteilung bestimmten. Das *Tsin schu* gibt auch noch eine Übersicht über die Verwaltung der „Staaten“. Sie waren nach der Zahl der Bevölkerung in große, mittlere 35 und kleine eingeteilt und wurden an die Mitglieder der herrschenden Familie, an Günstlinge und hohe Würdenträger gegeben, die von den Steuern und Einkünften des Landes lebten. Im allgemeinen galt ein Gebiet mit über 10000 Familien als großer „Staat“, mit über 5000 als mittlerer, mit weniger als 5000 als kleiner; aber diese Maßzahlen waren nicht immer die- 40 selben. Auch die alten Titel des Lehensadels (s. I, 128 f.) wurden in Verbindung mit diesen Landgebieten verliehen, kamen aber anscheinend nach der Übersiedlung im Süden mehr aus der Übung. Auch in Wei hatte Tao-wu ti das System eingeführt, aber im wesentlichen scheint das

Ganze mehr ein theoretisches Zugeständnis an die Überlieferung gewesen zu sein. Unklar bleibt das Verhältnis der Lehensträger zu den provinzialen Behörden. Meistens waren jene zugleich Gouverneure von Provinzen und schalteten dann, zwar nicht de jure, aber bei der Schwäche der Monarchen in Wirklichkeit, wie unabhängige Landesherren, ernannten die Beamten und verfügten über die Finanzen. Die zahlreichen Diktatoren und Usurpatoren der kaiserlichen Macht, die wir kennengelernt haben, hatten sich mit einer ganzen Anzahl von Präфекturen belehnen lassen, um sich so die materielle Grundlage für ihre Unternehmungen zu sichern (vgl. 5 z. B. oben S. 144 u. 157). Zugleich bekleideten dann die mächtigen Grundherren die hohen Stellungen in der Hauptstadt, waren Mitglieder des inneren Rates und lebten fast dauernd am Hofe. Die der Sicherheit der Dynastie wie der Einheit des Reiches so gefährlichen Selbständigkeitsbestrebungen der Großen hatten ihren Herd nicht mehr, wie im Altertum, 15 in den großen Lehenstaaten, sondern meist in den Cliques intriguierender Würdenträger des Hofes, seltener in Desperado-Gruppen des Heeres oder der Provinzen. Wie die rechtliche Stellung eines Lehensträgers, der nur einige oder auch nur ein *hien* zu seinem Unterhalt (*schü*, d. h. „zum Essen“) hatte, innerhalb der Provinzialordnung war, ist nicht zu erkennen. Ob und 20 wie der Provinzialgouverneur, zumal wenn er ein besoldeter Beamter war, die Steuer- und Gerichtshoheit in solchen Lehen ausübte, oder wie das Verhältnis zu den kaiserlichen Inspektoren sich gestaltete, bleibt dunkel. Die innere Organisation des Steuer- und Besoldungswesens ist bisher noch unerforschtes Gebiet. Nicht viel mehr weiß man über das Heerwesen, 25 wie schon früher bemerkt wurde (I, 363). Nach den Bestimmungen im Tsin-Reiche mußten die Inhaber mindestens der größeren Lehen ein gewisses Heeres-Kontingent stellen, das zwischen 60 und 2000 Mann lag. Diese wurden mit den in den Bezirken sonst angeworbenen Truppen zu größeren Verbänden zusammengefaßt, an deren Spitze die *tsiang-kün* und 30 *ta tsiang-kün* standen. Daneben gab es — zuerst im Wei der Vor-Tsin-Zeit („drei Reiche“) — einen *tu-tu*, „der die Heeresangelegenheiten der Provinzen zu überwachen hatte“. Er scheint auch zivile Verwaltungsbefugnisse gehabt zu haben, und vermutlich lag ihm die Anwerbung, Verpflegung und Bewaffnung der Heeresverbände ob. Die beiden *tu-tu* (des Ostens und des 35 Westens), die unter Yuan ti von Liang im Jahre 553 ernannt wurden (s. oben S. 174), müssen die Stellungen von Militärgouverneuren mit weitgehenden Befugnissen gehabt haben. Im nördlichen Wei finden wir neben dem „*tu-tu* für die Heeresangelegenheiten aller Provinzen“ einen solchen „für die von drei Provinzen“ und einen „*tu-tu* für die Heeresangelegenheiten 40 innerhalb (der Hauptstadt) und außerhalb (in den Provinzen)“. Der eigentliche „Kriegsminister“, der *ta ssě-ma*, gehörte dem inneren Rate an, aber über die Abgrenzung der Dienstbereiche dieser hohen Beamten erfahren wir nichts. Für sich bestanden noch die Kontingente der Palastgarden (*su-wei*), denen die Sorge für die Sicherheit der Paläste und

der Person des Monarchen oblag. An ihrer Spitze stand als Kommandant der *tschung-weï tsiang-kün*, später waren es in Tsin und in Wei ihrer zwei, einer „zur linken“ und einer „zur rechten Hand“. Diese Streitmacht, über deren Stärke und weitere Organisation wir nichts wissen, rückte im Kriege nicht mit aus, sondern blieb zur Verfügung der Palastverwaltung. 5 Sie hat bei inneren Kämpfen und Umstürzen natürlich meist in erster Linie mitgewirkt, und wir haben gesehen, zu welchen verräterischen Gewalttaten und heimlichen Verbrechen sie oft das Werkzeug sein mußte. Auf die besonderen Polizeitruppen, denen der Schutz der Hauptstadt, im besonderen die Bewachung der Tore und der Stadtmauern anvertraut war, kann 10 hier nicht eingegangen werden.

Das Festhalten gerade der bedeutenderen Herrscher dieser Zeit an Grundriß und Wesen des konfuzianischen Staates legt die Frage nahe nach dem Geist und der Heranbildung des Beamtentums als des wichtigsten Trägers in diesem Kulturgebäude. Die Frage ist natürlich gleichbedeutend 15 mit der nach dem Stande des Unterrichts und des staatlichen Prüfungssystems, das ja nach den Plänen der Han-Kaiser die Beamten liefern sollte. Wir haben bereits gesehen, ein wie starker Verfall auf diesem Gebiete bis in den Anfang der Tsin-Herrschaft hinein herrschte (s. oben S. 21 f.). In der folgenden Zeit hat es nicht an Versuchen gefehlt, die konfuzianischen 20 Studien zu fördern und das Prüfungswesen neu zu regeln, aber das erstere war meist erfolgreicher als das letztere. In Wei waren die Verhältnisse, wenigstens in der späteren Zeit, rühmlicher als in den Süd-Staaten; Kriege und Revolution haben natürlich dort wie hier gehindert und zerstört, aber trotz der zeitweilig überragenden Stellung des Buddhismus trieb der 25 Konfuzianisierungseifer in Wei und den anderen größeren Reichen des Nordens zu stärkeren Wirkungen als im Süden. Die unter den Tsin eingeführte Zweiteilung in der Ausbildung des Nachwuchses für den Staatsdienst bestand weiter fort: einmal waren es die Söhne der Vornehmen und höheren Beamten, die eine Anwartschaft auf die Amtstellen hatten und 30 die dafür in dem *kuo hūo* oder *kuo-tsě hūo*, der Schule der jungen Aristokraten, unterrichtet wurden (s. oben S. 22 f.), und dann die in den Provinzen von den *tschung-tschêng* (s. oben S. 21) ausgesuchten und der großen Studienanstalt, dem *t'ai hūo*, überwiesenen Leute aus dem Volke. Indessen wird schon früh über die Willkür und Parteilichkeit der *tschung-tschêng* geklagt, 35 die „nach eigener Liebe und Abneigung“ entschieden und „sich die Machtbefugnisse des höchsten Herrschers selbst anmaßen“ (*T'ung tien* Kap. 14 fol. 2r^o f.). Namentlich war es der durch seine unverblümte Sprache berühmt gewordene Präsident (*p'u-ye* s. oben S. 25) in der Regierungskanzlei (*schang-schu*), Liu Yi, der bei Wu ti von Tsin um 280 in einer um- 40 fangreichen Denkschrift beantragte, die Einrichtung der *tschung-tschêng* abzuschaffen und „die schlechten Methoden der Wei zu beseitigen“. Daran schloß sich später ein Antrag von anderer Seite, die frühere unmittelbare Auswahl der Kandidaten in den Bezirken (durch die dortigen Behörden?)

wieder einzuführen. Erfolg haben diese Anträge nicht gehabt, die *tschung-tschêng*, die sich offenbar bei der Auswahl der Kandidaten vielfach von persönlichen Interessen leiten ließen und Bestechungen zugänglich waren, sind, abgesehen von einer kurzen Unterbrechung am Anfang des 6. Jahrhunderts in Liang und in Wei, bis zur Sui-Zeit bestehen geblieben, obwohl ein Erlaß von 462 getadelt hatte, daß „viele Beamte nicht nach der richtigen Ordnung ausgewählt und befördert würden“. Von der Art, wie die Kenntnisse und Fähigkeiten der Kandidaten festgestellt wurden, erhält man ebensowenig eine Vorstellung wie von deren Bildungsgänge, durch den sie erlangt wurden. Über die beiden großen Studienanstalten der Hauptstadt, das *t'ai hūo* und das *kuo (-tsě) hūo*, sind die Nachrichten zahlreich. Beide waren wichtige Zubehörstücke im Gefüge des konfuzianischen Staates, und ihre Herrichtung galt ebenso für eine der ersten Pflichten einer neuen Dynastie wie die des Ahnentempels, des *ming t'ang* und des *pi-yung* (s. I, 304). Die Tsin hatten sich kaum am Yang-tsě heimisch gemacht, als sie begannen, die Kultstätten anzulegen (s. oben S. 118). Die kriegerischen Unruhen bewirkten freilich eine starke Verzögerung, erst 376 wurde das *t'ai hūo* errichtet, in dem zunächst die „Ausgewählten“ und die „Aristokraten“ gemeinsam untergebracht wurden. Aber im Jahre 384 entstand auch das *kuo hūo* wieder. In Wei war Tao-wu ti, der Begründer der kaiserlichen Dynastie (386), auch der Gründer der konfuzianischen Gelehrten-Organisation (s. oben S. 188). „Obwohl seine Tage nicht reich an Muße waren“, sagt das *Peï schi* (Kap. 81 fol. 1 v^o) von ihm, „ließ er sich sogleich nach Gründung der Hauptstadt die Förderung der kanonischen Wissenschaft besonders angelegen sein. Er errichtete das *t'ai hūo* mit Lehrern (*po-schi*) für die fünf kanonischen Bücher und mit über tausend Studierenden. Im Jahre 399 wurde dann auch das *kuo-tsě hūo* geschaffen, in dem Studierende bis zu dreitausend Platz hatten. Gleichzeitig ließ er in den Provinzen nach Büchern suchen, und alles, was davon zu erlangen war, nach der Hauptstadt kommen, wo durch eine große Zahl von Literaten die in dem kanonischen Schrifttum verwendeten und hinsichtlich ihrer Bedeutungen einwandfrei feststehenden Zeichen zusammengestellt wurden. Es sollen über 40000 Schriftzeichen gewesen sein, eine Zahl, die unzweifelhaft übertrieben ist. Im Jahre 486, dem Jahre der großen Reformen in Wei, wurde unter Hien-wên ti das ganze Prüfungssystem neu und planmäßig geordnet. (vgl. oben S. 210). Als dann 494 die Übersiedlung nach Lo-yang erfolgte, wurden natürlich sogleich die neuen Unterrichtsanstalten eingerichtet, und die konfuzianische Gelehrsamkeit blühte unter der Führung zahlreicher berühmter Größen neben dem prunkliebenden Buddhismus auf. Anders steht es mit den Schulen in den Provinzen. Über sie erfährt man in den Quellen so gut wie nichts. Man muß nach den Denkschriften von Kung-sun Hung und Tung Tschung-schu (I, 299) annehmen, daß zur Han-Zeit wenigstens in manchen Bezirken für staatlichen Unterricht gesorgt war, obwohl die Angaben darüber sehr knapp und wenig

klar sind. In der Zeit nachher ist auch beständig davon die Rede, daß in den Provinzen und Präfekturen „sittlich reine, aufrechte und gerade Männer“ (*hien-liang fang-tschêng* s. unten), wie es zum ersten Male in den berühmten Erlassen Wen ti von 178 und 165 v. Chr. (I, 291) heißt, oder „pietätvolle und makellose Persönlichkeiten“ (*hiao-lien* s. unten), wie Wu ti 5 in seinem Erlaß von 134 v. Chr. (*Ts'ien Han schu* Kap. 6 fol. 4r⁰) sagt, auszuwählen sind, oder daß überall nach „blühenden Talenten“ (*siu-ts'ai* oder *mou-ts'ai* — so sagt zum ersten Male der Erlaß Wu ti von 106 v. Chr., ebenda fol. 26v⁰, s. unten) gesucht werden soll, aber von Lehranstalten für diese Zwecke ist nicht mehr die Rede. Entwickelt haben kann sich 10 das Schulwesen auf dem Lande nicht weiter, denn wenn schon die Zustände in der Hauptstadt um die Mitte des 3. Jahrhunderts so waren, wie sie früher geschildert wurden (s. oben S. 21 f.), so ist leicht zu ermessen, wie es in den Provinzen bestellt gewesen sein muß. Der gelehrte Ratgeber des Kaisers Wu ti (265 bis 290) von Tsin, Fu Hüan, erwähnt in einem seiner zahl- 15 reichen Berichte, in denen er die reformbedürftigen Zustände des Reiches rügt, auch die Vernachlässigung der kanonischen Studien: „der Beamten ohne wirkliche Tätigkeit“, sagt er, „gibt es viele, aber Schulen hat man nicht errichtet“ (*Tsin schu* Kap. 47 fol. 2v⁰). Auch die wiederholten Klagen über die unbefriedigende Bildung der ausgewählten Kandidaten 20 wären nicht zu erklären, wenn es einen brauchbaren allgemeinen Unterricht gegeben hätte. Das *Tsin schu* berichtet aus dem Beginn der Dynastie vom Ende des 3. Jahrhunderts, daß der Gouverneur von P'o-yang in Kiang-si, Yü P'u, der Verfasser eines (verlorenen) Kommentars zum *Tsch'un-ts'iu* und anderer Schriften, „die Errichtung von Lehranstalten 25 dort in großem Maße betrieben“ und überall zu ihrem Besuche aufgefordert habe. Über 700 Schüler seien daraufhin zusammengekommen, damit sie „den Kanon der Heiligen mündlich hersagen sollten“ (Kap. 82 fol. 3v⁰ ff.). Einen zweiten Fall berichtet Ma Tuan-lin im *Wên hien t'ung k'ao* (Kap. 48 fol. 3v⁰), allerdings ohne Quellenangabe, von dem bekannten Minister 30 Yü Liang (s. oben S. 70 und 118), der in der Periode *yung-ho* (345 bis 357) in Wu-tsch'ang am Yang-tsë eine Lehranstalt errichtet habe, in der die jüngeren Mitglieder seiner eigenen Familie, sowie die der ihm zur Seite stehenden höheren Beamten Aufnahme gefunden hätten. Nimmt man dazu noch einige allgemeine Angaben über Errichtung von Schulen in den 35 Provinzen durch Wu ti von Liang, die sich ebenfalls bei Ma Tuan-lin finden, so ist dies Alles, was wir von den Süd-Staaten über die Frage erfahren. Erst im Wei-Reiche des Nordens geschieht von 466 ab etwas Durchgreifendes für den Unterricht außerhalb der Hauptstadt, also gerade zu einer Zeit, wo der Buddhismus im Norden in höchster Blüte stand und die gewaltigen 40 Tempelbauten bei Ta-t'ung geschaffen wurden (s. oben S. 206 f.) — ein Zeichen, daß das Konfuzianertum nicht über Beeinträchtigung zu klagen brauchte. Damals wurde in jeder Präfektur-Hauptstadt eine Lehranstalt mit zwei *po-schi* und zwei Hilfslehrern eingerichtet, die sechzig Schüler

zu unterrichten hatten; später wurden die Bezirke verschieden nach der Größe bedacht: die bedeutendsten hatten zwei *po-schi* und vier Hilfslehrer für hundert Schüler, die nächst großen zwei *po-schi* und zwei Hilfslehrer für achtzig Schüler, die mittleren einen *po-schi* und zwei Hilfslehrer für 5 sechzig Schüler, die kleinen je einen *po-schi* und einen Hilfslehrer für vierzig Schüler (*Weï schu* Kap. 6 fol. 2v⁰ und *Peï schi* Kap. 81 fol. 2r⁰). Ma Tuan-lin sagt, gewiß mit Recht, daß „hier das Schulwesen in Präfekturen und Kreisen seinen Anfang nahm“ (vgl. oben S. 210).

Bei diesem Stande der Dinge wird es im allgemeinen dem Einzelnen selbst 10 überlassen gewesen sein, das Maß von Kenntnissen zu erwerben, das für eine Beamten-Anwartschaft für nötig erachtet wurde: entweder sammelte ein Gelehrter von Ruf eine Schar von Schülern um sich, oder mehrere Familien nahmen einen Lehrer für ihre Söhne (Mädchen kamen zunächst nicht in Betracht) in Dienst, dem mittellosen Knaben blieb, sofern eine 15 öffentliche Schule für ihn nicht erreichbar war, für gewöhnlich nur die Selbsthilfe. So haben sich die Zustände auch bis in die moderne Zeit erhalten, die amtlichen Stellen beschränkten sich in der Regel auf die „Auswahl“, d. h. die Prüfung der Bewerber. Solche Prüfungen wurden in den Provinz- und Präfektur-Städten von den *tschung-tschêng* abgehalten, 20 und daß dabei vielfach Durchstechereien und Begünstigungen vorkamen, beweisen die vielen Klagen. Die so „ausgewählten“, „sittlich reinen“, „pietätvollen und makellosen“ „blühenden Talente“ wurden dann dem *t'ai hño* („Akademie“) der Hauptstadt zur weiteren Ausbildung oder den Behörden zur unmittelbaren Verwendung überwiesen. Die erwähnten 25 Ausdrücke für die Anwärter, *hien-liang fang-tschêng*, *hiao-lien* und *siu-ts'ai* oder *mou-ts'ai* haben sich dann im Laufe der Zeit verhärtet zu feststehenden Bezeichnungen solcher Personen, die in den Provinzen die ersten staatlichen Prüfungen bestanden hatten. Insgesamt gelangte aber das staatliche Prüfungssystem während der vier Jahrhunderte zwischen Han- und Sui-Zeit 30 nicht weit über die ersten Grundlagen hinaus, die von den Han gelegt waren.

Daß bei der „Auswahl“ nach wie vor der Maßstab weit mehr durch sittliche als durch intellektuelle Momente bestimmt sein sollte, zeigen schon jene Bezeichnungen zur Genüge, selbst wenn der Grundsatz nicht in zahl- 35 losen Erlassen, Verordnungen und Berichten immer wiederholt würde. Mag man auch im Altertum unter den „sechs Wissenschaften“ (*leo yi*) immer Wagenführung, Bogenschießen und Mathematik mitverstanden haben, so hatte sich das doch mit der Konfuzianisierung des Staates geändert, die „sechs Wissenschaften“ waren schon zur frühen Han-Zeit das 40 Wissen von den sechs kanonischen Büchern geworden (s. I, 307), und nur dieses Wissen galt noch bei der „Auswahl“, hier allein war der Maßstab für die Geeignetheit oder sollte es wenigstens sein. Ernstlich angefochten ist diese Alleinherrschaft des Kanons auch kaum jemals, mit Erfolg niemals; sie hat sich im Gegenteil im Laufe der Zeit noch mehr befestigt. Ganz bei-

läufig, in der Lebensbeschreibung eines konfuzianischen Sonderlings, berichtet das *Sung schu* (Kap. 93 fol. 18r⁰), daß man im Jahre 438 den Lei Ts'ë-tzung, einen konfuzianischen Gelehrten, der bis dahin in Zurückgezogenheit gelebt hatte und tatsächlich Buddhist war (s. unten), nach der Hauptstadt einlud. „Dort eröffnete er auf dem Ki-lung schan (einem Hügel 5 außerhalb der Nordtore von Nanking) eine Versammlungshalle, sammelte Schüler um sich und unterrichtete mehr als hundert Personen. Gemeinsam mit zwei (völlig unbekannten) Gelehrten überwachte er alle Jünger der konfuzianischen Wissenschaft. Ein *kuo-tsë hūo* bestand zu jener Zeit nicht. Der Kaiser aber (es war Wên ti, der Gegner T'ai-wu tis von Wei, s. oben 10 S. 151) hatte seine Neigung den Wissenschaften zugewandt und beauftragte den Präfekten von Tan-yang (dem hauptstädtischen Bezirk), Ho Schang-tschi, eine Lehranstalt (oder einen Lehrgang) für Mystik (d. h. Taoismus), den Überwacher der Wasseruhren im Palast des Thronfolgers, Ho Tsch'êng-t'ien, eine solche für Geschichte und den Sekretär in der 15 Abteilung für Volksfragen, Sie Yuan, eine solche für Literatur zu eröffnen. So gab es vier Lehranstalten (oder Lehrgänge)“. Ssë-ma Kuang (Kap. 123 fol. 28r⁰) mißbilligt dieses Tun vom Standpunkte des starren Konfuzianers der Sung-Zeit. Er schließt seine Bemerkungen mit den Worten: „Geschichte ist ein Teil der konfuzianischen Wissenschaft, Lite- 20 ratur ein Zubehör dazu. Was Lao tsë und Tschuang tsë anlangt, so sind ihre Lehren ohne Gehalt und feste Grundlage, sie sind kein Gegenstand für den Unterricht. Eine Lehranstalt ist etwas, in dem die Wahrheit gesucht wird; in der Welt aber gibt es nicht mehrere Wahrheiten, wie kann man also vier Lehranstalten haben?“. Noch schärfer urteilt das *Schu-fa* 25 im *Kang-mu* (zu *yuan-kid* 15. Jahr): „Die Wahrheit ist eins, und ausschließlich die konfuzianische Lehre umfaßt sie ganz. Eine Lehranstalt für Geschichte und eine für Literatur abteilen, ist durchaus verkehrt, was aber die Mystik angeht, wie kann man die überhaupt mit der konfuzianischen Lehre zusammen nennen!“. Die vier Lehranstalten oder Abteilungen 30 (*k'o*, wie sie im *Nan schi* Kap. 22 fol. 9r⁰ genannt werden) bestanden noch unter Ming ti. Die Lebensbeschreibung des bekannten Gelehrten Wang Kien im *Nan schi* (a. a. O.) berichtet, daß im Jahre 470 ein universales Forschungsinstitut, *Tsung-ming kuan*, d. h. „Institut der allgemeinen Erkenntnis“, gegründet wurde, in dem „die Gelehrten sich sammeln sollten“, 35 und in dem auch die vier Abteilungen untergebracht gewesen zu sein scheinen. Im Jahre 485 unter Wu ti von Ts'i wurde aber dies Institut wieder beseitigt und statt dessen ein *kuo hūo* eröffnet. Zugleich wurde im Hause Wang Kiens eine Studienanstalt eingerichtet, in die auch die Bücher der vier Abteilungen (der Literatur? *pu*) übergeführt wurden. 40 Das war das Ende von Wên tis unkonfuzianischer Gründung.

Wir sehen mithin, daß in den Staaten des von Kriegen und inneren Unruhen durchwühlten Zeitraumes weniger von einem eigentlichen Unterrichtswesen gesprochen werden kann als von einem Prüfungswesen, und

auch dieses war unter den geschilderten politischen Verhältnissen meist wenig wirksam; unehrliche Begünstigungswirtschaft und Abneigung namentlich der vornehmen Kandidaten gegen ernsthaftes Studium nahmen ihm den wirklichen Wert. Eine Ausnahme machte auch hier, wenigstens
 5 zeitweilig, das nördliche Wei, wo nach dem *Pei schi* (Kap. 81 fol. 2v⁰), ungeachtet wieder der Stellung des Buddhismus, unter Sün-wu ti am Anfang des 6. Jahrhunderts große und kleine Lehranstalten errichtet wurden, „die kanonische Wissenschaft überall aufleuchtete, und die Stätten, wo man die kanonischen Bücher besprach und abschrieb, nicht zu zählen waren“.
 10 Die Übersiedlung in die neue Hauptstadt Lo-yang hat zwar die berühmten buddhistischen Höhlentempel dort erstehen lassen, aber die konfuzianischen Riten und Studien haben, wie schon vorhin erwähnt wurde, in der klassischen Umgebung unter Hiao-wên ti und Sün-wu ti ebenfalls einen gewaltigen Auftrieb erfahren (s. oben S. 212f.). Indessen von Dauer gewesen ist auch
 15 das nicht, dafür waren die Verhältnisse noch zu wenig gefestigt. Für die volle Entwicklung des staatlichen Bildungs- und Prüfungssystems war die Zeit noch nicht gekommen.

Diese Tatsache hat jedoch nicht verhindert, daß die konfuzianische Wissenschaft als solche, sowie die Literatur, in der sie ihren Ausdruck fand,
 20 in dem Zeitraum zwischen Han- und Sui-Dynastie eine wichtige, freilich nicht einheitliche Weiterentwicklung erfuhr. Wir haben mehrfach beobachten können, wie zwar der konfuzianische Universalismus als religiös-politische Idee weiter bestand, wie er aber noch nicht die Kraft besaß, der individualistischen Instinkte der neuen Völker Herr zu werden, und wie
 25 selbst das „Chinesentum“ im Süden noch nicht die Forderungen des Universalismus in der neuen, erweiterten Welt begriff. Dieses Chinesentum schloß sich ab gegen die „Barbaren“ und erkannte nicht, daß es nur ein Glied in dem großen Ringen der Völker, eine Stufe in der gemeinschaftlichen Entwicklung Aller darstellte. Auch als ethisches System hatte
 30 sich der Konfuzianismus in den breiten Massen der Völker noch nicht durchgesetzt und konnte es um so weniger, als eben das staatliche Bildungs- und Prüfungswesen über Versuche und Ansätze noch nicht weit hinausgelangt war. Das Volkstum stand noch in unausgeglichenem Gegensatz zu der Weisheit der Literaten, in dem konfuzianischen Staate wohnte noch
 35 kein konfuzianisches Volk. Zu alledem bildete aber doch einen starken Gegensatz die konfuzianische, d. h. kanonische Wissenschaft. Gewiß wird man die Zeit zwischen den beiden großen Dynastien der Han und der T'ang nicht zu den glänzendsten Epochen der chinesischen Geistesgeschichte zählen, dazu fehlte der Rahmen der großen politischen Machtentfaltung,
 40 wie er auf die Dauer für die Blüte der höchsten Geisteskultur unentbehrlich ist, aber zu den wichtigsten gehört sie bestimmt. Es war weniger eine Zeit der Ernte als der Aussaat, und wenn man bedenkt, welch grauenvolles Elend das Wesen dieser Zeit ausmachte, wie die ständigen Kriege und Revolutionen, die Zerstörungen und bluttriefenden Gewalttaten die Gesinnung

verrohten und die Geister in Furcht und Schrecken hielten, dann kann man nur staunen über den Reichtum dieser Aussaat, die in der T'ang-Zeit ihre volle Frucht trug und die nur durch Umstände besonderer Art ermöglicht wurde. Der indische Buddhismus, der, wie wir sahen (I, 406 ff.), zur Han-Zeit leise und unbemerkt in China seinen Eintritt bewerkstelligt, 5 unbeachtet von der konfuzianischen Staatsleitung Fuß gefaßt, Anhänger gefunden, Gemeinden gebildet und Klöster gegründet hatte, begann nach dem Sturze der Han, besonders aber zur Tsin-Zeit, in breitem, immer mehr anschwellendem Strome sich vom Nordwesten her, allmählich auch vom Süden nach China zu ergießen, um dann in den Nord-Staaten besonders 10 in Wei und im Süden besonders in Liang seine größte Stärke zu erreichen. Welche tiefgehende Wirkung dieser weltgeschichtliche Vorgang auf das gesamte chinesische Geistesleben haben mußte, können wir heute kaum noch ermessen. Auch der Konfuzianismus, so sehr er sich gegen den neuen, bisher hochmütig übersehenen Fremdling zur Wehr setzte, konnte sich 15 diesen mächtigen Einflüssen nicht entziehen, und das Literatentum hat in der Folgezeit immer wieder ihre Spuren in den Werken von vielen seiner Mitglieder erkannt und beklagt.

Der Konfuzianismus, so wie er zur Han-Zeit geformt war, bildete zwar als Grundwerk des staatlichen Gefüges und als Hüter des staatlichen 20 Kultes eine geschlossene Einheit, und diese Einheit wurde äußerlich um so fester, je fester sich das Literatentum, nicht zum wenigsten unter dem Druck des zunehmenden Einflusses der Buddhisten, zu einer politischen Kaste zusammenschloß. Aber diese Kaste war während der langen Spaltung mehr eine Interessengemeinschaft zum Schutz ihrer staatlichen Vorzug- 25 stellung als eine durch gleiche Weltanschauung innerlich verbundene Einheit. Schon in den Fragen der Auslegung und Kritik der Texte waren Meinungsverschiedenheiten und sogar verschiedene Schulen entstanden, wenn es auch zu einer wirklichen Spaltung des Literatentums oder zu einer ernstesten Erschütterung der Grundlagen der staatlichen Theorie trotz aller 30 gelehrten Auseinandersetzungen nicht gekommen ist. Indessen die Gefahr einer auch geistigen Zerreißung neben der politischen war, wie wir sehen werden, zeitweilig doch vorhanden.

Der größte Teil des konfuzianischen Kanons hatte durch die Steingravierung von 175 (I, 412) eine endgiltige Form erhalten. Tschêng Hüan (meist 35 mit seinem Beinamen Tschêng K'ang-tsch'êng genannt), des berühmten Ma Jung, des ersten aller Texterklärer im 2. Jahrhundert, berühmterer Schüler, hatte zu fast allen kanonischen Büchern seine Kommentare verfaßt; von seinen Zeitgenossen Fu K'ien, Ho Hiu und Tschao K'í waren das *Tso tschuan*, das *Kung-yang tschuan* und *Mêng tsê* bearbeitet und 40 erklärt worden. Diese Literatur bildete die einheitliche Grundlage der konfuzianischen Wissenschaft am Ausgange der Han- und zu Beginn der Wei-, Schu- und Wu-Zeit. Schon im dritten Jahrhundert aber erfuhr sie in Wei eine Erweiterung und Wandlung vor allem durch drei berühmt

gewordene Gelehrte: Wang Su, Wang Pi (beide sind verwandt) und Ho Yen. Wang Su war ein Gegner Tschêng Hüans und kritisierte dessen Erklärungen zum *Schu king*, *Schi king* und den drei *Li*-Sammlungen, wobei er sich auf angebliche Kommentare K'ung Ngan-kuos, eines Nach-

5 kommen des Konfuzius aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr., zum *Schu king*, *Lun yü* und *Hiao king* stützte. Außerdem verfaßte er Erklärungen zum *Tso tschuan* und gab den Kommentar seines Vaters Wang Lang zum *Yi king* heraus. Endlich — und dadurch ist er besonders bekannt ge-

10 worden — behauptete er, den Text des *K'ung tsě kia yü* (I, 63 f.), einer Sammlung von Reden und Aussprüchen des Weisen selbst, im Hause eines Nachkommen des Konfuzius gefunden zu haben, und brachte das Werk mit seinen Erklärungen als Zeugnis gegen Tschêng Hüan in die Öffentlich-

15 keit. Das Werk ist, wie schon von den Verfassern des kaiserlichen Katalogs nachgewiesen ist, eine Fälschung und von Wang selbst aus einer Reihe anderer Werke zusammengestellt worden. Auch sonst erscheint die Tätigkeit Wang Sus, wie wir sehen werden, in einem sehr zweideutigen Lichte. Wang Pi, der nur 23 Jahre alt geworden ist, hat von kanonischen Schriften nur das *Yi king* und das *Lun yü* behandelt, und Ho Yen (mit

20 verschiedenen Anderen) das *Lun yü*, das *Hiao king* und das *Yi king*. Von den meisten dieser Werke sind Bruchstücke erhalten. So standen sich im 3. Jahrhundert, da natürlich auch Tschêng Hüan seine Anhängerschaft behielt, bereits zwei Schulen gegenüber, die nicht bloß in der Auslegung der kanonischen Bücher verschiedene Ansichten vertraten, sondern auch von den Texten selbst verschiedene Rezensionen und Bearbeitungen

25 zugrunde legten, ja sogar um die Anerkennung ganz neuer Texte rangten. Aus diesem Widerstreit heraus beginnt jetzt die allmähliche Ersetzung der beiden zur Han-Zeit allein maßgebenden Kommentare des Kung-yang und des Ku-liang zum *Tsch'un-ts'iu* durch das von Liu Hin zurechtgemachte und ganz abseitige *Tso tschuan* (I, 309) hervortreten, und Wang

30 Sus „Entdeckung“ des *Kia yü* und der Erklärungen des K'ung Ngan-kuo im Gegensatz zu dem bis dahin allein geltenden Tschêng Hüan bildet dazu die Parallele. Es war die Wissenschaft der Späteren Han und die der Wei, die sich hier gegenüberstanden, und von deren Schulen hier nur die bekannten Haupter genannt werden konnten. Der Gegensatz zwischen beiden

35 Schulen bestand in ihrer Stellung zu den sogenannten „Texten in alter Schrift“ (*ku wén*) und denen „in neuer Schrift“ (*kin wén*). „Texte in alter Schrift“ waren vor allen die nach einer Legende im Hause des Konfuzius vermauert gewesenen Bücher (I, 289 f. und 307), die in der „großen Siegelschrift“ (I, 235), vielleicht auch in einer recht willkürlich als *k'ou-tou*

40 d. h. „Kaulquappenschrift“ bezeichneten Hieroglyphenart (was immer man sich darunter vorstellen mag) geschrieben gewesen sein sollten, vornehmlich der Text eines Teiles vom *Schu king*, der am Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr., wie die Überlieferung will, von K'ung Ngan-kuo entziffert, in neue Schrift (*li schu* I, 234) umgeschrieben und mit Erklärungen

versehen wäre. „Texte in neuer Schrift“ waren die später nach der mündlichen Überlieferung niedergeschriebenen, im engeren Sinne die Teile des *Schu king*, die bereits früher im Besitze des greisen Fu Schêng in Schantung gefunden oder mündlich von ihm überliefert worden sein sollten (I, 307). Die Unterschiede in den beiden Texten können ursprünglich 5 nur in Einzelheiten bestanden haben. Die beiden abgekürzten Ausdrücke *ku wên* und *kin wên* sind dann in der Nach-Han-Zeit allmählich zu feststehenden Bezeichnungen für das *Schu king* K'ung Ngan-kuos und für das von Fu Schêng geworden, und da die Verteidiger des einen und des anderen sich zu Schulen ausbildeten, so wurden auch diese nach den beiden 10 Ausdrücken benannt. (Vgl. auch unten.) Während Liu Hin mit Eifer für das *ku wên* eingetreten war (I, 378), hatten Ma Jung und Tschêng Hüan nur die Teile des *Schu king* kommentiert, die dem *ku wên* und dem *kin wên* gemeinsam waren, so allerdings, daß Ma dem *ku wên* die Hauptbedeutung beigelegt, Tschêng aber das *kin wên* gleichmäßig herangezogen hatte. 15 Ts'ai Yung hatte noch bei seiner Steingravierung der Texte im Jahre 175 für das *Schu king* den *Kin-wên*-Text zugrunde gelegt. Wang Su nun bekämpfte die Verschmelzungs-Methode Tschêngs, indem er, wie es in einer chinesisch-japanischen „Geschichte der kanonischen Wissenschaft“ (*King hûo li schi*) heißt, auf Grund des *kin wên* Tschêngs *ku wên* und auf 20 Grund des *ku wên* sein *kin wên* angriff. Wie weit Wang Sus Fälschungen gehen, wissen wir im Einzelnen nicht, daß er aber den Kommentar K'ung Ngan-kuos willkürlich gestaltet hat, ist sicher, aller Wahrscheinlichkeit nach hat K'ung sogar niemals einen solchen verfaßt. Auch der *Schu-king*-Text des K'ung Ngan-kuo selbst, den Tschêng Hüan noch gekannt haben 25 mag — er starb im Jahre 200 — wird zu Wang Sus Zeit schwerlich noch vorhanden gewesen, sondern spätestens bei der Zerstörung von Lo-yang durch Schi Lo im Jahre 311 (s. oben S. 46), vielleicht aber schon bei der durch Tung Tschö im Jahre 190 (I, 422) mit zugrunde gegangen sein. Die spätere kritische Wissenschaft stellt denn auch Wang Su als bedenken- 30 losen Fälscher auf die gleiche Höhe wie Liu Hin. „Am Ende der Früheren Han“, so sagt das eben erwähnte chinesisch-japanische Werk, „trat ein Liu Hin auf, und am Ende der Späteren Han ein Wang Su, sie sind die beiden großen Schädlinge (eigentlich „Bücherinsekten“) in der kanonischen Wissenschaft“. Es wird dann auf die in der Tat merkwürdige Überein- 35 stimmung in der persönlichen Haltung der beiden Fälscher den politischen Zeitereignissen gegenüber, in ihrer Verräterei an der Dynastie wie an der literarischen Ehrlichkeit und in der Ausnutzung ihrer amtlichen Stellung für ihre eigenen Zwecke hingewiesen.

Aber außer der Stellung zum *Schu king* war es noch etwas Anderes, 40 was die konfuzianischen Schulhäupter der Wei von denen der Han schied. Wang Su, Wang Pi und Ho Yen standen alle mit einem Fuße im Gebiete der Mystik oder gar Magie (*hüan hûo* „mystische Wissenschaft“). Jeder der drei hat auch einen Kommentar zu Lao tsës *Tao-tê king* verfaßt, und

der von Wang Pi, der einzige aus jener Zeit, der erhalten ist, hat heute noch eine ebenso große Bedeutung wie seine Erklärung des *Yi king*. Es ist klar, daß die taoistische Mystik diese Kommentatoren der Wei-Zeit auch in ihren Auslegungen der oft sehr zweifelhaften Texte, ja selbst in
 5 ihrer Auffassung von der Persönlichkeit des Konfuzius selbst nicht unbeeinflußt lassen konnte, und die gefälschten Kommentare von K'ung Ngan-kuo sollten ihnen dabei zur Rechtfertigung dienen. Wie bedeutend der Einfluß war, den die neue Schule in Wei erlangt hatte, geht aus einer bisher wenig beachteten, aber sehr aufschlußreichen Tatsache hervor.
 10 Auf Ts'ai Yungs Steintafeln war vom *Schu king* der *Kin-wên*-Text, vom *Tsch'un-ts'iu* der *Kung-yang*-Text und Kommentar eingegraben. Wang Su und seine Anhänger wollten diesen steinernen Zeugen der Han-Wissenschaft gegenüber die gleiche Sicherheit für ihren Kanon haben, und so setzten sie es durch (Wang Su befand sich in einer hohen Stellung), daß
 15 in der Zeit von 240 bis 248 (genauer läßt sich das Datum nicht feststellen) neben den 46 Tafeln der Han außerhalb der Studienanstalt (*'ai hūo*) von Lo-yang eine neue Sammlung aufgestellt wurde, auf denen die Texte der neuen Schule zu lesen waren. Die Annalen von Wei berichten nichts von dieser Aufstellung, aber andere Quellen haben sichere, wenn auch unklare
 20 und widerspruchsvolle Angaben. Das *Lo-yang kia-lan ki*, ein Werk über die buddhistischen Klöster von Lo-yang, das bald nach 547 erschienen sein soll, berichtet (Kap. 3 fol. 5 r^o Ausgabe im *Han Wei ts'ung schu*), daß sich vor der Studienanstalt fünfundzwanzig Steintafeln befänden, auf denen das *Schu king* und das *Tsch'un-ts'iu* in drei Schriftarten eingemeißelt
 25 wären, nämlich in Siegelschrift, „Kaulquappenschrift“ und Kanzleischrift (*li schu*). Es folgen dann noch einige Bemerkungen über die Han-Tafeln, die auf Mißverständnissen beruhen oder textlich verstümmelt sind. Ein seit langem verlorenes Werk, das *Si tschêng ki*, das im *T'ai-p'ing yü lan*, der großen Enzyklopädie von 984 (Kap. 589 fol. 15 r^o), zitiert wird, hat
 30 dieselbe Nachricht, spricht aber von fünfunddreißig Tafeln. Das *Schui king tschu* wiederum, das ebenfalls der Zeit der Nördlichen Wei angehört und das die Tafelsammlungen ausführlich beschreibt, meint (Kap. 16 fol. 18 v^o f.), es seien achtundvierzig Tafeln, auf denen „die kanonischen Bücher in drei Schriftarten“ eingemeißelt seien, und zwar seien sie in der
 35 Periode *tschêng-schi* von Wei (240 bis 248) aufgestellt worden. Das Literatur-Verzeichnis der Sui-Annalen (Kap. 32 fol. 35 r^o f.) führt vierzehn Abschnitte des „*Schu king* auf Steintafeln in drei Schriften“ und drei Abschnitte des „*Tsch'un-ts'iu* auf Steintafeln in drei Schriften“ auf. Das Verzeichnis des *Kiu T'ang schu* aber (Kap. 46 fol. 22 v^o f.) spricht genauer
 40 von drei Abschnitten „in alter Siegelschrift von dem *Schu king* auf Steintafeln in drei Schriften“ und von dreizehn Abschnitten „in alter Siegelschrift vom *Tso tschuan* auf Steintafeln in drei Schriften“. Mit den „Steintafeln in drei Schriften“ können nur die von Wei gemeint sein, denn die der Han waren in einer Schrift geschrieben. Wir erfahren also aus diesen

verschiedenen, einander ergänzenden Angaben, daß zwischen 240 und 248 der Kanon abermals in Steintafeln eingemeißelt wurde, und zwar in alten und neuen Schriftarten; dabei war das *Kung-yang tschuan* durch das *Tso tschuan* ersetzt worden und das *Kin-wên-Schu-king* zweifellos durch den *Ku-wên-Tert* des K'ung Ngan-kuo. Von besonderer Wichtigkeit ist 5 dabei, daß ebenso wie auf den Tafeln der Han auch auf denen der Wei, wie der ausgezeichnete Archäologe Wang Kuo-wei in einer besonderen Abhandlung festgestellt hat, nur solche Abschnitte des *Schu king* widergegeben waren, die dem *Ku-wên*- und dem *Kin-wên*-Text gemeinsam sind. Wenn man sich auf den Tafeln der Wei der alten Schriftarten bediente, 10 so mögen diese nach damals noch vorhandenen Bruchstücken der Originale nachgeahmt sein. Im Gebrauch waren diese Schriftarten natürlich längst nicht mehr und gelesen konnten sie auch nur noch von Wenigen werden, ihre Verwendung im dritten Jahrhundert war eine Spielerei, sofern nicht eine Täuschung damit beabsichtigt war. Fertig geworden 15 ist aber die Herstellung der Tafeln offenbar nicht, nicht einmal die der drei Texte des *Schu king*, *Tsch'un-ts'iu* und *Tso tschuan*. Das geht schon aus der geringen Anzahl der Tafeln hervor, denn mag man auch die höchste uns berichtete Zahl, achtundvierzig, dafür gelten lassen, so würden auch diese bei weitem nicht ausreichen, um alle Texte des Kanons der Han *) 20 in drei Schriftarten aufzunehmen. Man müßte diese Zahl dafür wenigstens verdreifachen. Warum das begonnene Werk nicht zu Ende geführt wurde, wissen wir nicht, vielleicht schwand unter den damaligen Kämpfen gegen Schu und Wu und den inneren Intriguen der Ssë-ma-Sippe gegen die regierende Familie in Wei (s. oben S. 12 ff.) das Interesse dafür. Die 25 beiden Werke, auf die es der *Ku-wên*-Schule vor allem ankommen mußte, das *Schu king* und das *Tso tschuan*, standen jedenfalls als Zeichen ihres Sieges in der Studienanstalt vor aller Augen da. Von den Wei-Tafeln sind, ebenso wie von denen der Han, in neuerer Zeit bei Lo-yang beträchtliche Bruchstücke aufgefunden worden; sie tragen mehrere Abschnitte 30 des *Schu king* und des *Tsch'un-ts'iu*.

Die *Ku-wên*-Schule beherrschte die ganze Tsin-Zeit hindurch das Feld. Die weiteren Kommentatoren kanonischer Schriften im 3. und 4. Jahrhundert, vor allem Tu Yü (222 bis 284), der Bearbeiter des *Tso tschuan* (s. oben S. 17), Kuo P'ö (276 bis 324), der des *Ör-ya*, und Fan Ning (339 bis 401), 35 der des *Ku-liang tschuan*, verraten schon durch ihre Neigungen zur Mystik die Zugehörigkeit dazu. Kuo P'ö, der übrigens auch von der taoistischen Schule als ihr zugehörig betrachtet wird (s. unten), gab auch das ganz im Phantastischen schwelgende *Schan-hai king* heraus, und Fan Ning findet in seiner Deutung der Formeln des *Tsch'un-ts'iu* oft genug Gelegenheit, 40 Ausflüge in die Welt des Übernatürlichen zu unternehmen. Überdies hatte er auch dem Literatur-Verzeichnis der Sui-Annalen zufolge (Kap. 32

*) Im ersten Bande auf S. 412 ist versehentlich das *Tschou li* mit unter den Texten der Han-Tafeln angegeben. Es ist dafür das *Schi king* einzusetzen.

fol. 10 v^o) einen Kommentar zum *Ku-wên Schu-king* verfaßt, der freilich schon zur Sui-Zeit bis auf einen Abschnitt verloren war.

Eine abermalige Fälschung im 4. Jahrhundert, nicht weniger verhängnisvoll als die vorhergehenden, wird gleichfalls der *Ku-wên*-Schule zur Last gelegt werden müssen. Der Gouverneur von Yü-tschang (Nord-Kiang-si mit dem heutigen Nan-tsch'ang), Mei Tsê, eine im übrigen unbekannte Persönlichkeit, überreichte unmittelbar nach der Übersiedlung der Tsin nach dem Süden — und zwar muß es zu Anfang der Zeit Yuan tis, also 317 oder wenig später gewesen sein, wenn Mei Tsê, wie berichtet wird, ein Zeitgenosse Wang Taos (s. oben S. 118) war — ein in seinen Besitz gekommenes Exemplar von K'ung Ngan-kuos *Ku-wên Schang-schu* mit Kommentar, also das Werk, das, wenn es jemals in dieser Form vorhanden gewesen ist, bei einer der Zerstörungen von Lo-yang, wie man annahm, zu Grunde gegangen sein sollte, jedenfalls seit Tschêng Hüan von Niemandem mehr gesehen war. Die Nachrichten über den Vorgang sind sehr spärlich. Das *Tsin schu* bleibt merkwürdigerweise völlig stumm über das immerhin denkwürdige Ereignis. Zweifel in die Echtheit des Fundes setzte man damals offenbar nicht und hat sie auch später lange Zeit hindurch nicht gesetzt. K'ung Ying-ta, der am Ende der Sui- und am Anfang der T'ang-Zeit seine Kommentare zu den kanonischen Büchern verfaßte, berichtet im Eingang seines Werkes *Schang schu tschêng yi* („der wahre Sinn des *Schu king*“) zuerst und sehr kurz über die Tatsache. Dann findet sich eine aus wenigen Worten bestehende Notiz im Literatur-Verzeichnis des *Sui schu* (Kap. 32 fol. 12 v^o), an dessen Abfassung indessen K'ung Ying-ta ebenfalls beteiligt war. Außerdem gibt das letztere, unter Berufung auf das *Tsin schu*, die Reihe der Vorbesitzer an, von denen einer dem anderen von etwa 217 ab bis zu Mei Tsê das Werk übermachte. Aus dem heutigen Texte des *Tsin schu*, der noch zu Lebzeiten von K'ung Ying-ta entstanden ist, wenn dieser nicht gar an seiner Abfassung ebenfalls mit beteiligt war, ist aber diese Herabkunft des *Ku-wên Schu-king* nicht zu entnehmen. Jedenfalls hat K'ung Ying-ta trotz verdächtiger Archaismen, verschiedener Widersprüche in der Zahl der Abschnitte u. a., worauf hier nicht eingegangen werden kann, keinen Zweifel an der Echtheit verraten, und das *Schu king* hat durch ihn die Neufassung erhalten, in der es dreizehn Jahrhunderte hindurch dem amtlichen Kanon angehört hat, und in der es noch heute vorliegt. Allerdings hat der Text — um das hier vorwegzunehmen — immer, schon zur T'ang-Zeit, Bedenken erregt: die Gelehrten des 12. Jahrhunderts, Tschu Hi voran, haben die Echtheit von Mei Tsês Text angezweifelt, und eine ganze Reihe von Kritikern der neueren Zeit vom 16. Jahrhundert an haben kein Bedenken getragen, ihn für eine Fälschung zu erklären. Einer von ihnen, Hui Tung (erste Hälfte des 18. Jahrhunderts) fällt in seinem *Ku wên schang schu k'ao* gleich in der Einleitung das kategorische Urteil: „Das, was man im gegenwärtigen Zeitalter den *Ku-wên*-Text nennt, ist ein Werk Mei Tsês, nicht

aber ein Text, der im Hause des Konfuzius gefunden wurde“. Und zu gleichen Ergebnissen kommen die Übrigen. Daß wir in dem von Mei Tsê im Jahre 317 überreichten Texte des *Schu king* mit fünfundzwanzig neuen Abschnitten, die weder auf den Steintafeln der Han noch auf denen der Wei erscheinen, in der Tat eine Fälschung zu sehen haben, wird heute 5 von Niemand mehr bezweifelt. Daß der Überreicher selbst auch der Hersteller war, ist dagegen, wenn die Liste der Vorbesitzer auf Wahrheit beruht, ausgeschlossen. Unter den Vorbesitzern, die K'ung Ying-ta nennt, fehlen zwei Namen, die man nach Lage der Dinge am ehesten erwarten sollte, Wang Su und Huang-fu Mi, beide Zeitgenossen in der Mitte 10 des 3. Jahrhunderts. Wang Su war, wie wir gesehen haben, eins der Häupter der *Ku-wên*-Schule, und Huang-fu Mi der Verfasser eines Geschichtswerkes mit dem Titel *Ti wang schi ki*, das K'ung Ying-ta zufolge auf Grund von K'ung Ngan-kuos *Schu king* geschrieben sein soll, nachdem Huang-fu dies Werk „durch Vermittlung seines Veters Liang Liu, Gouver- 15 neurs von Tsch'êng-yang (in Süd-Honan), erhalten hatte“. Liang Liu erscheint in der Tat in der Liste der Vorbesitzer. Es ist aber undenkbar, daß ebenso wie Huang-fu Mi nicht auch Wang Su von diesem kostbaren Besitze Kenntnis gehabt haben sollte. Beiden, Wang Su wie Huang-fu Mi, ist denn auch von neueren chinesischen Gelehrten nicht bloß eine 20 solche Kenntnis, sondern sogar die Verfasserschaft zugeschrieben worden, und die chinesisch-japanische „Geschichte der kanonischen Wissenschaft“ sagt rund heraus, daß K'ung Ngan-kuos *Schu king* nicht von Mei Tsê, sondern von Wang Su gefälscht und von dem ersteren nur eingereicht sei (S. 65). Ein Beweis läßt sich hier noch nicht führen, aber 25 naheliegend ist der Gedanke, und in jedem Falle zeigt sich auf's neue, wie brüchig die Grundlagen sind, auf denen der konfuzianische Kanon, das *Schu king* nicht zum wenigsten, aufgebaut ist (vgl. I, 69 u. 308). Das 3. und 4. Jahrhundert sind besonders fruchtbar für die Fortbildung dessen gewesen, was zur Han-Zeit Liu Hin und seine Helfer begonnen 30 hatten.

In diese Zeit fällt auch die Auffindung des *Tschu schu*, „Bambus Bücher“, in einem Grabe bei Sün hien in Nord-Ho-nan (I, 69). Nach den Angaben in der Lebensbeschreibung des gelehrten Schu Si (*Tsin schu* Kap. 51 fol. 24 v^o ff.), der dem allmächtigen Ssê-ma Lun, dem Führer in den Palast- 35 kämpfen gegen die Kaiserin Kia im Jahre 300 (s. oben S. 37), nicht zu Willen war und deshalb seine Laufbahn frühzeitig beschloß, wurde es zusammen mit einer großen Masse anderer Schriften (meist kanonischen Inhalts) im Jahre 281 (nach derselben Quelle Kap. 3 fol. 18v^o im Jahre 279) in einem zu Plünderungszwecken geöffneten Grabe des Fürsten Siang von 40 Wei (gest. 296 v. Chr.), nach Anderen in dem des Fürsten Ngan-hi (gest. 243 v. Chr.) gefunden, von Kaiser Wu ti dem Archiv überwiesen und von Schu Si und Anderen geordnet und in neue Schrift umgeschrieben. Herausgegeben und mit Kommentar versehen ist das *Tschu schu* erst 225 Jahre

später durch Schên Yo, den gelehrten Berater Wu tis von Liang (s. oben S. 162). Was aus den anderen Funden geworden ist, wissen wir nicht. Ob zwischen den neuen Entdeckungen und den Anhängern der *Ku-wên*-Schule Beziehungen bestanden, läßt sich nicht entscheiden; daß sie gerade
 5 in dem Zeitalter der großen Fälschungen erfolgten, kann natürlich ein Zufall sein, aber mißtrauisch macht der Umstand doch. Daß der Text, den wir heute besitzen, nicht der ursprüngliche ist, scheint sicher, auch sind die Übereinstimmungen mancher Teile mit Mei Tsês *Schu king* ver-
 dächtig, indessen werden auch beträchtliche alte Bestandteile darin ent-
 10 halten sein, und das Ganze für eine Fälschung zu halten, haben wir kein Recht, zumal die Auffindung auch in den Kaiser-Annalen der Tsin (Kap. 3 fol. 18 v^o) erwähnt wird.

Mit der Abwanderung der Tsin nach dem Süden und der Bildung der Großmächte im Norden beginnt, wenn auch weniger ausgeprägt, auch
 15 im Geistesleben eine getrennte Entwicklung, und die chinesischen Chronisten unterscheiden für jene Zeit zwischen den konfuzianischen Schulen des Nordens und des Südens. Wenn man aber das Verhältnis auf eine einfache Formel bringen will, mag man sagen, daß die *Ku-wên*-Schule mehr im Süden, die *Kin-wên*-Schule mehr im Norden daheim ist. Das *Pei*
 20 *schî* (Kap. 81 fol. 7 v^o) sagt darüber: „Im allgemeinen war das Verhältnis von Süden und Norden so, daß hinsichtlich der Bewertung der Textabschnitte zwischen beiden Verschiedenheiten bestanden. In Kiang-tso (d. h. östlich vom Yang-tsë, die Gegend von Nanking) galt das *Yi king* nach Wang Pis Fassung, das *Schu king* nach K'ung Ngan-Kuos, das *Tso*
 25 *tschuan* nach Tu Yüs, am Huang ho und Lo-Fluß aber das *Tso tschuan* nach Fu K'iens, das *Schu king* und *Yi king* nach Tschêng Hüans. Das *Schi king* beherrschte in Süd und Nord die Fassung von Mao Tsch'ang (2. Jahrhundert v. Chr.), beim *Li ki* folgte man gemeinsam Tschêng Hüan. Im Süden erfaßte man in den Literaturwerken die Schönheit der Form,
 30 im Norden war die Wissenschaft tief und reich, sie ergründete alle Teile der Werke, prüfte die Zusammenhänge des Inhalts und hob den Kern und Mittelpunkt des Ganzen hervor. Was aber die Festigung der Persönlichkeit und die Begründung eines 'guten Namens' (s. *Hiao king* 1) anlangt, so waren beide (Norden und Süden) wohl örtlich getrennt, aber
 35 das Ziel war das gleiche“. Ferner aber darf man nicht übersehen, daß im Süden stärker als im Norden das Konfuzianertum sich den Einflüssen der Magier hingab. Bei aller „Diesseitigkeit“ der konfuzianischen Lehre bleibt es doch unverkennbar, daß sie von kosmischen Gedanken durchzogen ist, und daß sie insofern, wie schon früher gesagt wurde (I, 206), mit Lao
 40 tsës Mystik auf gemeinsamem Urboden ruht. Die Verbindung mit dem „Himmel“, d. h. mit Sinn und Gesetz des Kosmos, war bei Konfuzius das einzige metaphysische Element, sonst erscheint alles als mechanisierter Positivismus, und selbst dieses einzige Element wird fast ängstlich verschleiert. Aber trotz alledem war es eine Brücke, die in überirdische Welten

führte, und der Verkehr mit diesen hing von dem Maße ab, wie die Brücke betreten wurde. Und sie wurde im 3. Jahrhundert und der Folgezeit mit Eifer betreten, so daß, namentlich im Süden, Konfuzianismus und Magie, d. h. die im Zeichen von Lao tsë und Tschuang tsë, den großen Patriarchen des 3. und 4. Jahrhunderts v. Chr., zum „Taoismus“ zusammen- 5 wachsende kosmisch-quietistische Lehre, vielfach kaum auseinander zu halten sind. Das zeigt schon die vorhin besprochene literarische Tätigkeit der Häupter der *Ku-wên*-Schule. Auch den konfuzianischen Kultus hatte die Magie mit ihrer kosmischen und astrologischen Weisheit schon längst durchtränkt. Proben davon konnten wir bei der Thronbesteigung der 10 Herrscher in den Teilstaaten der Nach-Han-Zeit beobachten (s. oben S. 5f.), und auch sonst haben wir mehrfach Gelegenheit gehabt, die Vorstellungen von der Wirkung und Regelung der kosmischen Kräfte im politischen Geschehen zu verfolgen. Die Verquickung der orthodoxen Lehre mit dem Taoismus stand im Begriff, die erstere in ihrem eigentlichen 15 Wesen zu verwandeln und den Staat von seinen konfuzianischen Grundlagen zu rücken. Wie weit es damals bereits gekommen war, zeigt, neben der Gründung einer Lehranstalt für taoistische Mystik (s. oben S. 263) und zahllosen anderen Beispielen, eine Angabe, die sich ganz beiläufig in den Kapiteln über die Riten im *Sung schu* (Kap. 14 fol. 38 r^o ff.) findet. 20 Im Jahre 337 machten zwei Inhaber höherer kultischer Ämter von Tsin in einem Berichte an den Thron auf den höchst unbefriedigenden Zustand der konfuzianischen Lehrgestaltung, des Kultus und des Unterrichtswesens aufmerksam, der durch die kriegesischen Wirren der vergangenen Zeit verursacht sei, und beantragten die Errichtung neuer Unterrichts- 25 anstalten. Der Kaiser stimmte dem Antrage zwar zu, aber der Erfolg blieb aus: „man plante die Errichtung einer Akademie (*kuo hūo*) und lud zahlreiche Gelehrte dazu ein, aber die allgemeine Meinung schätzte Lao tsë und Tschuang tsë höher, und man war nicht geneigt, den Lehren des Konfuzianismus seinen Eifer zuzuwenden“.

30

Das Literatentum der späteren Zeit hat gegen den Konfuzianismus der Süd-Staaten wegen seines Verhältnisses zur Magie die heftigsten Angriffe gerichtet, auch die chinesisch-japanische „Geschichte der kanonischen Wissenschaft“ verurteilt ihn als verhängnisvolle Verirrung und stellt ihm die von aller Mystik und allen Fälschungen frei gebliebene Lehre des Nor- 35 dens gegenüber. Wir haben bei diesen Urteilen erhebliche Vorbehalte zu machen. Gewiß mag sich in den Nord-Staaten — es kommen vor allem Ts'in unter Fu Kien und Wei in Betracht — der Konfuzianismus reiner, einfacher, härter gehalten haben, das erklärt sich leicht aus der Tatsache, daß die dortigen Herrscher ihn nicht als ein philosophisches oder reli- 40 giöses, sondern als ein politisches System einführten, nach dem sie ihren Staat formten, als Ausdruck der höheren „chinesischen“ Kultur, als sichtbares Zeichen ihrer Bindung an die Überlieferung, durch die erst ihr Anspruch als Universalherrscher theoretisch gerechtfertigt werden sollte.

Wir haben von dem edlen Hunnenfürsten Liu Yuan (um 300, s. oben S. 52) an bis Hiao-wên ti (471 bis 499, s. oben S. 210 ff.) und Süan-wu ti von Wei (500 bis 512, s. oben S. 218 u. 264) nicht wenige Herrscher des Nordens getroffen, die den Konfuzianismus und seinen Kult aus staats-
 5 politischen Gründen planmäßig förderten. Aber wenn unter diesen Umständen die *Kin-wên*-Schule im Norden ihren Konfuzianismus wirklich rein von taoistischer Beimischung hielt, so war der Taoismus außerhalb des letzteren kaum minder stark als im Süden. Gewaltige politische Bewegungen der Magier wie die des Sun T'ai und Sun Ngên (s. oben
 10 S. 128 ff.) sind im Norden freilich nicht zu Stande gekommen, aber wir brauchen nur an den führenden Staatsman von Wei unter T'ai-wu ti, den fanatischen Magierfreund Ts'ui Hao, und die von ihm veranlaßte Buddhistenverfolgung von 446 (s. oben S. 203) zu erinnern, um zu er-
 15 messen, welche Bedeutung der Taoismus auch in Wei gehabt hat. T'ai-wu ti selbst war zeitweilig ganz im Banne des berühmten Wundermannes K'ou K'ien-tschì und unterhielt ihn und ganze Scharen von taoistischen Weisen in der Hauptstadt, erbaute ihnen nach den Schilderungen im *Wei schu* (Kap. 114 fol. 29 v⁰ f.) einen „fünfstöckigen Altar“, wo „man sich nach den Vorschriften ihrer neuen kanonischen Bücher richtete“. „So
 20 verehrte man den himmlischen Meister, machte die neue Lehre bekannt und verbreitete sie im Reiche, so daß der taoistische Kult einen großen Aufschwung nahm“. Und T'ai-wu ti war nicht der erste Gönner der occulten Lehren. Schon von Tao-wu ti (386 bis 408) heißt es: „er liebte die Sprüche Lao tsës und sagte sie unermüdlich her“. Um die Zauberkünste der Taoisten praktisch zu verwerten, ließ er ein großes Labora-
 25 torium zur Herstellung der verschiedensten das Leben verlängernden Zauberkünste erbauen und zum Tode Verurteilte diese letzteren zur Probe verschlucken“. „Viele starben davon“, fügt das *Wei schu* (a. a. O. fol. 25 v⁰) hinzu. Der Kaiser Wên-süan von Nord-Ts'i, war, wie wir sahen
 30 (s. oben S. 238), eifriger Konfuzianer, Taoist und Buddhist zugleich, doch entledigte er sich dann im Jahre 555 der Taoisten nach einem Wettstreit über die wahre Lehre auf seine eigene gewaltsame Art. Und kurze Zeit später, im Jahre 574, erklärte Wu ti von Nord-Tschou, daß die konfuzianische Lehre an erster, die taoistische an zweiter und die buddhistische
 35 an dritter Stelle zu stehen habe (s. oben S. 244). Magie und Taoismus, und zwar sogar in ihrer rohesten Form, haben also auch im Norden ihre bedeutungsvolle Rolle gespielt. Schan-tung und Ho-peï waren von jeher die besonderen Pflegestätten der magischen Künste gewesen (vgl. I, 286 f.) — auch K'ou K'ien-tschì stammt aus Ho-peï, Sun T'ai und
 40 Sun Ngên kamen aus Schan-tung —, und taoistische Zauberer und Quack-
 salber fanden sich gemeinsam mit buddhistischen Wandermönchen als Berater der Fürsten im Norden häufiger als im Süden. Am Yang-tsë hatte sich das metaphysische Bedürfnis außer im Buddhismus eben auch in den kosmisch-magischen Spekulationen der Konfuzianer eine Aus-

wirkung geschaffen, während der einfache Sinn der Nord-Völker die größere Kost der „Tao-Weisen“ beehrte, die wohl auch dem aus Steppen und Bergen mitgebrachten Schamanentum verwandter war. Das Übernatürliche hatte seinen Reiz für den Süden wie für den Norden, die Art, wie man sich ihm hingab, war dort vielleicht etwas verfeinerter als hier. 5

Nicht zu verwundern ist es natürlich Angesichts der Not der Zeit, daß uns an Literatur aus jenen Jahrhunderten — von der buddhistischen abgesehen — verhältnismäßig wenig erhalten ist. Von den Namen der Gelehrten, die uns überliefert sind, bedeuten deshalb weitaus die meisten eben nur Namen. Das *Pei schi* (Kap. 81 fol. 6 r⁰) schildert die Zustände 10 sicherlich zutreffend, wenn es unter Anderem sagt: „Waffen und Rosse der Barbaren aus allen Himmelsrichtungen kamen nicht zur Ruhe, die Heeresmassen ergossen sich regellos über das Land, Räuberbanden erhoben sich in Scharen; Ordnung und Recht waren nicht im Stande, den Gebildeten zu schützen, Strafen und Züchtigungen nicht, dem Niederen 15 Achtung beizubringen. Es gab wohl den Schein der Errichtung von Lehrstätten, aber nicht die Wirklichkeit einer Förderung der Lehre selbst. Die Kultur verfiel allmählich, bis sie vernichtet und tot war, die Leute mit dem eckigen Kragen und dem gewichtigen Schritt (d. h. die Gelehrten) starben in Gräben und Kanälen (die Ausdrücke sind Zitate), die kano- 20 nische Literatur aber versank in Qualm und Asche, so daß die später auftretenden Gelehrten nicht mehr die Worte des *Schi king* und *Schu king* zu hören bekamen usw.“. Das ist zwar mit Beziehung auf den Norden gesagt, trifft aber auf den Süden ebenso zu.

Bei solchen Zuständen ist es überraschend, daß sich überhaupt noch 25 ein wissenschaftlich-geistiges Leben entwickeln konnte, und doch geschah dies, wie schon früher gesagt wurde (s. oben S. 146), zeitweilig sogar in reicher Fülle. Und hier war der Süden mit dem „legitimen“ Fürstenhofe, der längeren Überlieferung, dem höheren Bildungsdurchschnitt der oberen Schichten und der beweglicheren und begabteren Eigenart der 30 Bevölkerung dem Norden durchaus überlegen. Die größere Aufgeschlossenheit des konfuzianischen Literatentums, literarisch bedenkenfreier als das des Nordens, war nicht bloß für die mystische Spekulation der Taoisten, sondern auch, trotz seiner aus anderen Gründen allmählich wachsenden Gegnerschaft, für die neue Gelehrsamkeit des Buddhismus zugänglicher, 35 und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Aufblühen der Wissenschaften und Künste in den Süd-Staaten, soweit es das Elend der Zeit irgend gestattete, in erster Linie der reichen Befruchtung des Konfuzianismus durch die neuen indischen Geistesschätze zu danken war. Der spätere orthodoxe Konfuzianismus steht natürlich, wie bereits vorhin angedeutet 40 wurde (s. oben S. 263), auf einem ganz anderen Standpunkte. Nicht anders als Ssě-ma Kuang urteilt sein ebenso berühmter Zeitgenosse, der Dichter und Gelehrte Su Schi (meist Su Tung-p'ó genannt) im 11. Jahrhundert. „Von der Han-Zeit an“, schreibt er in seinem Vorwort zu den

Werken Ngou-yang Sius (s. unten). „mehrten sich die Künste des Taoismus, die nicht aus der konfuzianischen Lehre stammten und die Welt in Verwirrung brachten. Zur Tsin-Zeit erfolgten die Verheerungen durch Lao tsë und Tschuang tsë, zur Liang-Zeit die durch Buddha, und es gab Nie-
5 mand, der dem Einhalt tat“. (*Tung-p'o tsi* Kap. 24 fol. 16 v^o). Und auf einer Gedenktafel für den großen Gegner des Buddhismus der T'ang-Zeit, Han Yü (s. unten): „Seit der Zeit der östlichen Han kamen das Unheil des Taoismus, die Verirrungen der Wissenschaft und die Abwegigkeit der
10 Lehren zusammen auf“ (*Tung-p'o hou tsi* Kap. 15 fol. 11 r^o). Solche Urteile beweisen mehr die Starrheit der Orthodoxie zur Sung-Zeit als den Niedergang des Geisteslebens im Süden. In Kien-k'ang muß nach Allem, was wir erfahren, zeitweilig, d. h. in den Pausen zwischen den blutigen Ereignissen, ein reiches und vielgestaltiges geistiges Leben geherrscht haben. Namentlich die Zeiten unter Wu ti von Ts'i und Wu ti von Liang
15 in den achtziger Jahren des fünften Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des sechsten waren Oasen in der Wüste des Elendes. Der zweite Sohn Wu tis von Ts'i, Siao Tsë-liang (s. oben S. 159), schaltete als Mäcen in seinem „West-Palast“ auf dem Ki-lung schan, den er sich dort im Jahre 487 an der Stelle erbaut hatte, wo die fünfzig Jahre früher von Lei Ts'ë-tsung
20 gegründete konfuzianische Lehrhalle (s. oben S. 263) sich befand oder sich befunden hatte. „Er versammelte hier die Gelehrten um sich“, wie seine Lebensbeschreibung (*Nan Ts'i schu* Kap. 40 fol. 7 r^o f.) berichtet, „ließ die fünf kanonischen Bücher und die zahlreichen philosophischen Werke nach der Anordnung der Sammlung *Huang-lan* (s. unten) ab-
25 schreiben, so daß sie einen Abriß der vier Abteilungen (der Literatur) bildeten, der tausend Rollen zählte. Auch berief er berühmte Mönche und erörterte mit ihnen die buddhistische Lehre; man richtete die heiligen Schriften her und rezitierte die neuen Melodien. Eine solche Blüte (des Geisteslebens) in Mönchtum und Laienschaft hatte es in Kiang-tso noch
30 nicht gegeben“. Seinen Höhepunkt erreichte das wissenschaftliche und künstlerische Leben in der Hauptstadt unter Wu ti von Liang (502 bis 549). Die konfuzianischen Geschichtschreiber haben, wie schon früher angedeutet wurde (s. oben S. 167 f. und 171), der Nachwelt ein völlig verzerrtes Bild von diesem Fürsten überliefert, lediglich weil er dem Buddhismus ergeben
35 war. Wu ti war vielleicht der vornehmste, edelste und am höchsten kultivierte Herrscher, der im Süden vor der T'ang-Zeit den Thron innegehabt hat. Weit entfernt von unduldsamem religiösem Fanatismus, war er ein Schirmherr aller Wissenschaften und Künste, mochten sie buddhistisch sein oder nicht, und gerade der amtliche Konfuzianismus hat von ihm besondere
40 Förderung erfahren. Wir sahen bereits (s. oben S. 261), daß er einer der wenigen Herrscher war, die sich auch des Unterrichtswesens in den Provinzen annahmen; im Jahre 505 soll sogar dem Konfuzius in Kien-k'ang ein Tempel errichtet sein, (eine Nachricht, die wenig wahrscheinlich klingt, s. unten), und im Jahre 510 begab sich der Kaiser, seinen

Annalen zufolge (*Liang schu* Kap. 2 fol. 9 v⁰ und 16 r⁰), in das *kuo-tsě hūo* und hielt dort eine feierliche Vorlesung über einen kanonischen Text; danach wurde angeordnet, daß die Söhne der Prinzen und Würdenträger, sobald sie dem Unterrichte zu folgen vermöchten, in diese Aristokraten-Schule einzutreten hätten. Gewiß ist Wu ti später mehr und mehr unter 5 den Einfluß der Klöster gekommen, aber er hat dem konfuzianischen Kult auch dann immer einen hervorragenden Platz bewahrt. Auch in Wei hat der Konfuzianismus keine Zurücksetzung zu erdulden gehabt, als der Buddhismus dort in höchster Blüte stand (s. oben S. 260). Der am hellsten strahlende Stern in jener finsternen Zeit war aber der bereits 10 früher erwähnte Siao T'ung oder, wie sein weit häufiger gebrauchter posthumer Ehrenname lautet, Tschao-ming t'ai tsě d. h. „der ruhmvolle und erkenntnisreiche Thronfolger“, der in jugendlichem Alter im Jahre 531 verstorbene Sohn Wu tis von Liang (vgl. oben S. 168). Im Buddhismus wie in den Büchern des konfuzianischen Kanons gleich gründlich 15 bewandert, „zog er die wissenschaftlich hervorragenden Gelehrten in seine Nähe und war unermüdlich in seinen Gunstbezeugungen. Er pflegte entweder selbst die einzelnen Abschnitte der Schriften zu erörtern oder sich mit den Gelehrten darüber zu besprechen. Die Art, wie er die Dinge des Altertums und der Neuzeit in seinen Aufsätzen (*wên tschang*) verband 20 und in Zusammenhang brachte, wurde zur Regel für seine Zeit. In seinem Palast befand sich eine Bibliothek von ungefähr 30000 Rollen, und die berühmtesten Größen pflegten dort zusammenzukommen. Eine solche Blüte der Wissenschaft hatte es seit der Tsin-Zeit nicht gegeben“. So lautet die begeisterte Schilderung in seiner Lebensbeschreibung (*Liang schu* Kap. 8 fol. 3 v⁰). Siao T'ung ist selbst ein vielseitiger, mehr konfu- 25 zianischer als buddhistischer Schriftsteller gewesen; sein weitaus berühmtestes Werk ist, wie schon erwähnt, das noch erhaltene *Wên süan*. Es ist eine Art Anthologie in dreißig Kapiteln, eine Auslese des Besten aus dem immer mehr anschwellenden Schrifttum, und zwar nicht bloß aus dem kanoni- 30 schen, sondern — und das gibt dem Werke seinen großen Wert — aus allen Teilen literarischen Schaffens: Poesie in ihren verschiedenen Formen, gelehrte Abhandlungen, Inschriften, geschichtliche Aufsätze (nicht aber eigentliche Geschichtswerke), staatswissenschaftliche und politische Schriften und vieles Andere. Damit wurde ein bereits früher ange- 35 pflanzter Zweig der chinesischen Literatur weiter gepflegt, der sich in der Folgezeit immer stärker entwickelt und bis in die neueste Zeit ungeschwacht erhalten hat: das Sammelwerk. Mit dem vorhin genannten *Huang-lan* von Liu Schao war um 225 der Anfang gemacht worden; in- dessen war dieses nur eine Sammlung der kanonischen Literatur, die 40 später zur Sung- und Liang-Zeit noch erheblich erweitert wurde. Einen weiteren Schritt tat Siao Tsě-liang, indem er auch nicht-kanonische Werke hinzunahm und so „einen Abriß der vier literarischen Abteilungen“ erhielt. Das *Wên süan* aber war die erste kritische Auslese, die die besten

Werke (nach dem Urteil des Herausgebers) ganz oder in Bruchstücken zusammenstellte, und zwar unter Beiseitelassung der eigentlichen kanonischen Texte und stärkerer Berücksichtigung der „schönen Literatur“, die damit anfängt, mehr als bisher zur Geltung zu kommen. Durch diese 5 Sammeltätigkeit, die von den Chinesen immer wieder mit Leidenschaft geübt worden ist, sind zahllose Literaturstücke erhalten geblieben, die sonst sicherlich längst verloren wären. Weitaus die meisten Sammlungen umfassen Werke aus allen Zweigen der Literatur, indessen sind auch Sondersammlungen konfuzianischer Schriften mehrfach angelegt 10 worden. Der Maßstab bei der Auslese dürfte für Siao T'ung, wenn nicht ausschließlich, so jedenfalls in erster Linie der schöne Stil gewesen sein. Wurde im Süden nach der Angabe des Geschichtschreibers ohnehin der Stil besonders gepflegt (s. oben S. 272), so fand diese Vorliebe in dem jetzt mehr und mehr in Aufnahme kommenden *wên tschang*, dem literari- 15 schen „Essay“, einen sehr günstigen Nährboden. „Schon Hiao-wu ti von Sung“ (454 bis 464 s. oben S. 154), so heißt es im *Nan schi* (Kap. 22 fol. 9^{ro} f.), „liebte das *wên tschang*, und im ganzen Reiche schätzte man sich gegenseitig immer nur nach der Schönheit der literarischen Form. Man machte nicht mehr bloß die kanonischen Bücher zum Gegenstande seiner 20 Beschäftigung“. Siao T'ung hatte neben seinem *Wên süan* noch eine Gedichtsammlung in zwanzig Kapiteln zusammengestellt, die den Titel *Wên tschang ying hua* d. h. „die anmutige Schönheit des *wên tschang*“ führte. Das *wên tschang* ist so zum Ausgangsort des manirierten Stils der Literatur geworden und hat sich in verhängnisvoller Weise ausgewirkt. 25 Man hat in dem *Wên süan* Siao T'ungs die Ergänzung eines anderen Werkes sehen wollen, das ungefähr dreißig Jahre früher, um 500, erschienen war und dessen Verfasser, eben auf Grund dieses seines Werkes, von dem ebenso menschenfreundlichen wie gelehrten Prinzen in seinen Freundeskreis aufgenommen war: des *Wên sin t'iao lung* von Liu Hie. Der Ver- 30 fasser entstammte den ärmlichsten Verhältnissen, war früh verwaist, und wurde — was bezeichnend für die damalige Stellung der buddhistischen Kirche ist — von einem Śramaṇa betreut. Er wurde deshalb mit der buddhistischen Literatur fast ebenso vertraut wie mit der konfuzianischen und schrieb aus einer gründlichen Kenntnis auch des gesamten 35 sonstigen Schrifttums sein Aufsehen erregendes Werk in fünfzig Abschnitten, das uns, in zehn Kapitel geteilt, allerdings lückenhaft und vielfach verderbt, erhalten geblieben ist. Liu Hies Lebensbeschreibung (*Liang schu* Kap. 50 fol. 10^{ro} ff.) sagt davon: „Er zog die literarische Form in den Werken des Altertums und der Neuzeit heran und ordnete sie“. Es ist 40 also eine Darstellung und Theorie der literarischen Stilform, so daß es in der Tat als der theoretische oder philosophische Teil der neuen Literaturkunde angesehen werden kann, für den das *Wên süan* dann die praktische Anschauung liefert. Zweifellos haben Liu Hie und Siao T'ung so die Grundlage zu einer aus der Enge der konfuzianischen Gedankenwelt

hinausgeführten Literaturbetrachtung geschaffen, die völlig von den nachfolgenden Geschlechtern nicht mehr verlassen worden ist. Auch hier ist der Einfluß jenes buddhistischen „Humanismus“ wirksam gewesen, der sich im Süden in die orthodoxen Lehrsysteme Eingang verschafft hat und den deshalb die Hüter der „einen und ausschließlichen Wahrheit“ später so eifrig verdammen. Wie Wu ti und sein Sohn, so war auch der von letzterem hochverehrte Liu Hie Buddhist, und Liu selbst beschloß auch sein Leben als buddhistischer Mönch unter dem Namen Hui-ti.

Es darf nicht unsere Aufgabe sein, die schöpferische Kraft des Zeitalters der „sechs Dynastien“ durch alle Gebiete hin zu verfolgen. Sie ist trotz aller Hemmnisse weder, wie wir bisher erkannt haben, im Süden, noch, wie sich zeigen wird, im Norden eine geringe gewesen. Namen wie Lu Ki (261 bis 303) auf dem Gebiet der rythmischen Prosa und der Poesie in Prosaform (*fu*), T'ao Ts'ien, meist mit seinem älteren Namen T'ao Yuan-ming bezeichnet (365 bis 427), auf dem der Prosa wie der Dichtkunst und Musik, Wang Hi-tschü (321 bis 379) auf dem der künstlerischen Zeichenschreibung, Ku K'ai-tschü (zweite Hälfte des 4. und Anfang des 5. Jahrhunderts) auf dem der Malerei, gehören heute noch zu den bekanntesten der chinesischen Geistesgeschichte.

Wenn nun im Süden Konfuzianismus, taoistische Mystik und sogar Buddhismus ineinander flossen, während im Norden eine viel schärfere Scheidung zwischen ihnen bestand, so darf doch nicht übersehen werden, daß wie dort so auch im Süden der Taoismus immerhin auch seine eigenen Wege ging. Leider sind wir über die Entwicklung dieses immer bedenklichere Formen annehmenden Systems sehr mangelhaft unterrichtet, und es besteht wenig Hoffnung, die Lücken einmal ausfüllen zu können. Es läßt sich nicht erkennen, wie das Magiertum der Nach-Han-Zeit zu der von Tschang Tao-ling und seinen Nachkommen geschaffenen Organisation (I, 419 f.) stand, ob sich hier überhaupt eine Verbindung fortsetzte, oder ob die Stellung der Tschang-Sippe nur von lokaler Bedeutung blieb. Daß die Magier, die mit ihren Zauberkünsten bei den leicht zu betörenden Massen einen empfänglichen Boden fanden, mehrfach ihren Einfluß benutzten, um mit brutalsten Mitteln politische Macht zu erlangen, haben wir früher beobachten können. Von ernsthaftem Suchen nach philosophischer Erkenntnis oder wirklicher Lebenskunst, wie wir sie bei Lao tsë, Tschuang tsë und deren Nachfolgern finden, ist hier nichts mehr zu spüren. Alles geht nur um Erlangung des Lebenselixirs, um Verwandlungskünste, übernatürliche Leistungen und vor allem um Wahrsagungen über die Zukunft auf zahllosen astrologischen und anderen Wegen, dabei durchdringt eine zügellose Phantasie in Darstellung und Kultushandlungen die gesamte Wirksamkeit. Berührungspunkte mit dem Buddhismus ergaben sich zunächst sehr viele, aber vielleicht lag gerade darin die Ursache für die bald aufkeimende, durch Eifersucht genährte bittere Feindschaft gegen die fremde Lehre, wie sie namentlich im nördlichen Wei

öfters zum Ausbruch kam. Auch gegen den Konfuzianismus verhielt
 sich diese Art von Taoismus, soweit wir wissen, zum Teil stark ablehnend;
 die eigentliche Staatslehre wagte er freilich niemals anzutasten, hier war
 das Literatentum unangreifbar. Nur wenige Namen von Bedeutung treten
 5 aus dieser trüben Sphäre des chinesischen Geisteslebens heraus. Die
 taoistische Überlieferung weiß viel wunderbare Dinge von einem Ko
 Hüan zu erzählen, dessen Persönlichkeit aber sehr fragwürdiger Art ist.
 Eine Schilderung seiner Taten findet sich im *Schên-sien tshuan* (Kap. 7 fol.
 7 r⁰ ff.), einem Werke, das einem anderen Wundermanne, Ko Hung (s.
 10 unten) der Tsin-Zeit, zugeschrieben und von der chinesischen Kritik für
 echt gehalten wird. Danach soll Ko Hüan, auch mit seinen Beinamen
 Ko Hiao-sien oder Ko Sien-wêng genannt, zur Zeit der drei Reiche (im
 3. Jahrhundert) in Wu, und zwar in den Bergen nördlich der Stadt T'ien-t'ai
 in Tschê-kiang, oder in denen östlich vom P'o-yang-See oder noch anderen
 15 gelebt und auf Einladung des Kaisers zeitweilig in der Hauptstadt sich auf-
 gehalten und Wunder getan haben. Die Geschichte von Wu weiß nichts
 von ihm, und die erwähnte Schilderung ist nur eine Reihe phantastischer
 Märchen. Er konnte Krankheiten heilen, Dämonen bezwingen, Jahre
 lang ohne Nahrung leben, auf einem Haufen brennenden Reisigs sitzen,
 20 ohne daß nur seine Kleider anbrannten, oder in einem Bache schlafen
 ohne naß zu werden, auf Verlangen Regen machen und vieles Andere.
 Das Wichtigste von Allem war seine Fähigkeit, den berühmten Zauberstoff
 des „neunfachen Zinnobers“ (*kiu tan*) herzustellen, jenes Kernstück der
 taoistischen Alchemie, das durch Kochen bestimmter Stoffe durch neun
 25 Wandelzustände hindurch schließlich zu eßbarem Gold (*kin tan*) wurde
 und durch dessen Genuß man das Leben beliebig verlängern konnte.
 Schließlich verschwand er in einem brausenden Sturme unter Zurück-
 lassung seiner geschlossenen Kleider.

Bekanntter noch und geschichtlich greifbarer als Ko Hüan ist sein Groß-
 30 neffe Ko Hung im 4. Jahrhundert. Die Familie stammte aus Wu und war
 nach der Vernichtung dieses Staates in die Dienste der Tsin-Herrscher
 getreten, blieb aber im Süden; Ko Hung erhielt im Jahre 326 durch den
 mächtigen Minister Wang Tao (s. oben S. 118) einen Beamtenposten.
 Er war nach seiner Lebensbeschreibung (*Tsin schu* Kap. 72 fol. 13 r⁰ ff.)
 35 durchaus konfuzianisch gebildet und in den kanonischen Schriften wohl
 bewandert, studierte dann aber das *tao* ganz nach der Art seines Groß-
 oheims und betrieb die von dessen Schüler übermittelte Zauberweisheit
 und Herstellung des „Goldzinnobers“. Er wird oft mit seinem taoisti-
 schen Beinamen Pao-p'ö tsë genannt, und auch das Hauptwerk, das er
 40 hinterlassen hat, trägt diesen Titel. Nach seiner Form sollte man aller-
 dings annehmen, daß dies von seinen Schülern verfaßt sei, denn jeder
 Abschnitt beginnt mit den Worten: „Pao-p'ö tsë sprach“. Große Teile
 sind auch Zwiegespräche zwischen Pao-p'ö tsë und einem Ausfrager oder
 Gegner. Ko Hung gab den Konfuzianern an Gelehrsamkeit nichts nach,

war aber aus den Bahnen der Orthodoxie hinausgetreten und hielt das ganze Moral- und Formensystem des Konfuzius für banale Äußerlichkeiten und flache Nützlichkeitsmaximen, die an den großen Lebensfragen vorbeigingen. Aber er blieb dabei nicht stehen, sondern glaubte die letzteren in der phantastischen und grobsinnlichen Weise seines Großheims, d. h. 5 mit Zauberei und Alchemie lösen zu können. Der Kern seiner Lehre ist: Herstellung des „Goldzinnobers“ zur Verewigung des Lebens und Umwandlung des Individuums in einen *schên-sien* d. h. eins jener halb oder ganz göttlichen Wesen, die auf hohen Bergen, im Äther oder auf den Sternen wohnen. Die Ethik spielt insofern in das System hinein, als 10 gute Handlungen nötig sind, um das Lebenselixir wirksam zu machen und die Umwandlung in einen *schên-sien* zu ermöglichen. Hier zeigt sich bei Ko Hung die erste Hindeutung auf einen Richter im Jenseits, der die Handlungen der Menschen prüft und wägt. „Im oberen Himmel“, sagt er (Kap. 1, Abschn. 3 fol. 15 v^o Ausg. der „Hundert Philos.“), „ist der 15 über die Lebenschicksale waltende Geist (*ssě ming tschi schên*), der die Verfehlungen und Übeltaten der Menschen prüft. Bei den großen unter den bösen Handlungen bestimmt er ihre Aufzeichnung, bei den kleinen Verfehlungen die Verrechnung, so daß in Gemäßheit des Gewichtes der Taten, ihre Anzahl bestimmt wird“. „Wer ein auf der Erde wohnender 20 *schên-sien* werden will, muß dreihundert gute Taten nachweisen: wer ein im Himmel wohnender *schên-sien* werden will, zwölfhundert gute Taten“. Die Verrechnung erfolgt dann nach einer bestimmten Methode. Die Umwandlung selbst wird wieder ganz primitiv-materialistisch vorgestellt: das körperliche Individuum fährt aus seiner geschlossenen Kleiderhülle 25 hinaus und steigt, auf einem Drachen oder einem Kranich oder einer Wolke reitend oder als Vogel fliegend, in die lichten Höhen hinauf. Stellenweise findet man auch einen Geistmenschen, der seine körperliche Hülle zurückläßt wie ein ausgeschlüpftes Insekt seine Larve und in die Welt der *schên-sien* eingeht. Das ist ein weiter Schritt von Lao tsě's Wort: 30 „Alle Dinge, wenn sie ihre Entwicklung durchlaufen haben, kehren zu ihrer Wurzel zurück“ (*Tao-tê king* 16). Über die Bereitung des Lebenselixirs durch die neun Wandlungen der Stoffe im Laufe von drei Jahren und seine dann eintretende Wirksamkeit verbreitet sich Ko Hung in seinen alchemistischen Darlegungen sehr ausführlich. Die Taoisten fanden mit ihrer 35 Weisheit überall Anhänger, bei den Massen sowohl wie beim Hofe und bei den hohen Beamten, und bis zum heutigen Tage lebt ihre magische Kunst in den Tiefen des chinesischen Volkes. Die Literaten, soweit sie dem Zauber des materialisierten *tao* nicht erlagen, bekämpften die schwarzen Künste auf ihre Art, indem sie die Wirkung des Goldzinnobers, wie die 40 Möglichkeit, ein *schên-sien* zu werden, summarisch leugneten, da Konfuzius nichts darüber gesagt habe, und in den kanonischen Büchern nichts davon enthalten sei. Ko Hung hatte es nicht schwer, dieses Argument zu widerlegen, und griff darüber hinaus die ganze konfuzianische Lehre als ein

an der Oberfläche haftendes, geringwertiges System an. „Was in den kanonischen Büchern nicht enthalten ist“, erwidert er seinem Gegner, „ist eine unbegrenzte Menge, und was Konfuzius nicht gesagt hat, auch nicht wenig. Ein Zehntausendstel davon will ich Euch kurz andeuten, 5 obwohl ich mich vor Lachen kaum werde halten können“. Er führt dann Einiges aus der Sternkunde, aus der Kosmologie, der Tonlehre u. a. an, das niemand bestreiten könne und doch nicht in den Büchern enthalten sei. Er weist andererseits auf das *Yi king* hin, das auch zu den kanonischen Büchern gehöre und Vieles von den Lehren über das *tao* enthalte. (In 10 der Tat war dies eine Hauptquelle, aus der die magischen Elemente in den Konfuzianismus des Südens eindrangen). Dann aber rechnet er mit dem gesamten Konfuzianismus und Literatentum als System ab. „Konfuzius ist der Heilige der Literaten, aber Lao tsë ist der Heilige derer, die das *tao* erlangt haben. Die Lehre der Literaten ist oberflächlich und leicht 15 zu durchschauen, darum sind ihre Anhänger zahlreich, der Sinn des *tao* aber liegt in der Tiefe und ist schwer zu begreifen, darum sind derer, die es erfassen, Wenige. Das *tao* ist die Quelle der zahllosen Einzeldinge, das Literatentum ist der Strom der großen Unkompliziertheit“ (a. a. O. Abschn. 8 fol. 2 v^o). Und: „Konfuzius war zwar ein Heiliger für die Tagesfragen 20 seiner Zeit, aber er war nicht im Stande, einzudringen in die Tiefe der geheimnisvollen ewigen Stille, nicht im Stande, sich an den Gedanken des Nicht-machen (*wu wei*, s. I. 203) zu halten. Lao tsë hat ihn gewarnt und ihm gesagt: Ein guter Kaufmann verbirgt seine Schätze so, daß es scheint, es wäre leer bei ihm, und ein Edler entwickelt seine Tätigkeit 25 so, daß es scheint, er wäre dumm. Tut ab Euren hochmütigen Sinn und Eure zahlreichen Bestrebungen, Euren äußeren Schein und Eure ausschweifenden Pläne, das alles hat keinen Nutzen für Euch. (Die Worte soll Lao tsë bei seinem unbeglaubigten Zusammentreffen mit Konfuzius gesprochen haben. *Schi ki* Kap. 63 fol. 2 r^o). Daran kann man erkennen, 30 daß Konfuzius sich nicht frei gehalten hat von ordinärer Gesinnung und kein Mensch war, der sich mit der Vergöttlichung beschäftigte“. Ko Hung sieht mit Recht im *tao* den gemeinsamen Ausgangspunkt von Konfuzianismus und Magie, aber der erstere ist ihm ein entarteter Zweig, die letztere der ursprüngliche Stamm mit der Wurzel (vgl. I, 206). „Die 35 *Tao*-Lehre ist die Wurzel des Konfuzianismus, der Konfuzianismus ein Zweig der *Tao*-Lehre“, antwortet er auf eine Frage. Und den Unterschied zwischen beiden formuliert er folgendermaßen: „Die Lehre vom richtigen Hinauf- und Hinuntergehen, vom richtigen Nach-oben- und Nach-unten- sehen, die dreitausend Regeln über die dreitausend Arten der richtigen 40 Körperbewegungen, die Fertigkeit des richtigen Angreifens und Verteidigens, des Vorstoßens und Andrängens (in polemischen Auseinandersetzungen), die Prinzipien der Herabsetzung der eigenen Person und des Betonens der Gerechtigkeit, die Angelegenheiten der Riten und Musik bei Freude und Traurigkeit, die Pläne zur Ordnung der Regierung und zur

Ausgleichung der Sitten, das ist das, was den Konfuzianern das Wichtigste ist. In allen Äußerlichkeiten das Wissen abtun, alle Kunstgriffe und Listen ausmerzen, den Reichtum verachten und die Vornehmheit bei Seite setzen, sich von allen Beeinflussungen freihalten, sich nicht Sorgen in der Not und sich nicht mühen um Erfolg, nicht traurig sein bei Kränkungen 5 und sich nicht freuen an Ehrungen, das ist das Wesen der Taoisten. Die Konfuzianer bringen Opfer dar, um Glück zu erbitten; die Taoisten tun das Rechte, um das Falsche abzuwehren. Was die Konfuzianer lieben, ist Macht und Vorteil; was die Taoisten schätzen, ist Wunschlosigkeit“. (a. a. O. Abschn. 10 fol. 20 v^o f.). Ko Hung hat die Schwäche des in den 10 Formen aufgehenden Konfuzianismus als eines sozialen und politischen Organisationsplanes richtig erkannt, aber was er an metaphysischem Inhalt bietet, genügt nicht, um höhere geistige Bedürfnisse zu befriedigen. Auch die Gründe für den großen Anhang der Literaten sieht er, aber er unterschätzt die Anziehungskraft jedes Formsystems für die dem Denken 15 abgeneigte Masse. Wenn es auch den Taoisten trotz des „schwer zu begreifenden Sinnes des *tao*“ gelang, im Volke immer wieder starken Zulauf zu finden, so war das Lockmittel dabei der nämliche Zweck, den Ko Hung dem Opfer der Konfuzianer zuschrieb. Pao-p'ö tsë hat zweifellos einen starken Einfluß in dieser Richtung ausgeübt: seine alchemistischen 20 Geheimkünste und seine ausführlichen Angaben über die *schën-sien* haben nicht zum wenigsten zur Bildung jenes „Vulgär-Taoismus“ beigetragen, der sich trotz aller Bespöttelungen ohne Unterbrechung erhalten hat und in den allmählich viel uraltes religiöses Volksgut aufgenommen worden ist (vgl. I, 203). Mehr noch als das, was K'ou K'ien-tschi im Norden war 25 (s. oben S. 274), dürfte Ko Hung im Süden gewesen sein.

Nicht so wirksam als populärer Taoist wie als Gelehrter und Beherrscher von Wahrsagekunst und Astrologie war Ko Hungs Zeitgenosse Kuo P'ö (276 bis 324). Seine Lebensbeschreibung (*Tsin schu* Kap. 72 fol. 1 r^o ff.) berichtet viel Wunderbares über seine Prophezeiungen, aber wenig von 30 kosmologischen Spekulationen oder alchemistischen Experimenten. Er war konfuzianischer Literat, gehörte aber nicht zur Orthodoxie, und hat auch als solcher einen berühmten Namen erlangt. Seine glänzende Laufbahn aber, allerdings auch sein tragisches Ende verdankte er seinen von Glück begünstigten Wahrsagungen. Er wurde zur Zeit der Umsiedlung 35 der Tsin nach dem Süden in Folge des Ruhmes seiner Leistungen der gesuchte und hochgeschätzte Berater der Regierung. Wang Tao, der Vertraute von Ssë-ma Jui (dem späteren Kaiser Yuan ti), zog ihn bei allen Untersuchungen und Maßnahmen hinzu und pflegte seine vom Chronisten offenbar liebevoll ausgeschmückten Orakelsprüche genau zu befolgen. Als 40 dann Ssë-ma Jui als Statthalter von Yang tschou die Stadt Kien-k'ang zu seiner Residenz machte, (s. oben S. 51) wurde Kuo P'ö ebenfalls angewiesen, das Schafgarbenorakel zu befragen, und er sagte ihm die kommende Kaiserwürde in phantastischer Weise voraus. Schließlich sollten

aber seine prophetischen Erfolge ihm selbst den Untergang bringen. Er befand sich bei Wang Tun, als dieser seinen zweiten Aufstand gegen den Tsin-Kaiser plante (s. oben S. 118). Die wiederholten Anfragen des Gewaltigen nach dem Ausgange des Unternehmens beantwortete das Orakel 5 alle mit einem ungünstigen Bescheide. In seiner Wut ließ Wang Tun den Unglückspropheten im Jahre 324 festsetzen und hinrichten. Bald danach starb auch der vom Kaiser Ming ti vernichtete Rebell.

Kuo P'ö ist nicht, wie Ko Hung, ein ausgesprochener Gegner des Konfuzianismus, sondern ein Vermittler zwischen ihm und der Magie, also 10 einer von denen, die zur Umbildung des konfuzianischen Systems in den Süd-Staaten beigetragen haben. Indessen ist er es auch gewesen, der eine beträchtliche Ausweitung des Taoismus durch Systematisierung und Weiterentwicklung der Geomantik (*fêng-schui* d. h. „Wind-Wasser-Verhältnis“) herbeigeführt hat. In dem kleinen Werke *Tsang schu* über die Anlage 15 von Grabstätten, das, allerdings ohne ausreichenden Grund, Kuo P'ö zugeschrieben wird, in seiner heutigen Form jedenfalls erst viel später auftaucht, heißt es zur Erklärung des Begriffs *fêng-schui*, nachdem dargelegt ist, daß „einen Toten beerdigen heißt ihn auf dem Lebensodem dahinfahren lassen“: „Wenn der Lebensodem auf dem Winde dahin- 20 fährt, so wird er zerstreut; wenn er aber am Wasser eine Grenze findet, dann wird er zurückgehalten. Die Alten faßten zusammen, um die Zerstreuung (im Winde) zu verhindern; sie sorgten für Bewegung (im Wasser des Baches oder Flusses), um die Zurückhaltung zu erreichen. Darum spricht man von Wind und Wasser“. Die Geomantik ist also nur eine 25 Auswirkung des kosmischen Gedankens der Chinesen: die kosmischen Urkräfte des *yin* und des *yang* (I, 297), die Stellung der Gestirne, die Gestaltung der Erdoberfläche an einer gegebenen Stelle, bestimmt durch Berge und Wasser, der Zutritt der günstigen und ungünstigen Winde, alle lebendigen Kräfte von Luft und Erde und schließlich das Wohl- 30 befinden der flüchtigen Seelen der Verstorbenen wie das der lebenden Menschen stehen in einem unlöslichen Zusammenhange miteinander; es ist also notwendig, bei der Anlage einer Grabstätte wie bei der von Gebäuden, in denen Menschen wohnen oder wirken sollen, diesen Zusammenhang zu beachten, und Sache des Geomantikers ist es, Plätze zu finden, wo die 35 Bedingungen für ein richtiges Zusammenwirken vorhanden sind oder doch künstlich hergestellt werden können. Diese Vorstellungen des *fêng-schui* reichen natürlich ebenso in das hohe Altertum hinauf wie ihre Lebenswurzel, der kosmische Gedanke, aber von wirklichen Organisatoren der Lehre sind erst Kuo P'ö und, in geringerem Maße, der berühmte Astrologe, 40 Wahrsager und Wundermann Kuan Lo für uns faßbar. Der letztere muß nach seiner Lebensbeschreibung im *Weï tshi* (Kap. 29 fol. 25 v^o) etwa von 209 bis 256 gelebt haben, gilt als erster Gelehrter der Geomantik, hat aber nichts Geschriebenes hinterlassen. Kuo P'ö wird, übrigens auch die ganze Wissenschaft der Geomantik, von den Konfuzianern als einer

der ihrigen geachtet; bereits früher wurde erwähnt, daß er außer der phantastischen Erdbeschreibung *Shan-hai king* auch das nach Kategorien geordnete alte, aus der Tschou-Zeit stammende Wörterbuch *Ör-ya* kommentierte (s. oben S. 269), das später sogar zeitweilig in den konfuzianischen Kanon aufgenommen wurde. Auch das *Mu t'ien tsě tschuan* (I, 147 f.) 5 und die „Elegien von Tsch'u“ (*Tsch'u ts'ě* s. I, 296) hat er kommentiert herausgegeben.

Die taoistische Überlieferung zählt noch eine Reihe von Patriarchen auf, die im 4., 5. und 6. Jahrhundert einander eine Anzahl von Lehrbüchern übermachten, in denen ihre Geheimlehren enthalten waren. 10 Diese Bücher waren meist übernatürlichen Ursprungs und auf übernatürliche Weise empfangen. Ihre Verfasser dürften zum größten Teile Ko Hüan, Ko Hung und ihre Nachfolger gewesen sein, vielleicht haben diese auch Vorgänger im 3. und 2. Jahrhundert gehabt, indessen Zuverlässiges bekannt ist hierüber nicht. Sicher bildet aber diese Mysterien-Literatur 15 der Vor-T'ang-Zeit den Grundstock des später entstehenden taoistischen Kanons, der ganz nach dem Vorbilde des buddhistischen geformt worden ist. Vielleicht ist diese Literatur auch schon durch die *dhāraṇī* der Buddhisten, ihre Zauberformeln und Talismane beeinflusst, obwohl die eigentliche Tantra-Lehre erst erheblich später in China verbreitet worden 20 ist. Wir wissen jedenfalls — und mehrere Beispiele haben wir kennen gelernt — daß neben den Taoisten zahlreiche indische Mönche an den Fürstenhöfen im Norden wie im Süden als Wahrsager und Zauberer tätig und geschätzt waren.

Denn der Strom des Buddhismus, der, wie schon gesagt wurde (s. oben 25 265), zur Tsin-Zeit gewaltig anzuschwellen begann, trug viele Dinge mannigfacher Art ins Land. Für die Geschichte des chinesischen Buddhismus sind die nächsten Jahrhunderte nach dem Sturze der Han ein inhaltvolles und wichtiges Kapitel. In dieser Zeit organisierte sich die Kirche mit ihren zahllosen Klöstern, im ganzen Reiche vollzog sich die Übersetzung 30 der heiligen Schriften aus den indischen Sprachen in die chinesische, bildete sich der buddhistische Kanon mit seiner riesigen Literatur. Und es war nicht nur die fremde Religion, die in China die Geister eroberte, sondern auch der Reichtum an sonstigen Gütern des indischen und mittelasiatisch-hellenistischen Geisteslebens. Schon die erste Bekanntschaft 35 mit anderen Kultur- und Literatur-Sprachen mußte eine neue Gedankenwelt öffnen, und indem diese Sprachen den Chinesen das System der Lautschrift vor Augen stellten, konnte ihnen zum ersten Male eine Anschauung vom Wesen ihrer eigenen Sprache kommen, woraus dann die Fähigkeit erwuchs, die von ihnen gesprochenen Laute als solche zu erfassen 40 und mit den ihnen zu Gebote stehenden dürftigen Mitteln darzustellen. Auch den metaphysischen Bedürfnissen der anspruchsvolleren Geister, denen die wunderlichen taoistischen Mysterien nicht genügten, kam die indische Philosophie des Mahāyāna-Systems, jener in den Berglandschaften

am oberen Svat, dem alten Udyāna, im 2. Jahrhundert entstandenen, auf Nāgārjuna zurückgeführten und mit syrisch-persischen, vielleicht auch mit christlichen Elementen durchsetzten Umprägung des ursprünglichen Buddhismus, mit ihrer Idee der „Leerheit“ entgegen, die in der riesigen Literatur der *prajñāpāramitā* (des „durch Erkenntnis zum jenseitigen Ufer Gelangens“ d. h. der Vollkommenheit) ihre schulmäßige Verarbeitung gefunden hat und die sich doch auch wieder mit den Grundgedanken Lao tsës berührt. Damit wurde eine spitzfindige Begriffsdiagnostik in das chinesische Denken eingeführt, die ihm bis dahin fremd gewesen war. Andererseits haben die *dhāraṇī* (Zauberformeln), aus denen sich dann die *Tantra*-Lehre entwickelte, auch den Taoismus der gröberen Art stark beeinflusst und bereichert. Wie bereits bemerkt wurde, hat sich auch der Konfuzianismus dem Eindringen buddhistischer Elemente nicht entziehen können, weder in seinem Kultus noch in den Endzielen seiner Ethik. Schon die Volksreligion, die, abgesehen von vielem Anderen, allein durch die Lehre von der *sukhāvati*, dem „westlichen Paradiese“, von Amitābha, dem Erlöser, und von Avalokiteśvara, dem gütigen Helfer, der zur weiblichen Kuan-yin umgeformt wurde, (s. unten) eine ungeheure Bereicherung erfuhr, hat ihn dazu genötigt, den neuen Vorstellungen Rechnung zu tragen und Manches sogar — z. B. die Lehre von Lohn und Strafe im Jenseits — stillschweigend in den Staatskultus zu übernehmen. Auch die Statuen seiner „Heiligen“ und „Weisen“, die lange Zeit hindurch seine Tempel schmückten, waren buddhistischen Ursprungs. Mögen immerhin schon in der vorbuddhistischen Zeit Darstellungen von Konfuzius vorhanden gewesen sein, die wirklichen Statuen von ihm und seinen Schülern waren denen der buddhistischen Klöster nachgebildet; das Literatentum würde sich ihrer sonst auch nicht mit so viel Verachtung vor der fremden Lehre zum größten Teile später wieder entledigt haben. Der Taoismus vollends hat seine gesamte kultische Organisation, seine Tempel und einen großen Teil der Kultformen, ja sogar die Anordnung seines literarischen Kanons dem Buddhismus entlehnt. Dafür hat freilich auch wieder der fremde Gast sich in weitem Maße den religiösen Formen und Vorstellungen des Landes angepaßt: er hat dem Taoismus, namentlich zu Anfang, die Terminologie bei der Übersetzung seiner Schriften, dem Konfuzianismus wichtige Grundgedanken seiner Ethik, so vor allem die Ehrfurcht in den sozialen Beziehungen und den Ahnendienst, der Volksreligion aber zahlreiche ihrer Lieblingsvorstellungen entnommen und ist so allmählich zu einem wirklichen chinesischen Buddhismus geworden.

Ein analoger Vorgang in der westlichen Geistesgeschichte drängt sich hier zum Vergleich: die Übertragung des alten Testaments ins Griechische. Gewiß war die Veranlassung zu dieser Übertragung eine ganz andere als die für die Übersetzung der buddhistischen Schriften: die Septuaginta sollte zunächst den alexandrinischen Juden die Kenntnis ihrer eigenen großen Überlieferung wachhalten, deren Sprache sie nicht mehr verstanden,

aber ebenso wie hier das Griechische einer völlig fremden Gedankenwelt angepaßt werden mußte, so zwang man das Chinesische, der Wiedergabe ganz verschiedener, von ihm unabhängig entwickelter Denkerzeugnisse dienstbar zu sein. Das Griechische war seinem Wesen nach weit biegsamer und anpassungsfähiger als das Chinesische, aber die Ausweitung 5 und Zusammenziehung, die Umformung und Umfärbung, die chinesische Worte durch die Aufnahme der neuen Begriffe erfuhren, waren zum mindesten nicht weniger umfangreich als im Griechischen. Allerdings hat die chinesische Sprache die Aufgabe nicht völlig zu bewältigen vermocht: sie konnte für die indische Dialektik und Spekulation nicht durchweg 10 die notwendigen zureichenden Ausdrücke liefern, mußte sich daher in weitem Maße mit lautlichen Umschreibungen begnügen und wurde so für die Nichteingeweihten unverständlich. Ob etwa, wie man vermutet hat, die buddhistischen Texte „grundsätzlich“ in die zeitgenössische Volkssprache übersetzt wurden, worauf manche sprachliche Eigenheiten hin- 15 deuten könnten, muß dahingestellt bleiben, bis erheblich umfangreichere textvergleichende Untersuchungen vorliegen. In keinem Falle wird es sich dabei um die gesamte buddhistische Übersetzungsliteratur handeln können, vielleicht nicht einmal um einen größeren Teil davon.

Auf der anderen Seite hat die chinesische Sprache für den Buddhismus 20 die nämliche Rolle gespielt wie die arabische im Mittelalter bis zum 13. Jahrhundert für gewisse Teile der griechischen Philosophie, Medizin, Mathematik und Alchemie. Wie diese die Geistesschätze der Hellenen durch Mittel- und West-Asien, Nord-Afrika und Spanien verbreitete und zugleich griechische Werke bewahrte, die sonst verloren wären, oder wenigstens 25 in ihren Übersetzungen wichtige Beiträge für Textgeschichte und Textkritik lieferte: so hat das Chinesische dem Buddhismus die riesige Welt Ostasiens erschlossen und außerdem zahlreiche Texte und Rezensionen aufbewahrt, die in Indien längst verloren sind.

Vermittler der indischen Geistesschätze waren zumeist die Oasen- 30 Staaten am Rande des Tarim-Beckens mit ihren iranischen und westindogermanischen Bevölkerungen, wohin der Buddhismus im Laufe der durch das Konzil von Pātaliputra 245 v. Chr. angeregten Missionstätigkeit von den Himālaya-Ländern aus gelangt war. Vor allen war Khotān zum Mittelpunkt der neuen Mahāyāna-Lehren geworden, die allen Menschen, 35 nicht bloß den Mönchen und Einsiedlern, die Heilsmöglichkeit eröffneten, so erst die indische Philosophie zur Religion machten und ihr die starke Werbekraft unter den außerindischen Völkern verliehen. Von Khotān ging ein Hauptstrom der buddhistischen Mission nach China, aber auch Kaschgar, Kutscha (das freilich noch lange Zeit dem älteren Hinayāna- 40 System ergeben blieb), Karaschahr und Turfan hatten sich zu Stützpunkten der Lehre Śākaymunis entwickelt, und alle schickten ihre gelehrten Sendboten nach dem Osten. Turkistan aber war damals ein Sammelbecken der indischen, iranischen und hellenistischen Kulturströme, und

die Mönche brachten neben der Religion auch vieles Andere von dem Reichtum mit. So erfuhr besonders die chinesische Kunst eine solche Befruchtung, daß ein völlig neues Zeitalter für sie anbrach. In den großartigen Kultbauten, die auf Veranlassung der Śramaṇas in den Nord-
 5 Staaten entstanden, konnten diese die ganze Fülle ihrer Formen in Architektur, Malerei und Plastik entfalten, und wir können uns an den noch heute erhaltenen Resten der Felsentempel von Wei eine Vorstellung machen, mit welcher Hingabe hier die Kunst ganz großen Stils zu Ehren des Buddha geübt worden ist (s. oben S. 206 f. und 216 f.). Die zahl-
 10 losen Werke der Skulptur zeigen gandharisch-hellenistische Einflüsse in Kopfschmuck und Gewandfalten, iranische und byzantinische in Barttracht und Bewaffnung, in der Ornamentik der Tempel und Figuren erscheinen griechische Motive wie Akanthusblatt, Atlanten, Dreizack u. a. Mag auch vieles von all dem wieder verschwunden sein, sehr vieles, vor
 15 allem die Idee der repräsentativen Kultstatue selbst, ist geblieben, und aus der chinesischen Kunst und dem Kunsthandwerk ist das buddhistische Motiv so wenig wegzudenken wie aus der abendländischen das christliche.

Welche Ausweitung die geographischen Kenntnisse der Chinesen und damit das ganze konfuzianische Weltbild durch den Buddhismus er-
 20 fahren mußten, wird man ermessen können, wenn man bedenkt, daß Tausende von gebildeten und gelehrten Ausländern in China nun über ihre indische und iranische Heimat berichteten, und später Tausende von gebildeten und gelehrten Chinesen in die fernen Kulturwelten gelangten. Was einst Tschang K'ien's Entdeckungen für die bis dahin vom Westen
 25 abgeschlossenen Länder des „Himmelssohnes“ bedeuteten (I, 338 f.), das mußte jetzt der geistige Austausch in weit größerem Ausmaße bewirken. Freilich wie damals so traten auch jetzt im politischen Leben des Volkes die Folgen, die wir erwarten sollten, nicht ein: der konfuzianische Universalismus, der von ihm gebildete Staatsgedanke und seine
 30 Ansprüche blieben unberührt oder wenigstens unerschüttert; weder der Gegensatz der inneren politischen Zerrissenheit des Landes noch die immer mehr in die Breite und die Tiefe wachsende Gedankenwelt haben das konfuzianische System und das literarische Leben zu entwurzeln vermocht. So tief sich der Buddhismus in die chinesische Geisteswelt eingrub, an diesem
 35 letzten, innersten Kerne zerbrach seine Kraft, der Konfuzianismus hat, wie über alle Gegner, so auch über diesen triumphiert.

Aber wir greifen mit diesen Betrachtungen bereits weit in die Zukunft vor. Verfolgen wir die Grundlinien der Entwicklung an einigen geschichtlichen Tatsachen. Wir haben früher gesehen (I, 408 ff.), daß schon im
 40 ersten Jahrhundert n. Chr. nicht bloß im Norden, sondern auch in Mittel-China, und in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts bis hinunter nach Kuang-si und Tongking buddhistische Mönche und Gemeinden vorhanden waren. Von jeher also muß die indische Lehre auf wenigstens zwei Wegen nach China gekommen sein: auf dem Landwege vom Nordwesten, wo

der weitaus wichtigste Zugang war, und auf dem Seewege von Süd-Indien und Ceylon nach Tongking und Kuang-tung, vielleicht auch auf der alten Straße von Birma nach dem Südwesten. Diese Zweiteilung des Einstroms ist geblieben, und wir können sogar von einer nördlichen Kirche mit Lo-yang und Tsch'ang-ngan als ersten Mittelpunkten und einer südlichen mit Nanking als Hauptsitz sprechen. Die erste nachweisbare Übersetzung und Verbreitung der heiligen Schriften im Süden knüpft sich an die Namen (Tsch'i) K'ien und (K'ang) Sêng-hui. Der erstere war ein Upāsaka (Laienbruder) aus dem Reiche der „Indoskythen“ (Yüe-tsch'i s. oben S. 28), der letztere ein Śramaṇa aus K'ang-kü (Samarkand s. I, 339). Beide waren in Wu unter Sun K'üan (s. oben S. 4 und 8 f.) um die Mitte des 3. Jahrhunderts tätig und können als Organisatoren der buddhistischen Schule im Süden gelten. Von Sêng-hui soll, nach seiner Lebensbeschreibung im *Kao sêng tschuan*, der im Jahre 519 verfaßten Zusammenstellung von „Lebensbeschreibungen berühmter Mönche“, einem zwar wichtigen, aber mit viel legendarisch-phantastischen Zutaten durchsetzten Werke, das erste Mönchskloster in Kien-ye gegründet sein, während wir Nonnen, wie wir früher sahen (s. oben S. 123), erst im Jahre 365 dort antreffen; das erste Nonnenkloster dürfte in Lo-yang 350, in Nanking um dieselbe Zeit oder wenig später gegründet sein. Tsch'i K'ien verfertigte eine zweite Übersetzung des berühmten „Sūtra der 42 Abschnitte“ (I, 409), des ersten, angeblich im Jahre 67 übersetzten buddhistischen Werkes, das bis dahin auch in Nanking nicht bekannt gewesen zu sein scheint. Im Norden war die unter An Schi-kao blühende Übersetzungs- und Studienanstalt (s. I, 409) infolge der Kämpfe nach dem Sturz der Han aufgelöst worden, die Śramaṇas, darunter auch Tsch'i K'ien, waren nach dem Yang-tsë abgewandert. In Wei müssen die Verhältnisse auch weniger günstig als in Wu gewesen sein, während wir von Schu in Ssë-tsch'uan überhaupt nichts hören. Immerhin konnte doch von einer Gruppe indischer Mönche, unter denen Dharmakāla aus Mittel-Indien der bekannteste ist, um 250 in Lo-yang der Versuch gemacht werden, einen Text des Vinaya d. h. der Satzungen für Kultus, Mönchsleben und Tempelordnung, wenigstens teilweise, zu übersetzen, weil, wie es in Dharmakālas Lebensbeschreibung heißt, „im Gebiet von Wei zwar die Lehre des Buddha geübt wurde, aber die Sitten der Kirche mangelhaft und in Unordnung waren, es auch vor- kam, daß die Mönchsgemeinden keinen Vinaya hatten, nach dem sie sich hätten richten können“. Mit dem Anfang der Tsin-Zeit begann das eigentliche Aufblühen des Buddhismus: scharenweise kamen die Mönche aus Turkistan und Indien, und die Übersetzungstätigkeit nahm immer größeren Umfang an. Klöster in großer Zahl entstanden in den Hauptstädten und ihrer Umgebung, und die Herrscher waren fast durchweg der fremden Lehre, nicht zur Freude der Literaten, günstig gesinnt. Der gelehrte Dharmarakṣa, ein Mann aus dem Reiche der Indoskythen, der „mit seinem Lehrer alle Staaten der Westlande bereist hatte und sechsunddreißig

- fremde Sprachen und ebenso viele Schriftarten beherrschte“, war zu Beginn der Tsin-Herrschaft (265), „von tiefstem Mitleid (mit den unerlösten Menschen) erfaßt und entschlossen, die große Erkenntnis zu fördern“ (*Kao sêng tshuan* Kap. 1 fol. 15 r⁰). Von Tun-huang, wo er zuletzt gelebt 5 hatte, war er nach Tsch‘ang-ngan gekommen und hatte dort mit einer großen Zahl von Glaubensbrüdern eine umfassende Übersetzungstätigkeit entfaltet. In einem Zeitraume von etwa fünfzig Jahren gingen 165. nach Anderen sogar 175 Werke aus diesem Kreise hervor, von denen der größte Teil noch erhalten ist. Kurz vor der Ankunft Dharmarakṣas, im Jahre 10 260, war der chinesische Mönch Tschu Schi-hing als erster von tausenden, die ihm später folgten, selbst nach dem Westen gezogen, um heilige Schriften zu holen. Er kam bis Khotän und brachte unter großen Schwierigkeiten, die ihm von dortigen hinayänistischen Mönchen bereitet wurden, eine Anzahl neuer Texte von dort zurück.
- 15 Neben Lo-yang wurde im Norden, wie man hieraus sieht, auch Tsch‘ang-ngan ein Mittelpunkt der Missionstätigkeit, besonders nachdem die Tsin-Herrscher infolge der inneren Kämpfe zeitweilig ihre Residenz dorthin verlegt hatten, und Lo-yang im Jahre 311 der großen Zerstörung zum Opfer gefallen war (s. oben S. 46). Aber der mörderische Bruderkampf 20 in Tsin machte bald allem geistigen Leben im Huang-ho- und Wei-Tale ein Ende, und mit der Eroberung des Nordens durch die Fremdvölker traten an die Stelle der beiden alten Hauptstädte andere, aber den Śramaṇas nicht minder günstige Stützpunkte. Wir haben bereits beobachten können, daß auch die Herrscher der Hunnen, der K‘iang- und der Sien-pi-Staaten 25 fast durchweg Gönner des Buddhismus waren, und die größten unter ihnen am meisten. Śramaṇas waren oft die vertrautesten und einflußreichsten Berater der Fürsten, wie wir dies bei Schi-lo (s. oben S. 66 u. 72), bei Fu Kien (s. 93), bei Lü Kuang (S. 88), bei Mêng-sün (S. 196) u. A. gesehen haben. Die großen Nord-Staaten hatten den Nordwest-Ausgang 30 in ihrer Gewalt, ihre Macht reichte weit nach Inner-Asien hinein, zeitweilig bis an die Bergpforten von Indien, und der hier hereindringende Strom des fremden religiösen Geisteslebens fand bei den aufnahmefähigen, nach höherer Kultur verlangenden Steppen- und Bergvölkern ebenso wenig Widerstand wie das politische System des Konfuzianismus. Ye (Tschang-tê) in Ho-nan, Ku-tsang (Liang-tschou) und Tun-huang in Kan-su, P‘ing-tsch‘êng (Ta-t‘ung) in Schan-si, dann wieder Lo-yang und Tsch‘ang-ngan 35 neben verschiedenen kleineren Plätzen wurden vom 4. Jahrhundert ab die wichtigsten Sammelpunkte der Śramaṇas. Welche Bedeutung besonders die Hauptstädte in Kan-su infolge ihrer Lage an der Straße nach 40 Westen und der Gunst ihrer Fürsten im 4. und 5. Jahrhundert für die Ausbreitung des Buddhismus erhielten, ist bereits früher erwähnt (s. oben S. 196). Die südlichen Dynastien aber gaben dem Norden nichts nach; es braucht nur an die beiden Wu ti von Liang (s. oben S. 165 ff.) und Tsch‘ên (S. 177) erinnert zu werden, die wenigstens ebenso sehr dem

Buddhismus wie dem Literatentum und dem konfuzianischen Kultus ihre Neigung zuwandten. Auch Kien-ye blühte unter den Tsin und ihren Nachfolgern als Metropole des Buddhismus auf, und eine Reihe anderer Städte, wie Kiang-ling (King-tschou) und Siang-yang in Hu-peï, P'êng-tsch'êng (Sü-tschou) in Kiang-su kamen hinzu, von den südlich des Yang-tse gelegenen zahlreichen Bergklöstern ganz zu schweigen.

Früh schon hat andererseits auch der Widerstand der Konfuzianer und Taoisten eingesetzt. Einer der ersten Vorstöße des Literatentums, die uns berichtet werden, erfolgte in dem Nord-Staate Hou Tschao, zu der Zeit, als der berüchtigte Schi Hu dort als „von Gott berufener König“ 10 waltete und der Śramaṇa Buddhōṣiṅga, sein Berater, mit Ehren überhäuft wurde (s. oben S. 66 f.). Der Erfolg dieses Vorstoßes war allerdings ein unerwarteter. Etwa um das Jahr 337 machten zwei hohe Würdenträger den Herrscher, nachdem er sich in Ye feierlich zum „Himmelsohn“ erklärt hatte, darauf aufmerksam, daß „für den 15 Zentralherrscher die Stadtfluropfer an Himmel und Erde und die Darbringungen an die verschiedenen Gottheiten in den kultischen Satzungen vorgeschrieben sind. Nach den Riten bilden diese Opferhandlungen ein ewiges Gesetz, Buddha aber kommt aus den Westlanden, er ist eine ausländische Gottheit, die dem Volke keinen Segen bringt, es ziemt sich nicht, 20 daß der Himmelsohn und die Bewohner Chinas ihm Opfer bringen“. Es wird dann beantragt, daß der buddhistische Kultus verboten werde, daß die Zuwiderhandelnden wegen „Opferfrevels“ bestraft, und „die Bürger von Tschao, die Śramaṇas geworden seien, wieder die Kleidung des Volkes anzulegen gezwungen würden“. Der Bescheid Schi Hus hierauf 25 ist kennzeichnend für die Gesinnung des Mannes und für den Einfluß der Mönche. Er lautet nach der Lebensbeschreibung Buddhōṣiṅgas (*Kao sêng tschuan* Kap. 10 fol. 9 r^o) folgendermaßen: „Wang Tu (einer der Antragsteller) sagt in seinem Antrage, Buddha sei eine ausländische Gottheit, und es ziemt sich nicht, daß der Himmelsohn und die Bewohner 30 Chinas ihm Opfer darbrächten. Nun, ich selbst bin in den Grenzgebieten geboren, und trotz meiner Unwürdigkeit bin ich vom Schicksal dazu ausersehen worden, China zu beherrschen. Was aber die Opferdarbringungen betrifft, so ziemt es sich, daß ich gleichzeitig (ein sehr wichtiges Wort! d. h. neben dem konfuzianischen Kultus) meinen ursprünglichen Bräuchen 35 folge. Wenn also Buddha eine Gottheit der West-Barbaren ist, so ziemt es sich gerade, daß ich ihm Ehrfurcht bezeuge. Die Vorschriften, die aus der Vergangenheit überkommen sind, sollen aber für ewige Zeiten die Richtschnur bilden! Wenn eine Sache ohne Fehl und Mangel ist, warum soll man sich dann an die früheren Dynastien halten? Diese unzivilisierten Bürger von Tschao gehören doch zu der Masse der Barbaren; diejenigen unter ihnen, die sich dem ‚Opferfrevel‘ hingeben und Freude daran haben, dem Buddha zu dienen, mögen nach Belieben ihrer Religion nachgehen“. Man hat diesem Erlaß, in dem natürlich ein gut Teil

von zynischer Ironie steckt, eine viel größere Bedeutung beigelegt als ihm zukommt, indem man annahm, daß erst durch ihn den Chinesen die erste Möglichkeit gegeben worden sei, Mönche zu werden und in ein Kloster einzutreten, was bisher nur Ausländern erlaubt gewesen sei. Ab-
 5 gesehen davon, daß aus zahlreichen Anzeichen auf das Vorhandensein von chinesischen Mönchen in viel früherer Zeit geschlossen werden muß — z. B. das in der Mitte des 3. Jahrhunderts in Kien-ye gegründete Kloster (s. oben S. 289) kann nicht bloß Ausländer beherbergt haben, und das um 250 hervortretende Verlangen, einen Vinaya-Text zu übersetzen, wäre
 10 unverständlich, wenn nur ausländische Mönche in Lo-yang gewesen wären, die einer Übersetzung nicht bedurften —, weist der Antrag von Wang Tu u. Gen. selbst daraufhin, daß „Bürger von Tschao Śramaṇas geworden seien“. Wir haben in dem Erlasse nur die Genehmigung eines bestehenden Zustandes zu sehen; er ist für uns von Interesse wegen der Haltung der
 15 Konfuzianer gegenüber dem wachsenden Einflusse des Buddhismus und wegen der höhnischen Art, wie ein „Barbaren“-Fürst sie abfertigt, für die Entwicklung des Buddhismus kommt ihm eine Bedeutung nicht zu.

In die Zeit der wildesten Kämpfe zwischen den Nord-Staaten, besonders Tschao, Yen, Liang, Ts'ien Ts'in, Hou Ts'in und dem südlichen Tsin in
 20 der zweiten Hälfte des 4. und der ersten des 5. Jahrhunderts fällt das Wirken der beiden gelehrten Mönche, die als die Begründer einer wissenschaftlich-kritischen Übersetzung der heiligen Texte bis heute berühmt geblieben sind: des Chinesen Tao-ngan und des Inders Kumārajīva. Tao-ngan soll seiner, allerdings kaum immer zuverlässigen Lebensbeschreibung zufolge
 25 schon mit elf Jahren in seiner Heimat in Süd-Tschili (Ho-peï) mit dem buddhistischen Studium als Novize begonnen haben. Er lebte eine Zeit lang in einem von ihm gegründeten kleinen Kloster in den Bergen westlich von Pao-ting in Ho-peï, dann ging er nach Ye und wurde Schüler von Buddhosiṅga, bei dem er eine große Gemeinde fand. Wegen der mit dem
 30 Untergange von Hou Tschao verbundenen Kämpfe (s. oben S. 73 ff.) zog er mit mehreren Glaubensbrüdern und Schülern, darunter der ebenfalls zu großer Berühmtheit gelangte Hui-yuan (s. unten), nach Siang-yang in Hu-peï und Sin-ye (nördlich davon). Von dort sandte er mehrere seiner Schüler als Missionare nach Süden und Westen, so auch einen nicht
 35 weiter bekannt gewordenen Fa-ho nach Ssë-tsch'uan, wo hier zum ersten Male die Lehre eingeführt wurde. Auscheinend hatte das Unternehmen keinen Erfolg, wenigstens begab sich Fa-ho sehr bald wieder nach dem Norden. Tao-ngan selbst blieb in Sin-ye, bis ihn der allen Wissenschaften zugetane Fu Kien nach Tsch'ang-ngan einlud, wo wir ihn bereits als be-
 40 günstigten Vertrauten des Herrschers kennen gelernt haben (s. oben S. 93). Hier setzte Tao-ngan seine lange geübte literarische Tätigkeit in großem Maßstab fort und verfaßte auch den ersten wirklichen Katalog des ihm bekannten buddhistischen Schrifttums, von dem Bruchstücke noch heute vorhanden sind und der im Jahre 374 entstanden sein soll.

Nach den Angaben der Wei-Annalen hatte Tao-ngan damals bereits von der großen Gelehrsamkeit des indischen Śramaṇa Kumārajīva gehört, der in Kutscha tätig war. Er bat Fu Kien wiederholt, ihn nach Tsch'ang-ngan einzuladen, damit er gemeinsam mit ihm seine Studien betreiben könne. Eine Verbindung wurde auch hergestellt, Kumārajīva erfuhr von Tao- 5 ngan, sandte ihm seine Grüße, kam selbst aber nicht. Da bot sich die Gelegenheit zu einer neuen Einladung, als der General Lü Kuang im Jahre 382 von Fu Kien nach Turkistan entsandt wurde. Wie früher erwähnt, mußte Kumārajīva den siegreichen General auf seinem Rück- marsche nach China begleiten (s. oben S. 88). Seine Übersiedlung 10 war hiernach — was auch seine sonst sehr phantastische Lebensbeschreibung erkennen läßt — alles andere als freiwillig. Inzwischen war aber durch die Katastrophe von 383 der Untergang von Ts'in eingeleitet, Lü Kuang machte sich nach seiner Rückkehr in Kan-su selbständig (s. oben S. 112), und Kumārajīva mußte vorläufig in Ku-tsang (Liang-tschou) 15 bei seinem Gebieter bleiben. Nach dessen Tode 399 und der Vernichtung seines Staates (s. oben S. 185 f.) lud Yao Hing, der neue Herrscher von Ts'in in Tsch'ang-ngan (s. oben S. 103), den indischen Gelehrten zu sich ein. Im Anfang des Jahres 402 traf Kumārajīva, seiner Lebensbeschreibung zufolge, in der Hauptstadt ein, fand aber Tao-ngan nicht mehr am 20 Leben. Er war mehr als zwanzig Jahre vorher gestorben, wie die Wei-Annalen behaupten. Die Angabe ist indessen nicht zutreffend, denn, wie man sich erinnert, versuchte der Mönch im Jahre 382, Fu Kien von seinem verhängnisvollen Zuge nach dem Süden abzubringen (s. oben S. 93), worüber auch die Lebensbeschreibung in gleichem Sinne berichtet. 25 Überdies erzählt die letztere auch selbst, allerdings in phantastischer Ausschmückung, daß Tao-ngan im Jahre 385 „ohne Krankheit gestorben sei“.

Tao-ngan ist in der europäischen Buddhologie nicht so bekannt wie er es verdient. Das hat seinen Grund darin, daß er weniger Übersetzer als 30 Erklärer und Lehrer war. Er war einer der ersten chinesischen Mönche — vielleicht der erste —, die von indischen Lehrern geschult waren, und erst er hat durch Revision der älteren Übersetzungen und Kommentierungen der Texte den Grund gelegt für eine sprachlich und inhaltlich genaue Wiedergabe der indischen Originale in seiner Muttersprache. Seine Lebens- 35 beschreibung (*Kao sêng tshuan* Kap. 5 fol. 2 v^o f.) kennzeichnet seine Tätigkeit folgendermaßen: „Heilige Schriften waren zwar schon seit langem veröffentlicht worden, aber die alten Übersetzungen begingen immer wieder Irrtümer, so daß die tiefe Bedeutung verborgen blieb und nicht erfaßt wurde. Immer wenn man die Erklärung durchsprach, be- 40 gnügte man sich, den allgemeinen Sinn zu formen und die Übertragung zu rezitieren. Tao-ngan dagegen ging die Sūtras und die Vorschriften gründlich durch und zog auch die entlegenste Bedeutung aus der Tiefe heraus“. (Es werden dann einige der Schriften aufgeführt, die er kommentierte.)

„In klarer Folge holte er die verborgenen Reichtümer empor, erschöpfte in edler Form den tiefen Sinn und reihte die Gedanken zu einer Kette aneinander. Die Vollständigkeit und Durchsichtigkeit der Darstellung, die absolute Klarheit des Sinnes der heiligen Schriften nahmen von Tao-
 5 ngan ihren Anfang“. Wir bekommen hier den ersten Begriff von den ungeheuren Schwierigkeiten der Übersetzungstechnik, namentlich in jener früheren Periode. Wir können uns diese Schwierigkeiten, sprachlicher wie sachlicher Art, kaum groß genug vorstellen: von den fremden Mönchen beherrschte keiner die chinesische Sprache soweit, daß er im Stande
 10 gewesen wäre, sich selbständig der Schriftform zu bedienen, und wie schwer es den Chinesen geworden sein muß, sich in die fremden Idiome hineinzufinden, haben wir bereits angedeutet. Nur ganz allmählich kann hier der Ausgleich gefunden sein in dem Maße, wie die sprachliche Erfahrung wuchs, die Terminologie sich festigte, und die Umschreibung der
 15 fremden Worte ihre phonetische Regelung erhielt. Immer konnten die Übersetzungen natürlich nur durch geduldige enge Zusammenarbeit von Indern und Chinesen zustandegebracht werden, und wir haben Nachrichten aus späterer Zeit, die uns erkennen lassen, welche Scharen von Mitarbeitern dabei beteiligt waren. Von Tao-ngan, der vielleicht
 20 bei Buddhosiṅga auch sprachliche Studien getrieben hatte, wurde jedenfalls die Sinnerklärung und damit auch die Übersetzung der Texte zuerst auf eine feste Grundlage gestellt. Trotzdem ist das Chinesisch der buddhistischen Übersetzungen im allgemeinen eine Sprache für sich geblieben, und nur ganz wenige Texte finden hinsichtlich ihres Stils die
 25 Anerkennung der Literaten. Abgesehen von dem oft dunklen Inhalt bleiben die meisten Schriften schon wegen der zahlreichen phonetisch wiedergegebenen fremden Ausdrücke für den gewöhnlichen Chinesen unverständlich (vergl. oben S. 285 ff.).

Mit Tao-ngan und Kumārajīva beginnt in der Tat ein neuer Abschnitt
 30 in der Geschichte der Übersetzung der buddhistischen Schriften. Kumārajīva konnte in Tsch'ang-ngan seine Tätigkeit auf dem Fundament aufbauen, das Tao-ngan gelegt hatte: die aus dessen Schule hervorgegangenen chinesischen Helfer, Gelehrte mit berühmten Namen, standen ihm zur Seite, sie und die Anstalten, die ihm der fein gebildete Yao Hing in den
 35 Hallen und Gärten seiner Paläste zur Verfügung stellte, ermöglichten eine Übersetzungstätigkeit, wie sie an Fruchtbarkeit nur zeitweilig unter der T'ang-Dynastie übertroffen worden ist. Über dreihundert Rollen Text sollen nach der Lebensbeschreibung aus dieser ersten staatlichen Übersetzungsanstalt hervorgegangen sein, die Werke, die dort aufgeführt
 40 werden, sind aber längst nicht alle, die jetzt unter Kumārajīvas Namen gehen (die heutigen Kataloge zählen teils fünfzig und darüber, teils sogar über hundert auf). Die Kenntnis des Chinesischen, die ihm später zugeschrieben wurde, ist zweifellos weit übertrieben; die Lebensbeschreibung (*Kao séng tschuan* Kap. 2 fol. 8 v^o) sagt sehr viel vorsichtiger: „Er war

im Stande, den Text in das Chinesische so zu übertragen, daß die Übersetzung flüssig und gefällig war“. Den chinesischen Stilisten hat er sicherlich nicht entbehren können.

Unter den von Kumārajīva übersetzten Texten befinden sich mehrere, die für die mahāyānistische Kirche in China von besonderer Wichtigkeit 5 geworden sind, so das *Saddharmapundarika-sūtra*, das *Brahmajāla-sūtra*, das allerdings seine volle Bedeutung erst später erlangt hat, und der *Prātimokṣa* der Sarvāstivāda-Schule. Namentlich die beiden letzteren sollten dem Mangel an einem brauchbaren Vinaya-Texte für die Ordination der Mönche und die Zucht in den Klöstern abhelfen. Denn das Bruch- 10 stück, das Dharmakāla aus der Schule der Mahāsāṅghikas geliefert hatte (es ist seit dem 8. Jahrhundert nicht mehr vorhanden), war anscheinend nicht ausreichend (s. oben S. 289), von einem Dhammapada-Texte, den man dem An Schi-kao (I, 409) zuschreiben wollte, oder von dem Prātimokṣa- und Karma-Texte der Dharmagupta-Schule, den, einer im 7. Jahr- 15 hundert auftauchenden Nachricht zufolge, fünf indische Mönche im Jahre 168 nach China gebracht haben sollen, ganz zu schweigen. Schon die unzulängliche Sprachkenntnis mußte den Wert der älteren Übersetzungen stark beeinträchtigen. Dieser Mangel an einem brauchbaren Vinaya-Texte hatte schon vorher, ehe Kumārajīvas Übersetzung erschien, eine 20 weitreichende Folge gehabt. Fa-hien, ein junger chinesischer Mönch aus P'ing-yang in Schan-si, der es in Gesinnung und Lebenswandel mit seinen Pflichten besonders ernst nahm, „war“, wie seine Lebensbeschreibung (*Kao séng tschuan* Kap. 3 fol. 1 v⁰) sagt, „beständig bekümmert über den ungeordneten und lückenhaften Zustand des Vinaya, und er 25 faßte den Entschluß, die dazu gehörigen Schriften zu holen“. So brach im Jahre 399 mit vier Begleitern von Tsch'ang-ngan auf, und nachdem sich in Kan-su noch fünf andere Glaubensbrüder zu ihnen gesellt hatten, trat die kleine Schar ihre so erfolgreich und berühmt gewordene Reise durch Turkistan nach Indien an. Sie besuchten dort die heiligen 30 Stätten des Buddha, und Fa-hien fand schließlich in Pātaliputra (Patna) am Ganges ein vollständiges Exemplar des Vinaya der Mahāsāṅghikas und der Sarvāstivādin. In dreijähriger Arbeit lernte er hier die Sprache (Sanskrit?) in Wort und Schrift und schrieb die Texte ab. Dann kehrte er allein, nachdem seine Gefährten zum Teil gestorben, zum Teil vor ihm 35 zurückgekehrt waren, während einer es vorzog in Indien zu bleiben, allmählich über Ceylon und Java nach China zurück. Im Jahre 414 landete er in Schan-tung. Sechs Jahre war er gewandert, um nach Pātaliputra zu gelangen, sechs Jahre hatte er sich in Indien aufgehalten und drei Jahre für die stürmische und abenteuerliche Rückreise gebraucht. Die 40 Lage in Nord-China war bei seiner Heimkehr derart, daß der wagemutige Mönch mit seinen Schätzen, den Früchten endloser Mühen, die lange Reise nach Tsch'ang-ngan nicht unternehmen mochte. Gerade in den Jahren von 409 ab wütete der Kampf zwischen dem südlichen Tsin und den Nord-

- Staaten Nan Yen und Hou Ts'in am stärksten, 417 endete Liu Yüs Kriegszug mit der Eroberung des Wei-Tales (s. oben S. 138 ff.). So beschloß er, nachdem er den Winter über als Gast bei dem Gouverneur von Ts'ing-tschou, einem eifrigen Buddhisten, gewohnt hatte, nach Kien-k'ang (Nan-king) zu gehen und dort seine Handschriften zu bearbeiten. Hier übersetzte er dann, zusammen mit dem ebenfalls aus Tsch'ang-ngan geflüchteten Inder Buddhahhadra, unter anderem den Vinaya der Mahāsāṅghikas, nachdem während seiner Abwesenheit der der Sarvāstivādin von Kumārajīva übertragen worden war. Nach Tsch'ang-ngan ist er, soweit wir wissen, nicht wieder gekommen; hochbetagt — er soll 85 Jahre alt geworden sein — starb er in einem Kloster in Hu-peï oder Ho-nan; weder sein Geburts- noch sein Todesjahr ist uns bekannt. Kumārajīva hat er niemals kennen gelernt, da dieser bereits 409 oder 413, also vor seiner Rückkehr, gestorben war.
- 15 Fa-hien hat seine Reise in einem besonderen Werke beschrieben, das den Titel führt: *Fo kuo ki* d. h. „Aufzeichnungen über das Reich des Buddha“ oder auch *Scha-mén Fa-hien tsé ki yu T'ien-tschu schi*, d. h. „Des Śramaṇa Fa-hien eigene Aufzeichnungen über seine Reise nach Indien“. Diese Reise durch die unbekannten Wüsten von Turkistan, über die Pässe des Himalaya, durch das für den Chinesen so schwer verständliche Indien, mit einem kümmerlichen Warenboote über den Indischen Ozean und die stürmische Chinesische See, mit der denkbar einfachsten Ausrüstung, ohne Schutz gegen die Unbilden des Wetters oder die Gefahren der Erkrankung, und alles, um die Gesetze der geistigen Gemeinschaft irgendwo aufzufinden und den Brüdern bekannt zu geben, diese Leistung gehört zu dem Gewaltigsten und Ergreifendsten, was opferwillige und unbeirrbar hingabe an eine religiöse Idee jemals vollbracht hat. Fa-hien, das Unternehmen Tschu Schi-hings (s. oben S. 290) ins Große fortsetzend, hat als Glaubensheld den Weg gewiesen, den nach ihm Tausende von chinesischen Pilgern gezogen sind, um das heilige Land zu sehen und ihren Wissensdurst zu stillen, ein sehr großer, vielleicht der größere Teil von ihnen unter Hinopferung ihres Lebens, denn viele haben die Heimat niemals wiedergesehen, oft nicht einmal das Land ihrer Sehnsucht erreicht. Wir wissen nicht viel über die Einzelnen, die zwischen der Rückkehr Fa-hiens und der Reise des berühmtesten und erfolgreichsten aller Pilger, Hsüan-tsangs (von 629 bis 645, s. unten), nach Indien zogen, daß aber ihrer nicht wenige waren ist sicher. Einige Namen, und zwar sowohl von solchen, die auf dem Landwege, durch Turkistan, als auch von denen, die zu Schiff von Kuang-tschou aus reisten, werden von buddhistischen Chronisten erwähnt.
- 40 Aus der Lebensbeschreibung des indischen Mönches und Übersetzers Jinagupta im *Sü kao sêng tshuan* (Kap. 2 fol. 8 r^o) z. B. erfahren wir, daß im Jahre 575 zehn chinesische Mönche von Ts'i „nach den Westlanden“ zogen, um heilige Schriften zu holen, und daß sie nach sieben Jahren zurückkehrten. Dann aber sagt auch I-tsing, der von 671 bis 695

auf Reisen in Indien war (s. unten) und nach seiner Rückkehr ein Werk über „Hervorragende Mönche, die in den Westlanden nach der Lehre forschten“ (Tripit. XXIX, 10), verfaßte, in der poetischen Sprache der Einleitung, daß es „während der Zeit zwischen Fa-hien und Hüan-tsang nicht an Solchen fehlte, die im Westen den purpurnen Grenzwall (d. h. die Große 5 Mauer) durchschritten, einsam wandernd, noch an Solchen, die die dunkel-farbene Wasserwüste überquerten, allein dahinziehend“. Aber, so fügt er hinzu, unter den Zehnern, die auszogen, gab es kaum Einen, der einen wirklichen Erfolg erzielte, und Wenige, die ihr Ziel erreichten. Die Geschichte kennt diese Namenlosen nicht, aber an ihrem Teile haben sie 10 beigetragen zum Ruhme ihres Glaubens. Die Gefahren der Wüsten- und Bergwanderung hatten viele Pilger veranlaßt, die Reise nach Indien auf dem Seewege zu unternehmen, aber hier waren infolge der unbequemen und oft wenig seetüchtigen Fahrzeuge, sowie wegen der Seeräuber die Leiden und Gefahren nicht geringer. Die Opfer werden auf beiden Wegen 15 zahlreich gewesen sein. Der eigentliche Strom der Pilger setzte auch erst später, während der T'ang-Zeit, ein.

Die Ergebnisse der Pilgerreisen sind weit über die Grenzen religiöser Erbauung hinausgegangen: was wir an Landeskunde vom alten Indien, an Kenntnis von den Zuständen in den einzelnen Staaten und Klöstern, 20 von Geschichte und Legenden der Bevölkerung von Turkistan, den Himalaya-Staaten und Nord-Indien besitzen, verdanken wir in erster Linie den wahrheitsgetreuen Berichten jener glaubenstarken Reisenden. Die Kenntnis der fremden Kulturländer muß natürlich auch das Welt- bild der Chinesen abermals verschoben haben und Zweifel an der Berechti- 25 gung der Ansprüche des „Mittelreiches“ auf die Zentralstellung im politischen Universum geweckt haben, aber so wenig wie zur Han-Zeit (I, 338 f.) hat der Konfuzianismus damals solchen Zweifeln Raum verstattet (vgl. auch oben S. 219). Fa-hiens Reisewerk, wenn es vollständig auf uns gekommen ist, kann, bei allem Reichtum seines Inhalts, nicht als das 30 bedeutendste gelten, spätere Schilderungen haben die seinige an Ausführlichkeit und Sachkenntnis übertroffen, aber als Wegbereiter für alle seine Glaubensbrüder verdient er dem großen Entdecker Tschang K'ien (I, 337 ff.) als gleichwertig zur Seite gestellt zu werden.

Als Fa-hien nach Kien-k'ang kam, hatte etwas weiter aufwärts am 35 Yang-tsë eben eine Bewegung begonnen, die von großer Bedeutung für die Entwicklung des chinesischen Buddhismus werden sollte. Als Tao-ngan in der Einsamkeit der Berge zwischen Ho-peï (Tschili) und Schan-si lebte, war ein junger Konfuzianer, der aber auch mit Lao tsë und Tschuang tsë wohl vertraut war, sein Schüler geworden. Er kam hier zu der Er- 40 kenntnis, daß „die neun Schulen der Konfuzianer, Taoisten und Sonstigen (s. I, 202) Spreu und Kaff seien“, und wurde buddhistischer Mönch. Als solcher führte er den Namen Hui-yuan. Er begleitete dann Tao-ngan nach Siang-yang, trennte sich aber von ihm, als dieser dem Rufe Fu Kiens

nach Tsch'ang-ngan folgte. Hui-yuan ging mit seinem Glaubensbruder Hui-yung weiter nach Süden und ließ sich im Jahre 381 im Yang-tsé-Gebiet nieder, und zwar in den bekannten Waldbergen des Lu-schan, zwischen Kiu -kiang und Nan-k'ang, am Nordwestufer des P'ö-yang-Sees, zwischen Kiu -kiang und Nan-k'ang, am Nordwestufer des P'ö-yang-Sees, einer von Asketen und Philosophen besonders bevorzugten Gegend. Mit Unterstützung des Gouverneurs entstand dort im Jahre 386 ein Kloster, und Tausende strömten hin, um von Buddhas Lehre zu hören. Und nun wurde jene neue Schule gegründet, von der, mehr als von irgend einer anderen, eine gewaltige Werbekraft für die indische Religion in China, ja im ganzen Osten ausgehen sollte. Mit siebzehn vertrauten Anhängern, darunter mehrere gelehrte Konfuzianer mit berühmten Namen, so Liu Tsch'eng-tschü und Lei Ts'ë-tzung (s. oben S. 263), setzte sich Hui-yuan an die Spitze von 123 Gläubigen und nachdem man „eine Statue des Amitäbha“, wie die Lebensbeschreibung des Mönches (*Kao sêng tshuan* Kap. 6 fol. 4 v⁰), oder „Statuen der drei Heiligen des Westens“ (d. h. Amitäbha, Avalokiteśvara-Kuan-yin und Mahāsthāmaprāpta-Ta-schü-tschü), wie das *Fo tsu t'ung ki* (Tripit. Nachträge Ser. I Abt. 2, IV, Kap. 27 fol. 135 v⁰ b) berichtet, aufgestellt hatte, schwor man sich zu einem Bunde zusammen, der später die Namen „Schule des reinen Landes“ (der *sukhāvati*) oder „Bund des weißen Lotus“ erhielt. Der Bund verpflichtete seine Mitglieder, „das reine Land zum Ziel des Strebens zu machen“, d. h. „allem Anderen voran ihre Gedanken auf Buddha zu richten und so Männer zu werden, die den Vorschriften (der Lehre) folgen und ihre Sinne zur Ruhe gebracht haben, Fremdlinge (auf dieser Erde), die den Schmutz der Welt abgetan und ihren Glauben rein gemacht haben“. Das Mittel dazu aber sollte der *samādhi* d. h. das stetige Denken an den Buddha sein. Auch hier drängt sich eine Verbindung des Buddhismus mit den Taoisten auf, und die Lebensbeschreibung sagt gewiß mit Recht von Hui-yuan, daß „er den Sinn von Tschuang ts'ës Lehren herangezogen und in Verbindung mit den Begriffen (der Buddhaschaft) gebracht habe“.

Die im Lu schan gegründete „Schule des reinen Landes“ ist die älteste buddhistische Sekte oder „Schule“ in China, und ihr Vorbild mag die Bildung weiterer Schulen angeregt haben. Ihre Lehre hat den Buddhismus in China, ja im ganzen Osten in eine völlig neue Richtung geführt: die Vorstellung von dem „Reinen Lande“, der *sukhāvati*, dem „Paradies des Westens“ (*Si fang ki lo schi kie*), und von Amitäbha nebst seinen zwei Begleitern, die es als „die drei Heiligen des Westens“ beherrschen und die Gläubigen dorthin führen, macht eins der wesentlichsten Merkmale des Mahāyāna aus und ist dem ursprünglichen Buddhismus unbekannt. Hier taucht plötzlich der Erlösungsgedanke, und zwar der einer Erlösung nicht durch sich selbst, sondern durch die Liebe und die guten Taten eines göttlichen Mittlers auf, also ein Gedanke, der geradezu im Gegensatze zu den Grundlehren des ursprünglichen Buddhismus steht. Die Erlösung soll allen Menschen, nicht bloß den Monchen allein zuteil werden, und das

Mittel dazu ist der Glaube (*sin*), das Vertrauen auf das Mitleid (*peï Kuan-yin*) und die Weisheit (*tschi*) oder Kraft (*schî, Schi-tschî*) des Amitābha. Dieser Glaube entsteht durch das „Denken an Buddha“ (*nien Fo, samādhi*), das sich für den einfachen Mann äußern kann in der häufigen Anrufung des Namens Amitābha. Wann und wo dieser Erlösungsgedanke zuerst 5 auftritt, wissen wir trotz allen darüber aufgestellten Vermutungen noch nicht, daß er aber Hui-yuan durch die Mönche aus Indien oder Inner-Asien zugetragen ist, wird kaum von der Hand zu weisen sein; ob sich hier etwa persische oder gar christliche Einflüsse geltend gemacht haben, bleibt ebenfalls noch eine offene Frage. Sicher ist aber, daß der Begriff der 10 *sukhāvati*, der positiven Seligkeit als Lebensziel, der sich an die Stelle des *nirvāṇa* schiebt, des überindividuellen das persönliche Sein verneinenden Seins, das dem Denken des einfachen Mannes kaum faßbar ist, einen ungeheuren Einfluß im religiösen Leben der ostasiatischen Völker ausgeübt hat. Stärker als alles Andere hat er dem Buddhismus den Weg in 15 die große Masse bereitet, denn es ist leicht zu ermessen, wie die Kunde von einer künftigen Welt der reinen Freude, die nun mit allem Zauber einer gläubigen Phantasie ausgeschmückt wurde, inmitten des furchtbaren Elends jener Jahrhunderte auf das einfache Gemüt wirken mußte, eine Wirkung, die der Begriff des wesenlosen Nichts natürlich niemals 20 haben konnte. So sind die Figuren des Amitābha, des Avalokitesvara (später verweiblicht zur Kuan-yin) und des Mañjuśrî zu den volkstümlichsten des ganzen Buddhismus im Osten geworden und bis zum heutigen Tage geblieben.

In einem Gegensatz zu der „Schule des reinen Landes“ und doch von 25 ihr vorbereitet, entstand dann um wenigstens 125 Jahre später eine neue Sekte, die in der gleichen Richtung sich bewegte, aber über die Art der Heilserwerbung jener weit hinausging. Gründung und erste Entwicklung verlieren sich freilich ganz im Dunkel der Legende, aber ihr Ziel und ihre Lehre sind durchaus klar. Die Überlieferung berichtet, daß um das 30 Jahr 520 ein indischer, nach Anderen ein persischer Mönch Namens Bodhidharma auf dem Seewege in Kuang-tung angekommen und zunächst zu Wu ti von Liang nach Kien-k'ang gereist sei. Diesem habe er in allem Freimut erklärt, daß er sich mit allen seinen guten Handlungen als För- 35 derer der Lehre noch keinerlei Verdienst erworben habe, weil Verdienst nicht durch Tugend oder gute Werke erworben würde, sondern nur durch die innere Aufnahme und seelische Durchglühung mit dem Buddhageiste, einen durchaus mystischen Vorgang. Danach sei Bodhidharma auf einem Schilfrohr über den Yang-tsë gesetzt und nach dem Kloster Schao-lin ssë bei Lo-yang gewandert; neun Jahre habe er dort vor einer Wand ge- 40 sessen, sie angestarrt und sich in den Buddhageist versenkt. Im Jahre 535 sei er gestorben, aber nach seinem irdischen Tode nach Indien zurückgewandert und auf dem Wege dorthin dem von seiner Reise zurückkehrenden Sung Yün (s. oben S. 219) begegnet. (Der Anachronismus

- hierbei — Sung Yün kam 522 zurück — wird die Gläubigen nicht beunruhigen). Der Mönch habe nur einen Schuh an den Füßen gehabt, der andere sei in seinem Grabe bei Lo-yang gefunden worden. Wir sind derselben Geschichte bereits bei Schi Hu von Hou Tschao begegnet, wo sie
- 5 von Buddhosinga erzählt wird, der 345 starb (s. oben S. 72). Mit diesen Erzählungen ist natürlich nichts anzufangen, in Wahrheit wissen wir über Bodhidharma, chinesisch Ta-mo, so volkstümlich auch heute noch seine Gestalt in China ist, sowie über seine Lehrtätigkeit nichts, ja die Zweifel sind nicht ganz unberechtigt, ob er überhaupt jemals gelebt hat.
- 10 Die Schule, die in Bodhidharma ihren Gründer verehrt, ist die des *dhyāna*, chinesisch *tsch'an-na* oder nur *tsch'an* d. h. Meditation, des völligen Sichversenkens in den Buddhageist. Sie lehnt die Idee eines fernen Paradieses, das durch fromme Handlungen zu erreichen ist, ebenso ab wie die des dort herrschenden Amitäbha, und verlangt, daß der Mensch durch ganze
- 15 Hingabe seines geistigen Ich, auch ohne Klosterzucht und ohne Lesen der heiligen Bücher, ein „Erleuchteter“ werde und so das Paradies in sich selbst finde. Ob etwas von dieser Lehre und wie viel wirklich auf Bodhidharma zurückgeht, wissen wir nicht; sie hat zwar auch den volkstümlichen Namen *pi-kuan* d. h. „Auf die Wand starren“, aber das ist nur
- 20 der Spiegel der Legende. Sie hat sich jedenfalls im 6. und 7. Jahrhundert rasch verbreitet, und zwar vermutlich nicht zum wenigsten durch ihre Verbindung mit der mystischen Extase der taoistischen Asketen. Stärker noch als bei der „Schule des reinen Landes“ waren bei ihr Anklänge an die heimische Gedankenwelt der Chinesen, und es ist gewiß bezeichnend,
- 25 daß wir von den Schülern und nächsten Nachfolgern des Bodhidharma ebenso wenig wissen wie von ihm selbst, und daß wir erst mit Hui-nêng (637 bis 712), einem Chinesen, von dem die Dhyāna-Lehre ihre erste organisatorische Form erhalten hat, auf festeren Boden kommen. Bodhidharma gilt in der Legende als der achtundzwanzigste jener imaginären indischen
- 30 Patriarchen-Reihe, in der Buddhas Verkündigung fortgeerbt sein soll, von der aber der ältere Buddhismus nichts weiß; er würde danach die an Buddha selbst anknüpfende Reihe in Indien abgeschlossen und in China sie als erster Patriarch fortgesetzt haben. Hui-nêng soll dann der sechste und zugleich der letzte Patriarch gewesen sein, da er es nicht mehr für nötig gehalten
- 35 habe, einen Nachfolger zu ernennen.

Wenige Jahrzehnte nach Bodhidharmas vermutetem Todesjahre löste sich aus der Dhyāna-Schule eine neue Richtung ab, die nach der gewöhnlichen Annahme um das Jahr 575 von Tschì-yi (auch Tschì-k'ai gesprochen), einem chinesischen „Meister des *dhyāna*“, gegründet sein soll. Sie hat

40 den Namen des T'ien-t'ai-Gebirges in Tschê-kiang südwestlich von Ning-po erhalten, von wo sie ihren Ausgang nahm. Im Jahre 577 wurde ihrem Kloster dort der Bezirk Schi-fêng, das heutige T'ien-t'ai hien als Steuerbezirk zugewiesen, aus dem sie ihren Unterhalt bezog. Wir sind über die erste Geschichte der T'ien-t'ai-Schule nicht besser unterrichtet als

über die der Dhyāna-Schule. Wenn man dem *Fo tsu t'ung ki* (Kap. 6) glauben will, so wäre Tschī-yi der vierte Patriarch in einer anderen Reihe gewesen und hätte seine Erleuchtung durch seinen Vorgänger Hui-ssē (geboren 515) empfangen; dessen Vorgänger aber sei der um 550 lehrende, also kaum viel ältere Hui-wēn gewesen, den die „Geschichte des chinesischen 5 Buddhismus“ (*Shina bukk'yō shikō*) von Tetsu Sakaino zum ersten Patriarchen der T'ien-t'ai-Schule macht. Die ganze Frage ist indessen durch den Ehrgeiz der einzelnen Schulen, sowie durch die mit Legenden ausgeschmückten Lebensbeschreibungen der Patriarchen so verdunkelt, daß es unmöglich ist, hier die geschichtliche Wahrheit herauszufinden. 10 Jedenfalls gehören die Dhyāna- und die T'ien-t'ai-Schule insofern enger zusammen, als sie beide den Heilsweg der „Schule des reinen Landes“ mit ihrer Erlösungslehre ablehnen und Alles von der Meditation erwarten, d. h. die Vernichtung des „Leidens“ des Lebens durch „Leerheit“ der Seele. Tschī-yi aber lockerte das harte System der Dhyāna-Schule, die allen 15 Klosterkult und selbst das Studium der heiligen Schriften als überflüssig verwarf, indem er sich beider wieder bediente und dazu ein tief durchdachtes philosophisches System über die Wiederherstellung des reinen menschlichen Wesens durch Befreiung vom Staub der Welt, von der Wirkung der Sinne und Leidenschaften und von der Unkenntnis des 20 Heilsweges aufbaute. Das heilige Buch der Schule war das *Saddharma-puṇḍarīka-sūtra*, das Buch „vom Lotus des herrlichen Gesetzes“ (s. oben S. 295); der dem Schlamm entstiegene Lotus galt als das Sinnbild der vom Staube der Welt befreiten Seele.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die verschiedenen Schul-Systeme der 25 buddhistischen Dogmatik — die erwähnten sind nicht etwa die einzigen — genauer darzustellen — es bleibt auch noch Vieles darin zu klären —, im allgemeinen kann gesagt werden, daß die mystisch-spekulativen Richtungen weit mehr im Süden als im Norden Fuß faßten. Das kann nach dem, was wir früher beobachtet haben (s. oben S. 272 f.), nicht überraschen. 30 Die *Ku-wēn*-Schule hatte der taoistischen Mystik und Magie in breitem Maße Zutritt zum Konfuzianismus gewährt, und so fand auch die der letzteren verwandte buddhistische Meditationslehre einen günstigen Boden. Die Wesensart der Bevölkerung im Süden mag auch ohnehin der Metaphysik geneigter gewesen sein als im Norden, wo man wohl Zauberei 35 liebte aber keine Spekulation. In Kien-k'ang war es auch, wo im 4. Jahrhundert zuerst von Po Śrīmitra um 320 die Kenntnis der *dhāraṇī*, der indischen Zauberformeln zur Abwehr von Unglück, Heilung von Krankheiten u. ä. (s. oben S. 286), eingeführt wurde und bei den höchsten Würdenträgern, wie z. B. Wang Tao (s. oben S. 118), den größten Anklang fand. 40 Eine ganze Literatur dieser *dhāraṇī* und *mantra* hat sich während des 4. Jahrhunderts im Süden und später auch im Norden gebildet, den Taoisten in ihren magischen Künsten weit entgegenkommend. Aber trotz der vielen Berührungspunkte zwischen Buddhismus und Taoismus,

vielleicht auch gerade als Folge davon herrschte bei den Taoisten, wie erwähnt (s. oben S. 279), eine auf Eifersucht beruhende Abneigung gegen die indische Lehre, die sich im 4. und 5. Jahrhundert zu bitterer Feindschaft steigerte und im Norden im Jahre 446 zur völligen Unterdrückung
 5 des Buddhismus führte (s. oben S. 203). Diese Eifersucht veranlaßte auch einen literarischen Streit, dessen Spuren sich zum Teil bis heute erhalten haben. Nach der legendenhaften Überlieferung war Lao tsé, nachdem er sein *Tao-té king* verfaßt und dem Grenzwächter Yin Hi übergeben hatte, durch den Grenzpaß nach Westen gezogen und dort ver-
 10 schwunden. Schon früh, angeblich bereits zur Zeit der „gelben Turbane“ (I, 418 ff.), also gegen Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr., wo man ja schon „Schreine des Huang ti, des Lao tsé und des Buddha im Palaste hatte“ (I, 417), verbreitete sich eine Legende, daß Lao tsé nach Ki-pin (Kaschmir) gegangen sei, dort den König bekehrt habe und selber zum Buddha ge-
 15 worden sei. Der Buddhismus war also danach nichts Anderes als ein wiederzurückgekehrter Taoismus. Diese Legende verdichtete sich mehr und mehr und fand ihren Niederschlag in einem Buche *Lao tsé hua Hu king* d. h. „Bekehrung der Hu (Inder) durch Lao tsé“, das dem *Fo tsu t'ung ki* (Kap. 55 fol. 354 v^o b) zufolge unter Tsch'êng ti von Tsin (326 bis 342)
 20 von einem Taoisten Wang Fou (auch Wang Fu geschrieben) veröffentlicht wurde. Dieses Buch, von dem heute noch einige Bruchstücke vorhanden sind, rief große Empörung bei den Buddhisten hervor; Gegenschriften und heftige Erklärungen erfolgten, die Streitfrage kam nicht mehr zur Ruhe, und Lao tsé in Indien als Buddha blieb eine beliebte Vorstellung
 25 in den taoistischen Tempeln, noch im 7., ja sogar noch im 13. Jahrhundert wird die Frage zwischen den beiden religiösen Gemeinschaften verhandelt.

Daß der Buddhismus auch bei den Konfuzianern, ungeachtet aller beiderseitigen Angleichung, doch nicht ohne Gegenwirkung bleiben konnte, ist selbstverständlich. Aber die Gegensätze haben im Norden schärfere
 30 Formen angenommen als im Süden. Die Herrscherhäuser am Yangtsé waren durchweg der Lehre Sâkyamunis wohl gesinnt, teilweise völlig ergeben, so sehr ihnen der konfuzianische Staatskult und die konfuzianische Ethik auch gegebene Selbstverständlichkeiten blieben. Die Ansprache des Kaisers Wu ti von Tsch'ên beim Himmelsopfer (s. oben S. 177)
 35 ist ein gutes Beispiel dafür. Andererseits waren die Eroberer des Nordens als Neulinge besonders eifrig darauf bedacht, den Erfordernissen des konfuzianischen Staatsgedankens gerecht zu werden, um so ihre Herrschaftsansprüche mit dem Mantel der Gesetzmäßigkeit zu bekleiden; so haben sie sich im allgemeinen den Forderungen der im Norden ohnehin
 40 starrer konfuzianischen Literaten williger gefügt als die Machthaber des Südens. Kaiser Wu ti von Tschou entschied nach langen Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern der „drei Lehren“ im Jahre 574, daß die konfuzianische Lehre vor den beiden anderen an erster Stelle zu stehen habe, (s. oben S. 244). Und diese Entscheidung hatte schließlich eine aber-

malige rücksichtslose Unterdrückung des Buddhismus zur Folge, weil alle Wahrheit in den „sechs kanonischen Büchern“ enthalten sei. Wu ti war es auch, der dem indischen Śramaṇa Jinagupta hohe Würden antrug, wenn er „den Riten der Konfuzianer sich anfügte“. Auf dessen beharrliche Weigerung gestattete er ihm indessen die Rückkehr in die Heimat. 5 Da aber, wo der Buddhismus gar an den Staatskultus zu rühren wagte, stieß er immer, selbst wenn er den Herrscher auf seiner Seite hatte, auf erbitterten Widerstand. Wir haben gesehen, welchen Abscheu bei den Konfuzianern das Verbot der Verwendung von Opfertieren in Wei im Jahre 472 (s. oben S. 208) und in Liang 517 (s. oben S. 166) hervorrief. 10 Aber auch der religiöse und philosophische Gehalt der fremden Lehre und mehr noch vielleicht ihre volkswirtschaftlichen und sittlichen Wirkungen sind Gegenstand heftiger Angriffe seitens der Literaten gewesen. Schon am Ende der Han-Zeit konnten wir beobachten, wie ein konfuzianischer Renegat, Mou tsë (I, 409), sein neues Bekenntnis gegen solche Angriffe, 15 die nicht ohne Grundlage gewesen zu sein scheinen, verteidigen mußte. Zahllose derartige Auseinandersetzungen mit ungleichem Ausgange mögen sich abgespielt haben, von denen wir nichts mehr wissen, aber im *Liang schu* (Kap. 48 fol. 5v^off.) ist uns eine besonders wirkungsvolle aufbewahrt, die um 490 aus dem Kreise um den Prinzen Siao Tsë-liang (s. oben S. 276) 20 hervorging und einen scharfsinnigen Konfuzianer, Fan Tschên aus der Gegend von Nan-yang im südlichen Ho-nan, zum Urheber hatte. Der Gegenstand war die Frage des „Erlöschens der Seele“ (d. h. der Sterblichkeit oder Unsterblichkeit). Etwa hundert Jahre früher war von einem der Großwürdenträger und Vertrauten Liu Yüs, des Begründers der Sung-Dynastie (s. oben 25 S. 144), Namens Tschêng Sien-tschi (auch Tschêng Tao-tsë genannt), der von 364 bis 427 lebte, eine Abhandlung, *Schên pu mie lun* „Über das Nicht-erlöschen der Seele“ erschienen. Die darin vertretene Anschauung entsprach den Auffassungen der „Schule des reinen Landes“ und stand im Einklang mit den Vorstellungen von dem positiven Endziel der *sukhāvati*. 30 Hui-yuan, der Gründer der Schule (s. oben S. 298), hatte denn auch noch eine Abhandlung mit gleichem Titel veröffentlicht. Beide Abhandlungen sind in der zwischen 515 und 518 entstandenen Sammlung kleinerer buddhistischer Schriften *Hung ming tsi* (Tripit. XXVII–XXVIII, Kap. 5 fol. 6r^off.) erhalten. Hiergegen wandte sich Fan Tschên in einer Gegenschrift, *Schên mie lun* „das 35 Erlöschen der Seele“, die in der Form der Disputation mit einem angenommenen Gegner monistische Gedankengänge verfolgte und ganz materialistisch die Einheit von Körper und Geist, die Unzertrennlichkeit ihrer Schicksale zu beweisen suchte. Die Schrift rief eine starke Aufregung hervor und gab nicht bloß Anlaß zu wenigstens zwei Widerlegungsschriften, sondern bewog auch den 40 Kaiser Wuti, alle Würdenträger aufzufordern, sich zu der Frage zu äußern. Auch diese Widerlegungen sowie die zahlreichen Antworten an den Kaiser sind in Kap. 9 und 10 des *Hung-ming tsi* enthalten. Nirgends zeigt sich besser als hier der aufrüttelnde Einfluß des Buddhismus, der wie ein Sturm-

wind in die konfuzianische Gedankenwelt hineinfuhr. Dabei stellt sich in diesem besonderen Falle eine seltsame Umkehrung des ursprünglichen Verhältnisses der Dogmen in der weiteren Entwicklung heraus. Während der Konfuzianismus sonst ein „Erlöschen der Seele“ nicht annimmt und
 5 wegen der Ahnenverehrung auch nicht annehmen kann, ist für den Buddhismus das „Erlöschen der Seele“ im *nirvāṇa* nach allen durchlaufenen Daseinsformen das Endziel und die Erlösung. Hier aber tritt ein Konfuzianer für das „Erlöschen der Seele“ ein und der Buddhist leugnet es. Über die Frage der Ahnenverehrung geht der Erstere dabei mit ein paar
 10 nichtssagenden Redewendungen hinweg. Fan Tschên ist allerdings, wie die Gegenschriften und Antworten an Wu ti zeigen, auch bei den Konfuzianern auf scharfe Ablehnung gestoßen.

Weder die Gegnerschaft Fan Tschêns noch die anderer Konfuzianer bei anderen Gelegenheiten hat indessen das weitere Aufblühen des buddhistischen Kultus, der buddhistischen Wissenschaft und der buddhistischen
 15 Literatur zu hemmen vermocht. Gerade zu jener Zeit, unter Wu ti von Liang, war Kien-k'ang eine Hochburg indisch-chinesischer Studien, wo nicht bloß fremde und einheimische Mönche — es braucht nur an so berühmte Namen wie Sêng-yu, Guṇavarman und Paramārtha erinnert
 20 zu werden — neue Texte zugänglich machten, sondern auch Abschriften der im Norden übersetzten Werke in den kaiserlichen Bibliotheken gesammelt wurden. Selbst die unablässigen Kämpfe und Erschütterungen des 6. Jahrhunderts haben die Wirksamkeit der glaubenseifrigen Śramaṇas wohl zeitweilig beeinträchtigt, aber niemals ganz verhindern können.
 25 Wir haben schon erwähnt, daß Wu ti von Liang eine Sammlung von 5400 Rollen zusammengebracht hatte, die von Pao-tsch'ang im Jahre 518 katalogisiert wurde (s. oben S. 167). Kurz vorher, zwischen 510 und 515, hatte Sêng-yu bereits einen Katalog des gesamten ihm erreichbaren buddhistischen Schrifttums verfaßt, der 2213 Werke aufführte, Übersetzungen
 30 gen sowohl wie chinesische Originalschriften (nur ein kleiner Teil davon, etwa 276, sind heute noch nachweislich vorhanden). Dieser Katalog führte den Titel *Tsch'u san tsang ki tsi*, hatte also, soweit wir wissen, zum ersten Male die Schriften nach dem Grundsätze des indischen *Tripiṭaka* (= *san tsang*) gordnet, d. h. *Sūtra* (*king*)-, *Vinaya* (*lü*)- und *Abhidharma* (*lun*)-
 35 Sammlungen gesondert. „Er (Sêng-yu) gruppierte die Sammlungen (*tsang*=*piṭaka*) der heiligen Schriften und ordnete danach die einzelnen Rollen“, sagt seine Lebensbeschreibung (*Kao sêng tschuan* Kap. 13 fol. 8r^o) von ihm. Auf Sêng-yu ist somit der von da ab ständig gebrauchte chinesische Ausdruck *san tsang* für das buddhistische Schrifttum zurückzuführen.
 40 Das chinesische Tripitaka zeigt aber insofern eine Abweichung vom indischen, als dieses nur die als kanonisch anerkannten Schriften enthält, das chinesische aber alle, ohne Rücksicht auf ihren kanonischen oder nichtkanonischen Charakter.

Die Wirkungen des Buddhismus auf die materielle Seite des Staats-

lebens müssen nach den Schilderungen der Chronisten, auch wenn man Manches davon auf Rechnung konfuzianischer Feindseligkeit setzen mag, reichlich Anlaß zur Kritik geboten haben. Wir haben bereits früher die Zustände geschildert, die vielfach in den Klöstern herrschten (s. oben S. 217). Sie waren oft Brutstätten des Lasters, der Erpressung und der Vergewaltigung, hier und dort vielleicht auch Ausgangspunkte politischer Zettlungen, worauf u. a. die Vorfälle unter T'ai-wu ti von Wei im Jahre 445 hindeuten (s. oben S. 203). Wenn man dann, wie es wiederholt geschah, unbequem oder gefährlich gewordene Kaiserinnen und Haremsdamen als Nonnen in die Klöster schickte (vgl. oben S. 217f.), so erhielten die letzteren auch durch solche Maßnahmen eine Bedeutung, die den Absichten des Buddha wenig entsprach. Nicht selten flüchtete sich auch die gepeinigte Bevölkerung unter den Schutz der Klöster, um dem Steuerdruck und den Frondiensten der Beamten zu entgehen. Die kultischen Prunkbauten und die Verschwendung von Gold und Edelsteinen auf Statuen und Innen- einrichtung entzogen der Staatskasse riesige Werte, die Kirche verstand es gründlich, die Gunst der Kaiser und Kaiserinnen gewinnbringend umzusetzen. Auch die Bevölkerung selbst opferte den Klöstern mehr von ihrem Hab und Gut als im Interesse einer gesunden Volkswirtschaft wünschenswert war. Die zahllosen Weihgeschenke, meist vergoldete Buddha-Statuen, gerade aus der Wei-Zeit, die noch heute zutage kommen, geben einen Begriff von der gewiß nicht immer freiwilligen Gebefreudigkeit. Die Klöster und Schreine bedeckten zu tausenden das Land, und die Übergriffe der herumziehenden Mönche wuchsen sich zu einer Landplage aus, gegen die man vergeblich nach Mitteln suchte. Die Geschichte des Buddhismus in den Annalen von Wei (Kap. 114), die keinerlei Tendenz gegen die Lehre verrät, schildert die Zustände als derartig, daß auch die den Śramaṇas wohlgesinnten Herrscher schließlich zu Maßnahmen gegen das überwuchernde Unwesen schreiten mußten: man erschwerte die Gründung neuer Klöster, verlegte die alten, soweit möglich, nach außerhalb der Städte, schränkte die Zahl der Mönche und Nonnen ein, verwies die ausländischen unter ihnen, wenn sie lästig wurden, des Landes, schuf eigene Behörden für die Kirche und ermahnte die Bevölkerung, sich der Sparsamkeit beim Kultus zu befleißigen. Viel geholfen zu haben scheinen diese Vorkehrungen aber nicht, denn der Verfasser schließt sein Kapitel mit folgenden Worten: „Zusammenfassend kann man die Zahl der Mönche und Nonnen angeben auf zwei Millionen, die ihrer Klöster auf mehr als 30000, die Mißbräuche aber lassen sich überhaupt nicht zählen. — Und wenn ich dies niederschreibe, so tue ich es mit Seufzen“ (vgl. auch die Schilderungen oben S. 206ff.). Es war nicht immer konfuzianische Unduldsamkeit, wie man zuweilen behauptet, die den chinesischen Staat zu feindseligen Handlungen gegen den Buddhismus nötigte.

Blicken wir noch einmal zurück auf die Entwicklung des geistigen Lebens seit dem Ende der Han-Zeit. Das Bild, das sich uns bietet, ist oder wird

sehr bald völlig verwandelt gegenüber der Vergangenheit. Die umformenden Mächte sind der Buddhismus und die Staatenbildung der Fremdvölker des Nordens. Verschwunden sind auch die letzten Spuren jener Philosophenschulen, die der Geistigkeit der späteren Tschou-Zeit eine so bunte Mannigfaltigkeit verliehen (I, 201ff.) und auch zur Han-Zeit noch merkbar fortgewirkt hatten. Selbst die Rechtschule, die große Mitbewerberin des Konfuzianismus, ist ausgelöscht, das Literatentum, der Hüter der Staats-Ethik und des Staats-Kultus, hält die erworbene Machtstellung fest und verteidigt damit jene beiden als die Zitadelle des konfuzianischen Systems.

10 Aber die Außenbastionen, die Gebiete von Philosophie und Religion, macht ihnen der Buddhismus alle streitig, viele erobert er. Durch diese Angriffe des Fremdlings auf die bisherige Stellung der einheimischen Geistesmächte, Konfuzianismus und taoistische Mystik, wird das Geistesleben der Zeit bis in alle Tiefen aufgewühlt, daher die starke Bewegung darin trotz allen

15 äußeren Elends, genau wie einst zur Zeit der „Kampf-Staaten“ die Fülle der Gedanken inmitten einer Welt des Jammers sich entfaltete. Zweifel und Widersprüche gehen durch die ganze konfuzianische Welt, wenigstens im Süden, und drohen die Geschlossenheit des Systems zu zerreißen; der Buddhismus nimmt fortschreitend Besitz von der Innerlichkeit des Volkes,

20 dem äußeren Zerfall des Reiches scheint der der Kulturgemeinschaft folgen zu wollen. Ein berühmter Gelehrter der konfuzianischen Orthodoxie des 17. Jahrhunderts, Ku Yen-wu, stellt die Entwicklung, von seinem Standpunkte gesehen, zu einer Zeit, als die Entscheidung zugunsten des Konfuzianismus längst gefallen war, durchaus richtig dar, wenn er darauf

25 hinweist, daß im Altertum die Weisen für Alles, für eine gefestigte Moral, für Kultus und für gute Verwaltung gesorgt hatten, und dann fortfährt: „Wenn gleich schon ‚Eintracht und Hingabe an das natürliche Gesetz das Innere der Menschen erfüllten, so daß die edlen Wirkungen sich nach außen entfalteten‘ (*Li ki*, Couvreur II, 80), waren doch auch die Be-

30 dürfnisse der Persönlichkeit wohl geordnet, und man brauchte keine Mühe auf Reden über Innerlichkeitsfragen zu verwenden. Seitdem aber zur Zeit der ‚Kampf-Staaten‘ die Lehren Lao tsës und Tschuang tsës sich verbreiteten, war es Kao Pu-hai (ein Zeitgenosse und Gegner Mêng tsës, der dessen Lehren von der ursprünglichen Reinheit der menschlichen

35 Natur bestritt und die Tugenden für etwas von außen Anerzogenes erklärte s. I, 211ff.), der die Rechtschaffenheit zu etwas Äußerlichem machte, war es Tschuang tsë, der das Weltreich, die Dinge, das Leben zu etwas Äußerlichem machte. Damals hielten die hervorragendsten Geister das *Schi king* und das *Schu king* in geringer Achtung, indem sie meinten, daß

40 dies die kümmerlichen Reste dessen seien, womit die früheren Herrscher das Reich regierten. Als dann schließlich der Buddhismus nach China kam, da traf es sich so, daß seine Reden über Reinheit des Wandels und Herzens, über Liebe und Mitleid dem Sehnen der damaligen Menschen entgegenkam, so daß die Gebildeten zur Zeit der ‚sechs Dynastien‘ (s.

oben S. 146) sich ihm hingaben und ihn verehrten. Um es zusammenzufassen: Die Reden über Reinheit und Leidenschaftslosigkeit, gesteigert bis dahin, daß es kein Leben und kein Sterben gibt, sondern Alles in das Nirvāṇa eingeht, entsprechen dem Egoismus des Yang Tschu. Die Reden von Liebe und Mitleid, Förderung aller Wesen, gesteigert bis dahin, daß 5 alle Lebewesen hinüber an das andere Ufer kommen, hinausgerettet werden aus dem Meere des Leidens, entsprechen der unterschiedlosen Liebe des Mo Ti (I, 213). „Die Reden, die man im Reiche hört, beschäftigen sich, wenn nicht mit Yang Tschu, dann mit Mo Ti“ (*Mêng tsé* III, 2, 9 Legge S. 158). Die Buddhisten aber haben beide vereinigt“ (*Ji tshi lu* Kap. 18 10 fol. 14r^of.). Zu diesem Ringen des indischen Geistes mit dem chinesischen, bei dem beide starke Veränderungen erfahren, kommt die Eroberung des Nordens und die Gründung selbständiger Staaten dort. Auch hier spielen der Buddhismus und vielleicht auch manches eingebrachte Kulturgut, von dem wir freilich nichts wissen, ihre bedeutungsreiche Rolle. 15 Wie das chinesische Reichsvolk durch die gewaltige Zufuhr fremden Blutes, sowie durch die jetzt anhebende stärkere Verbindung mit dem Süden physisch eine Umwandlung erfährt, so erhält auch das geistige Antlitz tiefgehende veränderte Züge. Schöpferische Leistungen der Nord-Völker im Reiche des Geistes können natürlich, zumal in den ungefestigten, kampf- 20 erfüllten Verhältnissen, noch nicht erwartet werden, aber die Bereitwilligkeit, ja das oft stürmische Verlangen, sich im Interesse ihrer Herrschaft in das konfuzianische System einzufügen, ersetzt dem Konfuzianismus das an Kraft, was ihm im Süden verloren geht. Die „Barbaren“ sind in diesem Zeitraum entschlossenerer Schützer der orthodoxen Überlieferung als deren 25 berufene Träger. Es besagt auch das Gleiche, daß die Neugründung des Gesamtreiches vom Norden ausgeht und nicht von dem entnervten, haltlos gewordenen Süden. Die vier Jahrhunderte nach dem Sturz der Han-Dynastie hatten, wie wir sahen, ein ungeheures Material von jeglicher Art gebracht, von politischen Kräften, von geographischen Kenntnissen, von 30 völkerkundlichen Erfahrungen, von geistigen Anregungen, von philosophischen Einsichten, von künstlerischem Gestaltungswillen, von allgemeiner Ausweitung der Weltanschauung; es fehlte nur die starke, ordnende Hand, die alle diese Stoffmassen zu einem organischen Ganzen fügte. Das Schicksal hat diese Hand rechtzeitig herangeführt. Aus der langen, schmerzvollen 35 Vorbereitung erwuchs die neue Weltmacht.

Fünfter Teil.

Der Sieg des Universalismus. Die konfuzianische Weltmacht.

Erstes Kapitel.

Die Einigung. Die Sui-Dynastie.

Das Zeitalter, das nunmehr nach fast vier Jahrhunderten kaum unterbrochener, mit unerhörtem Blutvergießen geführter Machtkämpfe anhebt, schließt den Höhepunkt in der Durchbildung und Machtentfaltung des konfuzianischen Staates ein, einen Höhepunkt, den die chinesische Geschichte kaum jemals annähernd wieder erreicht, niemals überschritten hat. Das Quellenmaterial für diese Zeit ist natürlich sehr reichhaltig. Die Grundlage bilden die amtlichen Annalenwerke: das *Sui schu*, daneben die betreffenden Abschnitte des *Peï schi*, die älteren und die neueren T'ang-Annalen, *Kiu T'ang schu* und (*Sin*) *T'ang schu*. Das *Sui schu* gehört zu der früher erwähnten (s. oben S. 3) Gruppe von Chroniken der Süd- und Nord-Staaten und ist, wie diese, auf Befehl des Kaisers T'ai-tsung in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts von einem Ausschuß von Gelehrten unter dem durch seinen Freimut, seine Unbestechlichkeit und seine Kenntnisse berühmten Wei Tschêng, dem vertrauten Ratgeber des Kaisers, zusammengestellt worden. Das *Kiu T'ang schu* entstand im wesentlichen schon im Laufe der T'ang-Zeit und erhielt seine endgiltige Gestalt von dem Hof-Archivar Liu Hü um 940. Das Werk fand aber wegen vermeintlicher Mängel und Lücken nicht den Beifall der Nachwelt und wurde deshalb um die Mitte des 11. Jahrhunderts von dem berühmten und einflußreichen Gelehrten der Sung-Zeit Ngou-yang Siu zusammen mit Sung K'i, einem anderen Stern am Kaiserhofe, umgearbeitet und ergänzt. Diese neue Chronik geht unter dem Titel (*Sin*) *T'ang schu*. Beides sind Werke von beträchtlichem Umfang. Dazu kommen noch zwei amtliche Sammlungen staatswissenschaftlicher Schriftstücke von hohem Wert: das *T'ang leo tien*, d. h. „die sechs Regierungsabteilungen der T'ang“, angeblich vom Kaiser Hüan-tsung selbst in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts in Anlehnung an die sechs Abteilungen des *Tschou li* (I, 127) zusammengestellt, und das *T'ang hui yao*, d. h. „Gesammelte Staatsdokumente der T'ang-

Dynastie“, während der T'ang-Zeit allmählich zusammengetragen und im Jahre 961 von Wang P'u, einem gelehrten Minister der Sung, abgeschlossen. Mehrere andere benutzte Werke werden zu gegebener Zeit genannt werden.

Der Wandel, der durch Yang Kiens Gründung der neuen Gesamtdynastie im Jahre 581 und durch die Vereinheitlichung der eroberten Länder 589 5 angebahnt war, wurde zunächst noch nicht spürbar. Noch fühlte sich das Volk nicht wie „aus siedendem Wasser und lohendem Feuer errettet“ (s. oben S. 182), noch hatten Gewalttaten und Kriege ihr Ende nicht gefunden, und der Weg, den der neue Herrscher bisher gewandelt war, unterschied sich nicht von dem seiner Vorgänger. Die Hauptstadt blieb, wo 10 sie in Tschou, dem Heimatstaate des Sui-Kaisers, gewesen war, in Tsch'anggan. Kien-k'ang trat wieder in das Halb-Dunkel einer Provinzstadt zurück, damit übernahm der Norden wieder die ihm von der klassischen Überlieferung zugesprochene Vorherrschaft, der Süden wurde wieder mehr zum „Außenland“. Von Wên tis (Yang Kiens) Persönlichkeit entwerfen die An- 15 nalen ein mit ungewöhnlicher Sorgfalt ausgeführtes Charakterbild. „Finster und streng in seinem Wesen, floßte er durch sein Äußeres Furcht ein; nach außen war er formlos und unfein, aber innerlich scharfsichtig und schlau“. Ein erstaunlicher Fleiß zeichnete ihn aus, „vom frühen Morgen an hörte er die Regierungsgeschäfte und Abends kannte er keine Müdigkeit“. Mit 20 dem Volke und seinen Nöten hatte er viel Teilnahme, er ermäßigte die Steuern und erleichterte die Strafen, sorgte für Ordnung, drang auf Einfachheit in seiner Umgebung und bemühte sich oft, das Elend in der Bevölkerung zu mildern. Obwohl geizig für seine Person, war er doch freigebig bei Belohnungen für Verdienst. Andererseits konnte er grausam 25 und ungerecht sein, wenn der Zorn ihn übermannte, und unbedeutende Anlässe versetzten ihn oft in maßlose Wut. „Seine Ausbrüche von Freude und Zorn überschritten das gewöhnliche Maß, und im Töten kannte er keine Grenze“. Bestechungen im Beamtentum pflegte er mit besonderer Härte zu bestrafen. Bei einem Besuche im Arsenal fand er einst Unordnung, 30 Unsauberkeit und Durchstechereien vor; voll Wut ließ er das Beamtenpersonal, mehrere Dutzend Menschen, festnehmen und vor seinen Augen zu Tode bringen. Mehrfach sandte er heimlich Leute mit Bestechungsangeboten zu den Beamten, wer von diesen die Geschenke annahm, mußte es mit dem Tode büßen. Alles in allem, meinen die Annalen, „kann man 35 ihn, wenn er es auch zu einer vollkommenen Regierung nicht brachte, doch als einen guten Herrscher unter den Fürsten der jüngsten Zeit bezeichnen“. Wenn man mit diesem Maßstabe mißt, will das allerdings nicht viel besagen. Unsere Quelle fügt denn auch gleich hinzu: „Freilich war das Wesen des Kaisers versteckt und voll Mißtrauen; Wissenschaften und Künsten stand 40 er verständnislos gegenüber, er liebte es, sich mit Kleinigkeiten abzugeben, aber für große Fragen hatte er keinen Sinn“ (*Sui schu* Kap. 2 fol. 23rdf.). Also ein Durchschnittsmensch, der der geschichtlichen Größe seiner Zeit nicht gewachsen war.

Wên tis Regierung war von inneren und äußeren Kämpfen erfüllt, wie es bei der Ungefestigkeit der neuen Gesamtlage nicht anders erwartet werden konnte. Die große Frage war natürlich, wie sich der Süden, der während der letzten zweiundeinhalb Jahrhunderte weit mehr in das „legitime“ Reich hineingewachsen war und sich sogar dem fremd gewordenen Norden jetzt überlegen dünkte, bei seiner sicherlich nicht schwächer gewordenen Eigenart in das von Tsch'ang-ngan aus regierte Reich einfügen würde. Das geschah nicht ohne Widerstände. Die Annalen schweigen aber über die Ursache. Dagegen macht Ssë-ma Kuang unter dem 10. Jahre 10 k'ai-huang (590) einige wertvolle Angaben. „Jenseits (d. h. südlich) des Yang-tsë“, sagt er, „waren seit der Zeit der östlichen Tsin die Strafgesetze lässiger gehandhabt worden, und die Vornehmen drückten auf die einfachen Leute. Nach der Unterwerfung von Tsch'ên ließen die Gouverneure hier einen entschiedenen Wandel eintreten. Su Wei (einer der neuen 15 Statthalter) verfaßte eine Schrift über die fünf Beziehungen (I, 207) und ließ sie von Alt und Jung unter der Bevölkerung hersagen. In den Kreisen der Gebildeten erregte dies große Unzufriedenheit. Dazu kam, daß im Volke unwahre Gerüchte umliefen, wonach die Sui-Regierung Umsiedlungen nach dem Wei-Tale vornehmen wolle, worüber weit und breit Furcht und 20 Schrecken herrschten“. So brachen denn im Jahre 590 in den Küstengebieten südlich vom Yang-tsë bis nach Kuang-tung hin Aufstände aus gegen die neue Herrschaft, und im ersten Augenblick sah die Lage bedrohlich aus. Wên ti entsandte den ehemaligen Adjutanten seines Sohnes Yang Kuang (s. oben 181), des Oberbefehlhabers in dem Kriege gegen 25 Tsch'ên, Namens P'ei Kû, von dem nachher noch mehr zu sagen sein wird, nach Süden. Ihm gelang es, mit einem kleinen Heeresaufgebot vom P'o-yang-See aus bis Kuang-tung vorzustoßen und die Aufrührer zur Unterwerfung zu bringen. Dann setzte er, entsprechend den Verwaltungsgrundsätzen der Chinesen, die einheimischen Häuptlinge als Gouverneure ein — 30 ein Zeichen, wie jene weit entfernten Gebiete noch immer als halbbarbarisches Außenland galten — und kehrte nach Tsch'ang-ngan zurück. Inzwischen hatte Wên ti vertrauter Berater, der Staatskanzler und Heerführer Yang Su, der bei der Machtergreifung Yang Kiens eine wichtige Rolle gespielt hatte und in den Schicksalen der Dynastie noch weiter 35 spielen sollte, die Gebiete der heutigen Provinzen Kiang-su und Tschê-kiang befriedet. Den Aufständen scheint jede planmäßige Organisation und Einheitlichkeit gefehlt zu haben, und von weiteren Auflehnungen des Südens hören wir danach auch nicht mehr. Aber Wên ti hielt es doch im Jahre 595 für geraten, alle im Reiche vorhandenen Waffen einzuziehen unter Androhung strenger Strafen für Jeden, der es künftig wagen sollte, eigenmächtig 40 neue herzustellen. Nur die Grenzgebiete „innerhalb der Pässe“ (d. h. in Schen-si und Kan-su) blieben ausgenommen. Denn hier standen überall die T'u-küe im Norden und Nordwesten vor den Toren, und im Westen, im Kuku-nor-Gebiet und südlich vom Nan schan, saßen die Stämme der

T'u-yü-hun, beide immer nur auf Gelegenheiten wartend, in die Provinzen einzubrechen. Zum Glück für die Chinesen herrschte sowohl zwischen den T'u-küe und den T'u-yü-hun, wie auch innerhalb der T'u-küe-Völker selbst beständig Feindschaft, ein Zustand, der von den chinesischen Staatsmännern nach Kräften gepflegt wurde. Namentlich war es Wên tis Berater, 5 der General Tsch'ang-sun Schêng, der die Türken-Politik nach diesem den Chinesen altvertrauten Systeme lenkte. „Im Innern sind die T'u-küe mißtrauisch und voll Haß, aber nach außen zeigen sie Freundschaft und Harmonie; mit Gewalt sie zu unterwerfen ist schwer, aber leicht, wenn man sie uneins machen kann“, sagte er zum Kaiser seiner Lebensbeschrei- 10 bung zufolge (*Sui schu* Kap. 51 fol. 4r⁰f.). Auch P'ei Kü hat sich dann später von dem gleichen Grundgedanken leiten lassen (s. unten).

Wie wir früher sahen (s. S. 248), bestand seit 581 eine Spaltung der T'u-küe in westliche und nördliche. Beide Teile hatten sich infolge ihres Haders dem neuen Sui-Herrscher unterworfen, richteten aber ihr Ver- 15 halten lediglich nach den in Tsch'ang-ngan herrschenden Machtverhältnissen und ließen sich ihre Friedfertigkeit vor allem durch Lieferung chinesischer Prinzessinnen abkaufen. Diese Politik der Machtlosigkeit war nicht immer erfolgreich. Die Prinzessin „Tausendgold“, die man nach Wu tis verunglücktem Feldzuge und vorzeitigem Tode dem Khagan Scha- 20 po-liu im Jahre 579 zugebilligt hatte (s. oben S. 246), trieb eine Politik aus ihren eigenen Empfindungen heraus, nicht aber im Interesse ihres Landes. Sie gehörte der regierenden Familie von Tschou, Yü-wên (s. oben S. 235) an, und „als die Ahnenopfer ihrer Sippe durch Yang Kien (der ihren Vater hatte hinrichten lassen) zu Ende waren, trug sie sich beständig 25 mit Rachegeanken gegen die Sui, und Tag und Nacht redete sie auf Schapo-liu ein, so daß nunmehr zahllose Raubzüge (in das chinesische Gebiet) unternommen wurden“ (*Sui schu* Kap. 84 fol. 3v⁰f.). Bei diesen Kämpfen hatten die Chinesen zunächst die Oberhand behalten, und 585 hatte Schapo-liu seine Unterwerfung unter den Himmelssohn vollzogen. Das geschah 30 in sehr feierlicher Form, indem der Khagan erklärte, daß, „da der Himmel nicht zwei Sonnen und die Erde nicht zwei Herrscher habe (I, 119), nur der Kaiser der großen Sui der wahrhafte Kaiser sei“ (a. a. O. fol. 8r⁰), und indem er zum Zeugnis dessen seinen Sohn an den Hof nach Tsch'ang-ngan schickte. Wên ti verkündete dem ganzen Reiche seine Freude über 35 das glückliche Ereignis und ernannte neben anderen Auszeichnungen die Gemahlin des Khagan (mit dem türkischen Titel Khagatun oder Khatun) d. h. die Prinzessin „Tausendgold“ zum Mitgliede der regierenden Familie Yang, mit dem Namen Ta-yi. Aber über der neuen Freundschaft schwebte eine ständige Gefahr: das Rachebedürfnis der Prinzessin war nicht befriedigt, und sie wirkte weiter auf die Gesinnung der T'u-küe ein. Schapo-liu starb im Jahre 587, nachdem er zu seinem Nachfolger, da sein Sohn Yung-yü-lü oder Tu-lan von schwacher Konstitution war, seinen Bruder Tsch'u-lo-hou bestimmt hatte. Dieser griff im Dienste der Chinesen und 40

unterstützt durch den Nimbus des Himmelssohnes die westlichen T'u-küe an, und es gelang ihm, den dorthin zu Ta-t'ou Khagan geflüchteten A-po Khagan (s. oben S. 248) gefangen zu nehmen. Die von den Chinesen dauernd verfolgte Politik, die Sippen der T'u-küe in Spannung gegen-
5 einander zu halten, war offenbar von Erfolg begleitet. Bei einem zweiten Unternehmen gegen die westlichen Stammesgenossen unmittelbar danach wurde Tsch'u-lo-hou durch einen verirrten Pfeil tödlich verwundet. Nach seinem Tode wurde sein Neffe Tu-lan zum Khagan ausgerufen. Er heiratete nach altem hunnischen Brauch, von dem schon das *Schi ki* (Kap. 110
10 fol. 2r⁰) berichtet, seine Stiefmutter, die Prinzessin Ta-yi, und diese, deren Empfindungen durch die ihr zuteilgewordene Auszeichnung nicht gemildert waren, hing weiter ihren finsternen Gedanken nach. Man hatte sie und den Khagan glauben gemacht, daß eine Erhebung der Sippe Yü-wên gegen die Sui bevorstände, und Tu-lan ließ sich zu neuen Grenzüberfällen
15 bewegen. Wên ti wurde besorgt wegen der Folgen, die aus dem Einflusse der unversöhnlichen Frau entstehen könnten. Er sandte Tsch'ang-sun Schêng zu den T'u-küe, und dieser wußte, seinen Grundsätzen entsprechend, kein besseres Mittel, den Khagan gegen seine Gemahlin aufzubringen, als daß er diese unerlaubter Beziehungen zu Türken aus ihrem Gefolge be-
20 zichtigte. Der Streich schien aber nicht den gewünschten Erfolg zu haben, wenigstens gab Wên ti im Jahre 593 dem Antrage P'ei Kü statt, ihn zu dem Khagan zu entsenden und zu erwirken, daß die Prinzessin aus dem Wege geräumt würde. Die Umstände kamen ihm dabei zu Hilfe. Neben Tu-lan war von den nördlichen T'u-küe auch sein Vetter, der Sohn Tsch'u-
25 lo-hous, Jen-kan oder T'u-li, zum Khagan erhoben worden, und dieser bat alsbald den Kaiser, auch ihm eine chinesische Prinzessin zur Gemahlin zu geben. P'ei Kü sagte zu, machte aber zur Bedingung, daß zunächst die Prinzessin Ta-yi getötet würde. Der Pakt wurde geschlossen, und man wußte Tu-lan zu bewegen (wir erfahren nicht, wodurch), die unbequeme
30 Rächerin ihres Geschlechts in ihrem Zelte ermorden zu lassen. Der chinesischen Politik kam die Erhebung T'u-lis zum zweiten Khagan der nördlichen T'u-küe durchaus gelegen: man begünstigte ihn in auffallender Weise, indem man ihm 597 eine Prinzessin aus der kaiserlichen Familie in besonders feierlicher Weise zur Gemahlin gab; „der Kaiser bemühte sich,
35 die nördlichen Barbaren untereinander uneins zu machen, darum machte er die Zeremonie so besonders reich“, sagt das *Sui schu* (Kap. 84 fol. 11r⁰) ganz ehrlich. Der Erfolg war der gewünschte. Tu-lan wurde eifersüchtig auf den ihm als Usurpator erscheinenden T'u-li, er brach die Beziehungen zu den Sui ab, griff T'u-li 598 überraschend an, verjagte ihn, während er
40 seine Bruder und Söhne erschlug und brach plündernd in die Provinz Yü-tschou (zwischen dem heutigen Süan-hua und Ta-t'ung) ein. T'u-li flüchtete unter den Schutz der Sui, von denen er freundlich aufgenommen wurde. Man siedelte ihn mit seinem Stamme in der Gegend des heutigen Sui-yuan am Südhange des Yin schan an, gab ihm, da seine chinesische

Gemahlin inzwischen gestorben war, eine andere kaiserliche Prinzessin Namens I-tsch'êng zur Frau und ernannte ihn zum K'i-min Khagan. Aber Tu-lan griff den Gegner aufs neue an, und die Sui-Regierung war genötigt, ihm Weideplätze innerhalb des Grenzwalles im Gebiet des heutigen Yü-lin im Osten des Huang-ho-Bogens anzuweisen. Nunmehr 5 wurde es aber unabweislich, die andrängenden T'u-küe abzuwehren. Yang Su und verschiedene andere Generale, darunter auch der Herzog von T'ai-p'ing, Schi Wan-sui, in dessen Begleitung sich P'ei Kü befand, wurden mit der Aufgabe betraut und rückten auf getrennten Wegen von So tschou (in Nordwest-Schan-si) aus nach Norden. Noch ehe ihre Truppen 10 den Grenzwall verlassen hatten, wurde Tu-lan Anfang 600 von seinen eigenen Untergebenen erschlagen (die näheren Umstände kennen wir nicht). Dagegen trat nunmehr Ta-t'ou, der inzwischen zu großer Macht gelangte Khagan der westlichen T'u-küe, dessen Beziehungen bis zu den römischen Kaisern in Byzanz reichten, wieder mehr in den Vordergrund 15 für die Chinesen. Er hatte sich mit Tu-lan gegen T'u-li als gemeinsamen Gegner verbündet und nach dem Tode des ersteren trat er als Pu-kia Khagan (Bilgä Khagan der türkischen Inschriften) dessen Erbe an, wurde also Khagan des gesamten Türken-Volkes. Tsch'ang-sun Schêng hatte beim Beginn des Kriegszuges die Bäche vergiften lassen, aus denen die 20 T'u-küe und ihre Viehherden tranken, so daß sie in Scharen umkamen, und ein großer Schrecken sie lähmte. Schi Wan-sui gelang es, Ta-t'ou im Yin schan zu erreichen und seinen Truppen, die angeblich kampfflos flüchteten, schwere Verluste zuzufügen. Das Unternehmen endete aber für den Sieger noch schlimmer als für den Besiegten. Der ehrgeizige Yang Su war 25 neidisch auf den Erfolg Schi Wan-suis und verleumdete diesen beim Kaiser: die Türken seien nicht zum Kämpfen, sondern zur Unterwerfung gekommen, und Schi habe sie vertrieben. Als diese Verdächtigung nicht das gewünschte Ziel erreichte, beschuldigte man das Opfer heimlicher Umtriebe in der Thronfolgefrage (s. unten), und nun ließ Wên ti ihn zum 30 Entsetzen der Truppen hinrichten.

Ta-t'ous Macht andererseits war durch den Sieg der Chinesen keineswegs gebrochen. Schon das Jahr 601 sah neue Kämpfe, bei denen die Chinesen mehrfach erheblich im Nachteil waren. Gleich zu Anfang des Jahres brachen die T'u-küe unter Ta-t'ou wieder östlich von Ta-t'ung 35 in das umwallte Grenzgebiet ein, schlossen das von dem Gouverneur von Tai tschou eilig zusammengeraffte Heer ein, machten mehr als die Hälfte davon nieder und hätten dem ganzen den Untergang gebracht, wenn es nicht dem Gouverneur, der selbst schwer verwundet war, durch Vorsepiegelung der Ergebung gelungen wäre, mit einer kleinen Schar zu ent- 40 kommen. Schon bald danach erfolgte ein neuer Angriff, diesmal gegen K'i-min unmittelbar, gegen den sich überhaupt der ganze Haß der Türken als gegen den Renegaten und Schützling ihrer Feinde richtete, und raubte ihm einen großen Teil seines Volkes und Viehs. Auch der Huang ho, in

dessen schützenden Bogen K'i-min angesiedelt war, gab keine Sicherheit vor den kriegerischen Reitern. Yang Su brach alsbald zur Verfolgung auf und war im Stande, ihnen einen Teil der Beute wieder abzunehmen. Auch weitere Vormärsche der Chinesen im Jahre 602 waren anscheinend 5 erfolgreich, und diese, sowie die Verhältnisse bei den Völkern der T'u-küe selbst veranlaßten eine große Zahl von diesen — die Sui-Annalen sprechen von 90000 —, sich unter chinesischen Schutz zu stellen. In der Tat war es weit mehr die von Wên tis Regierung planmäßig geschürte Zerrissenheit der Stämme, die das große Volk zum Widerstande unfähig machte, als 10 die Kriegskunst der Chinesen. Zwischen den nördlichen und westlichen T'u-küe bestand trotz oder vielleicht wegen Ta-t'ous Alleinherrschaft, dem man nach A-pos Gefangennahme (s. oben S. 312) seinen Enkel Ni-li Khagan zur Seite gestellt hatte, die Spannung weiter, die vermutlich auch die starke Abwanderung zu K'i-min bei den Chinesen veranlaßt hatte. Dazu 15 kamen noch weitere Nöte der T'u-küe. Tsch'ang-sung Schêng, der Listenreiche, „belehrte Jen-kan (K'i-min)“, heißt es in seiner Lebensbeschreibung (*Sui schu* Kap. 51 fol. 10r⁰), „daß er Boten zu den Tölös (s. oben S. 81) und anderen Stämmen im Norden schicken müsse, um sie zu sich herüberzuziehen. So erhoben sich im Jahre 603 die Tölös, die A-pa(r) 20 u. a., mehr als zehn Stämme, sämtlich gegen Ta-t'ou und kamen, sich (den Chinesen) zu unterwerfen. Da zerstreute sich dessen Volk, und er flüchtete zu den T'u-yü-hun. Tsch'ang-sung Schêng aber schickte Jen-kan nach Tsi-k'ou (unmittelbar am östlichen Ufer des Huang ho, wenig nördlich von der Stadt Wu-pao hien, heute noch ein lebhafter Handelsplatz 25 und Flußübergang nach Schen-si) und wies ihm dort seine Residenz an“. K'i-min (Jen-kan) war jetzt, wenigstens zeitweilig, der tatsächliche Nachfolger des mächtigen Ta-t'ou, von dem wir nach seiner Flucht nichts mehr erfahren. Die andauernden Zwistigkeiten unter den Türkvölkern, bei denen die chinesische Politik leichtes Spiel hatte, sicherte eine Reihe von 30 Jahren den Frieden. K'i-min Khagan blieb bis zu seinem Tode im Jahre 609 ein treuer Vasall, und erst später, als es unter Wên tis Nachfolger mit der Dynastie zu Ende ging, brachen in Folge von P'ei Küs allzu gerissener Diplomatie (s. unten) neue Feindseligkeiten aus. Nicht anders war es mit den T'u-yü-hun. Auch hier bannten innere Streitigkeiten die Gefahr 35 für die Chinesen, und eine „Prinzessin“, die man im Jahre 596 ihrem Fürsten vermählt hatte, tat das Übrige. Später wußte man sie durch die Tölös in Schach zu halten (s. unten).

Unruhig wie an den Grenzen des Nordens und Westens ging es in dieser Zeit auch an denen des fernen Nordostens zu. Von der Geschichte jener 40 Gebiete während der sturmbelegten Jahrhunderte vor der Sui-Dynastie ist wenig Zuverlässiges bekannt. Wir haben früher gesehen (I, 326f.), daß sich zur Han-Zeit in den Ländern nördlich und östlich vom Golf von Liao-tung, im Westen an die Gebiete der Sien-pi anschließend, im Osten noch über den Yalu hinüberreichend, der Staat Tschao-sien befand. Nach

seiner Eroberung durch Wu ti war dieser in chinesische Provinzen geteilt worden. Als dann nach dem Sturze der Han der entlegene Besitz unhaltbar geworden war, hatte der nördlich davon gelegene Staat Kao-kou-li oder Kao-li mit der Hauptstadt Wan-tu am mittleren Yalu durch ständige Einwanderung von ihm und ebenso von Teilen des noch weiter südlich 5 gelegenen kleinen Staates Pek-tschyei (Pai-tsi) Besitz genommen und sich zu einem nicht unbedeutenden Machtfaktor entwickelt. Mehrfach wurde er im vierten Jahrhundert in die Kämpfe im Norden hineingezogen und durch seine Plünderungszüge nach Liao-tung und Liao-si in Feindseligkeiten mit den Mu-jung-Fürsten der Sien-pi verwickelt, die als Lehens- 10 träger der Tsin den Schutz des Landes ausübten. Wiederholt drangen diese weit in das Land hinein (vgl. oben S. 69), im Jahre 341 gelangte Mu-jung Huang bis zu der Hauptstadt Wan-tu am Yalu, zerstörte sie und führte die Familie des Königs und 50000 Bewohner als Gefangene fort. Das ist offenbar der Grund gewesen, warum die Hauptstadt von da ab endgiltig nach 15 Pyöng-yang, südlich vom Dai-tong (Ta-t'ung-)Flusse verlegt worden war (vergl. oben S. 34). Neben diesen Hauptstädten befanden sich, wenn man dem *Tschou schu* (Kap. 49 fol. 3v^o) glauben darf, auch „Städte der Han“, d. h. chinesisch organisierte oder von Chinesen bewohnte Städte im Lande. Wir haben nur dürftige, weniger chinesische als japanische, Nachrichten 20 über die ständigen Kämpfe auf der koreanischen Halbinsel während des folgenden Zeitraumes bis zur Sui-Zeit. Diese Kämpfe wurden sowohl unter den dortigen drei Staaten (I, 326f.) selbst wie zwischen ihnen und dem südlich davon sich bildenden Insel-Staate Wo kuo (Japan) geführt. Der immer mehr erstarkende Nord-Staat Kao-kou-li lag meist in Fehde 25 mit Pek-tschyei wegen der Grenzgebiete, aber auch zwischen dem Ost-Staate Sin-lo und Pek-tschyei kam es mehrfach zu Streitigkeiten. Sin-lo unterhielt regen Verkehr mit Japan, der allerdings meist durch japanische Abenteurer und flüchtige Verbrecher betrieben zu sein scheint. Jedenfalls wurden von Japan aus wiederholt Kriegszüge gegen Sin-lo unter- 30 nommen, trafen aber dort auf erbitterten Widerstand. Indessen erhielt der Insel-Staat durch die Kämpfe der Staaten untereinander manche Gelegenheit, seine Hilfe begehrt zu machen; die japanischen Berichte über die Erfolge dort sind freilich legendenhafte Übertreibungen (ebenso wie früher der sagenhafte Kriegszug der „Kaiserin“ Jingò im dritten Jahr- 35 hundert), und es ist sehr zweifelhaft, ob im Anfang des fünften Jahrhunderts die Japaner auch nur an der Südküste festen Fuß gefaßt hatten. Über Abgesandte aus allen drei Staaten wird zwar von den Japanern berichtet, aber von einer irgendwie überragenden Stellung des Tennô kann keine Rede sein. Im sechsten Jahrhundert standen die beiden Süd-Staaten Sin-lo 40 und Pek-tschyei verbündet gegen Kao-kou-li, bis um das Jahr 552 Sin-lo auf die Seite des Nord-Staates trat, um gemeinsam mit ihm Pek-tschyei zu vernichten. Der Plan scheiterte an dem Dazwischentreten Japans, das den West-Staat gegen seine beiden Gegner stützte und so erhielt.

Was das Verhältnis zu China betrifft, so unterhielt Kao-li, ebenso wie Pek-tschyei, seltener Sin-lo, durch Gesandtschaften Verbindung mit den Nord-Staaten sowohl wie mit den Süd-Staaten, und zwar kultureller wie politischer Art. Nach einer koreanischen Quelle, dem *Tschao-sien schi lüo*,
 5 einem Werke, das vermutlich im Anfang des 17. Jahrhunderts entstanden ist, von einem unbekannten Verfasser stammt und deshalb nur einen zweifelhaften Wert hat, soll im Jahre 371 (oder 372) durch einen von Fu Kien von Ts'ien Ts'in (s. oben S. 80ff. u. 87) gesandten Śramaṇa Schun-tao in Kao-kou-li zuerst der Buddhismus eingeführt worden sein (vgl. oben S. 209).
 10 Im Jahre 384 wäre dann ein buddhistischer Mönch Namens Mo-lo-nan-t'ō (= Mārananda?) von Tsin zu dem Könige von Pek-tschyei gekommen und von ihm mit Ehren aufgenommen. Schon früher, zwischen 345 und 375, soll ein Vorgänger dieses Königs in seinem Staate, der „seit seiner Gründung keine Schrift besessen hatte“, die chinesische Schrift eingeführt haben,
 15 indem er einen gewissen Kao Hing (Chinesen?) zum *po-schi* machte (vgl. I, 327). So erklärt es sich, daß die drei Halbinsel-Staaten während des 4., 5. und 6. Jahrhunderts sowohl in Kien-k'ang wie in Tsch'ang-ngan bei den Mönchen Förderung der neuen Lehre suchten. Das *Liang schu* (Kap. 54 fol. 24v⁰) erwähnt auch, daß der König von Pek-tschyei im Jahre
 20 541 in Kien-k'ang Kaiser Wu ti von Liang außer um gewisse buddhistische Sūtras auch um Texte des konfuzianischen Kanons, sowie um „Gelehrte (*po-schi*), Handwerker und Maler bitten ließ“. Und nicht anders war es mit den politischen Beziehungen, die ebenfalls zum Süden wie zum Norden gingen. Wir finden in diesem Zeitraum häufig Tributgesandtschaften der
 25 koreanischen Staaten sowohl an den Höfen von Tsin und seinen Nachfolgern wie an denen der großen Nord-Staaten. Die Fürsten empfingen chinesische Titel von beiden Seiten und gaben sich als Lehensträger bald von diesen, bald von jenen aus. Noch im Jahre 494 wurde der König von Kao-kou-li vom Kaiser in Kien-k'ang unter anderen zum „Herzog von
 30 Lo-lang“ ernannt, ein Zeichen, daß man den einstigen Reichsbesitz der Han (s. I, 325) nicht vergessen hatte; und im Jahre 508 wurde der Titel von Wu ti von Liang erneuert. Das alles hinderte freilich nicht, daß von Zeit zu Zeit diese Vasallen im Osten, ebenso wie früher die Wu-huan und Sien-pi (s. oben S. 34), in die Gebiete von Liao-tung und Liao-si einbrachen, um
 35 dort Menschen und Vieh zu rauben.

Korea war somit zwar seit der Han-Zeit dem unmittelbaren chinesischen Besitz entglitten, aber die Verbindung in Form eines Lehensverhältnisses war nie ganz abgerissen, und kulturell übte China immer einen bestimmenden Einfluß aus, das beweisen schon die „Städte der Han“ im Lande. Als nun
 40 die Sui das Reich geeint hatten, stand man in Kao-kou-li, in dem Bewußtsein, altes chinesisches Provinzialgebiet zu bewohnen und mit den Lehenspflichten es nicht immer genau genommen zu haben, der neuen Lage mit Sorgen gegenüber. „Nach der Unterwerfung von Tsch'ên“, so sagen das *Sui schu* (Kap. 81 fol. 3r⁰ff.) und das *Pei schi* (Kap. 94 fol. 9r⁰), „geriet

der König T'ang von Kao-li, (Korean. Ko-rye; so lautet der Name abgekürzt jetzt immer, davon das moderne „Korea“), in große Furcht. Er stellte Truppen auf und häufte Nahrungsmittel an, um sein Land zu verteidigen“. Wên ti, dem dies zu Ohren kam, sandte ihm im Jahre 597 eine schriftliche Botschaft, die ihn in blumiger Sprache an seine Pflicht erinnerte. Er wies darauf hin, daß seine Kraft die Mo-ho überwältigt und die K'i-tan gebändigt habe (beides Völker unbekannter Herkunft, die im Norden von Kao-li saßen, die ersteren etwa zwischen Ussuri und Sungari in der mittleren Mandschurei — s. I, 19 —, die letzteren südwestlich davon, im Gebiet des mittleren Liao-Flusses in der östlichen Mongolei, im Westen an die nördlichen T'u-küe angrenzend — s. I, 14 —, mit beiden hat Kao-li oftmals um die Beute gekämpft, vgl. auch oben S. 110 u. 209), so daß sie sich, im Staube kniend, als seine Untertanen bekannt hätten“. (Beide Völker hatten schon vor der Unterwerfung von Tsch'ên in Tsch'ang-ngan durch Gesandtschaften ihre Unterwerfung angezeigt und vom Kaiser die Mahnung erhalten, den Frieden zu wahren und in ihren Wohnsitzen zu bleiben). Er mahne ihn dringend, „sich für die Zukunft eines besseren Verhaltens zu befeßigen und die Pflicht eines Vasallen genau zu erfüllen“. Er möge sich das Schicksal von Tsch'ên vor Augen halten, und wenn er etwa meine, das Wasser des Liao-Flusses sei breit, so solle er bedenken, daß es nicht so breit sei wie das des Yang-tsë, und die Bevölkerung von Kao-li nicht so zahlreich wie die von Tsch'ên“. „T'ang geriet nach Empfang dieses Schreibens in großen Schrecken. Er wollte in Ehrfurcht seine Ergebenheit versichern, als er eine Krankheit bekam und starb“. Sein Sohn und Nachfolger, Yuan, war weniger willfährig. Wên ti schickte eine Gesandtschaft als Ausdruck seiner Teilnahme und verlieh dem neuen Könige mehrere hohe Titel: *k'ai-fu, yi t'ung san ssë* (s. oben S. 253) und „Herzog von Liao-tung“. Auch seine Stellung als König wurde Yuan auf seine Bitte bestätigt. Das hinderte aber den Unternehmungslustigen nicht, im nächsten Jahre, 598, mit zehntausend Mo-ho-Reitern in Liao-si einzufallen und zu plündern. Dem chinesischen Gouverneur gelang es, ihn zu vertreiben, aber Wên ti geriet über den Treubruch in größten Zorn und beschloß, den Vasallen seine Macht fühlen zu lassen. Trotz der Kämpfe mit den T'u-küe wurden auch gegen Kao-li ein Heer und eine Flotte mobil gemacht, die sich alsbald von der Küste aus in Bewegung setzten. Das Heer zog von Lin-yü kuan (Schan-hai kuan) aus über Land, die Flotte sollte von Tung-lai (Lai-tschou an der Nordküste von Schan-tung) geradeswegs nach Pyöng-yang segeln. Aber das Unternehmen ging übel aus. In Folge der Sommerregen waren die Flüsse geschwollen, so daß die Lebensmittel für das Heer nicht rechtzeitig herangebracht werden konnten; es brachen Seuchen aus, und der Vormarsch stockte. Die Flotte aber geriet in einen Sturm, und zahlreiche Dschunken versanken in den Fluten. Im Herbst erfolgte die Rückkehr, „achtzig bis neunzig vom Hundert der Mannschaften waren tot“, sagt Ssë-ma Kuang, wohl mit starker Über-

treibung. Aber der König von Kao-li war trotz alledem so eingeschüchtert worden, daß er durch eine Gesandtschaft um Gnade bitten ließ. Der wütende Wên ti ernannte ihn zum „Minister von Mist und Dreck für Liao-tung“ (d. h. er erklärte ihn für einen unzivilisierbaren Barbaren, *Sui schu* 5 Kap. 81 fol. 4v⁰). Weitere militärische Maßnahmen aber unternahm der Kaiser nicht, „er behandelte den König Yuan wie vorher, und dieser sandte jedes Jahr seinen Tribut an den Hof“. Dauer versprochen indessen diese Verhältnisse nicht.

Wên ti's gesamte auswärtige Politik, den T'u-küe wie im Osten den 10 Tungusen gegenüber, läßt jeden großen Zug vermissen, wie dies ja auch bei dem engherzigen, spießbürgerlichen Manne (vgl. oben S. 309) nicht anders zu erwarten war. Im Innern sorgten seine mißtrauische Strenge und seine an Geiz grenzende Sparsamkeit zwar für Ordnung, aber nicht für Lebensfreude und kulturelle Blüte. Die Konfuzianer hatten keine 15 guten Zeiten unter ihm. Anfangs zeigte er, da er selbst abergläubisch war und viel auf günstige oder ungünstige Vorzeichen gab, eine gewisse Neigung für die Magie und ihre Künste, während er für die Literatur wenig übrig hatte. Nach Übernahme der Gesamtregierung drang das Beamten- 20 tum in ihn, nunmehr, da das Universalreich wiederhergestellt sei, die seit den Zeiten der Späteren Han nicht mehr vollzogenen großen Opfer auf dem heiligen Berge T'ai schan (I, 130) wieder aufzunehmen. Er lehnte zunächst ab, da er den Zweck nicht einsah, ließ sich aber schließlich überreden, und im Frühjahr 595 zog er mit großer Begleitung nach Schan-tung und vollzog am Fuße des Berges das „südliche Stadtflur-Opfer“ an den 25 Himmel. Das *Sui schu* (Kap. 7 fol. 16v⁰f.) beschreibt die Vorgänge genau, aber nur das *Kiu T'ang schu* (Kap. 23 fol. 1r⁰) fügt hinzu: „schließlich kehrte er zurück, ohne auf den Berg gestiegen zu sein“. Um dieselbe Zeit, im Herbst 594, verordnete er, wohl auch auf konfuzianisches Drängen, daß je ein Vertreter der Familie der früheren Dynastien der Ts'i, der Liang 30 und der Tsch'ên (der von Tsch'ên war der letzte Herrscher Tsch'ên Schu-pao, s. oben S. 181f.) die unterbrochenen Ahnenopfer wieder aufnehmen solle. Das dafür Notige solle die Regierung liefern. Bis zu der üblichen Überweisung eines Landgebietes reichte die Großmut nicht. Im Alter wendete er sich ganz vom Literatentum ab und brachte dafür den Buddhi- 35 sten und Taoisten soviel Sympathie entgegen, wie ihm bei seiner mürrischen Natur möglich war. Ohne erkennbare rechte Begründung erließ er im Jahre 600 ein Edikt, in dem er auf die Lehre Buddhas und die Weisheit vom *tao* als etwas für das Heil der Menschheit Bedeutsames hinwies und dann erklärte, daß man den plastischen oder gemalten Darstellungen aus 40 dem Gebiete beider mit Ehrfurcht begegnen müsse. „Die fünf Berggipfel und die vier bergbeherrschten Gebiete regeln Wolken und Regen, so daß der (Yang-tsë) Kiang und der (Huang) Ho, der Huai und das Meer alle Lande und Wohnstätten mit Feuchtigkeit durchtränken. So wird alle Kreatur zum Leben erweckt und am Leben erhalten, und die Scharen

der Menschen werden mit Segen bedacht. Darum erbaut man Tempel und richtet den Opferkultus ein, um beständig seine Verehrung zu bezeugen. Wer es wagen sollte, Statuen des Buddha oder der (taoistischen) Himmelsgottheit oder Darstellungen der Götter der Berggipfel und bergbeherrschten Gebiete, der Meere und Flußläufe zu zerstören oder zu stehlen, 5 der soll des fünften der zehn großen Verbrechen (d. h. des Mordes) schuldig sein. Ein Śramaṇa aber, der eine Statue des Buddha, oder ein Tao-Gelehrter, der eine solche der Himmelsgottheit zerstört, der soll der vierten der großen Verbrechen (d. h. des Vaternordes) schuldig sein“ (*Sui schu* Kap. 2 fol. 15r⁰). Erregte dies bereits die Konfuzianer, so tat 10 ein weiteres Edikt von 601 es in noch höherem Maße. Wèn ti erklärte hier, daß es um die konfuzianische Lehre gewiß etwas sehr Schönes sei. Sie solle dem Herrscher fähige Beamte heranbilden, die helfen könnten, die Forderungen der Zeit zu erfüllen und ein Beispiel für gute Sitten zu geben. „Als ich die Regierung des Reiches übernahm“, fährt er fort, „war ich 15 auch darauf bedacht, die Lehre von der Tugend zu fördern und zahlreiche Gelehrte heranzubilden; ich errichtete viele Schulen, machte für die Einstellung von Beamten die Bahn frei und erhoffte tüchtige und hervorragende Männer. In der Studienanstalt der Hauptstadt („Adelschule“) erreichte die Zahl der jungen Aristokraten tausend, und in den Provinzen 20 und Bezirken waren der Studierenden auch nicht wenige. Aber die in den Namenlisten aufgeführten hatten ihre Jahre (des Studiums) nutzlos verbracht, tugendhafte Männer, die ihrer Zeit als Beispiel dienen konnten, fähige Personen, die man für den Staat nutzen konnte, waren nicht vorhanden. So gab es wohl Studienmöglichkeiten in Fülle, aber meistens 25 keine wirklichen Erfolge. Es erscheint deshalb angezeigt, die Möglichkeiten zu verringern und dadurch einen stärkeren Anreiz zu geben. In der Studienanstalt der Hauptstadt (*kuo tsě hūo* „Adelschule“) sollen hinfort nur noch siebzig Schüler verbleiben, die Akademie (*t'ai hūo*), die (kleineren) Schulen der vier Tore (d. h. der vier Stadtteile?) und die 30 Schulen in den Provinzen und Bezirken sind sämtlich zu schließen“.

Härter hat nie ein chinesischer Kaiser über das konfuzianische Prüfungssystem geurteilt, aber daß es nicht ohne Berechtigung geschah, dürfen wir in Anbetracht der wilden Zeiten und nach den Klagen, die schon früher laut wurden (vgl. oben S. 21 u. 259f.), als höchst wahrscheinlich an- 35 nehmen. Die Konfuzianer haben mit ihrer Meinung über die beiden Edikte nicht zurückgehalten. Ssě-ma Kuang enthält sich allerdings eines Kommentars, aber das *Fa-ming* bemerkt, nicht mit Unrecht, zu dem ersten: „Bildlich dargestellte Menschen zu zerstören verbot Wèn ti, aber wenn es sich um wirkliche Menschen handelte, so tötete er sie ohne Bedenken“. 40 Und zu dem zweiten: „Süan ti von der Han-Dynastie ließ durch Kriminalkommissare seine Untertanen in Ordnung halten, daher verhielt er sich heftig ablehnend gegenüber den Anträgen der konfuzianischen Gelehrten (s. darüber I, 370f.), aber bis zur Schließung von Lehranstalten hat er es

nicht kommen lassen. Wên ti rühmte sich selbst wegen seines literarischen Stils, aber auf die konfuzianische Wissenschaft sah er herab, als ob er dadurch beschmutzt würde' (s. *Mêng tsě* II, 1,9). So kam es zu seinem völligen Untergange als der Folge davon. Der Abstand seiner Handlungsweise von der
 5 Verbrennung der Bücher und Ermordung der Konfuzianer (durch Schi huang-ti, s. I, 246) ist nur ein kleiner. Man hat die Tat der Wahrheit gemäß in den Chroniken verzeichnet, damit sie ihren Gestank in den Jahrtausenden hinterläßt. Die Konfuzianer nehmen es nicht leicht mit einer Kränkung.

Wên ti's Ende war ein finsternes Geheimnis, es fügt sich als neues Glied
 10 an die Kette blutiger Verbrechen der vergangenen Jahrhunderte. Die Ursachen waren seine beiden oft gezeigten besonders ausgeprägten Eigenschaften: Geiz und Mißtrauen. Zu seinem Nachfolger hatte er seinen ältesten Sohn Yang Yung bestimmt. Der Prinz war lebensfroh und liebte eine entsprechende Lebensweise. Wên ti nahm mehr und mehr Anstoß
 15 an dem kostspieligen Aufwande, und sein zweiter Sohn Yang Kuang, ein ehrgeiziger und heuchlerischer Intriguant, der vor keinem Mittel zur Erreichung seiner eigenen Ziele zurückschreckte, bemerkte die zunehmende Entfremdung zwischen beiden und beschloß, sie auszunutzen. Er spielte die Rolle des bescheidenen, sparsamen jungen Mannes, der immer mit
 20 den einfachsten Dingen zufrieden ist. So begann er die Zuneigung der Kaiserin und das Vertrauen des Kaisers zu gewinnen. Um einen entscheidenden Schlag vorzubereiten, näherte er sich dem allmächtigen Marschall Yang Su, der den stärksten Einfluß auf Wên ti hatte. Er wußte ihn durch Bestechung seines Bruders Yang Yo zu gewinnen, und wir haben
 25 bereits beobachten können, daß dem hochgestiegenen Gewalthaber jede Verleumdung und Intrigue recht war, wenn es um seine Interessen ging (s. oben S. 313). Yang Su ergriff die dargebotene Gelegenheit gern, um sich und seinem Hause die Gunst des künftigen Herrschers zu sichern. Er wußte das Mißtrauen des Vaters gegen den Sohn beständig zu steigern,
 30 veranlaßte, daß auch von auswärts Klagen über den Thronfolger eingingen, und verdächtigte den letzteren schließlich auch verbrecherischer Umtriebe. Wie wir sahen, wußte Yang Su sich bei dieser Gelegenheit auch des erfolgreichen und darum für ihn unbequemen Heerführers Schi Wan-sui zu entledigen, indem er ihn des Einvernehmens mit Yang Yung
 35 verdächtigte. Gleichzeitig mit dieser blutigen Tat brach im Jahre 600 die wohl vorbereitete Katastrophe über den unglücklichen Thronfolger herein. Wên ti versammelte alle Wurdenträger und Familienmitglieder im Palast, rief seinen Sohn mit allen dessen Söhnen herbei und verkündete hier in feierlicher Form seine und seiner gesamten Nachkommen Ausstoßung
 40 aus der kaiserlichen Familie. An seiner Stelle wurde Yang Kuang, der „Sparsame“ und „Vertrauenswürdige“, zum Thronfolger ernannt. Die Verschwörung hatte ihr Ziel erreicht: das Schicksal Yang Yungs erregte allgemeine Teilnahme und heimliche Entrüstung, aber als Wên ti erkannte, daß man ihn betrogen hatte, war es zu spät.

Wenige Jahre nach den Vorgängen, im Jahre 604, erkrankte der Kaiser. Yang Kuang mit seinem Anhang, an der Spitze Yang Su, nahm seinen Wohnsitz im Palast und war ständig in der Nähe des Kranken. Durch ein Versehen des Palastpersonals gelangte ein Schriftwechsel zwischen dem Thronfolger und Yang Su in die Hände von Wên ti. Er geriet darüber in die größte Aufregung, und als ihm dann auch noch durch eine Haremsdame, die ihn pflegte, die Nachricht zukam, daß der Thronfolger soeben ein Sittlichkeitsattentat gegen sie unternommen habe, sah er, daß er getäuscht worden war. Verzweifelt sandte er zwei Leute aus seiner Umgebung nach Yang Yung, aber seine Befehle galten nichts mehr; Yang Su ließ den Palast durch Truppen besetzen, niemand durfte mehr aus- oder eingehen, die Krankenpflege besorgten seine Beauftragten. „An diesem Tage starb der Kaiser“, sagt lakonisch Yang Sus Lebensbeschreibung (*Sui schu* Kap. 48 fol. 9r⁰), fügt aber hinzu: „seitdem liefen verschiedene Gerüchte um“. Yang Yungs Lebensbeschreibung sagt rund heraus: 15 „Der Kaiser starb durch Gewalt“ (a. a. O. Kap. 45 fol. 11r⁰). Ähnliche Vorgänge in früherer Zeit gestatten die Annahme der Richtigkeit.

Wên ti hinterließ seinem Nachfolger einen wohlgeordneten Staat mit gefestigten Verhältnissen im Innern und hinreichender Sicherheit nach außen. Auch die wirtschaftliche Lage war dank seiner oft übergroßen 20 Sparsamkeit nach langer Zeit wieder einmal eine günstige. „In den Jahren seiner Regierung“, sagt das *Sui schu* (Kap. 24 fol. 2r⁰), „wuchs die Bevölkerung, die Magazine und Schatzkammern in der Hauptstadt und in den Provinzen waren überall wohlgefüllt; was er ausgab, überstieg nicht die regelmäßigen Abgaben“. Wenn das *T'ung-kien* (unter *jen-schou* 4. Jahr) 25 freilich behauptet, die Zahl der Familien im Reiche sei zu Anfang seiner Regierung noch keine 4000000 gewesen, am Ende aber 8900000, so erscheinen diese Zahlen für Norden und Süden zusammen kaum glaublich. Abgesehen davon, daß für die Regierung in Tsch'ang-ngan überhaupt keine Möglichkeit bestand, die wirkliche Zahl festzustellen, hätte eine 30 auch nur ganz rohe Schätzung, wenn die Gebiete südlich vom Yang-tsë einbegriffen gewesen wären, wesentlich andere Ergebnisse haben müssen. Für eine wirkliche Verschmelzung der Reichsteile hat Wên ti kaum etwas getan. Das Band, das diese Verschmelzung am meisten hätte fördern können, das Prüfungssystem, erkannte er in seiner Wichtigkeit nicht: 35 anstatt es nach der langen Verfallszeit zu reformieren beseitigte er es und lähmte damit die verbindende Kraft des Konfuzianismus. Aber der Blick für die großen Fragen fehlte ihm eben, wie schon früher gesagt wurde (s. oben S. 309).

Yang *) Kuang oder, wie er mit seinem posthumen Namen heißt, 40 Yang **) ti, war von seinem Vater ungefähr das gerade Gegenteil: was dieser durch Sparsamkeit gesammelt und erhalten hatte, vergeudete er

*) 楊 **) 煬

durch eine unerhörte Prunksucht: war Wên ti einfach und nüchtern in seiner Lebensweise, so erging sich Yang ti in Ausschweifungen phantastischer Art, lag jenem das materielle Wohl der breiten Massen ehrlicher am Herzen als das seiner Beamten, so war für diesen die Bevölkerung in erster
 5 Linie zur Befriedigung seiner persönlichen Ruhmsucht und zur Ermöglichung seiner zügellosen Prachtentfaltung vorhanden, wobei ihm die Schar beamteter Kreaturen Gesellschaft leistete. Es mag ihm schwer genug angekommen sein, bei Lebzeiten seines Vaters zeitweilig den Bescheidenen und Sparsamen spielen zu müssen. Äußerlich kultivierter als sein Vater
 10 war er und daher auch dem Literatentum geneigter als dieser; selbst als Gelehrter prunkend, ließ er durch eine große Zahl von Literaten Werke über alle Gebiete der Wissenschaft einschließlich Buddhismus und Taoismus anfertigen und unterhielt Bibliotheken mit hunderttausenden von Rollen. Aber Gnade gefunden im Urteil der Konfuzianer hat er trotz
 15 alledem nicht.

Das Erste, was Yang Kuang sofort nach dem Ableben seines Vaters tat, war, zu veranlassen, daß die Zeugen seines Verbrechens verschwanden. Durch eine gefälschte Verfügung des Verstorbenen wurde sein Bruder, der seiner Rechte beraubte Thronfolger, angewiesen, Selbstmord zu be-
 20 gehen, die beiden von Wên ti abgesandten Boten endeten im Kerker. Ein verzweifelter Versuch des jüngsten Bruders, Yang Liang, mit einer Truppenabteilung dem Usurpator seine Stellung streitig zu machen, wurde von Yang Su vereitelt: er zerstreute die schwache Truppe und ließ die Empörer töten. Die zweite Tat war die Verlegung der Residenz von
 25 Tsch'ang-ngan nach Lo-yang, die noch in demselben Jahre, 604, beschlossen wurde. Er verkündete zwar diesen Entschluß in einem wortreichen Edikt, aber die wirklichen Beweggründe sind nicht daraus zu ersehen. Er redet darin viel vom Altertum: „die Stadt am Lo ist seit dem Altertum die Hauptstadt inmitten des kaiserlichen Eigengebiets (s. I, 65f.), die Stätte,
 30 wo Himmel und Erde sich zueinander fügen und wo das *yin* und das *yang* miteinander im Einklang sind“. „Zwar auf der Trümmerstätte von Tsch'êng-tschou vermag ich die Welt nicht wieder herzustellen, aber am I-und Lo-Fluß kann ich die östliche Hauptstadt erbauen und dann die Ministerien mit ihren verschiedenen Amtsbereichen errichten, so daß hier
 35 der Mittelpunkt der Völker entsteht“ (ein Zitat aus dem Anfang des *Tschou-li*, vgl. auch I, 112ff.) usw. (*Sui schu* Kap. 3 fol. 2v⁰f.). Man ist hiernach versucht, in der Verlegung nur Eitelkeit und Ruhmsucht als Beweggründe zu sehen, sowie das Bestreben, es dem Herzog von Tschou gleichzutun. Somit wurde also Lo-yang wieder „die östliche Hauptstadt“,
 40 und Yang Su, der Vielgewandte, wurde mit ihrer Herrichtung beauftragt. Er hatte bereits für Wên ti die großartigen Palastanlagen von Jen-schoukung bei Fêng-siang nordwestlich von Tsch'ang-ngan geschaffen, zu deren Bau „Berge abgetragen und Taler ausgefüllt werden mußten“. Damals war der Kaiser entsetzt gewesen über den Luxus, und die Kaiserin hatte

ihn nicht ohne Mühe beruhigen können. Von Yang ti hatte der Baumeister in dieser Hinsicht nichts zu besorgen. Es hieß zwar in einem Edikt des schreibseligen Herrschers, daß bei dem Bau der Paläste mit großer Sparsamkeit verfahren werden sollte; „keine geschnitzten Wände und hochragende Dächer“ (wie er nach dem *Schu king*, *Wu tsë tshi ko* 6 zitiert), 5 sollten entstehen, sondern ein Vorbild „einfacher Bauten und bescheidenen Essens“ (wie er dem *Lun-yü* VIII, 21 nachspricht) würde der Nachwelt hinterlassen werden (*Sui schu* Kap. 3 fol. 3v⁰). Was aber wirklich entstand, muß nach den Schilderungen Ssë-ma Kuangs eine Welt phantastischer Prachtentfaltung gewesen sein: riesenhafte Parkanlagen von 200 *li* 10 d. h. etwa 112 km Umfang, mit Seen und Inseln, Bergen und Terrassen, darin die seltensten Pflanzen und Tiere aus dem ganzen Reiche, eine große Zahl von Palästen, Kiosken und anderen Bauten für sich und seine zahllosen Damen. Zwei Millionen (?) Menschen sollen bei all diesen Bau-Anlagen beschäftigt gewesen sein. Um auch die Stadt glanzvoll zu gestalten, 15 zog er aus dem Reiche zehntausende von reichen Kaufleuten mit ihren Familien nach Lo-yang, während in den Vorstädten die Arbeiter angesiedelt wurden. Eine besondere Leidenschaft hatte Yang ti für Wasserfahrten, und diese Leidenschaft wurde der Ursprung des großen Kanalsystems, das später zur T'ang-Zeit den getreideärmeren Norden mit den 20 Reis-Provinzen des Südens verband, aus denen die Hauptstadt mit ihren Heeren von Beamten und Soldaten mit Nahrung versorgt wurde. Yang ti hat bei seinen Wasserbauten zunächst an seine Vergnügungen und, wenn überhaupt, so jedenfalls weit weniger an eine Erleichterung des Transports gedacht, immerhin haben die T'ang-Kaiser später seine Kanal-Anlagen 25 für den weiteren Ausbau der Verkehrsmittel benutzt. Wenn der prunkliebende Kaiser den von ihm mißbräuchlich angeführten Satz des *Lun-yü* fortgesetzt hätte, so würde er keine neue Unwahrheit ausgesprochen haben: es heißt dort: „Einfache Bauten, aber äußerste Kraftentfaltung für Kanäle und Wasserläufe“! Yang ti war bei der Eroberung von Tsch'ên im Jahre 30 588/89 am Yang-tsë gewesen (s. oben S. 181f.) und hatte anscheinend an der Reise dorthin und an der Landschaft des Südens Gefallen gefunden, denn nur so erklärt es sich, daß er sich dort seine Paläste bauen ließ und häufig am Yang-tsë sein Hoflager hatte. Es war allerdings nicht das 35 größtenteils zerstörte Kien-k'ang (Nanking), das ihn fesselte, sondern das weiter stromabwärts gelegene Kiang-tu, die „Hauptstadt am Strome“, das heutige, an Trümmern aus einer besseren Vergangenheit reiche Yangtschou, gegenüber dem Vertragshafen Tschinkiang, das auch jetzt noch den amtlichen Namen Kiang-tu hien führt. Diese Stadt verband er mit seinen neuen Parks und Palästen bei Lo-yang durch einen zusammen- 40 hängenden Wasserweg, auf dem er mit seinen nach tausenden zählenden „Drachenschiffen“, „Phönixbarken“ und sonstigen phantastischen Fahrzeugen bequem vom Norden zum Süden fahren konnte. Angeblich soll unter ihm danach der Kanal noch vom Yang tsë nach Süden bis in die

Gegend von Hang-tschou verlängert worden sein. Der Verbindungsweg zwischen Huang ho und Yang-tsë war alt. Wir sahen, daß schon Ts'ao P'ei zur Zeit der „drei Reiche“ 224 und 225 mit einer Flotte von Ho-nan nach Süden fuhr, um Kien-ye anzugreifen (s. oben S. 10), und Liu Yü führte 5 bei seinen Kriegszügen 409 und 416 ebenfalls seine Kriegsflotte vom Yang-tsë in den Huang ho und sogar in den Wei ho (s. oben S. 135, 138 u. 142). Der Ausgangspunkt im Süden war immer die Gegend von Yang-tschou; von dort gelangte man durch das heutige Seen-Gebiet zwischen Ngan-hui und Kiang-su in den Huai-Strom und dann auf einem der aus Ho-nan nach 10 Südosten fließenden Gewässer zum Huang ho. Während Ts'ao P'ei auf dem noch heute so genannten Ko-Fluß von dem großen Nord-Strom in der Gegend von K'ai-fêng zum Huai kam, erreichte Liu Yü auf einem der mehr östlich mündenden Nebenflüsse, vermutlich dem nicht mehr vorhandenen Ssë, über das heutige Sü-tschou in Kiang-su Süd-Schan-tung 15 und dort den Huang ho. Infolge der wiederholten Verlegung des Huang-ho-Bettes (s. I, 8 u. 13) hat sich das Landschaftsbild dort stark verändert, und es ist im einzelnen schwer festzustellen, inwieweit die zahlreichen Flüsse, die heute aus der Hügellandschaft von Ho-nan zum Huai strömen, denen der damaligen Zeit entsprechen. Es läßt sich indessen von Yang tis 20 Wasserweg doch ein hinreichend klares Bild gewinnen. Zunächst verband er den großen See in seinen Palastgründen, dem Si yuan, das, nach dem Namen zu schließen, westlich von Lo-yang gewesen sein muß, mit dem Huang ho, indem er den Ku schui, das kleine Flößchen, das die Straße T'ung kuan—Ho-nan hien (s. I, 24) westlich von Mien-tsch'i (I, 42) ab 25 begleitet, bei Lo-yang in den Lo-Fluß mündet und zweifellos den Park durchfloß, und zugleich den Lo selbst vertiefen und bequem schiffbar machen ließ. So konnten die Schiffe den Huang ho hinunterfahren bis zum Pien ho unterhalb der heutigen Stadt Yung-tsë, wo sie den Hauptstrom verließen. Der Pien ho ist heute nicht mehr vorhanden oder wenig- 30 stens in seinem oberen Laufe stark verändert. Er war kein Nebenfluß des Huang ho, sondern ein Arm, der sich von dem Hauptstrome abzweigte und dann durch Aufnahme mehrerer Nebenflüsse selbständig wurde. Auch der weitere Lauf des Flusses hat sich dann mehrfach wieder verändert. Zur Sui-Zeit floß er in der Nähe der alten Städte Tschêng tschou 35 (heute Tschêng hien, s. I, 156) und Ta-liang (heute K'ai-fêng, s. I, 184) nördlich von Kuei-tê und dann bei Sü-tschou in Kiang-su vorüber, vereinigte sich mit dem ehemaligen Ssë und mündete mit ihm in den Huai. Vom Huai gelangten Yang tis Fahrzeuge durch einen seit alter Zeit (nach dem *Tso tschuan* seit 486 v. Chr.) vorhandenen, aber jetzt wieder aus- 40 gebauten Kanal, den Han kou, von Schan-yang (dem heutigen Huai-ngan in Kiang-su) nach Kiang-tu. Ssë-ma Kuang gibt von dieser Wasserstraße Yang tis eine Beschreibung, nach der das Ganze ein imponierendes Bild von dem Machtwillen eines asiatischen Herrschers darstellt. „Die Kanäle waren vierzig Schritte (etwa 30 m) breit, an den Seiten liefen

Heerstraßen (*yü tao*) entlang, die mit Weidenbäumen bepflanzt waren. Auf der Straße von Tsch'ang-ngan bis Kiang-tu waren vierzig Reise-
stationen (für die kaiserliche Reisegesellschaft) erbaut.“ Auch von der
ersten Reise des Kaisers nach Kiang-tu im Herbst 605 (die Anlage kann
damals noch kaum vollendet gewesen sein) gibt der gleiche Chronist eine 5
anschauliche Schilderung. Tausende von Schiffen, darunter solche von
phantastischer Pracht, bildeten die kaiserliche Flotte, auf der außer dem
Kaiser und der Kaiserin, der Harem, die Prinzen und Großen des Hofes,
die Beamten aller Grade, buddhistische Mönche und Nonnen, taoistische
Magier, Abgeordnete der Tributvölker und zwölf Abteilungen der Palast- 10
wachen untergebracht waren. Außerdem begleiteten Reitergeschwader die
Schiffe auf beiden Seiten zu Lande. Der ganze Zug war über 200 *li* (112 km!)
lang. Man kann leicht ermessen, welche Lasten für die Bevölkerung diese
Reisen (sie wurden oft noch wiederholt) mit sich brachten. Über 80000
Menschen wurden gebraucht, um die Schiffe zu ziehen, Lebensmittel und 15
sonstige für den Bedarf nötige Gegenstände mußten von den anliegenden
Bezirken geliefert werden, und in welchen riesigen Mengen diese benötigt
wurden, läßt sich nach den angegebenen Zahlen beurteilen. Es mag ein
geringer Trost für das durch Frondienste und Abgaben geplagte Volk
gewesen sein, wenn Yang ti in seinen Edikten ihm seine väterliche Fürsorge 20
versicherte. Weil in Tsch'ang-ngan ihn „Pässe und Flüsse“ von seinem
Volke trennten, so daß es seine Bekümmernisse nicht vor ihn bringen könne,
sagt er, habe er die „östliche Hauptstadt“ wieder hergestellt; „jetzt könne
er selbst sich nach dem Wohlbefinden der verdienten Männer erkundigen.
Auch beabsichtige er nunmehr, am Huai-Fluß und in den Gebieten am 25
Meer zu reisen, um die dortigen Sitten kennen zu lernen und mit Freude
aufrichtige Worte zu vernehmen“. Wo die Beamten in den Provinzen
und Bezirken das Volk bedrückten und ihren eigenen Vorteil dem öffent-
lichen voranstellten, da solle man ihm getrost berichten, im Reiche solle
kein Grund zum Kummer sein (*Sui schu* Kap. 3 fol. 5r^o). Das ist eine 30
dünne Decke für ausschweifende Neigungen. Yang tis Hofhaltung teilte
sich nun zwischen Tsch'ang-ngan, Lo-yang und Kiang-tu, wenn er sich
nicht auf Reisen in anderen Gebieten seines großen Reiches befand, und
die Kosten und Lasten seines Lustbarkeitsbedarfs stiegen ins Ungemessene.
Im Jahre 608 wurde noch ein neues Kanal-Unternehmen in Angriff ge- 35
nommen, für das mehr als eine Million Arbeiter — Männer und Frauen —
aus den Bezirken von Ho-peï ausgehoben wurden. Die Annalen sind sehr
wortkarg hinsichtlich dieses Baues. „Man stellte den Yung-Tsi k'ü her,
indem man dem Ts'in-Fluß folgte und so im Süden in den Huang ho ge-
langte, im Norden aber die Verbindung mit der Präfektur Tscho bewirkte“ 40
(a. a. O. fol. 11v^o). Der Ts'in-Fluß kommt von den Bergen südlich des
T'ai-yuan-Beckens (I, 25), fließt durch Süd-Schan-si bei Huai-k'ing
vorbei und mündet gegenüber der Stadt Yung-tsè in den Huang ho. Der
Yung-Tsi k'ü wird von den Chinesen meist mit dem heutigen Wei ho

in Nord-Ho-nan und Ho-peï gleichgesetzt. Das ist indessen sehr ungenau. Yung-Tsi k'ü, d. h. „der Kanal von Yung und Tsi“, war der Name, den zu Yang ti's Zeit das Stück des Wei ho*) östlich von Wei-hui in Ho-nan bis über die Mündung des K'i ho hinaus erhielt. Der ältere
 5 Name war Pai kou, „der weiße Kanal“. Ein anderer Name für den neu regulierten Fluß war Yü ho, d. h. „Kaiserfluß“, und dieser wurde dann auf den ganzen Verlauf des Wei ho übertragen. Yang ti erhielt also durch den Unterlauf des Ts'in-Flusses eine Fortsetzung seiner nach dem Süden fließenden Wasserstraße auf der Nordseite des Huang ho. Um aber eine
 10 Verbindung des Ts'in mit dem nach der Präfektur Tscho (in Ho-peï) fließenden Wei ho (Yung-Tsi k'ü) herzustellen, mußte er einen Kanal bauen. Ein solcher bot sich ihm indessen von selbst dar in einem Arme des Tan ho. Dieser Fluß entspringt nördlich von der Stadt Kao-p'ing in Schan-si, fließt nach Süden und sendet kurz vor seiner Mündung in den
 15 Ts'in-Fluß einen Arm hinüber nach Osten zum Wei ho, auf den dieser unterhalb der Stadt Siu-wu trifft. Der Arm wird gewöhnlich als Siao Tan ho, „Kleiner Tan-Fluß“, bezeichnet, während der Hauptfluß Ta Tan ho, „Großer Tan-Fluß“ heißt. Der Wei ho selbst fließt nach Nordosten bei Ta-ming vorbei und mündet heute bei Lin-ts'ing in den Kaiser-Kanal (I, 13 u. 27). Damals
 20 aber floß er als selbständiger Fluß weiter nach Norden und mündete östlich von dem heutigen Hafen Tientsin ins Meer.

Yang ti hatte also in der Tat eine ununterbrochene Inland-Wasserverbindung zwischen dem Südmeer, dem Yang-tsë und dem Golf von Tschili geschaffen; im Jahre 611 reiste er selbst aus Anlaß der koreanischen Kriege
 25 (s. unten) auf dem neuen Kanal von Kiang-tu aus nach Norden. Auch nach Süden zu hat er seine Wasserbauten fortgesetzt. Im Jahre 611 ließ er von King-k'ou (bei Tschinkiang, s. oben S. 174) nach Yü-hang (Hangtschou) einen über 800 li langen Kanal graben, von dem wir leider außer der kurzen Angabe im *T'ung-kien* (Kap. 181 fol. 48r^o,
 30 *ta-ye* 6. Jahr) nichts weiter erfahren. Dieser durch das Seen-Gebiet im südlichen Yang-tsë-Delta (I, 11) führende Wasserlauf deckt sich ganz mit dem späteren Kaiser-Kanal. Auch die nördliche Hälfte des Yung-Tsi k'ü (Wei ho) haben die Erbauer des letzteren für ihre Anlage benutzt.

Yang ti's Bauwut wurde in den ersten Jahren seiner Regierung immer
 35 größer. „Kein Tag verging“, sagt Ssë-ma Kuang, „ohne daß er sich mit Palastbauten beschäftigte. Obwohl in den beiden Hauptstädten und in Kiang-tu bereits Gärten und Parks, Kioske und Hallen in Fülle waren, mußte er unaufhörlich neue bauen. Jedesmal, wenn er reiste, spähte er nach allen Seiten, ohne daß jemand etwas dabei dachte. Dann ließ er,
 40 ohne daß man wußte, was er wollte, Pläne von Bergen und Flüssen des Reiches anfertigen und studierte sie selbst, um einen schönen Platz ausfindig zu machen, wo er Paläste bauen konnte.“ So wurden bei seinen Reisen, die er 607 und 608 nach den nördlichen Provinzen unternahm,

*) 衛河, zu unterscheiden von dem Wei ho 渭河 in Schen-si.

um das Siedlungs-Gebiet des K'i-min Khagan bei Yü-lin (s. oben S. 313) zu besichtigen, eine Anzahl von „Reisepalästen“ und in T'ai-yuan sowie „an der Quelle des Fên ho“ neue Residenzen erbaut. Gleichzeitig sollte zum Schutz gegen die T'u-kü im Jahre 607 von einer Million Fronarbeitern ein „langer Wall“ von Yü-lin im Westen bis zum Tsë ho im 5 Osten, d. h. bis zu dem kleinen Flusse, der bei der Stadt Ts'ing schui ho vorbei zum Huang ho fließt, neu angelegt oder wiederhergestellt werden. Das Unternehmen mußte aber aufgegeben werden, weil, wie die Kaiser-Annalen des *Sui schu* (Kap. 3 fol. 11r^o) bemerken, „fünfzig bis sechzig vom Hundert (der Arbeiter) starben“. Statt dessen wurde im folgenden 10 Jahre von 200000 Arbeitern ein „langer Wall“ von Yü-lin ku (oder Yü ku) nach Osten gebaut. Da die Lage von Yü-lin ku ungeklärt ist, läßt sich bei der Dürftigkeit der Angaben über diesen Teil des „langen Walles“ nichts sagen; vermutlich war beabsichtigt, ihn mit den älteren Befestigungen von 446, 552 und 557 (s. oben S. 201 und 239) zu verbinden. Su Wei 15 (s. oben S. 310) hatte gewagt, dem Herrscher ob dieser Wallbauten und ihrer Härten für die Bevölkerung Vorhaltungen zu machen; er büßte diesen Vorwitz mit seiner Stellung und verdankte seine Zurückberufung nur der Unentbehrlichkeit seines Rates. Er ist dann aber später den verderblichen Leidenschaften Yang tis noch öfter gegenübergetreten (s. unten). Auch 20 von riesigen Speicheranlagen weiß das *T'ung-kien* zu berichten, die im Jahre 606 zur Verproviantierung der Hauptstadt Lo-yang erbaut wurden. Die eine befand sich an der Mündung des Lo-Flusses in den Huang ho und soll nicht weniger als 20 *li* (über 11 km) im Umfang gemessen haben. Sie enthielt dreitausend Keller, in denen je 8000 Pikul Korn eingelagert 25 werden konnten. Die andere war 4 km nördlich von Lo-yang und enthielt dreihundert Kornkeller, ihr Umfang war 10 *li*.

Daneben hören wir von anderen bedeutenden Verwaltungsmaßnahmen Yang tis, wie man ihm denn überhaupt eine starke Initiative nicht absprechen kann, wenngleich sie durch seine unsinnige Verschwendung von 30 Geld und Menschenkraft meist irregeleitet worden ist. Für eine stetige Verwaltungsarbeit hatte er wenig Sinn, seine Rastlosigkeit und seine ständigen Bauunternehmungen ließen ihn zu keiner planmäßigen Tätigkeit kommen. „Seine Anordnungen änderte er jeden Tag“, sagen die Sui-Annalen (Kap. 26 fol. 2v^o), „und jeden Monat wechselte er die Beamten- 35 titel. Immer, wenn er im Süden reiste, hielt er keine Audienzen ab, und bei seinem beständigen Herumziehen gerieten die Akten und Aufzeichnungen vielfach in Verwirrung, wurden verstreut und gingen verloren“. Im Jahre 606 ließ er eine neue Provinz-Einteilung vornehmen: die Verwaltungsbezirke wurden durchgeprüft und neu abgeteilt, die Bezeichnung 40 *tschou* für Provinz verschwand, und es gab nur noch *kün* und *hien*. Die Gesamtzahl betrug 190 *kün* und 1255 *hien*, die Volkszahl soll 8907546 Familien mit 46019956 Köpfen gewesen sein. Die Zahlen sind kaum mehr wert als die früher gegebenen (s. oben S. 256 f. u. 321).

Wie auf allen anderen Gebieten, so verfuhr Yang ti auch auf dem des Unterrichts und der konfuzianischen Bildung in seiner Art, die seines Vaters Ansichten genau entgegengesetzt war. Wên ti hatte, wie wir sahen, für das Literatentum und seine Ansprüche nicht viel übrig, er schloß die
 5 Schulen im Lande, weil sie unbrauchbare Beamte lieferten und die Kosten nicht lohnten (s. oben S. 319). Yang ti hatte kaum den Thron bestiegen, als er die Schulen aller Grade wieder eröffnete, so daß „in den Provinzen und Kreisen“, wie das *Sui schu* (Kap. 75 fol. 2v⁰f.) sagt, „der Unterricht reicher blühte als zu Beginn der Periode *k'ai-huang* (d. h. selbst im Anfang
 10 von Wên tis Regierung, als die Beschränkungen noch nicht eingeführt waren). Er berief die konfuzianischen Gelehrten, und von Nah und Fern kamen alle. Man erörterte untereinander die zweckmäßigen Maßnahmen nach der Übersiedlung nach der östlichen Hauptstadt, und die Bericht-erstatte bestimmten die Reihenfolge, in der die Denkschriften dem Throne
 15 vorzulegen waren“. Diese Maßregeln waren von einem Edikt begleitet, in dem darauf hingewiesen wird, daß „für Fürst und Volk bei Neubegründung des Staates der Unterricht Allem vorangeht, und daß man, wenn man die Sitten veredeln will, hier beginnen muß“. „Beim Unterricht in allen Anstalten von der Akademie an müssen auch die alten Ordnungen
 20 wieder deutlich hervortreten. Für die Gesamtheit von Lehrern und Lernenden muß das Prüfungssystem als der Weg der Vervollkommnung gelten“ (a. a. O. Kap. 3 fol. 5 v⁰ff.). Bei den „alten Ordnungen“ scheint an die Angabe des *Li ki* (Couvreur I, 302) gedacht zu sein, wonach die besten (*siu*) unter den Studierenden, die ihre Ausbildung
 25 beendet hatten, dem Herrscher gemeldet und dem Kriegsminister unterstellt wurden, „sie hießen *tsin-schi*“ (d. h. „bereit für staatliche Anstellung“). Jedenfalls wird anderweitig berichtet, daß Yang ti im Jahre 606 den Grad eines *tsin-schi* in das staatliche Prüfungssystem einfügte; ob für die Erlangung dieses Grades, der sich an die bereits vorhandenen Ab-
 30 stufungen *hien-liang fang-tschêng*, *hiao-lien* und *siu-ts'ai* (s. oben S. 262) anschloß, noch eine besondere Prüfung eingerichtet wurde, wie sie wenigstens seit der T'ang-Zeit bestand, ist nach den Quellen nicht festzustellen.

Wie den Kanalbau, so hat also Yang ti auch das Prüfungssystem so wesentlich gefördert, daß in der späteren Geschichte immer wieder darauf
 35 verwiesen wird, aber die Beweggründe waren bei beiden weniger die Erkenntnis von deren Bedeutung als Eitelkeit und Prahlerei. Immerhin hat er durch seine Freigebigkeit zahlreichen Literaten Gelegenheit zu ihren Studien und deren Niederschrift gegeben, und die Sui-Zeit, deren Hauptmerkmal die mit der Vereinigung des Reiches herbeigeführte Verschmelzung
 40 der nördlichen und südlichen Schulen des Konfuzianismus (s. oben S. 272ff.) ist, weist deshalb eine rege literarische Tätigkeit auf. „Die beiden Liu“, wie sie gewöhnlich genannt werden, d. h. Liu Tscho und Liu Hüan, sowie der noch berühmtere Kommentator K'ung Ying-ta, der einen großen Teil des Kanons mit neuen Erklärungen zu den bereits vorhandenen versah,

dessen Haupttätigkeit allerdings erst in die T'ang-Zeit fällt (s. unten), überstrahlen noch heute ihre Zeit. Größer als das eigene Schaffen war aber noch die Sammeltätigkeit. Schon Wên ti hatte nach den Verheerungen der vorhergegangenen Jahrhunderte angefangen, die erreichbaren Reste des Schrifttums im Reiche für seine Bibliothek zu sammeln, und Yang ti setzte die Tätigkeit fort, indem er viele Tausende von Schriftrollen abschreiben ließ und in prunkvollen Büchereien niederlegte. Auch hier verleugnete sich seine Leidenschaft nicht, und die Schriftenverzeichnisse des *Sui schu* geben anschauliche Schilderungen von der Pracht der Bücher und Räume. Er hatte die Werke in drei Klassen geteilt, die Rollen der einen hatten Stäbe aus rotem, die der zweiten solche aus braunem Glasfluß (*liu-li*), die der dritten aus lackiertem Stoff (Kap. 32 fol. 6v^o). Die Sui-Annalen sind denn auch seit der Han-Zeit das erste Geschichtswerk, das wieder ein vollständiges Verzeichnis der Literaturwerke seiner Zeit enthält; darin findet sich die bekannte Teilung in vier Gruppen (*king* = kanonische Schriften, *schü* = Geschichtswerke, *tsé* = Philosophen und sonstige Einzelautoren, *tsi* = Sammelwerke), die bis heute beibehalten ist. Dazu kommen taoistische und buddhistische Schriften. Die Gesamtzahl der aufgeführten Werke ist 14466 in 89666 Kapiteln (oder Rollen?). Auch große Sammlungen von Altertümern und älteren Gemälden fanden in den Palasthallen von Lo-yang ihren Platz, von denen wir aber leider keine Kataloge mehr haben. Nach dem *Sui schu* (Kap. 32 fol. 6v^of.) sind die in dem Verzeichnis genannten Werke auch nur die spärlichen Reste, kaum ein Fünftel der ursprünglichen Sammlungen. Als die T'ang im Jahre 622 von der Bibliothek Besitz nahmen, ließen sie die gesamten Schriften, Altertümer und Gemälde auf Schiffe verladen, um sie nach Tsch'ang-ngan zu bringen. An den Klippen im Huang ho vor der Stadt Schên scheiterten aber die Fahrzeuge, und der größte Teil der kostbaren Ladung ging verloren. Man kann hiernach ermessen, bis zu welchem Umfange die Literatur von der Han-Zeit bis zur Einigung des Reiches trotz aller Wirren und Verwüstungen der dazwischenliegenden Jahrhunderte angeschwollen gewesen sein muß, und man kann Yang ti, bei aller Selbstsucht seiner Beweggründe, das Verdienst nicht absprechen, daß er durch seine Förderung des konfuzianischen Gelehrtentums an der Zentrale und in den Provinzen, durch die Wiederauffrischung des Prüfungssystems und durch Zusammenziehung des Schrifttums in der Hauptstadt viel getan hat, um die Reichseinheit auch im geistigen Leben seiner Völker zu befestigen.

Im übrigen war freilich die Staatsführung des eitlen und prunksüchtigen Monarchen nicht dazu angetan, dem Volke die neue Lage als eine Verbesserung der Zustände erscheinen zu lassen. Bedrückungen im Innern und leichtfertige Unternehmungen nach außen zerstörten den Wohlstand und damit die Ruhe und Ordnung im Staate. Die Verbrechen, durch die er den Thron erlangt hatte, störten seine Sicherheit, so lange noch der hauptsächlichste Genosse am Leben war: die minder gefährlichen Zeugen

hatte er beseitigt (s. oben S. 322), aber Yang Su lebte und konnte, wenn er es für gut fand, das Geheimnis enthüllen. „Obwohl er die Thronbesteigung ermöglicht und sich durch Niederwerfung von Yang Liangs Empörung verdient gemacht hatte“, sagt seine Lebensbeschreibung (*Sui* 5 *schu* Kap. 48 fol. 13^r) „beargwöhnte und fürchtete ihn der Kaiser. Äußerlich erwies er ihm die größten Ehren, aber im Innern seines Herzens haßte er ihn“. Die Art, wie er sich seiner entledigte, ist kulturgeschichtlich nicht ohne Interesse. Die Astrologen hatten erklärt, dem Gestirn von Sui drohe große Gefahr. Da das Gebiet von Tsch'u dem gleichen Gestirn wie Sui 10 unterstand (vgl. oben S. 180), so belehnte der Kaiser seinen mächtigsten Minister im Jahre 606 in Tsch'u, damit er diese Gefahr bannte. Yang Su erkrankte alsbald, der Kaiser sandte ihm Medikamente, aber Yang weigerte sich, sie zu nehmen. „Warum soll ich auch nur einen Augenblick mein Leben verlangen?“ sagte er zu seinem Bruder. Bald danach starb er. Yang ti 15 war froh, des gefährlichen Partners ledig zu sein; ob der Tod ohne sein Zutun eintrat, erfahren wir nicht. Gerüchte nach seinem Tode wollen wissen, alle seine Söhne wären in Anklagezustand versetzt worden, der älteste und Erbe sei hingerichtet.

Ein böser Dämon für das Reich war mit Yang Su dahingegangen, ein 20 gefährlicherer trat in der Person von P'ei Kü an seine Stelle. Besser als alle Anderen verstand es dieser Mann, der Eitelkeit und Ruhmsucht Yang ti zu schmeicheln und ihn so zu auswärtigen Unternehmungen zu veranlassen, die ihm schließlich Reich und Leben kosteten. Mit welcher Leichtfertigkeit der eben zur Herrschaft gelangte Monarch sich auf kriegerische 25 Abenteuer einließ, zeigt der Raubzug gegen Lin-yi (Champa in Indo-China, s. oben S. 148), den er im Jahre 604 bis 605 in Szene setzte. Die Könige des Landes hatten noch unter Wên ti im Jahre 595 Tribut geschickt, seitdem angeblich nicht mehr. „Und da damals im Reiche Friede herrschte“, sagt das *Sui schu* (Kap. 82 fol. 2^v), „und die Beamten meinten, in Lin-yi 30 gäbe es viele Kostbarkeiten, so entsandte der Kaiser noch am Ende der Periode *jen-schou* (d. h. 604, im Trauerjahr!) den General Liu Fang mit einem Heere von 10000 Fußsoldaten und Reitern und mehreren tausend Verbrechern, um das Land anzugreifen“. Der einheimische Widerstand konnte rasch gebrochen werden, das Heer rückte in die Hauptstadt ein, 35 zerstörte den Palast und nahm die achtzehn goldenen Statuen des Haupttempels mit. Wie das *T'ung-kien* berichtet, starb die Hälfte der Truppen an einer Schwellung der Beine, darunter Liu Fang selbst. Nicht viel anders gestaltete sich ein Zug in das Ost-See. Im Jahre 605 hatten mehrere Schiffsführer, anscheinend auf eigene Hand, Erkundungsfahrten seewärts 40 nach Osten unternommen und Spuren menschlicher Siedlungen entdeckt. Yang ti, immer begierig, Neues zu hören, wollte wissen, welcher Volkstamm dort im Ozean wohnte, und sandte im Jahre 607 und 608 Schiffe aus, die bis zu den Liu-k'iu-Inseln zwischen Formosa und Japan vordrangen. Da die Eingeborenen sich auf das verlangte Tributverhältnis nicht einlassen

wollten, schickte er zwei Jahre später eine Flotte mit Truppen von Yi-ngan (in Hu-peï bei Siang-yang am Han-Fluß) aus den Yang-tsé abwärts über den Ozean, um die Insulaner zur Anerkennung ihrer Tributpflicht zu zwingen. Der Widerstand der wahrscheinlich unbewaffneten Wilden wurde rasch gebrochen; man griff die Residenz des Häuptlings an, und 5 als dieser sich zur Wehr setzte, wurde er ergriffen und hingerichtet. Sein Volk, über zehntausend Köpfe, führte man gefangen fort. Vermutlich ist der größte Teil davon zugrunde gegangen. Ein weiterer Verkehr mit den Inseln hat sich zunächst nicht angeknüpft, aber wir verdanken jenen chinesischen Seefahrern wenigstens die ersten Nachrichten über sie. 10 Nicht immer sind indessen Yang ti's Kriegszüge so glimpflich ausgegangen.

Unausgesetzte Aufmerksamkeit verlangte im Norden die Frage der Türken. Das Verhältnis zu den anderen Völkern im Nordwesten und Westen wurde im wesentlichen durch sie mitbestimmt. So lange der Khagan der nördlichen T'u-küe, T'u-li oder K'i-min in seinen Weidegebieten 15 bei Yü-lin als Lehensmann die Wache hielt (s. oben S. 314), herrschte ein erträgliches Maß von Sicherheit im Norden, nachdem Yang Su im Jahre 602 die angreifenden westlichen T'u-küe zurückgetrieben hatte, und das Jahr darauf deren Gegner, die Tölös, tributpflichtig geworden waren. Im Jahre 607 schickte K'i-min eine Gesandtschaft nach Lo-yang, um den Herrscher 20 zu bitten, selbst einmal die Grenzgebiete zu bereisen. Im Frühsommer brach Yang ti zum Besuche seines Vasallen auf und empfing K'i-min mit seiner chinesischen Gemahlin unter großem Gepränge. K'i-min brachte dabei für sich und sein Volk die Bitte vor, chinesische Kleidung nach Art der Beamten des Mittelreiches tragen zu dürfen. „Er sei doch nicht mehr 25 der Khagan der T'u-küe im Grenzgebiet früherer Tage, sondern sie alle seien jetzt die Untertanen des höchsten Gebieters (d. h. des Kaisers)“. Die Würdenträger baten den Kaiser, das Anliegen zu genehmigen, aber Yang ti lehnte hochmütig ab. „Als die Herrscher der Vorzeit den Staat schufen“, belehrte er die Bittenden, „hatten Barbaren und Chinesen ver- 30 schiedene Sitten, und als die Edlen das Volk belehrten, wünschten sie keine Wandlung der Gebräuche. Abschneiden der Haare und Bemalen des Körpers (vgl. I, 105) entsprechen immer der verschiedenen Art, pelzbesetzte Gewänder und Kleider aus Gras ziemen dem Einen und dem Andern“. „Ungleichheit der Kleidung heißt scheiden zwischen Gebiet der 35 Zwangsbeherrschung und Gebiet der Wüste (s. I, 65f.) nach der Ordnung; Sonderung der Arten heißt das Verhältnis von Himmel und Erde völlig erkennen“ (*Sui schu* Kap. 84 fol. 13v⁰). Yang ti zeigt bereits den ganzen Bildungsdünkel des wirklichkeitsfremden Literaten, dem die Ausbreitung der chinesischen Macht am wenigsten zu danken ist. K'i-min hielt trotz 40 dieser Demütigung Frieden bis zu seinem Tode im Jahre 609. Er schickte seinen Sohn Schi-t'ê-lo und seinen Bruder an den Hof, und die Beständigkeit seines Verhaltens war für Yang ti unzweifelhaft eine wertvolle Stütze in der immer noch ungesicherten Lage. So war es auch von Wichtigkeit,

daß die mit den T'u-küe verwandten Fürsten von Kao-tsch'ang (Turfan) durch eine Gesandtschaft im Jahre 607 ihre Loyalität bezeugen ließen.

Als Mittelpunkt der auswärtigen Politik tritt jetzt mehr und mehr P'ei Kü hervor. Nachdem er im Jahre 593 durch seine skrupellose Gerissenheit den Khagan der nördlichen T'u-küe, Tu-lan, betört und dessen den Sui so gefährliche chinesische Gemahlin Ta-yi beseitigt hatte (s. oben S. 312), war er rasch zur Autorität in den Fragen der türkischen und innerasiatischen Politik geworden. Seine mit allen Mitteln der Heuchelei, Unehrlichkeit und Verhetzung arbeitende Taktik war zunächst von entscheidendem Erfolge gekrönt. In den Staaten der „Westlande“ wurde damals ein verstärktes Bestreben bemerkbar, mit China Handel zu treiben, ihre Kaufleute kamen in großer Zahl nach Kan-su, und P'ei Kü erhielt den Auftrag, sich der Dinge dort anzunehmen und sie politisch nutzbar zu machen. Hierbei erlangte er durch Befragung der fremden Händler „über die Sitten ihrer Länder, die Berge und Flüsse, die schwer und leicht zugänglichen Plätze“ den Stoff für sein leider nur noch in einigen Bruchstücken vorhandenes Werk *Si-yü t'u ki* (d. h. „Mit Bildern und Karten versehene Aufzeichnungen über die Westlande“), zugleich aber auch für weitere politische Pläne. Die Absichten, die von den Chinesen den Ausländern bei landeskundlichen Studien oft zugeschrieben worden sind, bestanden hier bei ihnen selbst: „P'ei Kü legte dem Kaiser ausführlich dar, daß es bei den Hu-Völkern viele kostbare Dinge gäbe, und daß es leicht sei, (das Land der) T'u-yü-hun einzuverleiben“, so sagt die Lebensbeschreibung des unternehmungslustigen Forschers (*Pei schi* Kap. 38 fol. 17r⁰). Und in der Einleitung zu seinem Werke, die uns erhalten ist, heißt es: „Der Kaiser trägt den Auftrag des Himmels und erhält die Wesen, es gibt für ihn keine (räumliche) Trennung zwischen Chinesen und Barbaren (wie dies zu verstehen ist, zeigt Yang tis obige Rede an K'i-min). Die Völker der ganzen Erde bewundern unsere Kultur. Von da, wo der Wind hinweht und die Sonne versinkt, bis hierher zu uns, bringen sie alle Tribut und stehen in Verbindung mit uns. Kein Land ist so fern, daß sie nicht von dort erscheinen“ (*Sui schu* Kap. 67 fol. 11v⁰).

Der eitle Herrscher fand Gefallen an diesen lockenden Tönen, und die Folgen traten bald zutage. Die Tölös hatten kurze Zeit nach Yang tis Thronbesteigung die Grenzgebiete im nordwestlichsten Kan-su beunruhigt. Der chinesische Truppenführer, der gegen sie ausgesandt war, hatte nicht viel auszurichten vermocht, indessen baten die wenig kampflustigen Gegner selbst durch eine Gesandtschaft um Frieden und versicherten ihre Botmäßigkeit. Hier sahen P'ei Kü und sein Herr eine erwünschte Gelegenheit, ihre Pläne zu fördern. P'ei Kü wurde 608 als kaiserlicher Kommissar zu ihnen gesandt, um sie als Werkzeug für die neue Politik anzusetzen. Er stellte ihnen bei gutem Verhalten Gnade und Gunstbezeugungen in Aussicht und machte ihnen „in verschleiierter Form“ verständlich, daß sie solche Gunstbezeugungen durch einen Angriff auf die T'u-yü-

hun wohl verdienen könnten. Die Tölös stimmten zu, fielen über ihre südlichen Nachbarn im Kuku-nor-Gebiet her und vertrieben sie nach Osten, wo ihr König Fu-yün sich in der Gegend von Si-p'ing (dem heutigen Si-ning in Kan-su) verschanzte. Hier aber wandten sich die Chinesen, von denen die T'u-yü-hun sich vermutlich nichts Böses versehen hatten, gegen 5 sie; ein Teil des Volkes, etwa 100000 Köpfe, unterwarf sich, während Fu-yün, von den Chinesen verfolgt, mit einigen tausend Reitern, in die unzugänglichen Bergtäler im Süden am oberen Huang ho flüchtete. Das von den T'u-yü-hun geräumte Land, nach dem *Sui schu* (Kap. 83 fol. 5r^o) „ein Gebiet von 4000 *li* in ost-westlicher und von 2000 *li* in nord-süd- 10 licher Richtung, von Si-p'ing und Lin-k'iang (vielleicht die heutige Grenz- und Durchgangstadt Tang kar oder die ehemals starke, jetzt verfallene Festung Topa, beide am Si-ning ho) im Osten bis nach Tsü-mo (Tscheraschen am Tarim-Becken) im Westen und vom K'i-lien schan (Nan schan s. I, 20) im Norden bis zu den Schneebergen (von Tibet) im Süden reichend“, 15 wurde von den Chinesen in Kreise eingeteilt und mit Garnisonen belegt. Wenn man bedenkt, daß die T'u-yü-hun seit Jahren regelmäßig Tributgesandtschaften geschickt hatten, daß die letzte noch 607 erschienen war, und daß Fu-yün seinen Sohn an den Hof gegeben hatte und sich in bester Freundschaft mit dem Kaiser glaubte, so wird 20 man schwer den Beweggrund für den hinterlistigen Überfall erraten können. Die Geltung der kaiserlichen Oberherrschaft war unbestritten; „kostbare Dinge“ gab es in diesen Talweiden und Hochlandsteppen nicht, es bleibt somit keine andere Annahme übrig als die Absicht der Chinesen, die Verbindung mit den begehrten Staaten der „Westlande“ breiter und 25 sicherer zu gestalten als es die durch den schmalen Nordwest-Ausgang bei Tun-huang (I, 20) war (s. unten).

Aber P'ei Kü, der bei allen diesen Unternehmungen die treibende Kraft war, muß von einem umfassenderen Gedanken geleitet gewesen sein. Er stellt sich dar als der Mann, vielleicht der einzige in dieser Zeit, der die 30 Wiederherstellung des Gesamtreiches und damit den Sieg des Universalismus in ihrer ganzen großen Bedeutung völlig erfaßt hatte. Der Kaiser war der Beherrscher der Erde, alle Länder, auch die, von denen man nur gehört oder noch nicht gehört hatte, waren ihm dienstbar oder mußten dazu gemacht werden, die Welt mußte ihm als dem Herrn und dem Stell- 35 vertreter des Himmels huldigen. Diese Anschauung zeigt sich in der Einleitung seines Werkes wie in seiner Politik. So bedenklich, zum Teil abstoßend seine Mittel dabei waren, sie galten ihm, der von der Heiligkeit des überlieferten Weltgedankens durchdrungen war, als gerechtfertigt. Das konfuzianische System hatte an ihm seine Wirkung getan. 40

P'ei Kü wußte den ebenso gewissenlosen wie eitlen Monarchen durch Ausnutzung dieser Eigenschaften leicht zu gewinnen. Im Jahre 609 unternahm Yang ti eine große Besichtigungsreise nach Nordwesten, die ihn im Wei-Tale aufwärts über Kung-tsch'ang, Ti-tao zum Huang ho und nach

dessen Überschreitung nordöstlich von der heutigen Stadt Tao-ho hien (Ho tschou) weiter nach Si-ning und dem Kuku-nor-Gebiet führte. Das Ganze war gedacht als eine der großen Inspektionsreisen des Himmelssohnes im stilisierten Altertum, die verbunden waren mit Jagdzügen und

5 militärischer Machtentfaltung und bei denen die Lehensfürsten und Barbarenvölker zur Huldigung erscheinen mußten. P'ei Kü trug ganz diesem Gedanken Rechnung: er ließ die Fürsten im Tarim-Becken durch reiche Versprechungen veranlassen, Gesandtschaften nach Kan-su zu schicken, ebenso wurden die tibetischen und tangutischen Völkerschaften in Be-

10 wegung gesetzt. Im Gebiet von Si-ning fanden große Jagden statt, dann wurden die Berge im Norden überschritten und man stieg hinunter in das Tal des Ta-t'ung ho (I, 6). Hier stieß man auf den flüchtigen T'u-yü-hun-Fürsten Fu-yün, der sich, vom Süden zurückkehrend, hier verschanzt hatte. Die Chinesen, die ihm an militärischen Kräften um das vielfache

15 überlegen waren, umzingelten ihn, aber nach tapferer Gegenwehr gelang es ihm, zu entkommen; ein weiterer Teil der Stämme unterwarf sich dem stärkeren Herrscher. Vom Ta-t'ung ho ging es über die östlichen Höhen des Nan schan nach den Gebieten von Tschang-ye (Kan-tschou) und Wu-wei (Liang-tschou). Hier, auf der Nordseite des Gebirges, geriet der

20 kaiserliche Zug zwischen den Bergen in Stürme mit Hagelschauern und bitterer Kälte, so daß die Massen sich auflösten und eine große Zahl der Truppen (die Kaiser-Annalen sagen: „die große Hälfte“) und Tiere zugrunde gingen: „Die Damen des Hofes (man kann hiernach ermessen, welchen Umfang der Zug gehabt haben muß) kamen in die schwierigste

25 Lage: sie verloren einander aus den Augen und mußten regellos mit den Soldaten in den Bergen kampieren“. In der Gegend des heutigen Yungtsch'ang hien (westlich von Liang-tschou) wurde die Talebene erreicht, und hier entfaltete P'ei Kü mit allen Mitteln theatralischer Zurüstung den werbenden Glanz des neuen Weltreiches. Die Fürsten von Kao-

30 tsch'ang (Turfan) und I-wu (Hami) erschienen vereinbarungsgemäß zur Huldigung, ebenso die Vertreter von siebenundzwanzig Staaten der „Westlande“, tibetische und tangutische Völkerschaften brachten ihren Tribut. Alle waren in feierlichster Ordnung aufgestellt, und alle erhielten Geschenke aus Gold und Edelsteinen, Brokate und andere Stoffe wurden

35 verteilt, musikalische Aufführungen und rauschende Feste mit Gesang und Tanz veranstaltet. „Ferner erhielten Männer und Frauen der höheren Stände in Tschang-ye und Wu-wei den Befehl, sich reich zu schmücken und frohlich zuzuschauen. Reiter und Wagen sollten sich in einem Umkreise von Dutzenden von *li* zusammendrängen, um so die Üppigkeit des

40 Mittelreiches zu zeigen. Der Kaiser sah dies und hatte große Freude daran“ (*Sui schu* Kap. 67 fol. 13r⁰). Vielleicht hatte P'ei Kü sich das gleiche Werbemittel des Kaisers Wu ti von der Han-Dynastie beim Empfang der Gesandten aus Turkistan (s. I, 350) zum Vorbild genommen. Das Verfahren war eine eigenartige Anwendung des Wortes von Konfuzius:

„(Der Herrscher) soll machen, daß die (Völker) in der Nähe fröhlich sind, dann kommen die aus der Ferne, sich zu unterwerfen“ (*Lun-yü* XIII, 16). Als bleibender Ausdruck der höchsten Macht wurden in den westlichen Außengebieten die Provinzen Si-hai (Kuku-nor), Ho-yuan („Stromquelle“, südlich davon bei Tsi-schi kuan, wo der Huang ho aus der Felsenschlucht 5 strömt, s. I, 6), Schan-schan (am Lop nor) und Tsü-mo (Tschertschen) geschaffen. Die Verbrecher aus dem Reiche sollten hier als Grenzwächter in Militärkolonien angesiedelt werden, damit sie, wie Ssë-ma Kuang meint, die T'u-yü-hun abwehrten und die Straße nach den „Westlanden“ frei hielten. Das von P'ei Kü gestellte Bild der Kaiserherrlichkeit mag 10 einen starken Eindruck auf die fremden Gäste gemacht haben, und die Lebensbeschreibung des klugen Regisseurs sagt stolz: „Jedes Jahr kamen viele hundert Millionen an Abgaben und Tributen ein. Die Barbaren waren unterwürfig und voll Furcht, die Tributgesandtschaften folgten einander auf dem Fuße“. Und Ssë-ma Kuang erklärt nach Ab- 15 schluß seiner Schilderung der Feste in Kan-su: „Die Blüte der Sui-Macht hatte damals ihren Höhepunkt erreicht“.

Die Rückreise erfolgte im Herbst auf der großen Straße. Im Oktober langte der kaiserliche Hof in Tsch'ang-ngan, im Dezember in Lo-yang an; Yang ti hatte eine geschickt aufgebaute und weithin sichtbare Staats- 20 aktion des neuen Reiches hinter sich. P'ei Kü hielt es für angezeigt, seine Werbetätigkeit bei den „Barbaren“ noch eine Weile fortzusetzen. Zu Beginn des neuen Jahres (610), als zahlreiche Tributgesandtschaften in der Hauptstadt weilten, darunter auch eine solche aus Japan, das wir in diesen Jahren öfters in den Listen der Annalen als Vasallenstaat auf- 25 geführt finden, ließ er öffentliche Lustbarkeiten in großartigstem Maße veranstalten. Alles mußte mit Festkleidern geschmückt auf den Straßen erscheinen, Zelte wurden aufgestellt, in denen Speisen und Getränke in Fülle ohne Bezahlung dargeboten wurden, die Fremden wurden überall eingeladen, sich nach Belieben zu bedienen. „Die Barbaren staunten und 30 meinten, das Mittelreich sei ein Götterland“. Aber wenn man den Schilderungen des *T'ung-kien* glauben darf — und sie haben die Wahrscheinlichkeit für sich —, so gab es auch Leute darunter, die den Sinn des Theaters durchschauten. Wenigstens eine sachliche Auswertung des Ganzen deutet die Lebensbeschreibung P'ei Küs an: „Die Kommissare für die Tribut- 35 völker wurden abgeordnet“, so erfahren wir dort, „die Barbaren anzuhalten, mit der Bevölkerung (in der Hauptstadt) Handel zu treiben“. Wer den Handelssinn der Chinesen kennt, wird meinen, daß dieser Zweck auch auf einfachere Weise und vielleicht sogar besser zu erreichen gewesen wäre.

40

Gleichzeitig mit dieser Werbetätigkeit im Innern betrieb P'ei Kü die Türkenpolitik auf seine eigene intriguante Art. Nach dem Tode des vorhin erwähnten Ni-li Khagan der West-Türken (s. oben S. 314) war dessen Sohn Tsch'u-lo Khagan an seine Stelle getreten. Er hatte nach Ta-t'ous Ver-

schwinden (s. oben S. 314) wieder eine bedeutende Macht erlangt, der K'i-min von den Nord-Türken feindselig und in beständiger Sorge gegenüberstand. Aber Tsch'u-lo führte ein gewaltsames Regiment, und die häufigen Empörungen seiner Völker, namentlich der Tölös, ließen ihn nicht zur Ruhe kommen.

5 P'ei Kü hielt die Lage für günstig zum Eingreifen, um die gefährlichen Feinde untereinander zu verhetzen und unschädlich zu machen. Seit 600 befand sich die Gemahlin Ni-li Khagans, Tsch'u-los Mutter, eine Chinesin, am Hofe in der Hauptstadt, wohin sie nach dem Tode ihres Gatten mit dessen Bruder, ihrem neuen Gemahl, zu Huldigungszwecken gekommen

10 war, und wo sie seitdem als nützliches Werkzeug festgehalten wurde. P'ei Kü veranlaßte, daß Tsch'u-lo durch einen kaiserlichen Gesandten unter Hinweis auf seine Mutter, deren Schicksal in seiner Hand läge, und auf seinen Feind K'i-min, dessen Stellung als Fürst seines Volkes dank dem chinesischen Schutze eine glänzende sei und dem er in der

15 kaiserlichen Gunst den Rang ablaufen könne, überredet werden sollte, sich als Vasall zu erklären. Der Redekunst des Gesandten gelang es, Tsch'u-lo Khagan zur Zustimmung zu bewegen und ihn des weiteren geneigt zu machen, gemeinsam mit chinesischen Truppen die T'u-yü-hun zu vernichten, die P'ei Kü offenbar besonders hinderlich waren und mit

20 denen er, wie wir sahen (s. oben S. 332f.), später auf andere Weise fertig zu werden mußte. Tsch'u-lo sollte bei Gelegenheit der Reise Yang ti (im Jahre 607) sich mit diesem an einem bestimmten Orte treffen, und darauf der gemeinsame Angriff auf die T'u-yü-hun unternommen werden. Aber der Khagan hatte wegen seiner Grausamkeit mit Erhebungen unter

25 seinen eigenen Völkern zu kämpfen (s. unten) und konnte oder wollte die Vereinbarung nicht einhalten. Yang ti geriet in Zorn, und P'ei Kü riet, das bewährte Mittel anzuwenden, Zwietracht unter den T'u-küe zu säen, damit die Macht des Khagan gelähmt werde. Ein anderer Khagan der westlichen T'u-küe, ein Oheim Tsch'u-los Namens Schê-kuei, bat um diese

30 Zeit um eine chinesische Prinzessin, und P'ei Kü benutzte den Anlaß, seine Pläne auszuführen. Er sagte Schê-kuei die Erfüllung seiner Bitte zu, wenn er vorher den Tsch'u-lo vernichten würde. Schê-kuei überfiel seinen Neffen überraschend und zwang ihn zur Flucht nach Kao-tsch'ang. Der König von Kao-tsch'ang als loyaler Vasall erstattete Bericht an den

35 Kaiser, P'ei Kü mußte sofort in Begleitung von Tsch'u-los Mutter Verhandlungen mit dem Flüchtling beginnen: er spielte den Großmütigen, sagte ihm die Gnade des Kaisers zu und veranlaßte ihn im Jahre 611, sich zusammen mit seinem Verwandten A-schi-na Ta-nai unter den Schutz der Sui zu stellen und an den Hof zu kommen. So hatte man die beiden

40 Fürsten in ein feindseliges Verhältnis gebracht und überdies erreicht, daß Tsch'u-lo oder, wie er jetzt meist genannt wird, Ho-sa-na Khagan, wegen seiner Unterwerfung bei den Seinen noch mehr verhaßt, nicht mehr zurückkehren wollte oder konnte. Er blieb am Hofe und erwies sich, ebenso wie A-schi-na Ta-nai, bei den verschiedenen Kriegszügen als wert-

voller Helfer, während Schê-kuei daheim an seine Stelle gesetzt wurde. Unter ihm eroberten die westlichen T'u-küe „die meisten Staaten westlich von Yü mên (I, 346), mit den östlichen T'u-küe aber waren sie in Feindschaft“ (*T'ang schu* Kap. 215 b fol. 6v⁰).

Soweit hatte P'ei Kû noch immer Erfolg gehabt mit seinem System der 5 Verhetzung und Intrigue, aber die Zeit nahte, wo es nicht mehr verfang, und die Ansprüche des Weltherrschers sich so nicht mehr durchsetzen ließen. Was er bei den westlichen T'u-küe erprobt hatte, versuchte er siegesgewiß auch bei den nördlichen. Nach dem im Jahre 609 erfolgten Tode K'i-mins wurde sein Sohn Schi-pi zum Khagan ernannt. Vermutlich 10 würde auch er den Sui treu geblieben sein, wenn sein Volk nicht nach P'ei Kûs Ansicht zu zahlreich und kraftvoll geworden wäre. Der Überkluge beschloß, es zu teilen, und ernannte den jüngeren Bruder Schi-pis, Hua-ki, zum Khagan des Südens. Aber diesmal hatte er den Vasallen falsch geschätzt. Hua-ki lehnte die Ernennung ab, und Schi-pi wartete 15 auf die Gelegenheit zum Gegenschlag. Er hatte einen sehr klugen Berater Namens Schi-schu-hu-si, der ihm besonders nahe stand. P'ei Kû sah in diesem Manne die Quelle der Schwierigkeiten, er ließ ihn unter dem Vorwande, Handelsfragen mit ihm besprechen zu wollen, zu sich nach Ma-yi (etwas östlich von dem heutigen So hien in Nord-Schan-si) kommen 20 und töten. Dem Khagan aber ließ er sagen, Schi-schu-hu-si habe sich gegen seinen Herrn erheben und den Sui anschließen wollen, er habe den Verbrecher hinrichten lassen. Schi-pi jedoch kannte seinen Minister und kannte P'ei Kû. Die Gelegenheit zur Vergeltung bot sich bald. Im Sommer 615 befand sich Yang ti im Norden in seinem Palast am Fên ho 25 (s. oben S. 327), um von dort eine seiner beliebten Rundreisen zu machen. Schi-pi holte zum entscheidenden Schlage aus. Er rückte mit einem großen Reiterheere aus, um den Kaiser mit seinem ganzen Troß aufzuheben. Die chinesische Prinzessin I-tsch'êng, K'i-mins Witwe (s. oben S. 313), verriet aber ihren Landsleuten den Anschlag, und Yang ti konnte noch 30 im letzten Augenblick in die feste Stadt Yen-mên (östlich von So hien) flüchten. Schi-pi schloß die Stadt ein, und der verzweifelte Yang ti sah das Schicksal vor Augen, das ihm drohte. Von seinen Ratgebern empfahl ihm der eine dies, der andere jenes, schließlich flehte er unter tausend Beteuerungen die Truppen an, auf ihrem Posten auszuharren und die Stadt 35 zu halten. Zugleich konnte er einen Erlaß nach dem Süden schicken, der den Provinzen die sofortige Entsendung von Truppen zu seiner Errettung befahl. Aber die militärische Kraft und der militärische Wille des Reiches waren durch P'ei Kûs Prestige-Politik zu stark geschwächt (s. unten), als daß jetzt genügend starke und rasche Hilfe möglich gewesen wäre. Man 40 griff zu den verschiedensten Listen und Täuschungen, um die erbitterten Türken irrezuführen, dabei begegnet uns zum ersten Male der Mann, der später einer der größten Herrscher Asiens werden sollte: Li Schi-min, der damals siebzehnjährige Sohn des in Schan-si als hoher Provinzialkommissar

tätigen Li Yuan. Er riet zu einem Manöver, durch das dem Feinde das Herannahen großer Heeresmassen vorgetäuscht werden sollte, während man in Wahrheit in Folge anderer kriegerischer Unternehmungen nur langsam neue Truppen aufstellen konnte. Wahrscheinlich würde die Katastrophe
 5 für die eingeschlossenen Chinesen unabwendbar gewesen sein, wenn nicht die Prinzessin I-tsch'êng, an die Yang ti eine flehende Botschaft gesandt hatte, abermals als Retterin erschienen wäre. Sie ließ Schi-pi melden, daß an der Nordgrenze seiner Gebiete große Gefahr drohe (vermutlich spielte sie ihm einen Angriff der Tölös vor), und der Khagan
 10 wurde in der Tat dadurch im Herbst bewogen, die Belagerung aufzugeben und abzuziehen. Der erlöste Yang ti kehrte eiligst nach Lo-yang zurück und traf dort im Spätherbst ein.

Yang tis Herrschaft wankte in allen Fugen, als er zurückkam. Die Dinge hatten sich während der letzten Jahre in Folge seiner unerhörten
 15 Vergeudung aller staatlichen Mittel und nicht zum wenigsten durch P'ei Kûs uferlose Politik so entwickelt wie sie sich entwickeln mußten. Als der Kaiser 607 den K'i-min Khagan besuchte (s. oben S. 331), sah er dort Gesandte aus Kao-li (Korea), die mit den T'u-küe Verbindungen anknüpfen sollten. Nach dem, was die Koreaner unter Wên ti erfahren, und nach
 20 der Haltung, die der König Yuan den Sui gegenüber eingenommen hatte (s. oben S. 317f.), kann es nicht Wunder nehmen, wenn sie bei den Türken gegen den (vermeintlichen) gemeinsamen Gegner eine Rückendeckung suchten. K'i-min als ehrlicher Lehensmann „wagte nicht, die Sache geheim zu halten, und brachte die Gesandten zur Audienz beim Kaiser“. P'ei Kû
 25 griff sofort die Angelegenheit auf und machte Yang ti klar, daß Kao-li schon seit dem hohen Altertum Lehensland der Tschou gewesen und zur Han-Zeit in Provinzen eingeteilt worden sei (s. I, 324ff.), daß deshalb die Oberherrschaft der Dynastie wiederhergestellt werden müsse. Er möge die Gesandten beauftragen, ihrem Könige zu sagen, daß „er sich sofort
 30 bei Hofe zu melden habe, widrigenfalls man ihn unverzüglich durch die T'u-küe zur Rechenschaft ziehen werde“. Das war eine Botschaft, die in ihrer Anmaßung kränkend für beide Völker sein mußte. König Yuan kam dem erhaltenen Befehle nicht nach. So wurde denn von 611 ab für einen Feldzug nach Korea im ganzen Reiche gerüstet. Die Ausmaße dieser
 35 Rüstungen gehen bei den Chronisten in das Phantastische. Vierundzwanzig Armeekorps mit einem Bestande von 1130800 Mann und zwei Millionen Proviantträger wurden aufgestellt; dreihundert große Kriegsdshunken mußten in Schan-tung in größter Eile erbaut werden, so daß „die Fröner Tag und Nacht im Wasser stehend ohne Rast arbeiten mußten, bis sich
 40 von den Hüften abwärts die Maden ansetzten und dreißig bis vierzig von hundert starben(!)“. Für die ausgehobenen Wagen und Zugtiere waren über 600000 Treiber nötig, die ungeheuren Massen von Reis und Hirse mußten aus allen Teilen des Reiches herangeschafft werden. Die Preise für alle Lebensmittel wurden unerschwinglich für die Bevölkerung, zumal

in Folge der Aushebungen die Felder nicht mehr bestellt werden konnten. Dazu kam die große Kanal-Fahrt, die Yang ti 611 von Kiang-tu nach der Präfektur Tscho (Nordost-Ho-peï) im Norden auf dem neuen Yung-Tsi k'ü (s. oben S. 325f.) ausführte, um dort im Ausmarschgebiet die Versammlung des Heeres zu überwachen. Auch hierfür war eine gewaltige Zahl von 5 Schiffen und von Begleitmannschaften nötig. Im Frühling 612 setzten sich die Heeresmassen an der Küste entlang in Bewegung. Yang ti selbst und Ho-sa-na Khagan sowie der König von Kao-tsch'ang waren bei den Truppen, um dem zu erwartenden großen Triumphe beizuwohnen. Am Liao-Fluß, dessen linkes Ufer von den Koreanern besetzt war, begann 10 der Kampf. Es gelang der Übermacht schließlich unter großen Verlusten, den Übergang zu erzwingen, aber drüben leistete der Gegner an jedem befestigten Orte Widerstand. Ein Teil des Heeres schloß die Stadt Liao-tung tsch'êng (das heutige Liao-yang) ein, der andere unter Yü-wên Schu drang nach Süden gegen die Hauptstadt Pyöng-yang vor. Während dessen 15 war die Flotte unter dem Admiral Lai Hu-ör von Schan-tung über die Meerenge gelangt und in den Dai-tong (Ta-t'ung)-Fluß eingelaufen und ankerte nunmehr 35 km von Pyöng-yang. Ein Angriff auf eine feindliche Abteilung gelang scheinbar, und die chinesischen Truppen gaben sich der Plünderung in den Vorstädten der Hauptstadt hin. Unvermutet brachen 20 jetzt die Koreaner aus der Stadt hervor, stürzten sich auf die aufgelösten Massen, machten die Fliehenden scharenweise nieder und jagten den Rest zu den Schiffen zurück. Mit Mühe nur gelang es Lai Hu-ör, mit der Flotte in einen Meeresarm zu entkommen, wo er weiteres abwarten wollte. Nicht besser erging es der Armee im Norden. Als die nach Süden vorrückenden 25 Teile das Ufer des Yalu erreichten, begannen die Nahrungsmittel knapp zu werden. Man überschritt aber den Strom, und die Koreaner, denen die Lage bei dem großen Heere bekannt geworden war, lockten die Abteilungen durch fortwährende scheinbare Rückzugsgefechte immer weiter bis in die Nähe von Pyöng-yang. Yü-wên Schu, der Oberkommandierende des 30 Heeres, sah, daß er mit seinen völlig erschöpften Truppen gegen die stark befestigte Stadt nichts unternehmen konnte, und befahl den Rückzug. Die Koreaner folgten, und als das Sui-Heer im Begriffe war, über einen Fluß zu setzen, fielen sie über die kampfunfähigen Gegner her und richteten ein furchtbares Gemetzel unter ihnen an. Neun Armeekorps von 305000 35 Mann hatte Yü-wên Schu nach Süden geführt, 2700 Mann brachte er nach Liao-tung tsch'êng zurück. Als Lai Hu-ör von der Katastrophe hörte, kehrte er mit der Flotte in die Heimat zurück. Yang ti war wütend, er ließ Yü-wên Schu und die anderen Führer in Ketten nach Lo-yang zurückbringen und entkleidete sie aller Würden. Nur seine Verdienste 40 bei der Belagerung von Yen-mên retteten Yü-wên Schu das Leben. Weitere Kriegshandlungen waren vorläufig ausgeschlossen, zornig über seinen Mißerfolg kehrte Yang ti im Herbst nach Lo-yang zurück. Dieser Ausgang des gewaltigen Unternehmens war schlimmer und in seinen Folgen

verhängnisvoller als der von Wên tis koreanischem Feldzuge (s. oben S. 317f.). Und während der vorsichtige Wên ti sich an dem einen Fehlschlage genügen ließ, beharrte sein Sohn auf der Fortsetzung einer Gewaltpolitik, die seine Kräfte überstieg.

- 5 Gleich zu Beginn des Jahres 613 wurde neu gerüstet. Abermals rückte im Anfang des Sommers ein Heer unter dem wieder in Gnaden aufgenommenen Yü-wên Schu mit Yang ti nach Nordosten, setzte über den Liao-ho und teilte sich dann wie das Jahr vorher: wieder mußte um die festen Plätze, namentlich Liao-tung tsch'êng, mit den tapfer kämpfenden
10 Koreanern gerungen werden, während Yü-wên Schu mit dem anderen Teile des Heeres nach Süden gegen Pyông-yang vordrang. Lai Hu-ör hielt sich bereit, mit der Flotte von Schan-tung über den Golf nach dem Dai-tong kang vorzustoßen. Aber diesmal erhob sich der Feind im Rücken und brachte den Krieg zum vorzeitigen Abschluß. Der ganze Norden
15 des Reiches bis zum Yang-tsë war längst in Gärung wegen der unerträglichen Lasten, die Yang tis und seines unheilvollen Ratgebers P'ei Kü politische Ausschweifungen dem verelendeten Volke auferlegten. Überall begannen lokale Aufstände aufzuflammen, ein drohendes Fanal dessen, was kommen mußte. Unter denen, die von der Verzweiflung der Bevölke-
20 rung für größere politische Pläne Gebrauch machten, stand ein Sohn des von Yang ti einst gefürchteten Yang Su (s. oben S. 330), Yang Hüan-kan, an erster Stelle. Er war ein wegen seiner Gelehrsamkeit berühmter, aber wegen seines Hochmuts und seiner Anmaßung verhaßter hoher Würdenträger, den Yang ti ebenso heimlich fürchtete wie er seinen Vater ge-
25 fürchtet hatte. Schon während das Heer auszog, hielt er die Proviantsendungen zurück, so daß die Truppen in Schwierigkeiten kamen, dann aber, als sie jenseits des Liao ho waren, gelang es ihm leicht mit mehreren Gleichgesinnten, Massen von Anhängern aus dem gequälten Volke um sich zu sammeln. In Li-yang (dem heutigen Sün hien in Ho-nan, nord-
30 östlich von Wei-hui) war sein Hauptquartier, und nachdem er das Gerücht verbreitet hatte, daß Lai-Hu-ör mit der Flotte nicht ausfahre und meutern würde, so daß die benachbarten Provinzen es für richtig hielten, sich ihm anzuschließen, rückte er nach Süden vor, um Lo-yang zu nehmen. Yang ti brach auf diese Nachrichten hin seinen Feldzug ab und sandte das Heer
35 in Eile zurück. Yü-wên Schu und der gleichfalls herbeigeeilte Lai Hu-ör griffen vereint die Empörer an und trieben sie auseinander. Yang Hüan-kan flüchtete und bat schließlich, als er keinen Ausweg mehr sah, seinen Bruder, ihn zu töten, da er „keinen schmachvollen Tod von anderer Hand erdulden könne“. Der Bruder erfüllte die Bitte. Sein Leichnam wurde dann öffent-
40 lich ausgestellt, zerstückelt und verbrannt; seine Brüder, deren man habhaft werden konnte, erlitten zum Teil ein noch schlimmeres Schicksal, seine Anhänger „wurden sämtlich befriedet“. Einer von ihnen, der Vizepräsident im Kriegsministerium, Hu-ssë Tschêng, konnte nach Kao-li entfliehen, für ihn übernahm P'ei Kü die Leitung der militärischen Angelegenheiten.

Eindringlich genug war die Warnung für Yang ti gewesen, aber sie genügte nicht, dem mit Blindheit Geschlagenen die Augen zu öffnen. Im Frühjahr 614 forderte er seine Beamten auf, ihre Meinung über die Kao-li-Frage zu sagen. Niemand wagte zu sprechen. So erließ er denn eins seiner wohl stilisierten Edikte, in denen er der Welt bewies, daß nur die Verstocktheit des Königs von Kao-li die „Strafzüge“ nötig machte; zum Troste fügte er hinzu, daß „Huang ti zweiundfünfzig, Tsch'êng T'ang (I, 67) siebenundzwanzig Kriege geführt habe“. Damit wurde der dritte Feldzug eingeleitet. Der Zustand des Landes war nicht mehr als unheil-drohend zu bezeichnen, sondern das Unheil brach für jeden Sehenden bereits von allen Seiten herein. Aber Yang ti sah nichts. Von dem nach Liao-tung vorrückenden Heere desertierten die Soldaten scharenweise, überall in den Bezirken des Nordens wie in denen zwischen Huang ho und Yang-tsë sammelten sich die aufständischen Massen. Bei Lin-yü kuan (in der Nähe des heutigen Schan-hai kuan) ließ der Kaiser, der wieder beim Heere war, dem Huang ti einen Altar errichten und opferte ihm als dem Gott des Krieges persönlich in prunkvoller Rüstung. Dabei wurden Deserteure getötet und mit ihrem Blute die Kriegstrommeln bestrichen, wie in den Kaiser-Annalen (Kap. 4 fol. 9r⁰) verzeichnet wird. Es war ein kaum erwartetes Glück für die Chinesen, daß auch die Koreaner kampfes- 20 waren, und ihre Tiere durch den Mangel an frischem Gras litten. Lai Hu-ör war mit der Flotte nach Pei-schè tsch'êng (das nach späteren Angaben der Chinesen im Gebiet des heutigen Hai-tsch'êng hien in Liao-tung lag, an einer der zahlreichen Buchten der Südküste der Halbinsel, vielleicht in der Nähe des heutigen Ta ku schan, da ja der Seeweg von Schan-tung nach Korea über die Miao-tao-Inseln — I, 17 — hinüber zur Halbinsel Liao-tung und dann an der Küste entlang zur Mündung des Dai-tong führte) gelangt, hatte dort den Kampf mit den Koreanern aufgenommen und ihnen eine Niederlage beigebracht. Er wollte sich nun gegen Pyöng-yang wenden, als der König Yuan seine Unterwerfung anbot 30 und „zur Sühne seiner Schuld“ den flüchtigen Hu-ssë Tschêng an den bei Liao-tung tsch'êng stehenden Kaiser auslieferte. Yang ti, froh, sein „Gesicht“ wahren zu können, nahm das Anerbieten an und zauderte nicht, mit seinen kampfuntüchtigen Streitkräften nach Lo-yang und dann nach Tsch'ang-ngan zurückzukehren. Das Los des unglücklichen Hu-ssë Tschêng, 35 dessen Strafe Yü-wên Schu „aus der gewöhnlichen in eine ungewöhnliche umzuändern“ bat, war ebenso grauenvoll wie einst das der Anhänger des Vaternörders Liu Schao im Jahre 453 (s. oben S. 153) und das des Rebellen Hou King im Jahre 552 in Kien-k'ang (s. oben S. 172). Volkskundlich gesehen, zeigen die Fälle, bis zu welchem Grade sich urtümliche Vorstellungen trotz allmählicher Verfeinerung der Kultur erhalten können. — Yang ti wollte seinen Triumph haben. Er wies die mitgebrachten koreanischen Gesandten persönlich als Kriegstrophäen im Ahnentempel vor und behielt sie zurück; dem König Yuan aber sandte er den Befehl, sich 40

am Hofe einzufinden. Was aus den Gesandten geworden ist, wissen wir nicht, der König zog es vor, dem Befehle nicht Folge zu leisten. Ehe Yang ti neue Maßnahmen treffen konnte, nahm ihm das Schicksal die Möglichkeit dazu.

- 5 Im Innern wütete bereits allenthalben der Krieg gegen die Sui-Herrschaft. Wer von den Provinzial-Beamten sich gegen den unerträglich gewordenen Druck erhob, dem strömten die Anhänger aus dem gepeinigten Volke zu Zehntausenden zu. Bei diesen Zuständen, wo „vor der kaiserlichen Macht keine Scheu mehr bestand und die Menschen von ihrer
- 10 Rechtlichkeit abließen“, wie es in P'ei Küs Lebensbeschreibung (*Sui schu* Kap. 67 fol. 14v^o) heißt, wagte Yang ti 615, seinen Zug nach dem Norden zu unternehmen und die Feindschaft der T'u-küe herauszufordern (s. oben S. 337). Und als er zurückkam, gab es für ihn nichts Wichtigeres als anzuordnen, daß die „Drachenschiffe“ auf den Seen seiner Parkanlagen
- 15 bei Lo-yang (s. oben S. 323), die ebenso wie der dortige „Wasserpalast“ von Yang Hüan-kan verbrannt waren, in Kiang-tu neu hergestellt und nach Lo-yang gesandt wurden. Im Sommer 616 siedelte der Hof nach Kiang-tu über, während im Reiche vom Grenzwall des Nordens bis zum Yang-tsë eine Provinz nach der anderen verloren ging, obwohl von treu
- 20 gebliebenen Heerführern immer wieder Versuche gemacht wurden, die Aufständischen niederzuhalten. In Hu-peï und Kiang-si hatte sich bereits ein „Kaiser von Tsch'u“ mit eigenen Jahresbezeichnungen seinen Staat geschaffen, in den nördlichen Provinzen wartete man nur auf die Abreise des Hofes, um auch dort das Gleiche zu tun. Vergeblich warnten in Lo-yang
- 25 wohlmeinende Minister dringend vor der Reise nach dem Süden und empfahlen dem Kaiser, sich statt dessen nach dem sicheren Tsch'ang-ngan zu begeben; der nur auf seine Vergnügungen und Feste bedachte Monarch wurde wütend und ließ sogar einen seiner unbequemen Ratgeber töten. Der tapfere Su Wei, der trotz seiner früheren Erfahrungen (s. oben S. 327)
- 30 wieder unter den Warnern war, wurde aufs neue aller seiner Würden entkleidet, mußte aber die Reise mitmachen. In Kiang-tu, wo Yang ti ebenso wenig von der Wirklichkeit hören wollte wie in Lo-yang, hielt es schließlich sogar P'ei Kü, der nicht den kleinsten Teil der Schuld an dem Unheil trug und nun mit seiner Weisheit am Ende war, für geraten, auf den Ernst
- 35 der Lage aufmerksam zu machen. Zornig schickte der Unbelehrbare den Günstling nach dem Norden, „damit er dort die fremden Tributgesandten empfinde“. P'ei Kü schützte Krankheit vor und blieb. Als dann 617 das Wei-Tal in die Hände der Empörer fiel, die von T'ai-yuan in Schan-si nach Süden vorgerückt waren, und Yang ti seinen Rat hören wollte, sagte er
- 40 weise: „Wenn in T'ai-yuan der Aufstand herrscht, wird das hauptstädtische Gebiet nicht ruhig bleiben, und wenn man aus der Ferne seine Anordnungen trifft, wird man, fürchte ich, den Schlüssel der Lage verlieren. Ich wünschte wohl, daß Eure Majestät bald zurückkehrten, dann könnte man die Ordnung wieder herstellen“. P'ei Kü war im Irrtum: auch wenn Yang ti hätte

zurückkehren können oder wollen, wäre die Lage nicht mehr zu retten gewesen; sein freventliches Spiel war verloren, und das Ende kam schnell. Als die Umgebung des Kaisers in Kiang-tu erkannte, wie die Dinge standen, als man sah, daß auch der Kaiser selbst schon den Norden des Reiches verloren gab und die Hauptstadt nach Tan-yang (südlich von Tschinkiang 5 und vom Yang-tsë) verlegen wollte, beschlossen mehrere der höheren Beamten am Hofe, selbständig zu handeln und den wegen seiner maßlosen Selbstsucht längst verhaßten Herrscher zu beseitigen. Die Fäden der Verschwörung liefen in den Händen der beiden Söhne des 616 in Kiang-tu verstorbenen Yü-wên Schu, des älteren Yü-wên Hua-ki und des jüngeren 10 Yü-wên Tschì-ki, zusammen. Anhänger strömten ihnen in kürzester Frist zu Tausenden zu, die Erklärung der Verschwörer: „Der Himmel wahrlich hat die Sui verworfen“ wurde durch die Zustände im Reiche vor aller Augen gerechtfertigt. Im Frühjahr 618 nahm das Verhängnis seinen Lauf. Die Verschwörer drangen Nachts in den Palast und erdrosselten den Herr- 15 scher nach einer dramatischen Szene, in deren Verlauf dieser selbst den Mördern in würdiger Form sein eigenes seidenes Tuch für ihren Zweck übergab.

Die Tat fand kaum irgendwo Verurteilung, nirgend einen Rächer, aber die Folgen waren zunächst unheilvoll. Natürlich mußte die erregte Mordlust 20 ihre weiteren Opfer haben: wen man von Mitgliedern der kaiserlichen Familie auffinden konnte, mußte sterben, verschont blieb zunächst nur Yang Hao, ein Neffe Yang tis, der mit Yü-wên Tschì-ki in freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte und den man zum Nachfolger seines Oheims ausrief. Das Beamtentum schloß sich mit wenigen Ausnahmen 25 den Empörern an, allen voran P'ei Kù, dessen unheilvolle Politik mehr als alles Andere die Lage verursacht hatte und der nun das Opfer seiner Ratschläge zuerst verriet. Er übernahm ein hohes Hofamt unter dem neuen Herrn. Auch Su Weiß, der oft genug gewarnt hatte, verweigerte dem neuen Herrn den Gehorsam nicht, spielte dann aber während der 30 folgenden Ereignisse als achtzigjähriger hilfloser Greis eine tragikomische Rolle, indem er den verschiedenen Thronprätendenten, zuletzt auch den T'ang, vergebens seine Dienste anbot. Er hatte seine eigene Bedeutung überlebt. Im übrigen wurde der Mord von Kiang-tu das Signal zum allgemeinen Aufbruch der Provinzial-Satrapen und politisierenden Aben- 35 teurer. Alle die bekannten alten Namen der Landesherrschaften tauchen sofort als dynastische Bezeichnungen wieder auf: Tsch'ü, Yüe, Weiß u. a. waren schon in der Bildung, Si Ts'in, Liang (im Norden), Tschêng, Liang (im Süden), Wu, Yen, Hia und zahlreiche andere kommen im Laufe der nächsten Jahre dazu, jede Landschaft wird ein Staat, und jede hat ihren 40 König. Die Einheit des Reiches schien eine kurze Episode bleiben zu sollen, zu kurz als daß die Völker sich an den verwirklichten Universalismus hätten gewöhnen können, die dreiundeinhalb Jahrhunderte vorher hatten die Zerteilung als das Normalere erscheinen lassen. Aber der universale Gedanke

suchte sich neue Wege, und die formende Kraft war im Norden bereits wirksam.

Wir sind bei Gelegenheit von Yang ti's Einschließung von Yen-mên im Jahre 615 dem jugendlichen Li Schi-min und seinem Vater Li Yuan begegnet (s. oben S. 337f.). Li Yuan war damals kaiserlicher Kommissar „für die Gebiete östlich vom Huang ho in Schan-si“, nachdem er schon vorher, auch unter Wên ti, mehrere Jahre Gouverneur in verschiedenen Gegenden des Nordens, vornehmlich in Ost-Kan-su und Nord-Schan-si gewesen war. Er war ein Abkömmling jener Familie Li, die im Jahre 400 im äußersten Nordwesten, in dem Gebiete von Tun-huang, den kurzlebigen Staat Si Liang gegründet hatte und die, wie wir erwähnten, schon vor der Han-Zeit in Kan-su ansässig gewesen war (s. oben S. 114 u. 187f.). Li Yuans Großvater hatte nach seinem Tode von dem Tschou-Herrscher Hiao-min ti (Yü-wên Kio, s. oben S. 235) im Jahre 557 wegen seiner Verdienste den posthumen Titel „Herzog von T'ang“ erhalten, und dieser Titel erbte seitdem in der Familie auf den Erstgeborenen fort. Der Name war uralt und hatte zu Beginn der Tschou-Zeit ein Gebiet am unteren Fên ho im südlichen Schan-si bezeichnet (s. I, 138). Eine Territorialherrschaft war für den Träger mit dem Titel nicht verbunden. Auch Li Yuan war Herzog von T'ang. Als Yang ti nach dem Süden abgereist war, brachen im Norden die Aufstände, die bis dahin mehr lokal gewesen waren, nach größerem Plane aus. Insbesondere nahm der eines gelehrten, aber ruhelosen Offiziers der Palastgarde Namens Li Mi eine gefährliche Form an. Li Mi hatte sich schon an der Erhebung Yang Hüan-kans beteiligt, war dabei mit festgenommen und sollte zur Aburteilung an den Kaiser gesandt werden, der auf dem Rückwege von Liao-tung war. Unterwegs gelang es ihm, zu entfliehen und sich in der Gegend von Tsch'ên-tschou (heute Huai-yang hien) verborgen zu halten. Im Jahre 616 schloß er sich einer der aufrührerischen Banden an und drang gemeinsam mit deren Führer gegen den Huang ho vor; nach siegreichen Kämpfen mit den Truppen der Sui führte er das Unternehmen als oberster Befehlshaber weiter, besetzte 617 die Speicher an der Mündung des Lo-Flusses (s. oben S. 327) und bedrohte von da die Hauptstadt Lo-yang. Er machte sich zunächst zum Herzog von Wei und war der tatsächliche Beherrscher des nordöstlichen Ho-nan. Während dieser Zeit saß Li Yuan mit Li Schi-min, dem zweiten seiner vier Söhne, als Gouverneur in T'ai-yuan in Schan-si. Li Schi-min war der weitaus befähigste und tatkräftigste der Brüder, ein Jüngling von erstaunlicher Beweglichkeit, Umsichtigkeit und weitblickendem Scharfsinn. Der unentschlossene, etwas schwerfällige Vater war ein loyaler Anhänger der Sui, wurde aber von seinem rastlos planenden Sohne immer wieder auf die unsichere Zeitlage hingewiesen, die zum Handeln drängte. Li Schi-min sah klar, daß das Ende der Sui gekommen war; Li Mi stand vor Lo-yang, es konnte um Großes gehen und, wenn man nicht zugriff, ein schicksalsvoller Augenblick versäumt werden. Ohne seinem Vater etwas zu sagen,

setzte er sich mit einem der Zugehörigkeit zu Li Mis Anhang verdächtigten und im Gefängnis zu T'ai-yang (in Süd-Schan-si) befindlichen Offizier, Liu Wên-tsing, in Verbindung. Dieser stellte dem tatenfrohen jungen Manne gleichfalls die nie wiederkehrende Gunst der Lage vor Augen und gab ihm Winke, wie er sich rasch eine Truppe von hunderttausend Mann verschaffen, 5 dann das Wei-Tal besetzen und in einem halben Jahre die Kaiserwürde haben könne. Li Schi-min war begeistert für einen solchen Plan und warb im Geheimen Anhänger dafür. Zu dem Vater wagte er erst nach geraumer Zeit zu sprechen, und als er es tat, war dieser entsetzt ob des sträflichen Gedankens. Aber allmählich wurde der Ängstliche den Vorstellungen des 10 Sohnes zugänglicher, er fing an zu begreifen, daß er durch Zaudern nichts zu gewinnen, aber viel zu verlieren habe. So wurde denn im Frühjahr 617 ein großes Heer angeworben, was in kürzester Frist gelang. Verdacht und Widerstand gegen die Pläne der Li-Familie konnte man durch List und Gewalt beseitigen. Dann wurde auf den Rat und die Vermittlung von 15 Liu Wên-tsing mit dem Schi-pi Khagan ein Freundschaftsvertrag abgeschlossen; der Khagan war erklärlicherweise dem Sui-Kaiser wenig gewogen und versprach dem Herzog von T'ang, „wenn er etwa selbst Himmelssohn werden wollte“, Hilfe durch Lieferung von Kriegern und Pferden. Auch A-schi-na Ta-nai von den westlichen T'u-küe, der mehrere 20 Jahre vorher als Flüchtling an den Hof der Sui gekommen war (s. oben S. 336), stellte ihm eine Hilfstruppe seines Stammes zur Verfügung. Nachdem Li Yuan sich so den Rücken gesichert hatte, trat er mit seinem großen Plane, als dessen Urheber Li Schi-min und Liu Wên-tsing anzusehen sind, vor den Gouverneuren des Nordens hervor. Er war im Stande, drei Heere 25 ins Feld zu stellen: an die Spitze des einen stellte er seinen ältesten Sohn Li Kien-tsch'êng als „Herzog von Lung-si“, an die des anderen Li Schi-min als „Herzog von Tun-huang“, an die des dritten Li Yuan-ki als „Herzog von Ku-tsang“ (die Namen sind von der Heimat der Familie in Kan-su genommen); Liu Wên-tsing war Kriegsminister. Im Sommer 617 hielt 30 Li Yuan eine feierliche Musterung seiner Truppen ab, sein Sohn Yuan-ki blieb zum Schutz von T'ai-yuan zurück, dann wurde der Vormarsch nach Süden angetreten. Man zog am Fên ho hinab, bei Lung-mên, an der Mündung des Fên (s. I, 7), stießen die türkischen Hilfstruppen zu Li Yuan, dann wurde der Huang ho überschritten und in das Wei-Tal eingerückt. 35 Mit Li Mi, der stromabwärts bei Lo-yang stand, wurde ein freundschaftliches Abkommen getroffen, bei dem jeder der beiden Vertragsschließenden seine eigenen Gedanken hatte, im November stand man vor Tsch'ang-ngan. Die dem Heere mehrfach entgegentretenden Truppen der Sui waren bisher ohne Schwierigkeit zurückgeworfen worden, nunmehr war ernsterer Wider- 40 stand zu erwarten. In Tsch'ang-ngan befand sich ein Enkel von Yang ti, der Prinz Yang Yu; da er Li Yuans Aufforderung zu verhandeln nicht nachkam, mußte die Stadt belagert und eingenommen werden. Li Yuan hatte aber jede Plünderung oder Beschädigung der Paläste und Tempel

strengstens verboten und verfuhr auch nach der Eroberung äußerst milde mit den Bewohnern. Eine Episode dabei ist kennzeichnend für ihn wie für Li Schi-min. In Tsch'ang-ngan traf man einen Beamten Namens Li Tsing, der mit Li Yuan seit langem verfeindet war. Li Yuan wollte ihn hinrichten lassen, als das Opfer ausrief: „Ihr wollt einen gerechten Kampf führen, um Gewalttätigkeit und Auflehnung zu unterdrücken, und da tötet Ihr einen ehrlichen Mann um Eures privaten Grolls willen?“ Li Schi-min bat darauf seinen Vater dringend, den Mann zu schonen, und Li Yuan ließ ihn frei. Li Tsing ist dann später ein sehr wertvoller Helfer der neuen Herrschaft geworden.

Li Yuan hielt es noch nicht für angezeigt, seine letzten Ziele aufzudecken, wohl in Rücksicht darauf, daß Yang ti in Kiang-tu noch Kaiser war. Aber er setzte an dessen Stelle den Prinzen Yang Yu als neuen Kaiser ein und ernannte Yang ti zum (nicht mehr regierenden) „höchsten Herrscher“ (*t'ai schang huang*), sich selbst zum Großkanzler des Reiches mit dem Titel „König von T'ang“. Yang Yu führt in den Annalen den posthumen Namen Kung ti. Von Tsch'ang-ngan aus konnte Li Yuan, dem jetzt ungezählte Scharen an kampfbereiten Männern zuströmten, den ganzen Westen, auch die südlich des Ts'in ling gelegenen Gebiete von Pa und Schu (Ssë-tsch'uan und Süd-Schen-si) ohne erheblichen Widerstand in seine Gewalt bringen. Li Schi-min war auch hier immer der leitende Geist. Der neue Kaiser war selbstverständlich nur ein Scheinbild, das aufbewahrt wurde, damit Li Yuan in größerer Ruhe die Grundlagen seiner Herrschaft befestigen konnte. Der Lauf der Dinge selbst half ihm dabei, indem er seine wichtigsten Mitbewerber in dem allgemeinen Durcheinander beim Kampfe um die Macht im Reiche beseitigte.

Die Erfolge Li Mis und seine Bedrohung der „östlichen Hauptstadt“ hatten Yang ti in Kiang-tu 617 veranlaßt, seinen in mehreren Stellungen bewährten Günstling Wang Schi-tsch'ung mit einem Heeresaufgebot nach dem Lo-Fluß zu senden, damit er dort die unmittelbare Gefahr abwende. Er kämpfte wiederholt, aber erfolglos gegen Li Mis Scharen und zog sich schließlich hinter die Mauern von Lo-yang zurück. Als man in der Stadt Kunde von der Ermordung des Kaisers in Kiang-tu erhielt, rief das dortige Beamtentum und mit ihm Wang Schi-tsch'ung einen anderen Enkel des Verstorbenen, Yang T'ung, einen Bruder von Kung ti, zum rechtsmäßigen Kaiser aus, — der dritte des Jahres 618. Das nunmehr auf den Hohepunkt gelangte Chaos schwemmte sie sehr rasch alle hinweg. Yü-wên Hua-ki, der Usurpator im Süden, erkannte sogleich, daß er, wenn er das Erbe des Ermordeten antreten wollte, wenigstens eine der beiden Hauptstädte in seinen Besitz bringen mußte. Er rückte mit einer Streitmacht auf dem Kanal nach Norden, um Lo-yang zu besetzen und geriet zunächst in Kämpfe mit Li Mi. Unfähig als Heerführer wie als Politiker und verhaßt wegen seines rohen und hochfahrenden Wesens, sah er sich rasch am Ende seiner Möglichkeiten. Der ihm weit überlegene Li Mi brachte

ihm bei jedem Angriffsversuche eine Niederlage bei, ständig zunehmende Mengen seiner Anhänger gingen zu dem Gegner über, und schließlich litt er unter Mangel an Lebensmitteln. Seufzend zog er die Summe seines Lebens: „Der Mensch wird geboren, also muß er auch sterben. Warum sollte ich nicht wenigstens einen Tag einmal Kaiser sein?“ (*Sui schu* 5 Kap. 85 fol. 6r⁰). Darauf vergiftete er den bei ihm befindlichen Yang Hao, den er eben zum Nachfolger Yang tis eingesetzt hatte, erklärte sich selbst zum Kaiser und nannte seine „Dynastie“ Hü. Das Spiel dauerte nicht länger als es gedacht war, aber Yü-wên Hua-ki verteidigte sein Leben noch tapfer. Auf der Suche nach Lebensmitteln geriet seine Heeresmacht zu- 10 nächst mit einem Soldatenführer Li Yuans zusammen, der unterwegs nach Schan-tung war. Dieser konnte ihn zehn Tage lang einschließen, aber nicht überwältigen, und erst einem anderen selbständigen Staatsgründer, Tou Kien-tê, der sich 618 zum König von Hia erklärt hatte, gelang es durch Verrat eines anderen „Rebellen“, sich Yü-wên Hua-kis und aller seiner 15 Anhänger zu bemächtigen. Sie wurden sämtlich hingerichtet, Yü-wên Hua-ki als Kaisermörder mit besonderer Feierlichkeit in Ho-kien (südwestlich von Tientsin).

Aber auch für Li Mi nahte das Verhängnis. In Lo-yang plante man, als Yü-wên Hua-ki heranzog, zunächst Li Mi durch Verleihung eines hohen 20 Amtes für die Partei des neuen Kaisers Yang T'ung zu gewinnen, ihn durch den Kampf mit dem Gegner aus dem Süden sich schwächen zu lassen und danach mit ihm selbst ein Ende zu machen. Die beiden ersten Punkte des Programms waren erfolgreich durchgeführt, nunmehr machte sich Wang Schi-tsch'ung daran, den dritten in Angriff zu nehmen. Li Mi hatte 25 nach starken Verlusten sich nach Kin-yung, der alten noch aus der Wei-Zeit stammenden Festung bei Lo-yang (s. oben S. 37 f.), zurückgezogen, anscheinend sich noch als Lehensmann von Yang T'ung fühlend. Wang Schi-tsch'ung mußte seine aus dem Süden mitgebrachten Truppen, „die meist aus Tsch'u (mittleres Yang-tsê-Gebiet) stammten und an die Be- 30 trügereien übernatürlicher Erscheinungen glaubten“ (*Sui schu* Kap. 85 fol. 11v⁰), durch einen vorgetauschten Befehl des Herzogs von Tschou zum Kampfe anspornen, ehe er den Angriff auf Li Mi unternehmen konnte. Dann aber gelang es ihm tatsächlich, die Truppen des letzteren zu über- raschen und völlig aufzureiben: Li Mi selbst entkam mit wenigen Reitern, 35 nachdem er vergeblich versucht hatte, in seinen Verschanzungen an der Mündung des Lo festen Fuß zu fassen, nach Westen in die Berge am Huang ho aufwärts. Wang Schi-tsch'ung riß nunmehr in Lo-yang durch List und Gewalt die Macht an sich. Im Jahre 619 machte er sich zum „König von Tschêng“; als er dann aber Yang T'ung veranlassen wollte, die Herrschaft 40 an ihn „als den tugendhaftesten Würdenträger“ abzugeben, „wie einst Yao an Schun“ (I, 65), raffte sich der Wehrlose, wenigstens den T'ang-Annalen (Kap. 85 fol. 5r⁰f.) zufolge, zu einem letzten, ohnmächtigen Zorne auf. „Das Weltreich“, erklärte er, „ist das Weltreich Kao-tsus (Li

Yuans posthumer Name, der T'ang-Fürst wird hier bereits als Kaiser angesehen). Ist die Regierungsfähigkeit der Sui noch nicht erschöpft, so darf man ein solches Wort nicht sprechen; soll aber der Auftrag des Himmels wechseln, warum soll man die Nachfolge dem Herrn von Tschêng übertragen? Ist er nicht ein alter Untertan des früheren (Sui-) Kaisers?“. Die stückweise Aneignung der kaiserlichen Macht durch Wang zog sich noch durch einige Monate hin, eine Verschwörung gegen ihn mißlang, und zugleich mit der Hinrichtung ihrer Leiter erfolgte die Vergiftung Yang T'ungs. Wang erklärte sich ebenso wie Yü-wên Hua-ki zum Kaiser und
 10 nannte seine „Dynastie“ Tschêng. Bis zum Jahre 621 hat er sich noch in Lo-yang gehalten, als die T'ang seiner Herrschaft ein Ende machten, und er selbst durch einen Offizier der T'ang, dessen Vater er hatte hinrichten lassen, in Blutrache ermordet wurde.

In Tsch'ang-ngan vollzog sich währenddessen der gleiche Vorgang wie
 15 in Lo-yang, nur in sehr viel maßvollere und weniger blutigen Formen. Nicht anders als wir es in Lo-yang und früher so oft in den anderen Hauptstädten gesehen haben, nahm Li Yuan ein Abzeichen der kaiserlichen Würde nach dem anderen an sich oder ließ es sich, damit das *li* gewahrt blieb, von dem zu diesem Zwecke eingesetzten Kaiser Yang Yu verleihen.
 20 Als dann 618 die Kunde vom Tode Yang tis, des „höchsten Herrschers“, nach Tsch'ang-ngan gelangte, war auch für Li Yuan die Stunde gekommen, zu vollziehen, was vollzogen werden mußte. Aber er tat es mit Milde und Würde. In feierlicher Versammlung aller Fürsten und Würdenträger „befahl der Kaiser von Sui dem König von T'ang die zwölf Schnüre an
 25 der Staatsmütze (Symbol der Kaiserwürde) zu tragen und die Standarte des Himmelssohnes aufzustellen“. Dann übergab er ihm das kaiserliche Staatsiegel. „Dreimal lehnte der König von T'ang ab, dann nahm er es an“. Die glorreichste und gewaltigste Dynastie, die China jemals gehabt hat, war begründet. Die ersten kultischen Handlungen des neuen Himmels-
 30 sohnes, wie das alte Zeremoniell sie vorschreibt, wurden sogleich vollzogen, der Name der Dynastie war T'ang, Li Kien-tsch'êng wurde Thronfolger, Li Schi-min „König von Ts'ang“. Die zahllosen anderen Ernennungen und Umbenennungen deuteten an, daß sich Großes begeben hatte. Der bisherige Kung ti von Sui wurde Herzog von Hui (einer Landschaft in Schan-
 35 tung). Das diesen Akt begleitende Edikt zeigt einen wohlthuenden Unterschied gegenüber dem, was man sonst bei solchen Gelegenheiten zu sehen gewohnt war. Es heißt darin: „Wie bei den jüngsten Geschlechtern im Ablauf der Zeit Wandel und Untergang eintraten, so ist auch unter den Ahnenreihen der früheren Perioden keine, die nicht ihr Ende gefunden
 40 hatte. Wie das Walten des Schicksals seinem Ziele zustrebt, ist doch nur die Fugung des Himmels, und Blühen und Verderben, wie sollte das in der Macht des Menschen liegen?“ (*T'ang schu* Kap. 1 fol. 7r⁰). Es liegt eine tiefe Weisheit in diesen Worten eines Herrschergeschlechts, das eben sich anschickt, seinen Weg zur höchsten Höhe zu wandeln, nachdem seine

Ahnen bereits einmal von ruhmvoller Stellung zu den Niederungen der Unbekannten hinabgestoßen waren. Das Edikt mag wieder ein Stück historischer Rhetorik sein, es ist doch symbolhaft für die kommende große Zeit und ihr Ende. Der Strom der Entwicklung, der sich am Anfang des 7. Jahrhunderts wieder auflösen schien in kleine Kanäle, findet sich rasch neu 5 zusammen zu majestätischer Größe.

Zweites Kapitel.

Das Weltreich der T'ang.

a) Das neue asiatische Imperium.

Als Li Yuan, der König von T'ang, im Jahre 618 in Tsch'ang-ngan den Kaiserthron bestieg — er hat als erster Herrscher der neuen Dynastie den Tempelnamen Kao tsu erhalten —, bestanden im Reiche noch eine Anzahl jener Provinzialstaaten, die sich beim Zusammenbruche der Sui-Herrschaft 5 selbständig gemacht hatten, als wichtigster das von Wang Schi-tsch'ung ausgerufene Tschêng, dem schon deshalb eine größere Bedeutung zukam, weil es die östliche Hauptstadt, Lo-yang, in seinem Besitz hatte. Schwerlich werden die neuen Territorialherren daran gezweifelt haben, daß nunmehr der nämliche Zustand wieder eintreten würde, der vier Jahrhunderte 10 hindurch vor der kurzen Einheits-Episode der Sui geherrscht hatte und der von der älteren Generation noch miterlebt worden war. Auch das Haus der T'ang in Tsch'ang-ngan, mögen sie gemeint haben, würde nichts Anderes werden als eins unter vielen. Der Gedanke, alle die weiten Gebiete nördlich und südlich vom Yang-tsë in einer Hand vereinigt zu sehen, war 15 zwar die Forderung der überlieferten Theorie, schien aber in Wirklichkeit nicht durchführbar, auch das konfuzianische System war offenbar nicht im Stande, die einheitliche Leitung des zu groß gewordenen Reiches zu verbürgen, die eingedrungene fremde Geistigkeit hatte ja ohnehin dieses System gerade bei seinen eigentlichen „chinesischen“ Trägern geschwächt, 20 entkräftet (s. oben S. 306f.). Wenn alle diese Anschauungen durch die Entwicklung widerlegt worden sind, so gebührt das Verdienst daran dem einen Manne, den seine Genialität wie seine sittliche Größe zu einer der glanzendsten Herrscher-Gestalten der asiatischen Geschichte gemacht haben: Li Schi-min, dem Sohne Kao tsus. Gewiß hätte auch er das Welt- 25 reich der T'ang, so wie es sich unter und nach ihm bildete, niemals schaffen können, wenn nicht die vorausgehenden vier Jahrhunderte mit ihren immerwährenden Gahrungen, Krisen, Umwälzungen, den Äußerungen eines ungeheuren Wachstumsvorganges, das physische und geistige Material dazu geliefert hätten. Aber so wenig wie die beiden Herrscher der Sui- 30 Dynastie wäre Kaiser Kao tsu im Stande gewesen, dieses Material zu bewältigen, zu einem organischen Ganzen zusammenzufügen und zu halten. Er war ein braver und rechtlicher Mann, aber ohne jeden politischen Blick, entschlußlos und willenschwach, ein anständiger Beamter, aber kein

Herrscher. Wir haben gesehen, wie schwierig es war, ihm überhaupt begreiflich zu machen, an welche Zeitenwende er gestellt war (s. oben S. 344f.), und zu jedem Schritte, den er schließlich tat, mußte er von dem rastlosen Li Schi-min getrieben werden. Ohne seinen Sohn wäre er nicht einmal in den Vorhof der kaiserlichen Machtstellung gelangt. 5

Li Schi-min oder, wie er jetzt mit einem neuen Titel heißt, der Prinz von Ts'in, war es denn auch vor allen Anderen, der in den ersten Jahren der neuen Herrschaft die zahlreichen Potentaten in den Nord-Provinzen und am Yang-tsë beseitigte. Es bedurfte keiner geringen Anstrengungen, um sie zu unterwerfen, und erst im Jahre 623 war das Säuberungswerk voll- 10 bracht. Den größten Widerstand leistete Wang Schi-tsch'ung. Nach seiner ersten Niederlage 620 kam ihm Tou Kien-tê, der König von Hia (s. oben S. 347), mit 100000 Mann zu Hilfe, aber es gelang Li Schi-min, auch diesen bei Hu-lao (beim heutigen Ssé-schui) nördlich von Lo-yang zu schlagen und gefangenzunehmen. Wang Schi-tsch'ung blieb nur die 15 Unterwerfung übrig, durch seinen Tod wurde sie freilich überflüssig (s. oben S. 348). Durch die Vernichtung Tou Kien-tê's kam auch der vielgewandte P'ei Kü in die Hände der T'ang. Nachdem er nach der Ermordung Yang tis bedenkenlos in die Dienste des Mörders Yü-wên Hua-ki hinübergewechselt war, wurde er zusammen mit seinem neuen Herrn von Tou 20 Kien-tê gefangengenommen (s. oben S. 347); auch diesem machte er sich als ergebener Diener nützlich, und als Tous kurzes Glück zu Ende ging, kam der immer Bereite an den Hof der T'ang, wo er noch bis zum Jahre 627 eine angesehene Stellung zu bekleiden wußte. Von großer Bedeutung scheinen allerdings seine zweifelhaften Ratschläge nicht mehr gewesen 25 zu sein.

Noch größere Schwierigkeiten als die innere machte die äußere Politik. In deren Mittelpunkt stand natürlich die Türkenfrage. Die unsauberen Mittel, mit denen P'ei Kü unter Yang ti die stets bedrohliche Lage hatte meistern wollen und auch eine Zeit lang gemeistert hatte, waren dem vor- 30 nehmen und ritterlicheren Li Schi-min zuwider, er hat später als Kaiser auf sehr viel ehrlichere und anständigere Art ein gutes und vom Standpunkte des Weltherrschers aus würdiges Verhältnis zu den kriegerischen und stolzen Nachbarn gefunden, deren größte Schwächen Uneinigkeit und Vertrauen in die Zusicherungen chinesischer Diplomaten waren. Kao tsu 35 stand wie allen Problemen so auch diesem hilflos gegenüber. Die Lage war zunächst nicht einfach. Zu einem nicht geringen Teile verdankten die T'ang ihren Sieg der Bundesgenossenschaft Schi-pi Khagans von den nördlichen (eigentlich östlichen) T'u-küe (s. oben S. 345). Auf der anderen Seite war Tsch'u-lo (Ho-sa-na) Khagan von den westlichen Stämmen, der 40 Erbfeind der Familie Schi-pis und diesem infolge der Intriguen P'ei Kü's (s. oben S. 336f) besonders verhaßt, aus der Gunst Yang tis in die Kao tsus übernommen und lebte am Hofe in Tsch'ang-ngan. Im Jahre 619 sandte Schi-pi, auf seine Ansprüche als Bundesgenosse pochend, eine Gesandt-

schaft nach Tsch'ang-ngan und forderte die Hinrichtung Tsch'u-lo. Kao tsu lehnte das Verlangen zunächst ab, aber seine Ratgeber (darunter wohl sicher P'ei Kü) machten ihm Vorhaltungen: „man könne nicht, um einen Menschen zu retten, den ganzen Staat aufs Spiel setzen“. Li Schi-
 5 min widersprach heftig: „einen Mann, der bei uns Zuflucht gesucht hat, zu töten, kann kein Heil bringen“ (*T'ang schu* Kap. 215^b fol. 7r⁰). Kao tsu schwankte, wie immer, er pflegte dem jeweils letzten Ratgeber Recht zu geben, und so geschah es, daß bei Gelegenheit eines Banketts, als der Wein die Sinne umnebelt hatte, Ho-sa-na, der sich Verdienste genug um die
 10 chinesische Sache erworben hatte, in die Hände der Gesandten gespielt und von ihnen ermordet wurde. Die Tat erinnert an die ähnliche von Yü-wên T'ai im Jahre 555 (s. oben S. 234) und wird von den Zensoren der Sung-Zeit noch schärfer verurteilt als jene, weil es hier Chinesen waren, „die das Recht beiseite setzten, um dem Nutzen nachzugehen“, damals
 15 aber nur „Barbaren“ (die Yü-wên waren Hunnen).

Der Treubruch Kao tsus verstärkte die Ergebenheit der Nord-Türken nicht, blieb aber wenigstens auf die Haltung der gerade damals zu großer Macht in Inner-Asien aufgestiegenen West-Türken ohne Einfluß. Schi-pi Khagan starb noch in dem gleichen Jahre 619, und nach einer kurzen
 20 Herrschaft seines Bruders Tsch'u-lo (nicht zu verwechseln mit dem ermordeten) folgte ihm 620 sein anderer Bruder Hie-li Khagan. Diesen wußte Wang Schi-tsch'ung, von den T'ang bedrängt, durch Vermittlung der schon öfter hervorgetretenen chinesischen Prinzessin I-tsch'êng (s. oben S. 313 u. 337f.) unter Hinweis auf die großen Wohltaten, die K'i-min einst
 25 von dem Sui-Kaiser erfahren, für seine Sache, die zugleich die der Sui sei, zu gewinnen und zu Einbrüchen in die Provinzen des Nordens zu bewegen. Die Vorgänge sind wieder kennzeichnend für die Rolle, die chinesische Frauen bei den Türken gespielt haben, und für die Art, wie diese sich in ihrer naiven Ritterlichkeit von ihnen und ihren Landsleuten haben miß-
 30 brauchen lassen. Li Schi-min war mit den Kämpfen am Huang ho beschäftigt, so wußte der schwachmütige Kao tsu keinen anderen Rat als sich bei den westlichen Türken um ein Bündnis zu bemühen. T'ung Ye (oder Schi)-hu, der Nachfolger des inzwischen verstorbenen Schê-kuei, verlangte zunächst eine chinesische Prinzessin zur Frau. Kao tsu wußte
 35 nicht, was tun: er fand plötzlich, daß „die Macht der West-Türken zu weit entfernt sei, als daß man sie benutzen könne“, aber P'ei Kü und Andere rieten, der Forderung stattzugeben. „Die Barbaren bedrängen jetzt ständig die Grenzgebiete“, meinten sie, „und wenn wir jetzt in Abwägung aller Umstände die Forderung bewilligen, so zeigen wir damit,
 40 daß uns auswärtige Hilfe zur Verfügung steht, und haben wir dann unseren Zweck erreicht, so können wir andere Entschlüsse fassen“ (*T'ang schu* Kap. 100 fol. 10r⁰). Aber P'ei Küs Anschläge verfangen nicht mehr. T'ung Ye-hu, von dessen gewaltiger Machtfülle der buddhistische Pilger Hüan-tsang (s. unten) berichtet, schickte zwar reiche Geschenke, aber

hinsichtlich eines in Tsch'ang-ngan gewünschten Angriffs gegen Hie-li wich er aus; tatsächlich stand dieser mit ihm wegen eines Nichtangriffsvertrages in Verhandlung, und der Heiratsplan ist denn auch niemals verwirklicht worden. Hie-li Khagan hatte allen Anlaß, eine nähere Verbindung der West-Türken mit den T'ang nach Möglichkeit zu verhindern. Im 5 Jahre 628 wurde T'ung Ye-hu dann von einem Verwandten ermordet. Die folgenden Jahre bis 627 sahen zahlreiche erbitterte Kämpfe im nördlichen und mittleren Schan-si, die sich sogar in das westliche Ho-peï und das nördliche Schan-tung hineinzogen und in denen bei den Chinesen Li Schi-min und sein älterer Bruder Li Kien-tsch'êng (s. oben S. 345) die 10 obersten Führer waren. Der Erfolg war wechselnd, die Chinesen schreiben sich meist den Sieg zu, aber die Tatsache, daß die Türken, und zwar gemeinsam mit Anhängern der Sui, immer wieder zum Angriff erschienen, nötigt zu anderen Schlüssen. Hie-li war ein hartnäckiger Gegner, der den Chinesen trotz aller Friedensschlüsse und Heiratsverbindungen so wenig 15 traute wie diese ihm. Im Jahre 624 drangen seine Reiterscharen bis in das südliche Schen-si vor, und in Tsch'ang-ngan war der Schrecken so groß, daß allen Ernstes der Vorschlag gemacht wurde, die Hauptstadt, deren Schätze die Türken beständig reizten, zu verbrennen und die kaiserliche Residenz zu verlegen. Und Kao tsu gab tatsächlich Befehl, im Süden 20 des Ts'in ling, also im südlichen Schen-si oder in Ssë-tsch'uan einen geeigneten Ort für die neue Hauptstadt auszusuchen. Li Schi-min widersprach mit Leidenschaft, er erinnerte daran, wie einst Ho K'ü-ping als Feldherr der Han die Macht der Hiung-nu vernichtet habe (I, 342f.), ebenso wolle er sich anheischig machen, „in ein bis zwei Jahren den Hie-li Khagan 25 als Gefangenen heranzuschleppen“ (*K. T'ang schu* Kap. 2 fol. 10r⁰), anderenfalls möge man dann die Hauptstadt verlegen. Nur zögernd gab Kao tsu nach. Zwei Jahre später stand Hie-li Khagan wieder im Wei-Tal und bedrohte die Hauptstadt. Die Lage war kritisch, aber seltsamerweise — wir erfahren die Gründe nicht — nutzte sie der Khagan nicht aus, sondern 30 versicherte auf zornige Erklärungen Li Schi-mins hin, diesem seine Ergebenheit. Nach feierlichem Friedensschluß zog der Gefürchtete ab. In Tsch'ang-ngan vollzogen sich um die gleiche Zeit umwälzende Ereignisse, aus denen Li Schi-min, der König von Ts'in, als Kaiser hervorging (s. unten). Wir werden den pathetischen Bericht der T'ang-Annalen (Kap. 215^a fol. 35 11r⁰ff.) so zu verstehen haben, daß es dem ebenso klugen wie furchtlosen neuen Herrscher gelang, allen Einwänden seiner Ratgeber zum Trotz, durch seine entschlossene Haltung und seine wirkungsvollen Worte einen ehrenvollen Frieden zu bewahren und den Khagan zu seinem Bewunderer zu machen. Die Ereignisse selbst kamen T'ai tsung — so lautet Li Schi- 40 mins Tempelname — bald in der Form neuer schwerer Kämpfe der Türken unter einander bei seiner Nordpolitik zu Hilfe, so daß er für ein halbes Jahrhundert gesicherte Grenzverhältnisse erhielt.

Seit dem Anfang des 7. Jahrhunderts bestand zwischen den West-Türken

und den Stämmen der Tölös (s. oben S. 81) eine starke Gegnerschaft, die in Folge der Anerkennung der chinesischen Oberherrschaft durch die Tölös im Jahre 603 (s. oben S. 331), wenn nicht hervorgerufen, so jedenfalls verstärkt worden war. Im Jahre 605 hatte Tsch'u-lo Khagan den 5 Tölös einen großen Teil ihres Besitzes entrissen und war besonders grausam mit dem von ihm beargwöhnten und gefürchteten Stamme der Sieyen-t'o (Sir-Tardusch) verfahren. „Aus Furcht, sie könnten eine Erhebung planen, hatte er ihre Anführer und Großen, mehrere hundert an der Zahl, versammelt und sämtlich niedergemacht“ (*K. T'ang schu* Kap. 195 fol. 1v⁰). Ein allgemeiner Aufstand der Tölös-Völker war die Folge (vgl. oben S. 336). Wir haben das Ende des Tsch'u-lo Khagan kennen gelernt (s. oben S. 352). Einige von den aufständischen Stämmen, darunter die Sir-Tardusch (in den Bergen südwestlich vom oberen Orkhon), unterwarfen sich Tsch'u-los Nachfolger Schê-kuei, andere, darunter die Hui-ho 15 (Uiguren an der oberen Selenga), gingen zu Schi-pi Khagan von den Nord-Türken über. Nach der Ermordung T'ung Ye-hus unterstellte sich bei den danach entstehenden Wirren ein Führer der Sir-Tardusch mit 70000 Zelten ebenfalls dem Hie-li Khagan. Im Jahre 627 aber brachen neue Zwistigkeiten bei den Nord-Türken aus: die Sir-Tardusch unter Tschên- 20 tschu pi-kia (Bilgä) Khagan erhoben sich gemeinsam mit den Uiguren gegen Hie-li und brachen vom Norden her in seine Stammesgebiete ein. Eine von Hie-li ihnen entgegengesandte Streitmacht unter seinem Verwandten T'u-li wurde geschlagen und kam flüchtend zurück. Der Khagan war wütend und ließ T'u-li auspeitschen; aber dadurch wurde die Lage nur 25 noch verschlimmert, denn nun sann der gedemütigte T'u-li auf Rache und mehrte die innere Unzufriedenheit. Infolge heftiger Schneefälle und des dadurch bewirkten Massensterbens der Herden entstand überdies große Not: Hie-li, noch eben auf der Höhe seiner Macht, sah sich der größten Gefahr gegenüber. Die Minister T'ai tsungs rieten, die Lage zu nutzen 30 und die Macht der nördlichen Bedränger endgiltig zu brechen. Der hochherzige Monarch lehnte ab: „der gemeine Mann muß das gegebene Wort halten, um wie viel mehr der Beherrscher des Weltreichs; aus der Not des Mannes, mit dem man Freundschaft geschlossen, seinen Vorteil ziehen, seine Bedrängnis benutzen, um ihn zu vernichten, das mögt ihr für an- 35 gängig halten, ich tue es nicht“ (*K. T'ang schu* Kap. 194^a fol. 7r⁰). Das sind Worte, wie sie, zusammen mit entsprechendem Handeln, selten von einem konfuzianischen Herrscher berichtet werden.

Aber die Lage drängte schließlich zum Handeln. Im Jahre 629 schickte T'u-li eine Gesandtschaft an den Hof und bat um Hilfe gegen den Khagan: 40 gleichzeitig erschien eine Gesandtschaft der Sir-Tardusch mit Tributgeschenken. Hie-li verlor offensichtlich die Botmäßigkeit aller Stämme, und allgemeiner Aufstand herrschte in seinen Gebieten. T'ai tsung war es jetzt seiner eigenen Stellung schuldig, einzugreifen: hatte er sich den Bitten der in äußerster Not befindlichen Türken weiterhin verschlossen,

so würde eine neue Einigung unter einem kraftvollen Führer sich unzweifelhaft gegen ihn gewandt haben; Hie-li war offenbar in keinem Falle mehr in der Macht zu halten, und sein Sturz mußte T'ai tsung die Oberherrschaft wenigstens über die Nord-Türken sichern. So entschloß er sich Ende 629 zu einer groß angelegten Expedition nach Norden, um 5 dort eine neue Ordnung zu schaffen. Schon im Frühjahr 630 gelang es Li Tsing, dem von T'ai tsung einst als Freund gewonnenen Anhänger der Sui (s. oben S. 346), und Li Tsi (oder Li Schi-tsi), einem ehemaligen Offizier Li Mis, Hie-lis letzte Widerstandskraft zu brechen. Der größte Teil seiner Völker war auf Seiten der Chinesen, er selbst flüchtete, von Allen 10 verlassen, zu einem Stamme der West-Türken. Diese lieferten ihn an einen der Heerführer T'ai tsungs aus, der ihn nach Tsch'ang-ngan sandte. Die Geschlossenheit und Selbständigkeit der Nord-Türken war dahin, die einzelnen Stämme unterstellten sich alle der chinesischen Herrschaft, ein Teil wurde in den nördlichen Provinzen angesiedelt. Hie-li selbst und 15 die Seinen fanden bei T'ai tsung freundliche Aufnahme, er erhielt den Posten eines Generals der Palastgarde und erfreute sich der unverminderten Gunst des Herrschers bis zu seinem Tode im Jahre 634. Auch die Stämme der Türken und ihre Fürsten fanden in T'ai tsung einen wohlgesinnten und gütigen Herrscher, sie erhielten Siedlungsland zugewiesen, und die 20 Vornehmen unter ihnen höhere Beamtenposten; T'u-li als der Höchststehende wurde aus politischen Erwägungen, damit keine Selbständigkeitsgelüste in ihm wach würden, wie T'ai tsung offen aussprach (*K. T'ang schu* Kap. 194^a fol. 10r⁰), nicht, wie einst sein gleichnamiger Vorgänger K'i-min, zum Khagan (s. oben S. 312f.), sondern „nach chinesischem 25 Muster“ zum Gouverneur ernannt. T'ai tsung selbst baten die dankbaren Fürsten, den Titel „von Gott berufener Khagan“ (*t'ien k'o-han*) anzunehmen.

Diese Behandlung der Türken rief bei den Chinesen in T'ai tsungs Umgebung scharfen Widerspruch hervor. Ihr Sprecher war vor allen der berühmte Wei Tschêng (s. oben S. 308), dessen eindringliche Vorhaltungen, wie sie in den T'ang-Annalen (a. a. O. fol. 11r⁰ff.) aufbewahrt sind, die Anschauungen der Konfuzianer kennzeichnen. Der Himmel hat die T'u-küe in unsere Hände gegeben, nachdem sie Generationen hindurch unser Volk gepeinigt haben. Wenn Eure Majestät sie nicht glauben töten zu dürfen, 35 weil sie sich unterworfen haben, so „sollten sie nach den Ländern nördlich vom Huang ho, den alten Gebieten der Hiung-nu, zurückgeschickt werden. Sie sind Wesen mit menschlichen Gesichtern, aber mit dem Fühlen wilder Tiere und nicht von unserer Rasse und Art. Ihr Charakter macht es, daß, wenn sie stark sind, rauben und plündern, und wenn sie 40 schwach sind, demütig tun und sich ducken. Für Güte und Gerechtigkeit aber haben sie keinen Sinn“. „Wie können Eure Majestät diese Horden, die man schon zur Ts'in- und Han-Zeit bekämpft hat, im Inlande ansiedeln?“ Wên Yen-po, der lange Zeit bei den Türken gefangen und jetzt

erst frei geworden war, schloß sich dem an: man möge schließlich Mitleid mit den dem Untergange entronnenen Türken haben, aber dürfe sie nicht südlich vom Huang ho dulden. Wei Tschêng wies auf die verhängnisvolle Politik der Wei und Tsin hin, deren Herrscher die Stämme der Hu in den 5 nahe gelegenen Bezirken angesiedelt hätten. Vergeblich habe Kuo K'in den Kaiser Wu ti ermahnt, sie nach außerhalb der Grenzwälle umzusiedeln (s. oben S. 32), nach einigen Jahren sei das Unheil hereingebrochen und die Dynastie gestürzt. „Wenn Eure Majestät dem Rate Wên Yen-pos nicht folgen und die T'u-küe im Süden des Stromes ansiedeln, so heißt 10 das wilde Tiere aufziehen und Unglück mit eigener Hand herbeiführen“. Wei Tschêngs Standpunkt war nach den Erfahrungen der Vergangenheit nicht unberechtigt, aber T'ai tsung dachte zu groß, um ihn sich zu eigen zu machen.

Wie anders lauten seine Worte, die er später bei einer ähnlichen Veranlassung seinen protestierenden Ministern sagte: „Die Barbaren sind 15 auch Menschen, und ihr Empfinden ist nicht anders als das der Chinesen. Wenn der Herrscher sich nur sorgt, seine Tugend könnte nicht ausreichend sein, so braucht er nicht Mißtrauen und Besorgnisse gegenüber anderen Rassen zu hegen. Wenn aber seine Tugend sich überall auswirkt, so kann er die Barbaren der vier Himmelsrichtungen veranlassen, wie eine Familie 20 zu werden. Hegt er jedoch allzuviel Mißtrauen und Besorgnisse, so kann er dem nicht entgehen, daß seine eigenen Verwandten ihm übel und feindselig gesonnen sind“ (*T'ung-kien, tschêng-kuan* 18. Jahr 11. Monat). Hier erinnert der große Herrscher auffallend an den griechischen Polyhistor Eratosthenes (3. Jahrh. v. Chr.), der, wie Strabo (I, 4, 9) berichtet, „Jene 25 tadelte, die Alexander einst rieten, die Hellenen als Freunde, die Barbaren aber als Feinde zu behandeln. Es sei besser, meint er, die Scheidung nach Gutheit und Schlechtheit vorzunehmen. Denn viele von den Hellenen seien schlecht, und viele von den Barbaren hochgebildet“.

Schließlich einigte man sich auf Wên Yen-pos maßvolleren Plan. Man 30 solle nach dem Worte des Konfuzius: „Wo Bildung herrscht, da gibt es keine Rassen“ (*Lun - yü* XV, 38) dafür sorgen, daß „die T'u-kue, die in das Inland aufgenommen werden, von uns Bildungsanweisungen mittels der sittlichen Ordnungen (*li*) erhalten. Wenn sie dann nach Verlauf einiger Jahre völlig zu Ackerbauern geworden sind, so können die Fortgeschritten- 35 sten unter ihnen ausgewählt und in die Palastgarden versetzt werden.“ So wurden in den nördlichen Grenzgebieten, vom nördlichen Ho-peï im Osten bis Ning-hia im Westen, vier Militärgouvernements (*tu-tu fu*) zur Sicherung der Grenzen gebildet, in denen die türkischen Stämme von zwei Militärgouvernements in Schan-si betreut wurden. Die 40 besten unter den neuen Untertanen wurden zu Offizieren verschiedener Rangklassen ernannt und zum Hofdienst herangezogen, die Söhne der Vornehmen erhielten auf den Schulen der Hauptstadt chinesischen Unterricht. Mehrere tausend türkische Familien kamen auf diese Weise nach Tsch'ang-ngan. Im ganzen, so berichtete das Ministerium für Volkswirt-

schaft (*hu pu*), wurden einschließlich der von außerhalb der Grenzen zurückgekehrten Chinesen über 1200000 Personen, im wesentlichen Türken, neu angesiedelt. Viele Stimmen wurden laut gegen diese türkenfreundliche Politik T'ai tsungs, die noch schwere Folgen zeitigen sollte, aber der große Herrscher konnte nicht wider seine große Natur. Wir besitzen ein 5 wichtiges Zeugnis der Türken selbst darüber, wie sie das Verhalten der Chinesen und ihrer eigenen Khagane beurteilen. In der türkischen Inschrift des großen Gedenksteines, der im Jahre 732 zu Ehren des im Jahre vorher gestorbenen Fürsten Kül tegin errichtet wurde (s. unten) und der sich im Osten des oberen Orkhon bei dem kleinen See Kocho tsaïdam, 10 60 km nördlich von dem Kloster Erdenidsu (den Ruinen von Karakorum) befindet, wird ein Rückblick auf die Geschichte der Türken geworfen und eine ergreifende Klage geführt über die unseligen Zwistigkeiten der Khagane und ihrer Völker, die ihre frühere Macht zerstörten und sie schließlich unter das Joch der Chinesen brachten. „Die Söhne der türki- 15 schen Vornehmen wurden Sklaven der Chinesen, ihre keuschen Töchter ihre Hörigen. Die Vornehmen gaben ihre Titel auf und indem sie die chinesischen Titel von Würdenträgern Chinas führten, unterwarfen sie sich dem chinesischen Khagan und widmeten ihm fünfzig Jahre hindurch ihre Arbeit und ihre Kraft“. Man muß auch die Sprache ihrer Gegner 20 einmal hören, wenn man nicht durch die einseitige Darstellung der chinesischen Geschichtschreiber zu einem falschen Bilde gelangen will. Von der gewaltigen Machtstellung der Türken durch ganz Inner-Asien bis zu den Toren von Byzanz machen die Chinesen nur zuweilen schwache Andeutungen, und wir haben uns hier nicht damit zu beschäftigen, aber es kann 25 keinem Zweifel unterliegen, daß es, als die T'ang zur Regierung kamen, um die Frage ging, ob die Chinesen oder die Türken die asiatische Welt beherrschen würden. Es ist nicht sicher, ob die Chinesen trotz ihrer überlegenen Kultur, ihrer großen staatsmännischen Klugheit und ihrer kriegerischen Zähigkeit nicht die Herrschaft wenigstens über die nördliche Hälfte 30 des Reiches hätten aufgeben müssen, wenn ihnen nicht der ständige Hader der Türken zum stärksten Bundesgenossen geworden wäre. Jetzt zeigte es sich auch, was es bedeutete, daß die Nord-Völker während der letzten Jahrhunderte durch den Konfuzianismus zum großen Teile zu Chinesen eingeschmolzen waren.

35

Unter den Gefangenen, die man aus Hie-li Khagans Zeltlager nach Tsch'ang-ngan brachte, waren auch die Witwe des Kaisers Yang ti und sein Enkel Yang Tschêng-tao. Die Kaiserin hatte Yü-wên Hua-ki nach Norden begleitet, war dann nach dessen Vernichtung in die Hände von Tou Kien-tê gekommen (s. oben S. 347) und von ihm an den Türken- 40 Khagan auf dessen Verlangen ausgeliefert worden. Vermutlich wollte Hie-li sich der Angehörigen der gestürzten Sui-Dynastie für seine weiteren Ziele bedienen. T'ai tsung nahm die Gefangenen ihrem Stande entsprechend auf und ließ auch Hie-li die Verbindung nicht entgelten.

Durch die Zerstörung der türkischen Macht war die Stellung des Reiches und der neuen Dynastie um ein gewaltiges gewachsen. Nicht bloß war die gesamte Nordgrenze für absehbare Zeit unbedingt gesichert, sondern durch ganz Inner-Asien hin verbreitete sich ein staunender Schrecken vor der 5 Stärke des jungen Herrschers, verbunden mit einer hohen Achtung vor seiner großen Menschlichkeit. Der beständige innere Hader zwischen den Stämmen der West-Türken, im wesentlichen zwischen den beiden großen Gruppen der Tu-lu und der Nu-schi-pi, die sich nach T'ung Ye-hus Tod um die beiden Prätendenten Ssë Ye-hu und Ni-schu scharten, nahm 10 ihnen viel von ihrer Gefährlichkeit für die Chinesen. Die Horden der Tu-lu saßen in Tarbagatai, der westlichen Dsungarei, dem Ili-Becken und dem östlichen T'ien schan bis zum Issyk kul, die der Nu-schi-pi in den Ländern auf der Süd-West-Seite des Ili-Flusses; beide standen fast immer unter gesonderten Herrschern, die sich gegenseitig auch die Herrschaft über 15 die Staaten des Tarim-Beckens streitig machten. T'ai tsung aber kannte das große Vermächtnis des Han-Reiches: er wußte — darüber läßt seine Politik keinen Zweifel —, daß die Staaten von Turkistan in das Vasallentum des Reiches gehörten, und daß ihre Beherrschung notwendig war für die Verbindung mit der Welt des Westens, zur Sicherung des Warenaus- 20 tausches und zur Entfaltung des religiösen und geistigen Lebens.

Bei Kao-tsch'ang (Turfan-Gebiet), dem wichtigen Eingangsgebiet des Tarim-Beckens, setzte die Wiederangliederung ein. Nachdem sich im Jahre 460 die Jou-juan des von Ngan-tschou dort gebildeten Staates bemächtigt und einen ihrer Schützlinge als König von Kao-tsch'ang ein- 25 gesetzt hatten (s. oben S. 199), wurde das Gebiet durch beständige Kämpfe der Kao-tsch'ë, Jou-juan und Chinesen beunruhigt, und von den verschiedenen in die Herrschaft gebrachten Königen konnte sich keiner lange halten.

Im Laufe dieser Kämpfe war am Ende des 5. Jahrhunderts ein Chineser 30 aus Kan-su Namens K'ü Kia, einer der Würdenträger von Kao-tsch'ang, von der Bevölkerung zum König ausgerufen worden, und in seiner Familie erbte der Thron durch eine Reihe von Generationen fort. Die Dynastie wußte sich den Jou-juan und Kao-tsch'ë gegenüber durch kluges Verhalten zu behaupten, hielt sich immer in Fühlung mit dem Wei-Kaiser in Lo-yang 35 und erhielt auch von dort mehrfach Unterstützung. Als dann aber die Macht des Nord-Reiches mehr und mehr verfiel, konnte dem immer treu gebliebenen Vasallen trotz mehrfacher inständiger Bitten eine wirksame Hilfe gegen seine Bedränger nicht mehr gewährt werden, und die Beziehungen Kao-tsch'angs wie der anderen Staaten im Tarim-Becken fanden 40 infolge der Kämpfe der Nachfolgestaaten von Wei zeitweilig ein Ende. Die Machtentwicklung der T'u-küe brachte ganz Inner-Asien in die Abhängigkeit von den neuen Eroberern, aber die gerissene Politik der Sui stellte doch wieder eine, freilich recht lockere, Verbindung handelspolitischer Art her. Die Könige von Kao-tsch'ang vergaßen ihre chinesische

Herkunft nicht und blieben trotz ihrer zeitweiligen Abhängigkeit von den Tölös und ihrer Heiratsverbindungen mit den T'u-küe loyale Lehens-träger der Sui, wie wir dies mehrfach beobachten konnten (s. oben S. 334 u. 336). Auch nach der Übernahme der Macht durch die T'ang änderte sich an diesem Verhältnis zunächst nichts. K'ü Wên-t'ai, der seit Kao tsus 5 Thronbesteigung König von Kao-tsch'ang war, sandte seine Tribut-gesandtschaften an den Kaiserhof, und die älteren T'ang-Annalen (Kap. 198 fol. 6r⁰) verzeichnen auch eine solche vom Jahre 624, die zwei Hunde verschiedenen Geschlechts darbrachte. „Diese Hunde waren sechs Zoll hoch und einen Fuß lang. Sie waren sehr klug und konnten ein Pferd (am Zaume) 10 ziehen und eine Kerze im Maul tragen. (Die Gesandten) sagten, sie stammten aus Fu-lin. Das war das erste Mal, daß man in China Hunde aus Fu-lin hatte“. Fu-lin gibt, wie schon früher erwähnt wurde (I, 400), eine in Mittel-Asien gebräuchliche Form des Namens Rom wieder, (das arabische Rūmija oder das parthische Frōm oder Frym). Der Name kommt gegen 15 Ende des 6. Jahrhunderts auf und bezeichnet nach dem *K. T'ang schu* (Kap. 198 fol. 26v⁰) dasselbe wie Ta-ts'in, das den Namen Ktesiphon umschreibt, aber zu jener Zeit das mehr geahnte als gekannte große ost-römische Reich meint. Ob etwa die beiden kleinen Hunde aus Fu-lin die Stammeltern der jetzt auch im Abendlande hochgeschätzten winzigen 20 „Peking-Hündchen“ sind, mag dahingestellt bleiben.

Im Anfang des Jahres 631 kam sogar K'ü Wên-t'ai selbst an den Hof und wurde mit großen Ehren aufgenommen. Aber allmählich änderte sich die Haltung des Königs, ohne daß man die Gründe dafür genau zu erkennen vermag. Das *T'ang schu* (Kap. 221^a fol. 8v⁰) sagt nur: „Eine längere Zeit da- 25 nach (nach jenem Besuch) knüpfte K'ü Wên-t'ai Verbindungen mit den westlichen T'u-küe an. Immer wenn Gesandtschaften aus den Westlanden durch das Land zogen, wurden sie dort festgehalten und ausgeplündert, und als I-wu (Hami), das den westlichen T'u-küe botmäßig gewesen war, sich zu seiner Untertanenpflicht (gegenüber dem Kaiser) bekannte, griff 30 K'ü Wên-t'ai zusammen mit dem Ye-hu (Yabgu) es an. Nunmehr forderte T'ai tsung Rechenschaft von dem Könige und Auslieferung des türkischen Armeeführers in Kao-tsch'ang. Offenbar war K'ü Wên-t'ai völlig unter dem Druck der Türken, und es ist schwer verständlich, daß er in dieser Zeit, als die Vernichtung der nordtürkischen Macht erfolgt war, ein gutes 35 Verhältnis zu den West-Türken für wertvoller hielt als das überlieferte zu den T'ang. Bei seiner Audienz in Tsch'ang-ngan, so sagte er zu seiner Umgebung, habe er gesehen, daß die nordlichen Gebiete des Wei-Tales wüst lägen und ihr Zustand mit dem zur Sui-Zeit nicht zu vergleichen wäre, daraus scheint er Schlüsse gezogen zu haben, die ihm verhängnisvoll 40 wurden. Er nahm eine immer trotziger werdende Haltung an, führte mit den Türken einen Plünderungszug gegen Yen-k'i (Agni = Karaschar) und bemühte sich, auch die Sir-Tardusch gegen die T'ang aufzubringen. T'ai tsung versuchte Jahre hindurch, K'ü Wên-t'ai mit friedlichen Mitteln

zurückzugewinnen, entschloß sich dann aber, zumal auch Yen-k'í um Schutz gebeten hatte, 639 zum Kriege, nachdem er sich der Unterstützung der ihm treu gebliebenen Sir-Tardusch versichert hatte. Der Entschluß zu diesem Unternehmen nach jenseits der Wüste mit unübersehbaren
 5 Folgen mag ihm nicht leicht geworden sein, aber die Stellung Chinas in Inner-Asien und damit die Sicherheit des Nordens stand auf dem Spiele. T'ai tsung's Umgebung warnte dringend vor der Wiederaufnahme der zentralasiatischen Eroberungspolitik. „Der Himmel hat jene Länder durch natürliche Grenzen von uns geschieden“, sagte man, „selbst wenn
 10 man sie gewinnt, kann man sie nicht halten“. Aber T'ai tsung ließ sich in dem als richtig Erkannten nicht beirren. Das Heer, das 639 aufgestellt wurde, bestand zum größten Teile, wenn nicht ganz, aus türkischen und Tölös-Reitern, die von einem Tölös-General Namens K'í-pi Ho-li befehligt wurden, ein Zeichen dafür, in welchem Maße T'ai tsung die Er-
 15 gebenheit seiner neuen Untertanen gewonnen hatte. Der Oberbefehl über das Ganze lag in den Händen des chinesischen Generals Hou Kün-tsi, der in Vorwegnahme des Erfolges zum „Generalgouverneur von Kiao-ho“ (Yar-khoto, der auf der Westseite von Turfan gelegenen Festung) ernannt wurde. Ehe noch die kaiserlichen Truppen Kao-tsch'ang erreicht hatten,
 20 starb K'ü Wên-t'ai, und sein Sohn K'ü Tschí-schêng übernahm die Herrschaft. Bald danach erfolgte der Angriff Hou Kün-tsis auf die Hauptstadt T'ien-ti (Karakhodja), und mit Hilfe von fahrbaren Schleudertürmen, von denen „die fliegenden Steine wie Regen fielen“, gelang es ihm sehr schnell, die Übergabe der Stadt und Unterwerfung des Königs
 25 zu erzwingen. Das Land wurde nunmehr besetzt und in Verwaltungsbezirke eingeteilt, als Provinz erhielt es zuerst den Namen Si-tsch'ang tschou, später, 658, Si tschou. Der König K'ü Tschí-schêng und die Vornehmen des Landes wurden nach China gebracht und erhielten militärische Stellungen. Der Triumph der chinesischen Macht wirkte auf die Oasen-
 30 Staaten des Tarim-Beckens bis an den Fuß des Pamir: 632 schickte der König von Khotän eine Gesandtschaft nach Tsch'ang-ngan und einige Jahre später seinen Sohn zum Dienst am kaiserlichen Hofe; 635 zeigten auch das ferne Su-lê (Kaschgar) und Tschu-kü-po südlich von Yarkänd ihre Vasallenschaft an. Im Herbst 640 wurde von T'ai tsung nach langer
 35 Zeit wieder ein „den Westen befriedender Schutzherr“ (*ngan-si tu-hu*) d. h. Generalgouverneur von Turkistan (vgl. I, 355, 364, 392f., 401) mit dem Sitz in Kao-tsch'ang ernannt. „Jedes Jahr wurden tausend Soldaten dorthin gesandt, und Verbrecher damit bestraft, dort Militärdienste zu tun“.

40 Von dem siegreichen Zuge gegen Kao-tsch'ang berichtet auch eine Stein-Inschrift, die einer der Generale unter Hou Kün-tsi, Kiang Hing-pên, in den Bergen nordwestlich von Hami, in der Nähe des Sees Barkul, wo er die Schleudertürme gebaut hatte, zur Erinnerung daran hat setzen lassen und die, allerdings stark verwittert, noch vorhanden ist. Sie soll Kiang

Hing-pên's Lebensbeschreibung zufolge (*T'ang schu* Kap. 91 fol. 11^v) auf demselben Steine eingegraben sein, auf dem dort einst Pan Tsch'ao 73 n. Chr. den Sieg über die Hiung-nu in einer Inschrift gefeiert hatte (I, 396). Kiang habe die alte Inschrift abreiben und durch die seine ersetzen lassen. Es ist dieselbe denkwürdige Gegend am See Barkul, die den Triumph 5 der chinesischen Waffen über die Hiung-nu unter Pan Tsch'ao, sechzehn Jahre später den unter Tou Hien und Kêng Ping (I, 398), 137 den unter P'ei Tsch'ên (I, 404) und jetzt den unter Hou Kün-tsi über die Nachfolger der Hiung-nu, die T'u-küe, gesehen hat. T'ai tsungs Schlag gegen Kao-tsch'ang richtete sich nicht oder nicht bloß gegen dieses, sondern auch gegen 10 die mit der königlichen Familie durch Heiraten eng verbundenen West-Türken, die eigentliche Schutzmacht des Schlüsselstaates, in deren Belieben es damit stand, ob und inwieweit eine Verbindung des Reiches mit dem Westen sich entwickeln konnte. Der berühmte Pilger Hüan-tsang (s. unten) wurde von K'ü Wên-t'ai 630 gezwungen, seinen Weg über Kao- 15 tsch'ang zu nehmen und verdankte es nur seiner Beharrlichkeit, daß er die Reise fortsetzen durfte.

Die turkistanische Politik T'ai-tsungs fand auch weiter heftige Gegnerschaft in der Hauptstadt. Wei Tschêng erklärte, daß der Besitz von Kao-tsch'ang auch nicht den kleinsten Teil dessen einbringen würde, was man 20 dafür aufwenden müsse, und die Gebiete im Nordwesten (Kan-su) würden durch die ihnen auferlegten Lasten an Menschen und Gütern in wenigen Jahren zugrunde gerichtet sein. Ähnlich äußerten sich Andere: die ausgesandten Verbrecher würden sich als unbrauchbar für die gestellte Aufgabe erweisen, sie würden auch die besseren Teile der Besatzungen verderben, 25 Desertionen und weitere Schwierigkeiten würden die Folge sein, die Nordwest-Provinzen aber durch erneute Leistungen dafür zu büßen haben. Man sollte in Kao-tsch'ang einen einheimischen Fürsten einsetzen, die gefangenen Würdenträger zurückschicken und das Land seiner eigenen Verwaltung überlassen, so sei am ehesten zu erwarten, daß es eine Schutz- 30 wand für das Mittelreich werden würde. Dem Ansehen des letzteren bei den Barbaren sei durch Niederwerfung der T'u-küe Genüge geschehen. T'ai tsung lehnte Alles ab. Hier treten die beiden Grundanschauungen chinesischen Machtgefühls gegenüber den fremden Völkern zutage: die eine will den „Barbaren“ durch die imponierende Würde der überlegenen 35 Kultur, gestützt, wenn nötig, durch strenge Gewaltanwendung, zum Gehorsam zwingen, ihn im übrigen aber sich selbst überlassen; die andere faßt die Aufgabe des „Himmelssohnes“ schärfer, der Herrscher soll wirklich herrschen, nur ihm steht das Recht und die Pflicht zu, die Verwaltung der Länder zu leiten durch von ihm eingesetzte Beamte, für Ordnung und 40 Wohlfahrt der Völker zu sorgen und diese so in den einheitlichen Organismus des Universalreiches hereinzuziehen, den Unterschied zwischen „Mittelreich“ und Ausland allmählich verwischend, alle zu Bürgern eines Staates machend. Die erste Auffassung war die des Literatentums und ist es immer

geblieben, die zweite die des großen Herrschers. Auf dem Grunde des konfuzianischen Universalismus standen beide, aber das Literatentum überschätzte die Wirkung seiner Theorie und verkannte die Kraft völkischen Selbstgefühls, T'ai tsung war weltoffener, klar sehend in der Bedeutung
 5 von Macht und Gerechtigkeit, weitherzig in der Bewertung des Menschen. So hat er von je den Einzelnen wie die Völker behandelt, seinen Staat regiert und sein Weltreich aufgebaut.

Vorsichtig und Schritt um Schritt ging T'ai tsung von dem gewonnenen festen Ausgangspunkte weiter. Die inneren Streitigkeiten der West-Türken
 10 kamen ihm dabei zu Hilfe. Im Jahre 641 ließ sich Ye-hu Khagan von der Nu-schi-pi-Gruppe (s. oben S. 358) vom Kaiser als Khagan bestätigen, wurde also sein Lehensmann; um die gleiche Zeit schickte sein Gegner, der Tu-lu Khagan, Gesandte an den Hof, über deren Empfang aber nur die vieldeutige Bemerkung gemacht wird, daß „T'ai tsung sie über die Gesetze
 15 der aufrichtigen Einträchtigkeit belehrte“ (*K. T'ang schu* Kap. 194^b fol. 6v⁰). Unmittelbar danach erlag Ye-hu Khagan in neuen Kämpfen seinem Erbfeinde: Tu-lu Khagan nahm ihn gefangen, ließ ihn hinrichten und bemächtigte sich seines Gebietes. Damit kamen auch die Staaten im Tarim-Becken nebst den Ländern westlich davon bis zum Oberlauf des
 20 Syr darja (Yaxartes), des Sarafschan und des Amu darja (Oxus), die Ye-hu Khagan botmäßig gewesen waren, in den Bereich seines Ehrgeizes. Er zögerte nicht, seinen Ansprüchen mit kriegesischen Mitteln Nachdruck zu geben: T'u-ho-lo (Tochara) im Westen und Hami im Osten bekamen in Plünderungszügen seine harte Hand zu spüren, und „auf seine Macht
 25 pochend, herrschte er mit Willkür über die Westlande“. Seine Haltung mußte ihn bald in einen Gegensatz zu dem chinesischen „Schutzherrn“ bringen, und in der Tat gerieten auch die Truppen beider wiederholt in Kämpfe. Um gegen seine zahlreichen Feinde einen Rückhalt zu gewinnen, hatte der Generalgouverneur mit dem König von Yen-k'ü 640 ein Bündnis
 30 geschlossen, aber vermutlich stand auch dieser Staat ebenso unter dem Druck der Türken wie vorher Kao-tsch'ang, denn sonst würde seine Haltung mit den Vorgängen im Jahre vorher (s. oben S. 360) nicht zu vereinigen sein. Die Ereignisse zwangen T'ai tsung alsbald zu neuem Eingreifen. Tu-lu Khagans Gewaltherrschaft rief noch im Jahre 641 unter seinen
 35 eigenen Untergebenen einen Aufstand hervor, und diese wandten sich heimlich nach Tsch'ang-ngan mit der Bitte, einen neuen Khagan einzusetzen. T'ai tsung entsprach dem Antrage, und der unter dem kaiserlichen Schutze stehende neue Herrscher, Schê-kuei Khagan, griff mit den nur äußerlich, aber nicht „im Herzen unterworfenen“ Nu-schi-pi-Stämmen
 40 sogleich den Tu-lu Khagan an und zwang ihn zur Flucht nach dem Westen. Schê-kuei Khagan, der seine Wohnsitze in T'ing tschou (Gutschen nördlich von Turfan) angewiesen erhielt, blieb während der folgenden Jahre ein loyaler Vasall, der regelmäßig seine Tributgesandtschaften schickte, aber der Druck der Türken auf die Oasen-Staaten war damit nicht beseitigt. Yen-k'ü weigerte

dem „Schutzherrn“ den Gehorsam, und im Jahre 644 beschloß man, den Widerstand zu brechen, zumal bekannt wurde, daß in dem Lande selbst der Anschluß an die Türken durchaus nicht einheitlich gebilligt wurde. Der Generalgouverneur Kuo Hiao-K'ö, dem mehrere Brüder des Königs von Yen-k'í als Führer dienten, eroberte die Hauptstadt im ersten Anlauf, 5 der König wurde in Lo-yang interniert und sein Bruder als Vasall der T'ang an seine Stelle gesetzt. Damit war den Türken ein weiterer Stützpunkt entzogen, und bald danach glaubte T'ai tsung eine Möglichkeit zu sehen, das geschwachte Volk auf friedlichem Wege zu weitergehenden Zugeständnissen zu bewegen. Im Jahre 646 bat Schè-kuei Khagan um die Hand 10 einer chinesischen Prinzessin. T'ai tsung sagte zu, forderte aber nichts Geringeres als die Loslösung der fünf Staaten Kuei-tsě (Kuci = Kutscha), Yü-tien (Khotän), Su-lě (Kaschgar), Tschu-kü-p'ö (Kargalik, südl. von Yarkänd) und Ts'ung-ling (Taschkurgan, westlich von Kargalik, im Pamir) als Hochzeitsgabe. Hier hatte der kluge T'ai tsung das Augenmaß 15 verloren: die T'ang-Annalen (Kap. 215^b fol. 11r⁰) sagen lakonisch: „die Heirat kam nicht zu Stande“, und es ist nicht schwer, zu sehen, daß die Forderung über Schè-kueis Leistungsfähigkeit hinausging. Dafür bot sich aber eine andere Gelegenheit, die Macht der Türken weiter zu schwächen. Wie wir früher sahen, war die Herrschaft Hie-li Khagans und damit die 20 Selbständigkeit der Nord-Türken nicht zum wenigsten durch die gemeinsame Erhebung der Sir-Tardusch und der Uiguren im Jahre 627 vernichtet worden (s. oben S. 354). Seitdem waren beide eng verbündet und den T'ang ergeben, und dies Verhältnis blieb bestehen, so lange Tschên-tschu Bilgä Khagan lebte, und an der Spitze der Uiguren der tapfere und kluge 25 P'u-sa stand. Beide Völker, die zusammen an den Ufern der Selenga wohnten, gelangten in dieser Zeit zu hoher Blüte, „der Aufstieg der Uiguren nahm mit P'u-sa seinen Anfang“, sagen die T'ang-Annalen (*K. T'ang schu* Kap. 195 fol. 2r⁰). Mit dem Tode der beiden Fürsten — Bilgä Khagan starb 645, P'u-sa anscheinend um dieselbe Zeit — änderten sich die Dinge 30 plötzlich. Bilgä Khagans Söhne scheinen gar nicht zur Regierung gelangt zu sein, wenigstens brach noch im Jahre 645 während der Abwesenheit des Kaisers auf dem Feldzuge gegen Korea (s. unten) ein bis dahin unbekannter To-mi Khagan mit den Sir-Tardusch plündernd in die Gebiete von Nord-Schen-si ein, nahm also eine völlig andere Haltung gegen die 35 T'ang an. Die Abwehr dieses Überfalls zog sich bis in das folgende Jahr hin, dann aber fiel der neue Khagan der Hui-ho oder Uiguren, T'u-mi-tu, mit mehreren anderen Stämmen über die abtrünnigen Tardusch her, verjagte ihren Beherrscher und verleibte dessen Gebiete seiner Herrschaft ein. Der Rest des Volkes wurde 648 im Altai von dem türkischen General 40 Tschí-schi Ssě-li im Auftrage der Regierung von Tsch'ang-ngan völlig aufgerieben. Von nun ab treten die Uiguren, ursprünglich ein Stamm, dann zu einem großen Volke anwachsend, stark in den Vordergrund des Geschehens und bleiben vorläufig zuverlässige Bundesgenossen der Chinesen

- gegen die West-Türken. Wegen ihrer Tapferkeit werden sie von den T'ang-Kaisern geschätzt und gefürchtet. Als T'ai tsung im Herbst 646 sich nach Ling tschou, südlich von Ning-hia unweit des Grenzwalles, begab, wohl um die Zustände aus eigener Anschauung kennen zu lernen, konnte
- 5 er schon auf dem Wege dorthin in dem kleinen Orte Fou-yang (das heutige King-yang am King-Flusse wenig nördlich von Tsch'ang-ngan) die Abgesandten der Uiguren und zwölf anderer Türk-Stämme empfangen, die ihm huldigten und meldeten, daß die verräterischen Tardusch sich nach ihrer Niederlage zerstreut hätten, „so daß niemand mehr wisse, wo sie
- 10 seien“. In Ling tschou wiederholten sich die Huldigungen aller Stämme der Tölös für den „von Gott berufenen Khagan“ in so begeisterter Form, daß der erfreute Herrscher dort einen Denkstein mit einer Inschrift setzen ließ. Bei der Güte und Großherzigkeit des Kaisers braucht man die Szene nicht für gemacht zu halten, darauf deutet schon die Tatsache, daß die
- 15 Völker „bis weit im Norden der Wüste“ die Einrichtung der chinesischen Verwaltung willig hinnahmen, wenn man den Angaben der Chinesen, daß sie sogar darum baten, keinen Glauben schenken mag. So wurden die weiten Gebiete von Nord-Schan-si und Nordost-Kan-su nach Nordwesten bis zum Orkhon in sechs Gouvernements (*tu-tu fu*) und sieben Präfekturen
- 20 (*tschou*, s. unten) mit Militär- und Zivilgouverneuren eingeteilt. Das Land der Uiguren im engsten Sinne hieß fortan das Gouvernement Han-hai. Alle diese Gouvernements wurden einem „Schutzherrn“ (Generalgouverneur) unterstellt, der in Yen-jan, dessen Lage ganz unsicher ist, seinen Sitz hatte.
- 25 Gestützt auf diese fest geschlossene Bundesgenossenschaft der Tölös-Völker, konnte es T'ai tsung unternehmen, seine Macht auch im Tarim-Becken weiter nach Westen vorzuschieben. Bei dem Kampfe gegen Yen-k'i hatte der König von Kuei-tsë (Kutscha), der den Namen Su-fa-tie (Swarnatöp, wie bei Kutscha gefundene Holztafeln ausweisen) führte, dem ersteren
- 30 Beistand geleistet. Auch hier war der Druck der West-Türken auf den ganz buddhistischen und wenig kriegerischen Staat die Ursache, denn noch 630 hatte derselbe König eine Gesandtschaft an den Hof geschickt. Nach dem Tode Su-fa-ties suchte dessen Bruder und Nachfolger Ho-li-pu-schi-pi (Haripuspa?) zwar wieder Fühlung mit den T'ang, aber T'ai tsung sah,
- 35 daß er seine Herrschaft dort auf festeren Grund stellen mußte. So sandte er 647 ein Heer von 100000 Tölös-Kriegern unter dem nordtürkischen General A-schi-na Schê-ör, einem Sohne Tsch'u-lo Khagans, und dem Tölös-Fürsten K'i-pi Ho-li (s. oben S. 360) zusammen mit dem Ngan-si-Generalgouverneur Kuo Hiao-k'ö nach Westen. Nach einem für den
- 40 Angreifer erfolgreichen Kampfe nicht weit von der Stadt Kutscha, bei dem der König Ho-li-pu-schi-pi selbst zugegen war, flüchtete dieser nach Westen, nachdem die meisten seiner Beamten schon vorher die Stadt verlassen hatten. Die Tölös-Generale setzten ihm nach, und A-schi-na Schê-ör schloß ihn in seinem Zufluchtsorte, der Stadt Po-huan (Aksu), ein,

während Kuo Hiao-K'ö Kutscha besetzte. Nach einer mehrwöchigen Belagerung gelang es dem türkischen Heerführer, den König gefangen-zunehmen, und nun begann die planmäßige Besetzung des ganzen Landes, wobei — was trotz der damals hoch entwickelten Kultur des Landes kaum glaublich erscheint — „sieben große Städte mit mehreren Zehntausenden 5 von Männern und Frauen“ zerstört sein sollen, während an „über siebenhundert kleine Städte“ die Aufforderung gerichtet wurde, sich zu unterwerfen. In Kutscha selbst wurde von A-schi-na Schê-ör der Bruder von Ho-li-pu-schi-pi als König eingesetzt. Inzwischen aber hatte ein entschlossener Minister des Königs, der aus der belagerten Stadt entwichen 10 war, ein Heer aus West-Türken und Eingeborenen des Landes gebildet und einen Überfall auf Kuo Hiao-k'ö unternommen. Dieser selbst nebst seinem Sohne fiel im Kampfe, und nur mit Mühe gelang es den chinesischen Unterführern, der Panik ihrer Truppen Herr zu werden und schließlich die Gegner zu überwältigen. A-schi-na Schê-örs Erfolg war von großer 15 Wirkung. „Die Westlande wurden mit Schrecken erfüllt, und die West-Türken sowie die dem Generalgouvernement unterstellten Staaten lieferten dem Heere jetzt Lebensmittel“, sagen die Annalen (*T'ang schu* Kap. 221^a fol. 20r^o).

Ende 648 war der Krieg gegen Kutscha beendet, und T'ai tsung konnte 20 mit Befriedigung auf das Erreichte zurückblicken. Der gefangene König und seine Großen wurden, wie es den Grundsätzen des Herrschers entsprach, ehrenvoll aufgenommen und mit hohen Würden bekleidet. „Spielzeug ist die Freude der Kinder“, so meinte T'ai tsung, „Schmuck die der Frauen, Warenaustausch die der Kaufleute, hohe Stellungen die der 25 Gelehrten und Beamten, Kampf und Sieg die der Heerführer, Frieden und Einheit aber sind die Freude der Kaiser und Könige“. In dem Munde dieses Mannes waren die Worte keine Phrase. T'ai tsung hatte den Machtbereich des „Himmelssohnes“ wieder um ein gewaltiges Stück nach Norden und Westen vorgeschoben, schon hatte er die Grenzen wieder erreicht, 30 wo einst die Macht der Han unter dem großen Eroberer Wu ti ihr natürliches Ziel und Ende fand.

Natürlich konnte er seine groß angelegte innerasiatische Politik, deren Ziel die Niederzwingung der türkischen Macht zur Voraussetzung hatte, nur dann durchführen, wenn das Reich im Innern gefestigt, und — woran 35 die Han es hatten fehlen lassen — eine erträgliche Lage der Bevölkerung gesichert war. Unter Kao tsu war dieser Zustand nicht erreicht und wäre wohl auch nie erreicht worden: abgesehen davon, daß nur durch T'ai tsungs Klugheit und Tatkraft die Bestrebungen der übrigen Usurpatoren der Macht so rasch erstickt und die von den Türken drohenden Gefahren 40 abgewehrt werden konnten (s. oben S. 351ff.), würde auch ein damals anhebender verhängnisvoller Zwiespalt innerhalb der regierenden Familie selbst bei der unsicheren und wankelmütigen Haltung Kao tsus bald Alles in Frage gestellt haben, wenn nicht T'ai tsung im Augenblick höchster

Gefahr entschlossen eingegriffen hätte. Li Schi-mins (T'ai tsungs) überragende Rolle und glänzenden Erfolge vor, bei und nach der Gründung der Dynastie hatten die Eifersucht seiner Brüder Li Kien-tsch'êng, des Thronfolgers, und Li Yuan-ki, des jüngeren (s. oben S. 345), hervor-
5 gerufen, und die beständigen Intriguen und Verleumdungen beider, denen sich natürlich eine Schar auf künftigen Lohn spekulierender Kreaturen angeschlossen hatte, bei dem schwachen Vater hemmten die Tätigkeit des leidenschaftlich für Reich und Familie wirkenden genialen Bruders in unerträglicher Weise. Wenn der türkische Feind die Hauptstadt bedrohte,
10 rief man den Unentbehrlichen zu Hilfe, und wenn die Gefahr gebannt war, verdächtigte man ihn heimlicher Umtriebe. Der Haß der Brüder verdichtete sich zu Anschlägen gegen das Leben des Gefürchteten, und Kao tsu selbst wurde in die Wühlereien gegen den Sohn hineingezogen. Als im Jahre 626 der neue Einbruch der Türken in das Wei-Tal erfolgte (s. oben S. 353),
15 und Li Yuan-ki mit seiner Abwehr beauftragt wurde, beschloß dieser gemeinsam mit Li Kien-tsch'êng, gewaltsam einen Wandel der Dinge herbeizuführen und Li Schi-min, vermutlich samt dem ewig unentschlossenen Vater, aus dem Wege zu räumen. Li Schi-min wurde von einer Schar seiner Getreuen jetzt flehentlich gebeten, mit Rücksicht auf die äußerst
20 gefährdete Lage des Staates den Verschwörern zuzukommen und das ganze Intriguengewebe mit dem Schwerte zu zerstören. „Tag und Nacht redeten sie eindringlich auf ihn ein“, so berichten die T'ang-Annalen (*K. T'ang schu* Kap. 64 fol. 6v⁰), „und sagten zu ihm: die Lage drängt, und wenn Ihr nicht handelt, wie es die Stunde verlangt, so müssen die
25 Götter des Landes (d. h. das Reich) zu Schaden kommen. Hat nicht der Herzog von Tschou, der doch ein Heiliger war, erbarmungslos gegen sein eigen Fleisch und Blut gehandelt und um des großen Zieles willen, um die Götter des Landes zu retten, seine Blutsverwandten vernichtet?“ (s. I, 113). Unter dem Druck der Lage: der Feind vor den Toren der Hauptstadt,
30 im Innern drohende Empörung und Bürgerkrieg, beschloß Li Schi-min zu handeln. Aber er war kein Mann des Meuchelmordes, sondern was er tun mußte, tat er im Licht des Tages. Er setzte den Vater von dem Ernst der Lage in Kenntnis, dieser, seiner Natur gemäß, war verzweifelt, suchte zu beruhigen, versprach eine Untersuchung und beauftragte Andere mit
35 einer Ausgleichung. Aber die Dinge waren über diese Mittel hinaus: am folgenden Tage trafen die drei Brüder, jeder mit einer Schar Bewaffneter, ob zufällig, ist nicht zu erkennen, außerhalb des Palastes aufeinander; Yuan-ki schoß zuerst, Schi-min erwiderte und traf Kien-tsch'êng tödlich; in dem sich entspinrenden Kampfe wurde auch Yuan-ki erschlagen, die
40 Soldaten beider flüchteten. Hinsichtlich dessen, was nun folgte, sind die Berichte der Annalisten offenbar darauf bedacht, den Kaiser T'ai tsung von jedem Anschein der Schuld frei zu halten. Sie beschreiben eine sentimentale Szene, wie der verzweifelte Li Schi-min von seinem Vater liebevoll getrostet wird. Dieser erscheint auch hier wieder als der phlegmatische,

ewig ängstliche Schwächling, dem alles Ungewöhnliche lästig, jedes Handeln-
müssen verhaßt ist. Die hohen Würdenträger preisen Li Schi-mins große
Verdienste und klagen über die Verworfenheit seiner Brüder, sie beantragen
die Ausrottung ihres gesamten Familien-Anhanges und die Übertragung der
Staatsgeschäfte an den Helden, der das Reich gerettet hat. Kao tsu ist 5
mit Allem einverstanden, die Söhne der beiden Brüder werden hingerichtet,
Li Schi-min wird zum Thronfolger mit unbeschränkten Befugnissen ernannt.
Zwei Monate später entsagt Kao tsu dem Throne, der Thronfolger wird
Kaiser. Kao tsu genießt die ersehnte Ruhe bis zu seinem 635 erfolgten
Tode. 10

Die blutigen Ereignisse von 626 waren sicherlich kein Ruhm für die
junge Dynastie und deuten auf wenig Verständnis des alten Geschlechts
für seine neue Aufgabe. Aber an T'ai tsung bleibt, soweit wir nach den
Quellen urteilen können, kein Makel. Dieser Mann hat durch sein ganzes
Leben hundertfach bewiesen, daß ihm Hinterlist und Ungerechtigkeit 15
ebenso fern lagen wie Grausamkeit und Härte, und wenn er sich zu Taten
entschloß, die vom konfuzianischen Sittlichkeitsgesetz als die schlimmsten
verdammt werden, so wird er vollauf gerechtfertigt dadurch, daß diese
Taten von der Notwendigkeit, nicht nur sein eigenes Leben und das der
Dynastie, sondern auch das Reich selbst aus schwerster Gefahr zu retten, 20
gebieterisch verlangt wurden. Die Folgen eines in diesem Augenblick ein-
tretenden Zerfalls der Familie wären unabsehbar gewesen. Wir haben
Beispiele genug kennen gelernt, um dafür einen Maßstab zu erhalten. Die
Türken würden sich unverzüglich der Hauptstadt bemächtigt und ihre
hochstrebenden Khagane in Nord-China ihre Herrschaft aufgerichtet haben, 25
das T'ang-Reich würde nicht aufgeblüht, die Zerreißung in Nord und Süd
sofort wieder eingetreten sein. Die Vernichtung der Nachkommenschaft
der beiden Brüder muß nach chinesischen Anschauungen und Staats-
maximen beurteilt werden: die Rache der Söhne würde neue Wirren für
den Staat hervorgerufen haben, diese Gefahr mußte gebannt werden, so 30
sehr sich auch unser sittliches Gefühl dagegen auflehnt. Ob Kao tsus
Thronentsagung freiwillig war, wird uns nicht berichtet; wenn sie er-
zwungen wurde, läßt sich auch dagegen keine Einwendung erheben: die
gefährliche Lage, die T'ai tsung klar übersah, duldete einen schwachen
Herrscher so wenig wie einen Zwist in der Regierung. Die Chinesen urteilen 35
im allgemeinen nicht anders. Das blutige Familiendrama, das den größten
Herrscher ihrer glorreichen Dynastie auf den Thron brachte, hat sie natürlich
stark beschäftigt und ist viel erörtert worden. „Die Geschichtschreiber
der T'ang haben es aufgezeichnet“, sagt das *Fa-ming* (zu *wu-tè* 9. Jahr),
„das *Kang-mu* hat es vermerkt, und die früheren Gelehrten haben es 40
erörtert. Alle kommen zu dem Schlusse, daß die Tat berechtigt war.“
Nur die Ausrottung der Familien findet keine Entschuldigung. Sie ist ihm
ein Flecken in dem strahlenden Bilde des so viel Segen spendenden Herr-
schers, „eine Rache, die nicht einleuchten will“.

- Nachdem T'ai tsung die beherrschende Macht Inner-Asiens nicht nur zur Unterwerfung, sondern auch zur Verehrung gezwungen hatte, war das Reich zu einer Bedeutung für ganz Asien emporgestiegen, wie sie unter keinem seiner Vorgänger erreicht war. Überallhin, weit über die unterworfenen Gebiete hinaus, spannen sich, gewollt oder ungewollt, die Fäden des chinesischen Einflusses, strahlte der kriegerische Ruhm und die verfeinerte Kultur des großen Reiches im Osten, und die Erzeugnisse fremder Welten, stofflicher wie geistiger Art, strömten zurück. Hier wurde Weltpolitik größten Stiles getrieben.
- 10 Mit dem persischen Herrschergeschlecht der Sassaniden in Ktesiphon bestanden freundschaftliche Beziehungen schon seit den Zeiten der Wei in der Mitte des 5. Jahrhunderts (s. oben S. 209). Seitdem hatten die West-Türken die persischen Provinzen wiederholt überfallen und geplündert, und als die türkische Macht infolge der inneren Streitigkeiten und der
- 15 chinesischen Siege zerfiel, drangen die Araber (Ta-schi) erobernd ein, verjagten gemeinsam mit verräterischen Satrapen des Landes den König Jezdgerd III. und machten schließlich der Herrschaft der Sassaniden ein Ende. Über die Vorgänge hierbei haben die chinesischen Quellen nur sehr knappe und zum Teil unrichtige Angaben. Man findet aber Ersatz
- 20 in den viel ausführlicheren Berichten der arabischen Geschichtswerke. Die Annalen (*T'ang schu* Kap. 221^b fol. 15v^o) u. a. verzeichnen nur, daß Jezdgerd im Jahre 638 eine Gesandtschaft nach Tsch'ang-ngan schickte, und vergessen nicht, hervorzuheben, daß er lebende Wiesel (oder Iltisse) mitsandte, deren Aussehen und Eigenschaften dann beschrieben werden.
- 25 Aber über Veranlassung und Erfolg der Gesandtschaft erfährt man nichts. Es wird dann weiter erzählt, daß Jezdgerd von den Großen seines Landes vertrieben wurde und nach Tochāristān flüchtete, auf dem Wege dahin aber von den Arabern angegriffen und getötet wurde. Sehr viel genauer sind die arabisch-persischen Quellen. Ibn al Aṭīr, ein zuverlässiger Chronist
- 30 des 12. und 13. Jahrhunderts, berichtet, daß Jezdgerd jahrelang, von den Statthaltern immer wieder vertrieben, herumirrte, schließlich nach Merw kam und von dort „an die Herrscher von China, Ferghana, Kabul und Chazar schrieb und um Hilfe bat“. Und Abūl-Qāsim schildert auf Grund älterer Nachrichten 1322, wie Jezdgerd später, von den Arabern bedrängt,
- 35 die Krone seines Vorfahren Chosrau Anuschirwans sowie die Edelsteine und Juwelen, die in der Schatzkammer waren, nach China, oder, wie Andere meinen, nach Kaschmir bringen ließ (nach China sind sie offenbar nicht gekommen), wie er dann landflüchtig herumzog, auf der Flucht vor dem Statthalter von Chorāsān in eine Mühle kam, dort Unterkunft suchte und
- 40 „von einem Unbekannten getötet wurde“. „Dies trug sich zu im 31. Jahre der Hedschra (= 651)“. Das tragische Ende dieses letzten der Sassaniden muß in Persien noch lange ein viel behandeltes Thema gewesen sein, denn auch der Dichter Firdausi (10. Jahrh.) sagt in seinem *Schahnāme*, daß der heimatlose König in einem Briefe erklärt habe, er wolle nach Merw

gehen und von dort an den Khagan der Türken und an den *fagfūr* (Übersetzung von *devaputra* = *t'ien tsē* „Sohn des Himmels“) von China schreiben, um von ihnen Hilfe zu erbitten. Und an einer anderen Stelle des *Schahnāme* heißt es, daß Jezdgerd zu seiner Umgebung gesagt habe, er werde eine Tochter des *fagfūr* von China heiraten, um auf diese Weise ein Bündnis mit diesem zu erlangen. Es kann somit keinem Zweifel unterliegen, daß die Gesandtschaft von 638 den großen T'ai tsung um Hilfe angehen oder womöglich gar die Hand einer chinesischen Prinzessin erbitten sollte. Das Ganze ist kennzeichnend für den Ruhm des fernen Weltherrschers und die mit chinesischen Prinzessinnen getriebene Politik. T'ai tsung konnte sich natürlich auf ein Unternehmen gegen den vordringenden Islam in solcher Ferne nicht einlassen, es scheint, nach dem Schweigen der chinesischen Chronisten zu schließen, überhaupt nicht in Erwägung gezogen zu sein. Mit dem Untergange der Sassaniden kam das persische Reich in die Hände der muhammedanischen Araber. Der Sohn Jezdgerds III., Pirüz, 15 der nach dem Tode seines Vaters sich weiter in Tochāristān aufhielt, schickte im Jahre 654 abermals eine Gesandtschaft „zur Meldung seiner schwierigen Lage“ nach Tsch'ang-ngan, aber auch der inzwischen zur Regierung gelangte Kao tsung lehnte mit Rücksicht auf die weite Entfernung eine Hilfe ab. Schon drei Jahre vorher, 651, hatte „der Fürst der Ta-schi, *Han-mi* 20 *mo-mo-ni*“ (*Emir al-mumenin*, „der Beherrscher der Gläubigen“, d. h. der Kalif Othman), ebenfalls eine Gesandtschaft an den Kaiserhof geschickt, über deren Zweck nichts mitgeteilt wird. Es war dies, wie die T'ang-Annalen (*T'ang schu* Kap. 221^b fol. 19r⁰) ausdrücklich sagen, die erste Anknüpfung amtlicher Beziehungen zu China. Das selbstbewußte Auftreten der 25 Gesandten — sie weigerten sich mit Erfolg, den Kotou zu vollziehen (s. unten) — mag Kao tsung die Ablehnung der persischen Bitte haben ratsam erscheinen lassen. Die Araber scheinen dann ihre Angriffe eine Zeit lang eingestellt zu haben, aber im Jahre 661 erging ein neuer Hilferuf des um sein väterliches Reich kämpfenden Pirüz nach Tsch'ang-ngan. Es traf sich 30 gerade, daß Kao tsung in Turkistan eine neue Provinzialeinteilung vornehmen lassen wollte (s. unten), und so befahl er, auch die Zustände in Persien bei dieser Gelegenheit zu regeln. Man erklärte Persien zu einem Militärgouvernement (*tu-tu fu*) und Pirüz zum Gouverneur mit dem Sitz in Tsi-ling (Zereng in Seistan an der Grenze von Afghanistan?). Es kann 35 sich natürlich nur um einen Titel gehandelt haben, denn dieses „Gouvernement“ lag außerhalb des eigentlichen Persien, und selbst in jenem entlegenen Winkel ließen die Araber dem neuen chinesischen „Gouverneur“ keine Ruhe. Sie vertrieben ihn sehr bald, und schließlich flüchtete er nach China; Anfang 675 traf er in Tsch'ang-ngan ein und stellte sich unter den 40 Schutz von Kao tsung, der ihn mit Wohlwollen aufnahm. Im Jahre 679 (nach *K. T'ang schu* Kap. 198 fol. 26r⁰ im Jahre 678) wurde der Ministerialvizepräsident P'ei Hing-kien vorgeblich beauftragt, an der Spitze einer Heeresabteilung Pirüz' Sohn Narses (chines. Ni-nie-schi) nach dem Tode

seines Vaters (nach *K. T'ang schu* den P'irüz selbst) wieder nach Persien zu geleiten und dort als König einzusetzen. Tatsächlich mußte der Prinz nur als falsche Flagge für eine Kriegslist dienen: P'ei Hing-kien sollte in Wahrheit westtürkische Stämme, die sich erhoben hatten, niederwerfen; 5 um sie zu überraschen, wurde vorgespiegelt, das gegen sie ausgesandte Heer solle nur den persischen Prinzen zurückführen. Die List gelang, P'ei Hing-kien nahm die türkischen Führer gefangen, als sie sich zum Besuch in seinem Lager einfanden; aber damit war auch seine Aufgabe gelöst und das Interesse an dem Perser erloschen. Er ließ ihn in der Stadt 10 Sui-schi (— Sūj, die Stadt Tokmak, am Oberlauf des südwestlich vom Jssy-kul entspringenden Flusses Tschu gelegen) zurück und kehrte heim. Ni-nie-schi blieb über zwanzig Jahre in Tochāristān, in sein Land ließen ihn die Araber natürlich nicht. Im Jahre 708 begab er sich wieder an den Hof der T'ang und blieb dort bis zu seinem bald danach erfolgten Tode.

15 Infolge dieser langjährigen Berührungen mit dem Reiche der Sassaniden war schon zur Wei-Zeit mit den zahlreichen Gesandtschaften (wir haben nicht alle aufgezählt) auch die Lehre Zarathuštras (im Chinesischen Su-lu-tsch) nach China gelangt. Sie wird von den Chinesen als „die Lehre vom Feuer-Gott“ (*hien schên* oder *huo hien*, d. h. Mazdäismus) bezeichnet und 20 muß vom Anfang des 6. Jahrhunderts ab auch ihren Kultus in China gehabt haben. Mehr als hundert Jahre später folgte, auch von Persien aus, die Lehre der „chaldaeischen Christen“ (chinesisch *Ta-ts'in king kiao*, „die strahlende Lehre von Chaldaea“ (— Ktesiphon-Seleukia), d. h. der Nestorianer, die nach der Verdammung ihrer Lehre auf dem Konzil zu Ephesus 25 431 in Persien und dem Zweistromlande („Chaldaea“) Unterkunft fanden und in Selenkia ihren eigenen Patriarchen (Katholikos) hatten. Sie fanden unter T'ai tsung freundliche Aufnahme, konnten, ebenso wie die Mazdäer, in Tsch'ang-ngan Kultstätten errichten und ihre Religion allmählich weiter verbreiten (s. unten). Von den Arabern (*Ta-schi*, die *Tāžik* der Perser) 30 wird zwar die erste Gesandtschaft in den T'ang-Annalen erst unter dem Jahre 651, also nach T'ai tsungs Tode, erwähnt, aber es wäre seltsam, wenn der letztere nicht durch seine persischen Schützlinge von der neuen Religion Muhammeds erfahren haben sollte, die ihre fanatisierten Anhänger in den Stand setzte, das Reich der Sassaniden zu überrennen. Indessen 35 zuverlässige Nachrichten über irgend welche kultische Tätigkeit der Muslime in China besitzen wir für das 7. Jahrhundert nicht; was im 8. darüber nachträglich berichtet wird, ist Legende. Ein wirkliches Eindringen des Muhammedanismus ist erst später mit arabischen Hilfstruppen im Nordwesten und mit den arabischen Kaufleuten auf dem Seewege über Süd- 40 China erfolgt (s. unten).

Eine Gesandtschaft des Patriarchen von Fu-lin (Ost-Rom = Konstantinopel?) brachte zum ersten Male im Jahre 643 Geschenke und nahm Gegengeschenke mit zurück. Wir kennen die politischen Beweggründe dieses Schrittes nicht, da die chinesischen Chronisten, wie gewöhnlich,

wohl die Geschenke aufzählen, aber nichts über die wirkliche Bedeutung sagen. Indessen kann die Gesandtschaft als Maßstab dienen für den Ruhm der neuen Dynastie. Immer neue Staatsgebilde tauchen in dem ruhelos brausenden Völkermeere auf und treten, angelockt durch den Glanz des großen Herrschers, für kürzere oder längere Zeit in das Halb- 5 dunkel chinesischer Auslands-Geschichte. Wir können es hier nicht unternehmen, alle die Stämme und Staaten aufzuführen, die in den Tributbringer-Listen der Annalen erscheinen, sie verteilen sich auf die gesamten Ländermassen vom Ozean bis zum oströmischen Reiche, von den Grenzgebirgen Sibiriens bis nach Vorder-Indien und Tongking, Korea und die 10 japanischen Inseln eingeschlossen. Zum ersten Male hören wir hier von dem Volke der Kirgisen, das allerdings, einer flüchtigen Erwähnung im *Weï lio* (s. I, 408) zufolge (*Weï tshi* Kap. 30 fol. 32^r), den Chinesen bereits in der Mitte des 3. Jahrhunderts bekannt gewesen sein muß. Damals werden sie als im Nordwesten von K'ang-kü (Samarkand I, 341) wohnend 15 gemeldet und Kien-ku(n) genannt; die T'ang-Annalen (Kap. 217^b fol. 17^r) dagegen nennen sie Kie-kia-ssë und verlegen ihre Wohnsitze nach „dem Westen von Hami und dem Norden von Karaschar, an die Abhänge der weißen Berge“ (des T'ien schan). Sie müssen danach mehr südöstlich von den Steppen gesessen haben, die sie heute bewohnen. Als sie vernahmen, 20 daß ihre Nachbarn, die Tölös (d. h. die Sir-Tardusch und die Uiguren, s. oben S. 354), die Oberherrschaft der T'ang anerkannt hätten und in freundschaftlichem Verhältnis zum Kaiserhofe ständen, schickten sie im Jahre 648 eine Gesandtschaft mit Geschenken. Ihr Führer bat, allerdings, wie die T'ang-Annalen berichten, „vom Wein umnebelt“, um einen 25 Beamtenrang, worauf T'ai tsung das Land zu einer Präfektur Kien-kun und den Antragsteller zum Gouverneur davon machte. Die Kirgisen, die wegen ihrer „roten Haare und grünlichen Pupillen“ (*T'ang hui yao* Kap. 100 fol. 5^v) den Chinesen besonders interessant gewesen zu sein scheinen, sind noch bis in die Mitte des 8. Jahrhunderts mit ihnen in Verbindung 30 geblieben, dann wurden sie von den Uiguren unterworfen, und damit hörte die Möglichkeit dazu auf. In der Zwischenzeit scheinen sie aber für die chinesische Kultur große Bewunderung gehabt zu haben.

Ein anderes Volk, das für die Chinesen von weit größerer Bedeutung geworden ist, taucht zu T'ai tsungs Zeit angeblich aus der unzugänglichen 35 Bergwildnis am Ostabhang des tibetischen Hochlandes auf. Es bildet sich aus der ungeformten Volksmasse der K'iang oder Si K'iang („West-K'iang“) heraus, die uns während der vergangenen Jahrhunderte oft begegnet sind und schon im Altertum mit den kolonisierenden Chinesen Berührungen hatten (I, 36f.). Das neue K'iang-Volk hat den Namen 40 T'u-fan, und seine Wohnsitze befinden sich zunächst in dem auch heute noch kaum erforschten Gebiete, das im Norden, Westen und Südwesten vom oberen Huang ho begrenzt wird, bis dahin, wo der Fluß unter dem Namen Matschu aus dem Felsengebirge des ersten Tsi-schi schan (I, 6)

heraustritt, d. h. also in dem wilden Berglande südlich von dem Bezirk Si-ning. Die erste Geschichte der T'u-fan, aus denen das zeitweilig sehr mächtige und dem chinesischen Reiche gefährliche Volk der Tibeter hervorgegangen ist, verliert sich im Dunkeln. Die älteren T'ang-Annalen

5 sagen, man kenne den Ursprung des Volkes nicht, die neueren aber wollen wissen, daß „einer der 150 Stämme der Si K'iang den Namen Fa K'iang gehabt und westlich vom Si-tschi-Flusse gewohnt habe (Si-tschi ist ein alter Name des erwähnten vom Huang ho umflossenen Gebietes). Sein

10 Stammvater habe Hua (oder Ho)-t'i Po-si-ye geheißen, er sei ein tatkräftiger, kriegertischer und sehr kluger Mann gewesen und habe allmählich die K'iang-Stämme geeint, wobei er sich auf jenes Gebiet gestützt habe. Fan und fa seien aber dicht bei einander liegende Laute, daher hätten sich seine Söhne und Enkel T'u-fan genannt, während ihr Sippenname Po-si-ye gewesen sei“ (*T'ang schu* Kap. 216^a fol. 1r⁰). Beide Annalen

15 berichten dann noch von einer anderen Überlieferung. Der Sien-pi-Fürst T'u-fa Li-lu-ku von Nan Liang, der im Jahre 402 starb, hatte zum Nachfolger seinen Bruder Nu-t'an (s. oben S. 186f.), da sein Sohn Fan-ni noch zu jung war. Als dann Nu-t'an von K'i-fu Tsch'i-p'an von Si Ts'in, ebenfalls einem Sien-pi (s. oben S. 111), im Jahre 414 vernichtet wurde, suchte

20 Fan-ni mit dem Rest seines Stammes Zuflucht bei dem Hunnenfürsten Mêng-sün, der ihn zum Gouverneur von Lin-sung (westlich von Ho hien in Kan-su) machte. Nach Mêng-süns Untergang (ungenau! s. oben S. 197f.) zog Fan-ni mit den Seinen nach Westen, „überschritt den Tsi-schi und gründete unter den K'iang einen Staat, der sich über 1000 li erstreckte.

25 Durch seine Macht und seine Güte wurde er bald berühmt, so daß alle K'iang-Stämme ihn verehrten“. „Er änderte dann seinen Sippennamen in Su-po-ye (so!), während T'u-fa die Bezeichnung des Staates wurde. Diesem Namen hat man dann irrtümlicherweise die Form T'u-fan gegeben“ (*K. T'ang schu* Kap. 196^a fol. 1r⁰f). Diese Überlieferung ist schon

30 wegen verschiedener sachlicher Unrichtigkeiten ganz unglaublich. Wäre sie zutreffend, so würde die Gründung des tibetischen Reiches auf das tungusische Geschlecht der T'u-fa (s. oben S. 112) zurückgehen und der Ursprung der tibetischen Staatsbildung in einer ganz besonders öden und schwer zugänglichen Hochgebirgswildnis des östlichen Kuku-nor-

35 Gebiets zu suchen sein, in einer Gegend, die auch heute noch von räuberischen und gewalttätigen Nomadenbanden bewohnt wird, die sich nach den Schilderungen europäischer Reisender weder der tibetischen noch der chinesischen Regierung fügen. Die lautliche Ähnlichkeit von T'u-fan und T'u-fa scheint hier ebenso schöpferisch gewesen zu sein wie die von Fa

40 K'iang und Fan. Nicht besser begründet ist vorläufig die Verbindung des Namens Tibet mit T'u-fan, dessen zweiter Bestandteil auch die Aussprache *po* (ohne alten Endkonsonanten) hat und der tibetischen Bezeichnung *bod* für das eigene Volk entsprechen soll. Die tibetische Überlieferung, die allerdings auch nur aus Legenden und Mythen besteht, weist dem gegen-

über auf die Gegend am Yar-lung-Flusse, der an der Grenze von Blutan entspringt und südlich von Lhasa in den Tsang-po mündet, als das Gebiet, wo der erste König von Tibet gewählt worden sei, damit er den ununterbrochenen Fehden der Stämme ein Ende mache. Dazu paßt auch die Angabe in den T'ang-Annalen aus der Zeit der ersten Beziehungen 5 dieses Königs zu den Chinesen, daß die Tibeter „für gewöhnlich ihren Herden nachziehen und keinen festen Wohnsitz haben; doch gibt es hier und dort umwallte Städte, die Hauptstadt, wo der König wohnt, heißt Lo-so (Lha-sa)“. Im übrigen lernen wir auch aus den tibetischen und mongolischen Aufzeichnungen, die erst viel später entstanden sind, nichts 10 geschichtlich Greifbares. Auch mit der Einführung des Buddhismus, die vermutlich in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts von Indien und Kaschmir aus erfolgte (s. unten), kommen wir noch nicht auf gesicherten Boden, und außer einer Reihe von Namen erhalten wir nur Legenden buddhistischen Ursprungs, in denen die Reihe der Könige auf Buddhas Geschlecht 15 der Śākya oder auch auf den indoskythischen König Aśoka (I, 406) zurückgeführt wird. Die T'ang-Annalen heben hervor, daß das Volk keine Schrift habe, und daß gekerbte Holzstücke und geknotete Schnüre für Zwecke von Vereinbarungen dienten. Erst mit dem Buddhismus ist auch die indische Schrift in Tibet eingeführt und hier dem einheimischen Idiom 20 angepaßt worden. Zuverlässige Nachrichten erhalten wir erst durch die Chinesen, und diese schildern das Volk nach den ersten Berührungen als außerordentlich kriegerisch, tapfer und todverachtend, aber auch als nahezu kulturlose Wilde, so daß von den späteren einheimischen und mongolischen Aufzeichnungen geschichtlich Brauchbares nicht zu er- 25 warten ist.

Die ersten Berührungen mit den Chinesen müssen gleich zu Beginn der T'ang-Zeit stattgefunden haben, und sie waren, wie nicht anders zu erwarten, kriegerischer Natur. Die T'u-fan waren damals bereits ein mächtiges und gefürchtetes Volk, das, wie Ssë-ma Kuang sagt, „andere Staaten 30 auffraß, über weite Länder gebot und Zehntausende von Kriegern hatte“. So berichten zuerst die T'ang-Annalen unter dem Jahre 623 lakonisch, daß, „die T'u-fan Fang tshou (südwestlich vom Kuku nor) zerstörten“. Dieser Einbruch aber wird nicht der einzige in dem westlichen Grenzlande gewesen sein. Kao tsu unternahm nichts zu dessen Schutze, und auch 35 T'ai tsung war in den ersten Jahren seiner Regierung viel zu sehr mit der Türkenfrage beschäftigt, als daß er es jetzt mit diesem neuen und offenbar sehr gefährlichen Gegner hätte aufnehmen mögen. Zu jener Zeit herrschte der berühmteste unter den älteren tibetischen Königen, Srong-btsan sgam-po, chinesisch K'i-tsung-lung-tsan oder K'i-su-nung, der bei seinem 40 Regierungsantritt (629 nach mongolischer Angabe) noch ein Knabe von dreizehn Jahren war. Er muß als der eigentliche Begründer des Staatswesens gelten, indem er chinesische und indische Kultur in das Land brachte, von Indien den Buddhismus und die Schrift einführte und, selbst

ein tapferer und kühner Mann, „die benachbarten Staaten, sowie die Yang-t'ung- und K'iang-Stämme seiner Herrschaft unterwarf“.

Es ist begreiflich, daß T'ai tsung diesen Mann nicht zum Feinde haben wollte und bald freundschaftliche Beziehungen zu ihm anknüpfte. Wie
 5 diese zustande kamen, ist nicht klar. Die T'ang-Annalen berichten, daß Srong-btsan sgam-po im Jahre 634 eine Gesandtschaft mit Geschenken nach Tsch'ang-ngan schickte, daß T'ai tsung seinerseits einen Vertrauensmann zu ihm gesandt habe, um mit ihm ein gutes Einvernehmen herzustellen, und daß dieser sehr gut aufgenommen sei. Da der König gehört
 10 habe, daß die T'u-küe sowohl wie die T'u-yü-hun chinesische Prinzessinnen erhalten hätten, habe er dem zurückkehrenden Abgesandten Boten mit reichen Geschenken mitgegeben, die gleichzeitig die Hand einer Prinzessin erbitten sollten. Der Kaiser habe aber diese Bitte abgelehnt, und die Boten hätten dem Könige gemeldet, Alles sei zuerst gut gegangen und die er-
 15 betene Heirat zugesagt worden, dann aber sei der Fürst der T'u-yü-hun gerade zu Hofe gekommen und habe die Heirat hintertrieben. Der König habe darauf die T'u-yü-hun mit Heeresmacht angegriffen, diese seien, unfähig zum Widerstande, nach dem Kuku nor entflohen, und hätten ihre Herden den T'u-fan überlassen müssen. Darauf habe er sich auf die Tang-
 20 hiang und andere K'iang-Stämme gestürzt und schließlich mit einem Heere von über 200000 Mann in Sung tschou (am oberen Min-Fluß, südlich von Sung-p'an t'ing im nordwestlichen Ssé-tsch'uan) gelagert. Von dort habe er eine neue Gesandtschaft an den Kaiser geschickt und ihm mitteilen lassen, daß er gekommen sei, um die Prinzessin in Empfang zu nehmen,
 25 den Seinen aber habe er gesagt, daß er, wenn sie ihm verweigert würde, das Land verwüsten würde. Der Gouverneur von Sung tschou sei ihm mit seinen Streitkräften entgegengetreten, aber von den Tibetern zurückgeschlagen worden, worauf die Grenzbevölkerung in großes Ungemach geraten sei. T'ai tsung habe hierauf ein Heer von 50000 Mann gegen die
 30 Tibeter gesandt, dies habe ihnen eine schwere Niederlage beigebracht und sie zum Rückzuge gezwungen. Auf eine Entschuldigungsgesandtschaft des Königs hin habe dann T'ai tsung im Jahre 641 die Heirat zugestanden und die Prinzessin Wèn-tsch'êng dazu bestimmt.

Der Bericht erweckt in seinem ersten Teile den Verdacht, daß er für
 35 chinesische Bedürfnisse zugestutzt ist. Beide Annalenwerke lassen es (sicher mit Absicht) unklar, ob T'ai tsung oder der König zuerst eine Gesandtschaft geschickt habe. Der Würde des „Himmelssohnes“ wäre es in den Augen der Chinesen abträglich gewesen, wenn man ihm die erste Annäherung an den „Barbaren“ zugeschrieben hätte. Tatsächlich wird
 40 aber eine solche vom Kaiser ausgegangen sein. T'ai tsung verfügte über die Kunst der Menschenbehandlung in einem solchen Maße, daß er sich über derartige Erwagungen im Interesse der Sache rasch hinwegsetzte. Ihm mußte, schon im Hinblick auf die großen noch nicht gelösten turkistanischen Fragen, mehr daran gelegen sein, das streitbare Volk in den

schwer zugänglichen Grenzgebieten des Westens, das ihm den Zugang zu den „Westlanden“ sehr erschweren konnte, zum Freunde zu haben, als einen zweifelhaften Triumph kaiserlicher Würde zu erzwingen. Wir können also annehmen, daß T'ai tsung durch einen Gesandten dem König Srong-btsan sgam-po Freundschaft anbieten ließ, und daß dieser zur Be- 5 siegelung der Freundschaft, wie üblich, die Hand einer Prinzessin forderte. Die Art aber, wie man diese Bitte behandelte, erinnerte bedenklich an die berüchtigten Methoden P'ei K'ü (s. oben S. 332ff.). Wir haben früher gesehen, wie man mit den T'u-yü-hun und ihrem tapferen Fürsten Fu-yün, dessen Weidegründe im Gebiet von Si-ning ebenso wie die der Tang-hiang 10 im Westen an das Land der T'u-fan angrenzten, unter Kaiser Yang ti verfahren war. Kao tsu hatte nach seinem Regierungsantritt, um einen der zahlreichen Thronprätendenten, der in Nord-Liang sein Reich gründen wollte, durch die T'u-yü-hun beseitigen zu lassen, mit diesen Freundschaft geschlossen und ihnen nach Erreichung seines Zweckes 15 hochmütig den Rücken gekehrt. Die Folge war, als T'ai tsung zur Regierung kam, ein wütender Plünderungszug der T'u-yü-hun in die chinesischen Nachbargebiete. T'ai tsung warf ihnen ein aus Grenzsoldaten und Tang-hiang-Leuten gebildetes Heer entgegen, konnte ihrer aber zunächst nur mit Mühe und unvollständig Herr werden. 20 Im Jahre 634, also in dem gleichen Jahre, in dem die Verhandlungen mit den T'u-fan stattfanden, erfolgte ein neuer feindseliger Akt der T'u-yü-hun, indem sie die kaiserlichen Gesandten festsetzten. T'ai tsung bemühte sich vergebens, zu einem freundschaftlichen Verhältnis mit ihnen zu kommen, schließlich mußte im folgenden Jahre Li Tsing mit einer stärkeren, meist 25 aus T'u-küe bestehenden Heeresmacht nach dem Kuku-nor-Gebiet entsandt werden. Er riß die vermutlich von den T'u-fan schon zermürbten T'u-yü-hun völlig auf, der greise Fu-yün versuchte, mit einer kleinen Schar nach Westen durch die Bergwildnis, angeblich nach Khotän, zu entkommen, sah sich aber schließlich jeder Nahrungsmöglichkeit beraubt 30 und beging Selbstmord. Von da ab unterstellten sich die T'u-yü-hun unter ihrem neuen Khagan, einem Fürsten aus der Mu-jung-Sippe, den T'ang, und dies Verhältnis blieb während T'ai tsungs Lebenszeit bestehen, doch konnten sich die Mu-jung nur mit Hilfe der chinesischen Waffen in der Herrschaft halten. Ihre Fürsten trugen einen chinesischen Adelsrang, 35 und im Jahre 640 wurde dem Khagan No-ho-po, der nach der Ermordung seines Vaters auf diesen gefolgt war, auch eine chinesische Prinzessin zur Gemahlin gegeben, also erst ein Jahr bevor auch dem König der Tibeter sein Wunsch erfüllt wurde.

Diese Angaben, die den gleichen T'ang-Annalen (*K. T'ang shu* Kap. 198 40 fol. 10r^{ff.}) entnommen sind, rücken die Meldung von der Hintertreibung einer Heirat des Königs durch den Fürsten der T'u-yü-hun in ein bedenkliches Licht. Es hat den Anschein, als habe man die T'u-fan auf diese Weise, ebenso wie 608 die Tölös, gegen die gerade damals sehr lästigen

T'u-yü-hun aufreizen wollen. Das paßt freilich garnicht zu T'ai tsungs Abneigung gegen derartige Hinterlistigkeiten, aber es ist nicht unmöglich, daß einer der klugen Minister in Tsch'ang-ngan meinte, auf diese oft erprobte Art die Barbaren durch die Barbaren bekämpfen zu können.

- 5 Die Prinzessin Wên-tsch'êng hat sich in Tibet eine bedeutungsvolle Stellung geschaffen: sie lebt in der einheimischen Überlieferung fort als die Begründerin der Kultur und Verbreiterin des Buddhismus. König Srong-btsan sgam-po hatte außer ihr noch eine nepalesische Prinzessin zur Gemahlin, die sicherlich nicht weniger an der Einführung der indischen
- 10 Religion beteiligt gewesen ist, und beide sind später im lamaistischen Pantheon zu Verkörperungen der Gattin des Avalokiteśvara (s. oben S. 298f.) geworden. Ob der Buddhismus in Tibet wirklich erst infolge des Einflusses der beiden Prinzessinnen von Indien eingeführt wurde, oder ob er bereits vorher durch nepalesische Missionare bekannt geworden
- 15 war, ist heute nicht mehr festzustellen. Jedenfalls hat die chinesische Prinzessin in Tibet die Kultur ihres Landes in größerem Umfange eingeführt als die Nepalesin die von Indien, und auch den Buddhismus hat sie, wenn nicht eingeführt, jedenfalls mit großem Erfolge gefördert. Für sie entstanden die feste Stadt und der Palast zu Lhasa, nach ihrem Vor-
- 20 bilde wurden chinesische Kleidung und chinesische Sitten eingeführt, unter ihrem Einfluß sandte der König die Söhne der Vornehmen in die Schule der Aristokraten (*kuo hūo*, s. oben S. 22f.), „damit sie dort das *Schi king* und *Schu king* studierten“, und „lud konfuzianische Gelehrte ein, damit sie seine Schriftstücke und Berichte redigierten“. Auch unter T'ai
- 25 tsungs Nachfolger hat Srong-btsan sgam-po seinem Volke weitere Kulturmittel aus China zugeführt: er erbat sich Eier der Seidenraupen, Weinpressen, sowie Arbeiter für die Bereitung von Papier und Tusche. Zweifellos ist es zumeist das Wirken der beiden Frauen gewesen, das dem rauhen und wilden Hochlande mit seiner ebenso rauhen und wilden Bevölkerung die
- 30 beiden Kulturwelten, die chinesische und die indische, nahe gebracht hat, und der starke Einfluß beider ist bis zum heutigen Tage sichtbar geblieben. Von beiden Seiten ist auch der Buddhismus in das Land getragen worden, und er hat allmählich die ältere einheimische Bon-Religion verdrängt oder aufgesaugt, einen Kultus zahlreicher Naturgötter und Dämonen mit ab-
- 35 stoßenden rohen und blutigen Gebräuchen, der auch wieder fremde, meist persische Elemente enthält. Die neue Religion, besonders in ihrer späteren lamaistischen Entartung, zu der die Bon-Religion ihr gutes Teil beigetragen hat, ist bestimmend geworden für das ganze weitere Schicksal des Landes, für seine Verfassung, seine Kultur und sein geistiges Antlitz. Die Züge dieses
- 40 letzteren zeigen eine Vermischung des alten und des neuen Wesens, dessen Ausdruck, wenigstens in Religion, Kunst und Lebensform, so ungebündigt und unheimlich ist wie die Wildnis des Landes, die ihn vielleicht mit bedingt. Selbst der Konfuzianismus hat hier, von Äußerlichkeiten abgesehen, nicht viel Raum gewinnen können.

T'ai tsung hat es aber durch seine kluge Nachgiebigkeit zur rechten Zeit verstanden, die Anhänglichkeit auch dieses wilden Volkes zu gewinnen und zu erhalten, und sie sollte sich ihm sehr bald als äußerst nützlich erweisen. Der Kaiser war, wie die T'ang-Annalen (*T'ang schu* Kap. 221^a fol. 25v^{off.}) berichten, mit dem mächtigen indischen Könige Śīlāditya 5 (chines. Schi-lo-yi-to) von Kānyakubja, dessen Hauptstadt die gleichnamige Stadt, das heutige Kanauj (auf dem Süd-Ufer des oberen Ganges in der Nordwest-Provinz) war, in ein freundschaftliches Verhältnis gekommen. Im Jahre 636 war der Pilger Hūan-tsang auf seiner großen Indienreise (s. unten) bei ihm gewesen und hatte in begeisterten Worten die Macht 10 und die Tugenden des Herrschers von „Mahāchīna“ gepriesen. Der König, der sich im Jahre 641 zum König von Magadha (chines. Mo-k(ua)-t'o) d. h. wohl hier vom ganzen Ganges-Gebiet erklärt hatte, sandte daraufhin eine Gesandtschaft an den Hof T'ai tsungs. Dieser erwiderte die Höflichkeit mit einem Schreiben, das er durch einen Offizier, Liang Huai-k'ing, über- 15 bringen ließ. Śīlāditya erhielt hierdurch einen so starken Eindruck, daß er abermals eine Gesandtschaft an den großen Herrscher schickte, die vermutlich weitere Zeugnisse seiner Ergebenheit übermitteln sollte. Um diese Gesandtschaft zurückzugeleiten und zugleich dem Könige ein weiteres Schreiben des Kaisers zu überbringen, wurde im Jahre 643 der Präfekt 20 Li Yi-piao mit einer Eskorte von zweiundzwanzig Mann nach Indien geschickt. Im Gefolge des Gesandten befand sich auch ein Offizier Namens Wang Hūan-ts'è, der offenbar starke buddhistische Neigungen hatte und mit viel Andacht auch die heiligen Stätten Nord-Indiens besuchte. Etwa 646 (das Datum ist nicht sicher) kehrte die Gesandtschaft über Nepal nach 25 Tsch'ang-ngan zurück. Bald danach — die unmittelbare Veranlassung erfahren wir nicht — wurde Wang Hūan-ts'è mit einer kleinen Eskorte von dreißig Mann abermals nach Magadha als Bote von T'ai tsungs Freundschaft geschickt. Inzwischen war aber Śīlāditya gestorben, und der König A-lo-na-schun von Na-fu-ti (Tirabhukti, nördlich von Magadha) hatte 30 sich des Thrones bemächtigt. Er bereitete dem chinesischen Gesandten einen üblen Empfang, fiel mit seinen Truppen über die kleine Schar her, die natürlich dem ungleichen Kampfe nicht gewachsen war, und machte Alle zu Gefangenen. Wang Hūan-ts'è gelang es indessen, zu entkommen und das Land der T'u-fan zu erreichen, wo er sogleich bereitwillige Hilfe 35 fand. König Srong-btsan sgam-po gab ihm 1200 Mann auserlesener Truppen mit, und der König von Nepal gesellte noch 7000 Reiter dazu (zweifelloos hatte auch hier wieder der Einfluß der beiden Gemahlinnen mitgewirkt). Mit dieser Streitmacht wandte Wang sich wieder gegen den König A-lo-na-schun. Nach kurzem Ansturm eroberte er die Hauptstadt, richtete ein 40 furchtbares Blutbad unter dem Volke an und nahm schließlich den König mit seiner ganzen Familie gefangen. Er schleppte seine lebende und tote Beute mit nach Tsch'ang-ngan, wo er im Jahre 648 eintraf.

Es ist leicht zu ermessen, wie durch diese kühne Tat des chinesischen

Gesandten das Ansehen des großen östlichen Herrschers im ganzen Ganges-Becken und darüber hinaus gesteigert worden sein muß. Sie war nur möglich geworden durch die sofortige Hilfe der tibetischen und nepalesischen Fürsten, und diese wiederum konnte nur durch Hinweis auf das
 5 Vasallenverhältnis zum „Himmelssohn“ erlangt werden; erst T'ai tsung Klugheit und gewinnende Haltung aber schufen dieses Verhältnis. Zahlreiche Städte des nördlichen Indien — wenn es auch nicht 580 gewesen sein mögen, wie die T'ang-Annalen behaupten — huldigten dem fremden Würdenträger, der so über die Machtmittel der Staaten gebieten konnte,
 10 und die kleinen Landesfürsten beeilten sich, Proviant für das Heer und Geschenke für ihn selbst zu liefern. Ein Vasall Śīlādityas, der König Bhāskara Kumāra (chines. Schi Kiu-mo = Śrī Kumāra) von Kāmarūpa (chines. K'ia-mu-lu, in Assam), der sich schon als großen Verehrer Hūan-tsangs gezeigt hatte, sandte ebenfalls Geschenke für den Kaiser, darunter
 15 anscheinend eine Karte des Landes (*ti t'u*), und bat um eine Statue des Lao tsē, von dem ihm vermutlich der Pilger viel erzählt hatte. Schon Li Yi-piao hatte er früher um eine Übersetzung des *Tao-tē king* gebeten, und T'ai tsung hatte diesem Ersuchen gern entsprochen. Hūan-tsang selbst, der inzwischen (645) in die Heimat zurückgekehrt war, wurde durch
 20 ein Edikt beauftragt, durch einen aus buddhistischen und taoistischen Gelehrten bestehenden Ausschuß die Übersetzung besorgen zu lassen. Sie ist auch unter großen Schwierigkeiten zustande gekommen, aber ob sie jemals in die Hände des Königs Kumāra gelangt ist, wissen wir nicht.

T'ai tsung hat somit nicht bloß Turkistan, das zwar schon zur Han-Zeit
 25 von Kaiser Wu ti tributpflichtig gemacht, aber während der letzten Jahrhunderte doch nur in lockerer Verbindung gehalten, zeitweilig dem chinesischen Einfluß ganz entglitten war, wieder in enge und feste Verbindung mit der Zentrale gebracht, sondern auch das bis dahin kaum bekannte Tibet in die Reichsphäre neu hineingezogen und damit China an die indische
 30 Kulturwelt herangeschoben. Den buddhistischen Pilgern folgte die politische Macht des Mittelreichs sogar über den Himalaya bis an die heiligen Stätten von Nord-Indien.

Nur im Osten war es, wo auch T'ai tsungs geschickte und starke Hand keine klaren Verhältnisse mehr hat schaffen können, so wenig
 35 wie dies seinen Vorgängern von der Sui-Dynastie möglich gewesen war. Der Anlaß zum Eingreifen in die dortige Entwicklung war zweifach, aber in jedem Falle weit mehr moralischer als praktisch-politischer Art. Im Jahre 642 vollzog sich in Kao-li eine blutige Palast-Revolution. Ein ehrgeiziger Minister mit Namen Ts'üan Kai-su-wên (oder Ho-su-wên?),
 40 dem jedes Mittel zur Erreichung seiner Ziele recht war, hatte sich im Lande alle Machtbefugnisse angemaßt, so daß seine Amtsgenossen ihn beim König verklagten. Er kam aber allen Planen gegen ihn durch eine Gewalttat großen Stiles zuvor. Unter dem Vorwande einer militärischen Besichtigung lud er alle Minister und Würdenträger zu einem

Bankett und ließ sie bei dieser Gelegenheit sämtlich — über hundert Personen — durch die Soldaten umbringen. Dann ging er in den Palast und erschlug den König Kien-wu. An seiner Stelle berief er dessen Neffen Tsang auf den Thron und machte sich selbst zum obersten Kanzler (*mo-li-tschü*). Die T'ang-Annalen (*K. T'ang schu* Kap. 199^a fol. 4r⁰) entwerfen 5 ein unheimliches Bild von diesem Gewaltmenschen, der alles mit Furcht und Schrecken erfüllte und dem „seine Umgebung nicht in das Gesicht zu sehen wagte“. T'ai tsung erfuhr — so berichtet Ssë-ma Kuang — von der Tat durch einen Bericht des Militär-Gouverneurs von Ying tschou (Liao-si, östlichstes Jehol-Gebiet und westlicher Teil von Schêng-king) am 10 Ende des Jahres und erwog im Jahre darauf, ob er nicht den Usurpator zur Rechenschaft ziehen sollte. Aber da er während der letzten Jahre bereits die Hilfsquellen des Reiches für die türkischen und anderen inner-asiatischen Unternehmungen hatte stark in Anspruch nehmen müssen, so widerstrebte es ihm, für einen neuen Krieg nach einer ganz anderen Richtung 15 der Bevölkerung wiederum Lasten aufzuerlegen. Er schlug seinen Ministern vor, die Stämme der K'i-tan und Mo-ho (s. oben S. 110 u. 317) im Jehol-Gebiet und der mittleren Mandschurei gegen Kao-li in Bewegung zu setzen. Die Minister widerrieten und empfahlen, vorläufig eine versöhnliche Haltung einzunehmen und abzuwarten, ob die Lage in Kao-li sich 20 nicht klären und beruhigen würde. T'ai tsung, immer zur Milde bereit, stimmte gern zu; er sandte eine Beileidsbotschaft zum Ableben des Königs und ernannte den neuen König Tsang zum Fürsten von Liao-tung und König von Kao-li. In diesem Augenblicke aber traf eine Gesandtschaft aus Sin-lo ein, dessen König den Vasallentitel Fürst von Lo-lang (I, 325) 25 führte, und bat um Hilfe gegen die Vergewaltigung von Seiten der beiden Staaten Kao-li und Pek-tschiei, die bereits einen großen Teil des Landes erobert hätten. Nachdem der gemeinsame Anschlag Kao-lis und Sin-los gegen Pek-tschiei sich als unausführbar erwiesen hatte, weil diesem die Hilfe Japans zur Seite stand (s. oben S. 315), hatte Kao-li die andere 30 Seite als die aussichtsreichere gewählt, und nun stand Sin-lo der vereinigten Macht aller gegenüber. Jetzt sah T'ai tsung, daß ihn die sittliche Pflicht des Weltherrschers zum Handeln zwang. Er sandte den Minister Siang-li Hüan-tsiang mit einem Ultimatum nach Pyöng-yang, in dem sofortige Einstellung der Feindseligkeiten gegen Sin-lo verlangt wurde, widrigenfalls 35 im nächsten Jahre ein chinesisches Heer einrücken würde. Kai-su-wên, der an Stelle des machtlosen Königs die Verhandlungen führte, lehnte die kaiserliche Aufforderung ab, da es sich bei den Maßnahmen gegen Sin-lo nur um Wiedergewinnung der von letzterem weggenommenen Gebietsteile handele. T'ai tsung zögerte nicht, sein Wort wahr zu machen, als er die 40 Meldung seines Gesandten erhielt. Die Minister waren geteilter Ansicht: Tsch'u Sui-liang, der aufrechte Gelehrte und berühmte Kalligraph, riet in Erinnerung an die Erfahrungen Yang tis (s. oben S. 339 ff.) dringend von einem Kriege gegen das schwer zugängliche Land ab; Li Tsi (s. oben

S. 355) sprach dafür, die Notwendigkeit einer Festigung der Verhältnisse im Norden erfordere den Schritt. T'ai tsung blieb fest im Bewußtsein der Verpflichtung des Weltherrschers. „Kai-su-wèn“, erklärte er, „hat seinen Fürsten ermordet, die hohen Beamten zu Tode gebracht und das Volk
 5 grausam unterdrückt. Jetzt trotzst er auch meinen Befehlen und vergewaltigt das benachbarte Land. Es ist meine Pflicht, ihn zur Rechenschaft zu ziehen“. Und zwar beharrte er darauf, in Person diese Strafexpedition zu führen.

Zwei Armeen von 40000 und 60000 Mann unter dem Oberbefehl von
 10 Tschang Liang, einem bis dahin bewährten Ministerialpräsidenten, und von Li Tsi, nebst einer Flotte von 500 Schiffen wurden aufgestellt. Im Anfang des Jahres 645 begann der Vormarsch nach Norden, die Flotte sollte von Lai-tschou in Schan-tung aussegeln und sich gegen den Dai-tong-Fluß und Pyöng-yang wenden. Zahlreiche türkische Abteilungen und
 15 andere fremde *socii*, meist aus Kan-su, waren den Heeren eingeordnet, Sin-lo sowie die Stämme der nördlich benachbarten Hi (früher K'u-mo-hi genannt, s. oben S. 110) und K'i-tan wurden aufgefordert, gegen Kao-li zugleich vorzugehen; dagegen kämpften, wie sich nachher herausstellte, die Mo-ho auf Seiten der Koreaner. In Yu tschou (dem heutigen
 20 Yung-p'ing, nordöstlich von Tientsin) sollten sich die Heere und der Troß versammeln. Schonung der Bevölkerung wurde zur strengen Pflicht gemacht. Die Anlage des Feldzuges war also die nämliche wie früher unter Wèn ti und Yang ti. T'ai tsung selbst begab sich im Frühling 645 nach Yu tschou, nachdem er seinen Sohn, den Prinzen Li Tschü, seit
 25 643 Thronfolger, mit dem Schutze der Hauptstadt betraut hatte. Als der Liao-Fluß erreicht war, begann sofort der erbitterte Widerstand der Koreaner. Alle Städte waren stark befestigt und auf den Kampf vorbereitet, trotzdem gelang es Li Tsi, die Stadt Kai-mou (das heutige Kai-p'ing) zu nehmen und sich der gesamten Bevölkerung — über 20000
 30 Menschen — nebst allen Vorräten zu bemächtigen. Tschang Liang, der zusammen mit der Flotte operierte, bekam den durch seine Lage auf fast allen Seiten geschützten Platz Pei-schê (s. oben S. 341) durch Überumpelung in seine Hände und schickte die ersten Abteilungen gegen den Yalu vor. Sehr schwere Kämpfe entwickelten sich dann aber im Norden,
 35 je weiter Li Tsi nach Osten vordrang. Die Sümpfe und Schlammfelder auf der linken Seite des Liao-Flusses in einer Ausdehnung von mehr als 200 *li* machten das Vorwärtskommen für Menschen und Tiere fast unmöglich, und nur mit Hilfe von Dämmen und Brücken konnte der Vormarsch bewerkstelligt werden. Die Stadt Liao-tung tsch'êng (Liao-yang),
 40 an der früher Yang ti's Angriff zerschellt war, leistete tapferen Widerstand, aber schließlich gelang es den Chinesen bei starkem Südwind, durch Brandpfeile einen Mauerturm in Flammen zu setzen und durch Ausdehnung des Feuers die Stadt zur Übergabe zu zwingen. Zehntausend Tote und ebenso viele Gefangene bei den Gegnern waren das Ergebnis. Nunmehr rückte man

gegen die durch Berge und Wasser stark befestigte Stadt Pai-yai oder Pai-yen, 40 km östlich von Liao-tung tsch'êng. Auch hier entspannen sich wütende Kämpfe, ehe die Kapitulation erfolgte, und T'ai tsung hatte seine Truppen dadurch zum Äußersten angespornt, daß er ihnen versprochen hatte, alles, was an Menschen und Gütern in der Stadt sei, solle ihnen 5 gehören. Als aber die Stadt fiel, erklärte er, er könne das Gemetzel unter der Bevölkerung und die Wegschleppung der Frauen nicht ertragen, er würde aber die Soldaten aus den Beständen seiner Schatzkammern reichlich entschädigen. Auch sonst wird noch mancher edle Zug des großen Mannes hier im Felde sichtbar. Die Türken in dem chinesischen Heere hatten sich 10 durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet, und T'ai tsung, der ihnen ohnehin immer wohl gesinnt war, zeigte ihnen bei jeder Gelegenheit seine Hochschätzung. Einer der Offiziere, ein Verwandter Hie-li Khagans (s. oben S. 352 ff.), dem er, um ihn zu ehren, seinen eigenen Familiennamen verliehen hatte, und der nun Li Ssë-mo hieß, war in den Kämpfen vor Pai-yen durch 15 einen Pfeilschuß verwundet worden. T'ai tsung beugte sich selbst hernieder und saugte ihm das Blut und das Gift aus der Wunde, was natürlich bei den Soldaten große Begeisterung hervorrief. Ein anderer „Barbar“, der Tölös K'i-pi Ho-li (s. oben S. 360 u. 364), war gleichfalls im Handgemenge durch einen Lanzenhieb schwer verwundet worden, hatte aber trotzdem 20 weiter gekämpft. T'ai tsung behandelte selbst seine Wunde, und als der koreanische Krieger, der ihm diese beigebracht hatte, gefangen war, überwies der Kaiser ihn seinem Schützling, damit er ihn eigenhändig tötete. Aber der Türke war nicht weniger ritterlich als der Chineser. „Dieser Mann“, erklärte er, „hat im Dienste seines Herrn unserem blanken Stahl getrotzt 25 und mich verwundet. Er ist ein treuer und tapferer Soldat, ich trage keinen Haß gegen ihn“. Damit ließ er ihn frei. Die Annalen sind nicht reich an solchen Taten des Edelmut. — Nach dem Fall von Pai-yen wandte man sich gegen Ngan-schi (etwa 45 km nordöstlich von dem heutigen Kai-p'ing), einen ebenfalls stark befestigten Platz. Nördlich davon 30 stieß man auf ein bedeutendes Heer aus Koreanern und Mo-ho-Leuten (die angegebene Zahl von 150000 wird weit übertrieben sein), doch glückte es durch geschickte Taktik unter T'ai tsungs Oberbefehl, der selbst einen Heeresteil führte, in dem bergigen Gelände die feindliche Macht zu zerteilen und unter schweren Verlusten zur Auflösung zu bringen. Es gelang T'ai 35 tsung durch sein gewinnendes Wesen, die beiden Befehlshaber der vereinigten koreanischen und Mo-ho-Armee nach der Niederlage zu freiwilliger Unterwerfung zu bringen; von ihren Truppen bestimmte er 3500 Koreaner zur Übersiedlung nach dem Inlande für den Militärdienst, die übrigen ließ er frei, nur von den Mo-ho, die er für Verräter erklärte, ließ er, entgegen 40 seiner Gewohnheit, 3300 umbringen. Aber die Belagerung der mit leidenschaftlicher Erbitterung verteidigten Stadt verursachte unüberwindliche Schwierigkeiten. Keiner der verlustreichen Angriffe gegen die Mauern führte zum Ziel, lange Wochen vergingen, und der Herbst kam heran. Die

Nahrungsmittel wurden knapp, das Gras für die Pferde verdorrte, der eingeschlossene Gegner ließ keine Zeichen der Ermüdung erkennen, T'ai tsung wurde zweifelhaft, ob es sich lohne, den Krieg fortzusetzen. Tschang Liang hatte sich bei Kien-ngan, etwa halbwegs zwischen Pei-schê und Kai-p'ing, verschanzt und verhielt sich, kleinmütig geworden, völlig passiv. Ein Plan, sich mit ihm zu vereinigen, den Yalu zu überschreiten und Pyöng-yang zu nehmen, wurde erwogen, aber fallen gelassen. Das Ziel lag noch in zu weiter Ferne, T'ai tsung jammerte das zunehmende Elend von Heer und Bevölkerung, und im Oktober befahl er den Rückzug.

Die Heimkehr in dem jetzt rasch herannahenden Winter in den eisigen Stürmen wurde aber ebenso verlustreich wie der Krieg selbst, eine Erfahrung, die einst, wie wir früher sahen, auch Ts'ao Ts'ao hatte machen müssen (s. I, 426). Die Sumpf-Ebene des Liao und diesen selbst zu passieren bot für die ermüdeten Mannschaften und Tiere große Schwierigkeiten, Kälte, Schnee und Sturm rafften tausende hinweg. Als man in Yu tschou ankam, wurde Halt gemacht. Vierzigtausend Koreaner waren zwar getötet worden und angeblich nur zweitausend Chinesen im Kampfe gefallen, zehn koreanische Städte in Liao-tung hatte man erobert und siebzigtausend Einwohner in die Gefangenschaft geschleppt, aber wie viele Krieger auf dem Rückmarsche zugrunde gegangen waren, wird nicht berichtet. Nur vierzehntausend der feindlichen Einwohner waren in Yu tschou noch vorhanden, von den Pferden waren 70 bis 80 v. H. umgekommen. T'ai tsung empfand bitteren Kummer über den Mißerfolg: „Wäre Wei Tschêng (s. oben S. 308) noch am Leben“, rief er aus (er war 643 gestorben), „so hätte er diese meine Handlungsweise nicht zugegeben“. Als die koreanischen Gefangenen an die Soldaten verteilt werden sollten, hatte er solches Mitleid mit den auseinandergerissenen Familien, daß er sie sämtlich loskaufte und als freie Siedler unter dem Volke wohnen ließ. „Drei Tage hörte man ununterbrochen ihr Freudengeschrei“, sagen die Annalen. Im Frühling 646 traf der Kaiser in Tsch'ang-ngan ein, nachdem er auf der Reise noch eine schwere Furunkulose überstanden hatte, dazu hatte ihm der verräterische Einbruch der Sir-Tardusch (s. oben S. 363) noch große Sorge gemacht.

Aber alle Erkenntnis von der Schwierigkeit eines koreanischen Krieges, alle Erfahrungen, die er selbst wie seine Vorgänger mit den Hindernissen des Geländes und mit der zähen Tapferkeit der Bewohner gemacht hatte, konnten T'ai tsung nicht von der Überzeugung abbringen, daß er dort seine Aufgabe noch nicht erfüllt habe. Der Weltherrscher mußte den Fürstenmörder und Friedensbrecher züchtigen, er mußte es um so mehr, als er ihm zu trotzen wagte. Eine Gesandtschaft des Königs von Kao-li, die noch im Jahre 646 in Tsch'ang-ngan eintraf und unter Überreichung von zwei schönen Jungfrauen Vergebung erbat, wies er zurück. Als Erwiderung sandte er 648 nochmals, nach einer anderen Meldung sogar zweimal, eine Flotte in die Yalu-Mündung, die dort mehrere Ortschaften

verwüstete und die Bewohner tötete, sonst aber nichts erreichte. Der Sinn dieser Maßnahme ist bei T'ai tsungs Denkungsart nicht zu verstehen und kann nur durch seine starke Erbitterung erklärt werden. Aus dieser heraus entstand schließlich der Plan zu einer ganz großen Aktion gegen das unbotmäßige Land und seinen trotzigsten Usurpator Kai-su-wên. Eine riesige Armee von 300000 Mann sollte aufgestellt werden, nach Kiang-nan wurde Weisung gegeben, eine Flotte von großen Seeschiffen herzurichten, alle, auch die entferntesten Provinzen des Reiches sollten Truppen, Vorräte und Waffen liefern. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß T'ai tsung mit Aufbietung seiner gewaltigen Machtmittel sein Ziel erreicht und Kao-li vernichtet haben würde, wenn nicht sein Tod im Sommer 649 Allem ein Ende gemacht hatte. Die Trauer um sein Hinscheiden ließ vorläufig Alles, auch die koreanische Frage, völlig zurücktreten.

T'ai tsungs unbeugsame Haltung in diesem letzten großen Unternehmen, das seinen Truppen und seinem Volke schwere Opfer zumutete, Opfer, 15 über die er selbst, wie wir Ssë-ma Kuangs hier besonders warmherzigen Schilderungen entnehmen können, oft verzweifelt war, hat in der geschichtlichen Kritik wenig Verständnis gefunden. Besonders hart und verständnislos urteilt das *Fa-ming* (unter *tschéng-kuan* 19. Jahr): „Die Veranlassung zu T'ai tsungs Unternehmen gegen Liao-tung war gar nicht Kao-lis Unbotmäßigkeit und Kai-su-wêns Fürstenmord, sondern in Wirklichkeit wollte er seinem Ehrgeiz nachjagen, um sich vor dem Reiche zu rühmen, das war der einzige Grund. In seiner Jugend hatte er selbst die Erfahrungen Yang tis beobachtet, nun empfand er in seinem Innern das brennende Verlangen, seine Fähigkeiten zu zeigen, und war nur darauf bedacht, jenen zu über- 25 treffen. Das war der Grund, warum er Kai-su-wêns Verbrechen zum Vorwand nahm, um persönlich die Strafe zu vollziehen. Denn warum mußte er denn, während er mit der Unterwerfung der T'u-küe, der T'u-yü-hun, von Kao-tsch'ang und Anderen immer seine Generale beauftragt hatte, allein gegen Kao-li persönlich den Strafzug unternehmen? 30 T'ai tsungs wirkliches Tun bestand darin, daß er nach der Vergangenheit hin mit Yang ti um den Ruhm und in der Gegenwart mit seinen Untergebenen um das Verdienst ringen wollte. Er wollte alle Zeitgenossen überragen, niemand sollte an ihn heranreichen, aber — wer hätte es gedacht! — dieser unbedeutende Verbrecher war imstande, ihm zu widerstehen! . . . 35 Seine Ruhmsucht kannte keine Grenzen, darum zog er sich diese schmachvolle Niederlage zu. Schade um ihn!“ Wer die ausführliche Schilderung der Vorgänge vor und in dem Kriege bei Ssë-ma Kuang liest, der keine Veranlassung hatte, sie zu beschönigen, eine Schilderung, auf der die unsrige beruht, kann nur die Auffassung von T'ai tsungs Beweggründen 40 erhalten, die oben angegeben sind. Der Kaiser hat in seinem Leben unzählige Beweise dafür gegeben, daß ihm weit höher als der Ruhm die Gerechtigkeit stand, und daß bei seinem Vorgehen gegen Kao-li die sittliche Verpflichtung gegenüber dem Hilferuf eines vergewaltigten Landes be-

stimmend war, die für ihn mit dem universalistischen Weltstaatsgedanken untrennbar verbunden blieb. Daß er von diesem Gedanken beherrscht war, kann ihm, der ebenso in der konfuzianischen Gedankenwelt lebte wie seine Kritiker im 12. Jahrhundert, nicht verübelt werden. Vor dem Ausmarsch des Heeres 645 erklärte er seiner Umgebung: „Liao-tung war ursprünglich Gebiet des Mittelreiches, die Heere der Sui sind viermal ausgezogen und haben es nicht wiedergewinnen können. Wenn ich jetzt im Osten die Bestrafung durchführe, so will ich damit im Namen des Mittelreiches die Rache der Söhne (für ihre gefallenen Väter) vollziehen und ich will Kao-li von der Schmach befreien, keine Sühne für die Ermordung eines Fürsten und Vaters erhalten zu können. Auch herrscht in jedem Winkel jetzt Ordnung, nur dieses Land ist bisher nicht befriedet, darum will ich, bevor ich alt werde, mit meinen hohen und niederen Offizieren diese Aufgabe auf mich nehmen“ (*tschêng-kuan* 19. Jahr 3. Monat). Und die Worte, die er bei Ngan-schi zu einem der koreanischen Befehlshaber (s. oben S. 381) sprach: „Ich bin hierher gekommen, weil ein gewalttätiger Minister eures Landes seinen Fürsten ermordet hat und ich ihn zur Rechenschaft ziehen will; Schlachten zu schlagen lag ursprünglich nicht in meinem Sinn“, brauchen nicht als eine Kriegslist gedeutet zu werden; T'ai tsung hat oft genug gezeigt, daß er zu seinen Worten stand. Es ist aber Angesichts des harten Urteils überraschend, daß Tschu Hi und die Seinen jene Reden des Kaisers in ihrer Wiedergabe von Ssë-ma Kuangs Text unterdrückt haben.

Das Ergebnis des koreanischen Feldzuges war die Wiedergewinnung von Liao-tung für das „Mittelreich“ und seine Einteilung in die drei Bezirke (*tschou*) Liao, Kai und Yen, aber die eigentliche Kao-li-Frage blieb ungelöst. Einstweilen war Sin-lo weiteren Angriffen von Kao-li preisgegeben. Es könnte auffallen, daß T'ai tsung in Korea nicht mit den Angehörigen des Wo-Staaes (Japan) in Berührung gekommen ist, der doch beständig seine Hände in den Kämpfen dort hatte (s. oben S. 315), indessen dürfte dessen Einfluß bis nach Liao-tung niemals fühlbar geworden sein, und außerdem mag er Grund genug gehabt haben, sich den mächtigen Herrscher nicht zum Feinde zu machen. Die Beziehungen der Japaner zum chinesischen Kaiserhofe hatten seit der Han-Zeit (I, 327) niemals ganz aufgehört, so lose und fiktiv sie auch gewesen sein mögen. Die Annalen der chinesischen Südstaaten und der Sui führen zahlreiche Gesandtschaften von den Inseln auf, über deren Bedeutung, wenn man nach den äußeren Formen urteilen wollte, kein Zweifel bestehen könnte. Nicht nur daß die Gesandten reiche Geschenke bringen und keinerlei Unterschied zwischen ihnen und den sonstigen Tributbringern gemacht wird, es bezeichnet sich auch der Fürst ihres Landes in dem ältesten Schreiben, das uns von ihm überliefert ist (*Sung schu* Kap. 97 fol. 19^of.), selbst als „Untertan“ (*tsch'ên*), sein Land als „Lehenstaat“ (*fêng kuo*), den Kaiser als „First des Himmels“ (*t'ien ki*). Dieses Schreiben überbrachte eine Gesandtschaft im Jahre 478 an den

Schattenkaiser Schun ti von der Sung-Dynastie (s. oben S. 156f.). Wie alle fremden Fürsten war auch der japanische begierig nach chinesischen Titeln. Unter den Sung-Kaisern wurde es üblich, ihm den Titel „den Osten befriedender großer Feldherr (*ngan-tung ta tsiang-kün*) und König von Wo“ zu verleihen, auch findet sich der Zusatz „Generalgouverneur 5 (*tu-tu*)“, beauftragt mit der Leitung der militärischen Angelegenheiten der sechs Staaten Wo, Sin-lo, Jen-na, Kia-lo (kor. Kara oder Kaya), Ts'in-han und Mu-han“ (d. h. der koreanischen Staaten), später erscheinen noch andere, ähnliche Titel. Die Verleihungen zeigen, daß man in China vor der Sui-Zeit von den Verhältnissen in Japan wie in Korea sehr unklare 10 Vorstellungen hatte; diese Titel, die Japan die Oberherrschaft über Korea zusprechen, waren von den Gesandten erbeten und von den kümmerlichen Herrschern in Kien-ye ahnungslos bewilligt worden. Die Haltung des japanischen Herrschers änderte sich aber von der Zeit ab, wo aus den zahlreichen kleinen Stammes- oder Geschlechter-Gemeinschaften auf der 15 Süd- und der mittleren Hauptinsel ein wirklicher Staat mit Yamato im Süden der Hauptinsel Hondo als Kernstück wurde. Dies mag etwa von der 2. Hälfte des 4. oder dem Anfang des 5. Jahrhunderts ab unter dem auch noch halb sagenhaften Ōjin tennō und seinen Nachfolgern der Fall gewesen sein. Irgend etwas Genaueres über diese Vorgänge wissen wir 20 nicht, nicht einmal der Name des Staates, abgesehen von dem chinesischen Wo oder Wo-nu, ist uns bekannt. Sicher ist nur, daß im 4. Jahrhundert von Korea, namentlich von Pek-tschyei, und mittelbar von China die Elemente einer höheren Kultur nach den Inseln übertragen wurden, vor allem die chinesische Schrift und die Kenntnis der konfuzianischen Ethik. Der 25 unmittelbare Verkehr mit China, zunächst den Süd-Staaten und dann den Sui, brachte einen gewaltigen Einstrom chinesischer Kultur. Im Jahre 552 wurde noch von Korea aus der Buddhismus eingeführt, indessen traf auch hier, wie in China, die fremde Religion auf den Widerstand der einheimischen Kulte, und erst am Ende des 6. und im Anfang des 7. Jahrhunderts konnte 30 sie sich, vom Herrscher begünstigt, im Lande durchsetzen. Je mehr der Buddhismus sich ausbreitete, um so lebhafter wurde der Verkehr mit China, der sowohl durch amtliche Gesandtschaften, die auch mehrfach von den Sui- wie von den T'ang-Kaisern Erwiderung fanden, als auch durch buddhistische Mönche vermittelt wurde. So kamen der chinesische Kalender 35 und das System der chinesischen Jahresbezeichnungen (das heute noch besteht) nach Japan, eine Rangordnung der Beamten nach chinesischem Muster wurde eingeführt, ebenso chinesisches Zeremoniell und, das wichtigste von Allem, im Jahre 604 eine Art von Verfassung, deren ethische Grundlage ganz buddhistischen und konfuzianischen Geist atmet, bis dann 40 von 645 ab das gesamte Staatswesen nach dem Vorbilde der T'ang-Verfassung umgestaltet wurde, meist sogar unter Übernahme der chinesischen Bezeichnungen, aber doch auch unter Anpassung an heimische Verhältnisse. Buddhistische Gelehrsamkeit hielt durch die Reisen zahlreicher japanischer

und chinesischer Mönche während der T'ang-Zeit ihren Einzug in den neuen Staat, zumal T'ai tsung diese Kultur-Übernahme durchaus begünstigte. Wie nicht anders zu erwarten war, wurde auch die japanische Sprache durch Annahme der alphabetlosen Schrift und der überlegenen
 5 Kultur mit ihrer reichen Terminologie von Grund aus umgebildet, sicherlich nicht zum Vorteile ihrer weiteren Entwicklungsmöglichkeit.

Aber so willig sich der neue Staat dem chinesischen Kultur-Einfluß hingab, so wenig war er fernerhin bereit, sich so wie die anderen Tributstaaten in das universalistische System des Weltreiches einzufügen. Die
 10 Haltung der Gesandtschaften zur Sui- und T'ang-Zeit muß gegen früher stark verändert gewesen sein, wie die Annalen deutlich zeigen. Im Jahre 600, so berichtet das *Sui schu* (Kap. 81 fol. 14r⁰), kamen Gesandte von dem König von Wo (es war in Wirklichkeit die Kaiserin Suiko) an den Hof, und als der Kaiser (Wên ti) sie nach den Sitten ihres Landes fragte, sagten sie:
 15 „Der König von Wo hat den Himmel zum älteren und die Sonne zum jüngeren Bruder. Ehe der Himmel noch hell geworden ist, hört er die Regierungsgeschäfte, wobei er mit untergeschlagenen Beinen sitzt, und wenn die Sonne heraufkommt, hört er mit der Erledigung auf und sagt: jetzt beauftrage ich meinen jüngeren Bruder damit. Wên ti sagte: das ist
 20 ganz unvernünftig, und ermahnte die Gesandten, solche Bräuche abzustellen“. Und im Jahre 607 sprach die gleiche Fürstin in einem Schreiben an den Kaiser Yang ti von diesem als „dem Bodhitsattva-Himmelsohn westlich des Meeres“ und bediente sich der Eingangsformel: „Der Himmelssohn am Aufgang der Sonne sendet dem Himmelssohn am Niedergang der
 25 Sonne dieses Schreiben und wünscht ihm Heil“. „Als der Kaiser das las“, sagen die Sui-Annalen (a. a. O. fol. 16r⁰), „war er nicht erfreut und sagte zu dem Präsidenten des Amtes für die Tributleistungen: dieses Schreiben des Barbaren enthält ordnungswidrige Stellen, er soll nicht wieder berichten.“ Auch den chinesischen Namen für ihr Land lehnten die jetzt mit mehr
 30 Selbstbewußtsein erfüllten Insulaner ab, nachdem sie dank ihrer Kenntnis der chinesischen Schriftzeichen seine Bedeutung erfaßt hatten. (Wo-nu heißt „gleißnerische Sklaven“, gibt aber lautlich ein einheimisches Wort wieder, vgl. I. 327). „Im 1. Jahre *hien-hêng* (= 670)“, heißt es im *T'ang schu* (Kap. 220 fol. 26r⁰), „schickte (der König von Wo) Gesandte, die
 35 Glückwünsche zu der Unterwerfung von Kao-li (sie war im Jahre vorher erfolgt, s. unten) überbringen sollten. Als man dort in der Folgezeit die chinesische Sprache ein wenig gelernt hatte, haßte man den Namen Wo und änderte ihn in Ji-pên (d. h. Sonnenaufgang). Die Gesandten selbst sagten, ihr Land lage nahe der Gegend, wo die Sonne aufgehe, daher hatte
 40 es diesen Namen. Andere meinten, Ji-pên (Japan) sei ein kleines Land gewesen, das von Wo annektiert worden sei, und dieses habe sich dann den Namen angeeignet“. Das *K. T'ang schu* aber fügt hinzu (Kap. 199^a fol. 23v⁰): „Die Leute, die von Wo an den Hof kamen, pflegten hochfahrende Reden zu führen und nicht der Wahrheit gemäß zu antworten. Daher

hegte man in China Mißtrauen gegen sie“. Wie bereits früher bemerkt wurde (I, 327), ist Japan nach seiner Staatwerdung trotz aller kulturellen Abhängigkeit niemals in den Kreis der Tribut-Staaten des chinesischen Weltreiches eingetreten und hat sogar bewußt und ausdrücklich diese Tatsache betont. Der Grund, warum hier die konfuzianische universa- 5 listische Theorie versagen mußte, lag darin, daß in Japan selbst ein ähnliches Weltbild bestand: die Sonnengöttin ist die Stammutter der Könige, das Land der erwählte Herrschaftsbereich von ihren und ihres Bruders Nachkommen, somit bilden beide, Herrscher und Staat, ein auserwähltes Mittelstück inmitten einer weniger begünstigten Welt. Diese Vorstellung war 10 mit dem chinesischen Universalismus nicht zu vereinigen, und die chinesischen Kaiser haben es klugerweise niemals unternommen, die Einordnung mit Gewalt zu erzwingen. Das hat indessen den großherzigen T'ai tsung nicht gehindert, den japanischen Gesandtschaften immer sein Wohlwollen zu zeigen und ihre Wünsche zu fördern, obwohl der im Jahre 631 15 von ihm nach Japan geschickte Gouverneur von Sin tschou (die Gegend südlich vom heutigen Süan-hua in Nord-Ho-peï) mit dem Herrscher des Landes wegen der *li*, d. h. offenbar der zeremoniellen Formen, in Mißhelligkeiten geriet, wie sie eben bei den beiderseitigen unvereinbaren Auffassungen unvermeidlich waren. 20

T'ai tsungs Ruhm — von seiner menschlichen Größe abgesehen — beruht zwar in erster Linie auf seiner ungeheuren Erweiterung der beherrschten Gebiete, verbunden mit einer gewaltigen Machtfülle des geeinten Reiches, aber sein außenpolitisches Werk wäre nicht möglich gewesen, wenn er nicht im Innern eine unerschütterte Ordnung, eine vertrauens- 25 würdige Verwaltung und eine zufriedene Bevölkerung hinter sich gehabt hätte. Und auch hier steht seine Leistung nicht zurück. Persönlich anspruchslos und schlicht, von einer lauterer und gerechten Gesinnung erfüllt, stets auf Schonung und Wohlfahrt des arbeitenden Volkes bedacht, so hat er die Regierung im Innern geführt, wohlwollend, mit milder und doch 30 fester Hand.

Sofort, nachdem durch den ersten Vertrag mit Hie-li Khagan die unmittelbare Türkengefahr abgewendet war (s. oben S. 353), machte sich der damals kaum achtundzwanzig Jahre zählende Herrscher daran, die Zustände in Hofhaltung und Kultus umzugestalten und von allen Aus- 35 wüchsen zu säubern. Aus dem Harem des Palastes wurden über dreitausend Insassinnen entfernt, das zahllose Getier, das man in den Palastgärten hielt, ward freigelassen, das übliche Einsenden von Kostbarkeiten und seltenen Dingen untersagt. Die Beamten erhielten die Weisung, in ihren Berichten lediglich das zu sagen, was wichtig für die Zufriedenheit 40 des Volkes und für die Ordnung des Staates sei. Es ist kennzeichnend für den allem Geschraubten und Gekünstelten abholden Sinn des Monarchen, daß er anordnete, von einer „Tabuierung“ seines persönlichen Namens Schi-min in Schriftstücken abzusehen; es sei jetzt üblich geworden, Doppel-

vornamen zu führen, deren „Tabuierung“ sei aber mit großen Unbequemlichkeiten verbunden und verursache Willkürlichkeiten und Textentstellungen, man solle deshalb nur den Gebrauch beider Zeichen seines Namens in einer Verbindung vermeiden, nicht aber den jedes einzelnen
 5 von ihnen. Es wird danach kaum im Sinne T'ai tsung gewesen sein, wenn sein Sohn gleich nach seinem Regierungsantritt 649 die Bezeichnung *min pu* für das Volks- und Steuer-Ministerium (vgl. oben S. 255), der zur Sui-Zeit üblich gewesen war, mit Rücksicht auf den Namen seines Vaters in *hu pu* umwandelte. Das Gefüge der Verwaltung selbst hat T'ai tsung, ebenso
 10 wie jeder seiner Nachfolger, in allem Wesentlichen gelassen wie es war, von einzelnen Zusammenziehungen und Umbenennungen abgesehen. T'ai tsung kam es vor Allem auf das Wohl seiner Völker an, die Form der Verwaltung war ihm unwichtig, solange sie diesem Zwecke wirksam diene. Eine wichtige Maßnahme, die er im Interesse seiner Gesamtpolitik traf, war die
 15 sofortige Einführung der Provinzialverfassung in den neu zurückgewonnenen Gebieten Inner-Asiens (vgl. oben S. 360 u. 364). Sie war ihm ein unerläßliches Mittel, um diese Länder mit dem Reiche zu verschmelzen. Weitgehende Zentralisierung war ihm erster Grundsatz, und er war vorurteilsfrei genug, um keine Unterschiede in der Behandlung von „innen“ und „außen“
 20 zu machen (vgl. oben S. 364). Zum „von Gott berufenen Khagan“ hatten ihn die Türken ernannt, und Türken befanden sich, wie wir sahen, unter seinen vertrautesten Freunden, die Chinesen aber waren ihm von Anbeginn zuge-
 25 tan, ohne sich durch die Art, wie er den Thron erwerben mußte, irremachen zu lassen. „Im ganzen Reiche herrschte große Freude“, sagen die T'ang-An-
 nalen, als bekannt wurde, wie er den Palast säuberte und sich bestrebte, die öffentlichen Lasten zu erleichtern. Kein Zeitraum der chinesischen Ge-
 schichte ist denn auch betreffs innerer Unruhen, Aufstände, Palastintriguen und blutiger Sühne-Orgien inhaltsärmer als T'ai tsungs Regierungsjahre.

Die Bezwingung der Türkenmacht und die Wiedererschließung Turkistans
 30 brachten das Reich auch wieder in engste Beziehungen zu der Geisteswelt des Westens, und die leuchtende Gestalt des großen Herrschers zog die Sendboten aus den Kulturstätten Indiens, Irans und des Zweistromlandes an. Wir werden über die fremden Religionssysteme, Künste und Wissen-
 schaften, die in das T'ang-Reich einströmten und hier bei den Kaisern
 35 lange Zeit eine freundliche Aufnahme fanden, später noch mehr zu sagen haben. T'ai tsungs weltoffener Sinn und menschliche Güte schärften ihm den Blick für alles Schöne und Edle, woher es auch kam, und bei aller konfuzianischen Gelehrsamkeit, die ihn auszeichnete — Ssë-ma Kuang
 schildert uns, wie er bei Beratungen im Kronrat die Minister „durch seine
 40 Zitate aus Altertum und Gegenwart in die Enge trieb“ (*tschêng-kuan* 18. Jahr) —, war er alles andere als ein engstirniger Literat. Ihm war das konfuzianische System vor allem das Mittel, den Staat zusammen-
 zuhalten, die Beamten an ihre Pflichten zu binden und die soziale Ordnung dem Volke als höchste ethische Forderung einzuprägen. Das *T'ung-kien*

(*tschéng-kuan* 2. Jahr) hat eine Äußerung von ihm aufbewahrt, die diesen Standpunkt mit aller Deutlichkeit erkennen läßt. „Wu ti von Liang“, sagte er zu seiner Umgebung, „redete zu seinen Beamten ständig über das Leiden und die Leerheit (s. oben S. 301), so daß diese, als der Aufstand des Hou King losbrach (s. oben S. 170f.) nicht zu Pferde steigen konnten. 5 Und Yuan ti (von Liang) erklärte den Lao tsé, wobei seine Offiziere in Kriegskleidung zuhören mußten, während das Heer von Wei (die Hauptstadt) belagerte (s. oben S. 174f.). Das sind sehr deutliche Warnungen. Mir sind die Lehren von Yao und Schun, von Tschou kung und Konfuzius das, was dem Vogel sein Flügelpaar, dem Fisch das Wasser ist, verlieren 10 wir unser Lebenselement, so gehen wir zugrunde, auch nicht einen Augenblick können wir ohne es sein“. Aber als im Anfang seiner Regierung in der „Akademie“ die übliche Kulthandlung der Erklärung der Lehre durch den Himmelssohn stattfinden mußte (s. I, 304), „ließ er an seiner Stelle die Unterrichtsbeamten auf den Hochsitz hinaufsteigen und den allgemeinen 15 Sinn der fünf kanonischen Schriften und die Lehre der früheren Heiligen darlegen“ (*T'ang hui yao* Kap. 35 fol. 14^r). Und als im Jahre 632 im Hinblick auf die Unterwerfung der Ost-Türken (s. oben S. 355) und die damit erlangte Sicherung des Reiches die Minister baten, daß der Kaiser nunmehr das große Himmelsopfer auf dem T'ai schan darbringen möge, 20 nachdem Wên ti im Jahre 595 aus Scheu vor der Unbequemlichkeit am Fuße des Berges wieder umgekehrt war (s. oben S. 318), da erklärte T'ai tsung freimütig: „Die Antragsteller halten die Opfer an Himmel und Erde (*fêng* und *shan*) für eine große Staatsaktion. Was mich betrifft, so ist mein Empfinden dieses: wer dem Reiche den Frieden, den Familien Ge- 25 nügen und den Einzelnen Auskömmlichkeit sichert, der mag, auch wenn er es an den Riten der Opfer an Himmel und Erde fehlen läßt, sich an Tüchtigkeit wohl mit Yao und Schun vergleichen; der aber, unter dem das Volk nicht ein Genügen hat, und die Barbaren das Inland verwüsten, wie unterscheidet der sich, auch wenn er die Zeremonien der Opfer an Himmel 30 und Erde befolgt, von Kie und Tschou?“ (s. I, 67f. *K. T'ang schu* Kap. 23 fol. 1^rf.). Nichts kann schärfer zeigen, wie dieser große Herrscher unabhängig über dem Walten des Dogmas stand und dem Schein der Form keine größeren Rechte zugestand als den Forderungen der Wirklichkeit. Klar hatte er erkannt, daß die einheitliche Regierung des zu gewaltigen 35 Ausmaßen angewachsenen Reiches nur mit Hilfe des konfuzianischen Systems möglich war (vgl. I, 157), aber das Mittelstück dieses Systems, der Zentralherrscher, mußte auch stark genug und willens sein, die Verantwortung zu tragen, er durfte nicht die Form zum Selbstzweck werden lassen und hatte darauf zu sehen, daß sich das geistige Leben der Völker 40 innerhalb des Systems frei entfalten konnte; Raum genug blieb dafür, wenn der Herrscher sich nicht den Literaten gefangen gab. Wann immer diese Voraussetzungen erfüllt wurden, war das chinesische Reich wohlgeordnet, blühend und stark.

Den beiden Rivalen des Konfuzianismus, Taoisten und Buddhisten, zeigte T'ai tsung so wenig wie sein Vater eine ausgesprochene Gönnerschaft, aber auch keine Feindseligkeit. Er bejahte das Leben zu stark, um an den Lehren seiner Verneinung Gefallen zu finden, und obwohl selbst
 5 nicht frei von den kosmisch-astrologischen Vorstellungen seiner Zeit, durchschaute er die trügerischen Manöver der taoistischen Quacksalber und Wahrsager. Aber er ließ sie alle gewähren, soweit sie dem Staate nicht gefährlich wurden. Der grimmige Buddhistenfeind Fu Yi wettete gegen die Unheilslehre des „schlaun Betrügers von den westlichen Barbaren“,
 10 wie er es schon unter Kao tsu getan hatte. T'ai tsung hörte ihn freundlich an und beachtete keinen seiner radikalen Vorschläge. Nicht anders war es mit dem Kultus der persischen Mazdäer, der christlichen Nestorianer und sonstiger fremder Lehren.

Das konfuzianische Gelehrtentum, soweit es Wissenschaft trieb und
 15 dem Staate nützte, hat sich unter ihm nicht zu beklagen gehabt. „Als T'ai tsung den Thron bestieg“, sagen die T'ang-Annalen (Kap. 44 fol. 5r⁰) „zeigte er noch größere Verehrung für die Wissenschaft der Konfuzianer (als sein Vater) und errichtete getrennt (von den Unterrichtsanstalten) in der Palast-Kanzlei das *hung-wên kuan* (Institut zur Förderung der Kul-
 20 tur)“, eine Bibliothek, mehr zum Studium als zum Unterricht (s. unten). Indessen auch dieser wurde durchaus nicht vernachlässigt, obwohl T'ai tsung über manche seiner Einrichtungen seine eigenen Ansichten hatte. Das staatliche Prüfungssystem war von Yang ti, allerdings wohl weniger in der wirklichen Erkenntnis seiner Bedeutung für den Staat als aus lite-
 25 rarischer Ruhmsucht, nach der langen Vernachlässigung neu gegründet und erweitert worden (s. oben S. 328). Kao tsu und T'ai tsung haben diese Erweiterung fortgesetzt, indem sie die Lehrgegenstände vermehrten und die gesamte Prüfungsordnung genauer regelten (s. unten). Auch die Unterrichtsanstalten wurden vermehrt und neu organisiert; sie blieben getrennt
 30 für die Söhne der kaiserlichen Familie und hohen Beamten (*kuo tsë*) auf der einen Seite, für die der unteren Beamten und des Volkes (*li min*) auf der anderen. Auch „die Barbaren der vier Himmelsrichtungen wie Kao-li, Pek-tschyei, Sin-lo, Kao-tsch'ang und T'u-fan sandten nacheinander ihre Söhne in die Schulen“ (*T'ang schu* a. a. O.). Daß T'ai tsung von der bloßen
 35 formalen Gelehrsamkeit in Schulen und staatlichen Prüfungen wenig hielt, hat er seinen konfuzianischen Ministern gegenüber oft genug gezeigt. Bezeichnend für seine Abneigung hiergegen, die auch den Ministern wohl bekannt war, ist ein kleines Vorkommnis, das die Annalen der Aufzeichnung für wert gehalten haben. Zwei Literaten hatten die Prüfung als *tsin schi*
 40 (s. oben S. 328) bestanden und galten als besondere Großen ihrer Zeit; trotzdem waren sie nicht auf die Liste der Anwärter gesetzt worden. Als T'ai tsung nach dem Grunde fragte, sagte man ihm: „Diese beiden Leute kennen nur elegante Wendungen und blumige Phrasen, wollte man sie fördern, so würde man die jüngeren (Kandidaten zu Ähnlichem) verführen

und üble Gewohnheiten schaffen“. Die Folge war: „Diese beiden Leute konnten niemals irgendeine Auszeichnung erwerben“ (*T'ang schu* Kap. 44 fol. 8v⁰). Scharf gerügt hat der Kaiser mehrfach die falschen Maßstäbe bei den Prüfungen. „Heute wählt man die Beamten nur nach der Art aus“, sagt er einmal, „wie sie zu reden und zu schreiben verstehen, aber 5 ihr wirkliches Tun kennt man nicht“ (a. a. O. Kap. 45 fol. 4v⁰). Und ein anderes Mal erklärt er den Ministern: „Die Kunst des Regierens besteht darin, tüchtige Männer zu finden. Nun wißt ihr die Menschen nicht zu beurteilen, und ich kann meine Augen nicht überall haben. So gehen die Tage und Monate hin, und die Gesuchten bleiben mir fern“. In seinem 10 Unmut regt er dann an, daß die Kandidaten für den Staatsdienst sich selbst unmittelbar melden sollen, ohne Vermittlung der Provinzialverwaltungen (a. a. O. fol. 5r⁰). Da aber sein Mentor Wei Tschêng Bedenken dagegen hat, unterbleibt die revolutionisierende Neuerung. T'ai tsung wußte zu unterscheiden zwischen Konfuzianismus und Literatentum. 15

Die Geschichte T'ai tsungs ist die Geschichte der Neugründung des chinesischen Reiches. Zu den beiden Schöpfern des Weltreichs, Schi huang-ti von Ts'in und Wu ti von Han kommt er als dritter hinzu, und zweifellos ist er der Größte unter ihnen. Er war die starke, ordnende Hand, von der wir früher gesprochen haben (s. oben S. 307), die das seit der Han- 20 Zeit aufgesammelte Material zusammenfügte zu dem gewaltigen Bau des T'ang-Reiches, der den gesamten asiatischen Erdteil überstrahlte, ein Schrecken seiner Feinde, eine Zuflucht der Bedrängten, ein Hort für die Freiheit des Geistes, eine Sammelstätte der Wissenschaften und Künste, ein Gegenstand der Erfurcht für Alle. Wiederum hatte das Weltbild und 25 mit ihm der „Mittelstaat“ die große Erweiterung wie zur Han-Zeit erfahren (s. I, 431): er wurde im Norden und Westen durch den Grenzwall abgeschlossen, im Süden verlor er sich in die noch immer als Kolonialland geltenden Gebiete weiter jenseits des großen Stromes. Rings herum aber lagen die „Außenländer“, tributpflichtig, wie die konfuzianische Theorie 30 es wollte, „Barbarenggebiet“, wie der hochmütige Literat es verstand. Daß T'ai tsung anders dachte, daß er die Vorstellung, als sei das „Mittelreich“ die alleinige Quelle aller Kultur, weit hinter sich gelassen hatte, hat er durch sein Verhalten den fremden Völkern und fremden Religions-systemen gegenüber deutlich gezeigt. Freilich konfuzianisch war auch 35 er, sollte auch sein Staat sein, es gab kein besseres politisches System in der ganzen überschaubaren Welt.

Das Ende des großen Kaisers kam frühzeitig und nach längerem Leiden. Wir vermögen aus den Angaben der Historiker nicht klar zu erkennen, welcher Art seine Krankheit war, aber der rastlose Tatendrang, das Be- 40 wußtsein seiner Verantwortung und dann die Sorge um Staat und Volk, die den Genius dieses Mannes seit seinem ersten Hervortreten im Knabenalter (s. oben S. 337f.) erfüllten, mögen von vornherein einen starken Verbrauch an Lebenskraft verlangt haben. Seit der Heimkehr aus dem korea-

nischen Kriege, an dessen Strapazen er sein redliches Teil übernommen hatte, kränkelte er. Eine Furunkulose, die ihn Anfang 646 auf der Rückkehr befiel, ging zwar anscheinend rasch vorüber, aber als er in Tsch'ang-ngan eintraf, war er offenbar ein schwer kranker Mann, so daß er dem Thronfolger
 5 einen Teil der Regierungsgeschäfte überlassen mußte. Trotzdem hielt er noch im Herbst 646 in Ling tschou (wenig südlich von Ning-hia) die große Versammlung der türkischen Fürsten ab (s. oben S. 364). Völlig erschöpft von der Rauheit des Wetters, kehrte er im Winter zurück, und trotz kürzerer Unterbrechungen verschlimmerte sich sein Zustand nun so, daß er nur mit
 10 Anstrengung noch die notwendigsten Geschäfte erledigen konnte. Vergebens baten ihn die Minister, sich zu schonen, sein Geist war ständig mit der koreanischen Frage beschäftigt, dabei drückten ihn Sorgen um die Zukunft und Selbstanklagen wegen seines Mißerfolges. Im Sommer 649 trat ein bösesartiges Darmleiden in die Erscheinung, und am 10. Juli schloß
 15 er die Augen, nachdem er auf seinem Totenlager noch seinen beiden langjährigen Freunden, Tsch'ang-sun Wu-ki, einem Jugendgespielen von ihm, dessen Schwester er zu seiner Gemahlin gemacht hatte, und Tsch'u Sui-liang (s. oben S. 379), das Versprechen abgenommen hatte, dem Thronfolger treu zur Seite zu stehen. Wenige Tage vor ihm war Li Tsing gestorben,
 20 dem er einst das Leben gerettet (s. oben S. 346) und den er aus einem Feinde zu einem ergebenen Gefolgsmann gemacht hatte. Nur 50½ Jahre alt ist T'ai tsung geworden.

Sein Nachfolger Li Tsch'i, als Kaiser Kao tsung bekannt, war ein reicher Erbe, und er hat das Erbe so gut und so schlecht verwaltet wie er es ver-
 25 mochte. Die äußere Macht der T'ang blieb unter ihm auf der gleichen Höhenlinie, aber der Palast von Tsch'ang-ngan sah böse Dinge. Kao tsung war der neunte Sohn T'ai tsungs, und seine Mutter die Schwester des eben genannten Tschang-sun Wu-ki. Obwohl Jahre hindurch in alle Pläne, Anschauungen, Grundsätze und Methoden seines Vaters eingeführt, zeigte
 30 er bald nach seiner Thronbesteigung die ihm wie seinem Großvater innewohnende Schwäche, die ihn unfähig machte, den finsternen Kräften des „inneren Palastes“ Widerstand zu leisten, sobald sie stärker als gewöhnlich auf ihn eindrangten. Aber das Weltreich blieb zunächst davon unberührt, der Geist, den ihm sein Gründer eingehaucht, trug das Werk, und der religiös
 35 verklarte Abglanz seiner Macht umgab es wie eine schützende Hülle.

Bei den westlichen Türken rief der Tod des Herrschers sogleich neue Bewegung hervor. Der im Jahre 641 vertriebene Tu-lu Khagan (s. oben S. 362) hatte einen Enkel des früher erwähnten Ni-li Khagan (s. oben S. 314) Namens A-schi-na Ho-lu als Yabgu eingesetzt, und als Schê-kuei
 40 Khagan mit den Nu-schi-pi-Stämmen den Sieg über seinen verhaßten Gegner davongetragen hatte, verjagte er damals auch Ho-lu aus seinen Sitzen am Flusse To-lo-ssë (Schwarzer Irtysch oder Urungu südlich vom Altai?), und dieser, weiterer Zufluchtsmöglichkeiten beraubt, unterwarf sich 648 mit seiner Horde den T'ang. T'ai tsung hatte ihm Wohnsitze am

Nordhänge des T'ien schan bei Gutschen nördlich von Turfan angewiesen und ihm einen hohen militärischen Titel verliehen. Nach dem Tode des Kaisers schien ihm der Zeitpunkt gekommen, seine Unabhängigkeit wiederzugewinnen. Er wollte sich zunächst der ihm benachbarten beiden Provinzen Si tshou (Turfan) und T'ing tshou (Gutschen) bemächtigen, 5 wurde aber durch die Klugheit des Gouverneurs der T'ang und durch seinen eigenen Sohn von der Unritterlichkeit dieses Vorhabens überzeugt und wandte sich deshalb nach Westen, um sich in den Besitz der ehemaligen Länder des Tu-lu Khagan zu setzen. Dies gelang ihm vollkommen, weil dort seit der Vertreibung des letzteren offenbar ein Führer 10 nicht mehr vorhanden war. Die westtürkischen Stämme fielen ihm ohne Bedenken zu, und in kurzer Zeit hatte er sich einen großen Machtbereich mit Hunderttausenden von kampffähigen Männern geschaffen. Er legte sich den Titel Scha-po-lo Khagan bei und schlug seine eigenen Zelte in der Ebene nordwestlich vom Issyk kul, zwischen Tokmak und Aulie ata, in 15 Schuang-ho und Ts'ien-ts'üan auf. Eroberungszüge nach allen Richtungen folgten, viele von den Staaten des Tarim-Beckens unterwarfen sich, und 651 wurde auch der zunächst aufgegebene Einbruch in die Provinz T'ing tshou mit großem Blutvergießen unter der Bevölkerung durchgeführt. Wieder einmal stand eine geschlossene westtürkische Macht 20 dem Reiche gegenüber und drohte, sich zu einer großen Gefahr in Inner-Asien auszuwachsen. Die Regierung in T'schang-ngan mußte jetzt handeln. Sie war in der glücklichen Lage, die Unterwerfung der „Barbaren“ wieder durch „Barbaren“ besorgen lassen zu können. Im Anfang des Jahres 652 wurden ein sonst unbekannt gebliebener General Liang Kien-fang und der in 25 mehreren Feldzügen schon erprobte Tölos-Fürst K'i-pi Ho-li (s. oben S. 381) mit der Aufgabe betraut. An der Spitze von 50000 uigurischen Reitern gingen sie gegen die Türken vor und konnten in ihren Reihen auch ein größeres Blutbad anrichten. Aber von einer Unterwerfung war vorläufig nicht die Rede, und die Kämpfe in weiten Entfernungen zogen sich noch 30 durch Jahre hindurch. Nachdem Tu-lu Khagan im Jahre 653 gestorben war, beteiligte sich auch sein Sohn Tschen-tschu mit den Nu-schi-pi-Stämmen an dem Kriege, und zwar angeblich auf Seiten der T'ang. Sein Vater war anscheinend bis zu seinem Tode ein Gegner des Reiches geblieben, aber jetzt schien dem Sohne der Räuber seines väterlichen Landes doch der 35 schlimmere Feind. Darüber, daß die Kämpfe gegen die West-Türken schwer und durchaus nicht immer erfolgreich waren, dürfen die Nachrichten der Chinesen über die Zehntausende von abgeschlagenen Köpfen nicht hinwegtäuschen. Der beständige Wechsel in den Kommandostellen, die Absetzungen der Heerführer und die Länge der Zeit reden eine andere 40 Sprache. Im Jahre 657 entschloß man sich zu umfassenderen Maßnahmen. Ein in vielen Kämpfen schon am Ende der Sui-Zeit erprobter Offizier, der einst an dem Kriege Li Tsings gegen Hie-li Khagan (s. oben S. 355) teilgenommen und auch in dem gegen Korea, sowie als Unterführer gegen

Ho-lu sich ausgezeichnet hatte, Namens Su Ting-fang, erhielt den Oberbefehl und eine Anzahl chinesischer sowie zwei türkische Generale, A-schi-na Mi-schê und A-schi-na Pu-tschen, wurden ihm beigegeben. Das Heer bestand aus Uiguren, anderen Türken und Chinesen. Su Ting-fang rückte
 5 geradeswegs am Nordrande des T'ien schan in das Kernland Ho-lus vor; nördlich vom Ili-Flusse traf er auf den Gegner und trieb ihn über den Fluß, wobei dieser neue schwere Verluste an Menschen und Pferden erlitt, die in den Fluten umkamen. Die T'ang-Truppen drangen teilweise weiter nach Ts'ien-ts'üan vor, uigurische Abteilungen besetzten Schuang-ho.
 10 Hier schon ergaben sich mehrere von Ho-lus Horden, während er selbst mit seinem Sohne nach Südwesten flüchtete. Am Tschu-Flusse brachte ihm Su Ting-fang zusammen mit den Uiguren noch eine schwere Niederlage bei, dann ging die Flucht weiter bis nach der Stadt Su-tu (Ura tjupe) im Gebiete von Taschkent, jenseits des Syr darja, wo Menschen und Tiere
 15 vor gänzlicher Erschöpfung nicht weiter konnten. Beim Betreten der Stadt wurde Ho-lu ergriffen und dem chinesischen General, der ihm gefolgt war, ausgeliefert. In Würde und Ergebenheit erklärte er, daß er T'ai tsungs Güte übel gelohnt habe. Er wisse, daß man ihn „nach den Gesetzen der Han“ töten würde, er bäte nur, daß dieses am Grabe des großen Herrschers
 20 geschehen möge als Sühne für seine Schuld. Kao tsung gedachte seines edlen Vaters, er ließ den Gefangenen in die Hauptstadt bringen und an dessen Grabe als Opfer darbringen, schenkte ihm aber schließlich das Leben. Die Länder der West-Türken kamen in chinesische Verwaltung und wurden
 25 teils zu zwei neuen Generalgouvernements zu beiden Seiten des Tschu-Flusses zusammengefaßt, zum Teil kamen sie als Gouvernements oder Provinzen (s. unten) und Präfekturen unter den Generalgouverneur oder „Schutzherrn“ von Turkistan (*ngan-si tu-hu*, s. oben S. 360), dessen Sitz
 658 von Kao-tsch'ang (Turfan) nach Kuei-tsë (Kutscha) verlegt wurde. An die Spitze der beiden neuen Gouvernements wurden die beiden sieg-
 30 reichen türkischen Generale gestellt.

Mit der Vernichtung Ho-lus, der bereits 659 starb, wurde T'ai tsungs großes Werk in Inner-Asien vollendet: auch die westtürkische Macht war gebrochen, sie hat sich seitdem nicht mehr zu einer geschlossenen Einheit
 35 zusammenfinden können und scheidet als selbständiges Reich in der Geschichte aus. Vom Ende des 7. Jahrhunderts ab wurde ein Teil ihrer Stämme von den nördlichen Türken beständig bedrückt, ihre Herden wurden geraubt, ihre Männer getötet oder verjagt, eine Horde von 60 bis 70000 Köpfen siedelte sich, um Ruhe zu haben, auf dem inneren Reichsgebiete an. Auch die anderen Teile rieben sich durch die unablässigen
 40 Kämpfe ihrer Fürstenfamilien völlig auf, und unter dem Jahre 740 wird von den chinesischen Historikern das Ende der West-Türken angegeben (*K. T'ang schu* Kap. 215^b fol. 17^v^o). Der Machtbereich der T'ang aber erstreckte sich nunmehr im Norden des T'ien schan nicht nur über die ganze Dsungarei, sondern weit darüber hinaus durch das Ili-Becken in

die Kirgisen-Steppen zum Syr darja (Jaxartes) und in die Gebiete von Taschkent, im Süden über den Pamir hinaus, Ferghana, Samarkand, Bucharra und die Länder zwischen Amu darja (Oxus) und Indus umfassend, bis nach Persien und Indien hinein. Und diese Macht war nicht fiktiv, sondern, wenigstens für die nächsten Jahre, wirklich, wie wir aus der poli- 5 tischen Haltung der Zentralregierung bei den Vorgängen in Inner-Asien entnehmen müssen. Es war der Höhepunkt in der glänzenden Entwicklung der Dynastie, rasch erstiegen, aber nur kurz gehalten. Die staatsmännische und menschliche Größe T'ai tsungs fehlte. Unter ihm hatte man es verstanden, durch Klugheit, Gerechtigkeit und Milde die fremden 10 Völker des Weltreichs in Zufriedenheit zu erhalten, unter seinem Nachfolger schwanden diese Eigenschaften, wie immer, wenn der Herrscher in Schwachheit den Ränken des Palastes erlag. Auch Kao tsung vermochte ihrer nicht Herr zu bleiben (s. unten).

Mit dem Jahre 661 beginnen die Völker des Nordwestens aufsässig zu 15 werden. Die Tölös, die seit 603 sich als fügsame Vasallen verhalten hatten (s. oben S. 332 u. 354), fingen an, die Grenzbevölkerung zu beunruhigen. Die Ursachen werden uns nicht mitgeteilt, aber die Vermutung liegt nahe, daß es wieder einmal Bedrückungen und Willkürlichkeiten der chinesischen Beamten in den als Provinzen verwalteten Gebieten waren, durch 20 die eine Auflehnung hervorgerufen wurde. Man versuchte zunächst durch die Entsendung einer Strafexpedition unter den Generalen Tschêng Jen-t'ai und dem als Bogenschützen berühmten Sie Jen-kuei in der üblichen grausamen Art Ruhe zu schaffen, indessen hielt es Kao tsung im Jahre darauf für geratener, den der Dynastie treu ergebenen K'i-pi Ho-li 25 mit der Aufgabe zu betrauen, und diesem gelang es rasch, seine Stammesgenossen zu beruhigen, nachdem er einige ihrer Anführer hatte hinrichten lassen. Die Tölös gingen dann in den folgenden Jahren allmählich in den Stämmen der T'u-küe auf. Aber es gab andere Gegner, die weniger leicht zu nehmen waren. Im Jahre 663 gerieten die Tibeter (T'u- 30 fan) mit ihren alten Feinden, den T'u-yü-hun im Kuku-nor-Gebiet, wieder einmal in Zwistigkeiten, und beide, die T'ai tsung durch seine kluge Politik in Abhängigkeit gebracht hatte (s. oben S. 374f.), wandten sich an Kao tsung um Hilfe. Die Erfahrungen, die man früher mit dem einen wie dem andern der zwei Gegner gemacht hatte, ließen es hier besonders geraten 35 erscheinen, sich an den alten Grundsatz zu halten, die „Barbaren“ sich gegenseitig vernichten zu lassen. Man lehnte eine Einmischung ab. Die Folge war, daß die Tibeter, denen ein geflüchteter Würdenträger der T'u-yü-hun „Wahres und Falsches“ erzählt hatte, über ihre Feinde herfielen und so zurichteten, daß der Khagan der T'u-yü-hun, No-ho-po, der, wie 40 wir sahen, mit einer chinesischen Prinzessin vermählt war (s. oben S. 375), „mit mehreren tausend Zelten“ nach der Provinz Liang tschou (in Kan-su) floh und sich dort ansiedelte. Nunmehr mußte man doch zu der Sache Stellung nehmen. Das geschah in einer Weise, die auf die Tibeter wenig

Eindruck machen konnte. Tschêng Jen-t'ai, der über sehr gute Beziehungen verfügt zu haben scheint, erhielt als Militärgouverneur von Liang tschou den Befehl, zusammen mit Su Ting-fang die beiden Provinzen des Nord-west-Ausganges und Kuku-nor-Gebietes, Liang tschou und Schan tschou
 5 (Si-ning), in Verteidigungszustand zu setzen, um den Tibetern den Zugang zu wehren. Wenn man bedenkt, in welchem Treueverhältnis der König Srong-btsan sgam-po (s. oben S. 374ff.) zu den T'ang bis dahin gestanden hatte und zweifellos auch weiter stehen wollte, so muß diese
 10 jetzt von Kao tsung dem starken Bundesgenossen gegenüber getriebene Politik als völlig verständnislos erscheinen. Die ganze Torheit und Willensschwachheit des Monarchen, der von ebenso törichten Beamten umgeben gewesen sein muß, zeigt sich in dieser Behandlung der tibetischen Frage. Als Kao tsung zur Regierung gekommen war, hatte er dem König den
 15 Titel „König von Si-hai“ verliehen, und dieser, voll Dankbarkeit, hatte in einem Schreiben an Tschang-sun Wu-ki erklärt: „Wenn jetzt, wo der Himmelssohn soeben den Thron bestiegen hat, etwa verräterische Untergebene hervortreten sollten, so werde ich Truppen in die Hauptstadt führen und sie allesamt zur Rechenschaft ziehen“. Zugleich hatte er reiche Geschenke an Gold und Edelsteinen geschickt, die am Grabe des verstorbenen
 20 Herrschers niedergelegt werden sollten (*T'ang schu* Kap. 216^a fol. 4v^a). Srong-btsan sgam-po war zwar unmittelbar danach, 650, gestorben, und sein unmündiger Enkel auf ihn gefolgt, aber die Regierung wurde von dem Minister Lu-tung-tsan geführt, einem zwar ungelehrten, aber klarblickenden, energischen und ehrenwerten Manne, dem ebenfalls jede Feindseligkeit gegen den anerkannten Oberherrscher fern lag. Er sandte einen der
 25 höchsten Minister (*blon*) nach Lo-yang (hier war seit 657 die Hauptstadt, s. unten), der das Verschulden der T'u-yü-hun darlegen und um Aufrechterhaltung des Friedens bitten sollte. Kao tsungs Verhalten ließ jedoch nichts von der weisen Mäßigung seines Vaters, wohl aber sehr viel von dem
 30 törichten Hochmut des Konfuzianers erkennen. Er wies die Gesandten ab und schickte den Tibetern durch eine untergeordnete Persönlichkeit ein Schreiben mit den üblichen selbstbadernden Belehrungen. Trotz alledem erneuerte Lu-tung-tsan Anfang 665 seine Friedensbitte, versprach, mit den T'u-yü-hun in Freundschaft leben zu wollen, und bat, seinem Volke
 35 das Gebiet von Tsch'i-schui („roter Fluß“), ein von den T'u-yü-hun geräumtes Weideland im Süden des Kuku-nor-Gebietes, zu überlassen. Kao tsung verweigerte auch dies, und da die tibetischen Gesandten von dem, was sie in der Hauptstadt sahen und hörten, nicht eben mit Ehrfurcht erfüllt werden konnten (s. unten), so beschloß die Regierung, selbst
 40 ständig zu handeln. Noch in demselben Jahre setzten die ersten Einbrüche in die Staaten des Tarim-Beckens ein; Khotän war der erste, der die Ansprüche der neuen Macht zu spüren bekam. Die Hilfe, die der Militärgouverneur von Si tschou (Turfan) leisten sollte, kann nicht sehr wirkungsvoll gewesen sein, denn als im Jahre 669 Kao tsung den Plan erwog, wie

sein Vater eine Besichtigungsreise nach dem Westen zu unternehmen, „um die Sitten der Fernwohnenden kennen zu lernen“, drang bald „ein dunkles Geraune“ an sein Ohr, daß dies jetzt besser unterbliebe, und schließlich mußten ihm die Minister auf sein Befragen gestehen, daß „noch viele Plünderungszüge vorkämen, und an den westlichen Grenzen die 5 Gouverneure die Waffen nicht ruhen lassen könnten“. Die Reise unterblieb. Im folgenden Jahre aber ging der Siegeslauf der Tibeter durch das ganze Tarim-Becken: Yü-tien (Khotän), Kuei-tsë (Kutscha), Yen-k'ï (Karaschar) und Su-lê (Kaschgar), achtzehn Provinzen der T'ang, kamen unter ihre Herrschaft. Dem gegenüber nimmt es sich seltsam aus, 10 wenn Sie Jen-kuei und der nordtürkische General A-schi-na Tao-tschên, der Sohn von A-schi-na Schê-ör (s. oben S. 364), beauftragt werden, „die T'u-fan zu bestrafen und die T'u-yü-hun in ihre alten Wohnsitze zurückzuleiten“. Das Unternehmen endete mit einer furchtbaren Niederlage der T'ang-Truppen im Osten des Kuku nor: das Heer wurde völlig vernichtet, 15 die Generale konnten eben ihr Leben retten und verdankten nur der Großmut des tibetischen Regenten K'in-ling, der, ein Sohn von Lu-tung-tsan, wie zahlreiche andere junge Aristokraten in der Hauptstadt chinesische Bildung erhalten hatte (vgl. oben S. 356), die Möglichkeit ihrer Rückkehr. Die Todesstrafe wurde ihnen zwar erlassen, aber aller Würden und Ämter 20 wurden sie entsetzt.

Das Schicksal der T'u-yü-hun war nunmehr besiegelt. Ihre neuen Wohnsitze an den Nordost-Abhängen des Nan schan waren durch das Vordringen der Tibeter, da sie von den Chinesen nicht mehr geschützt werden konnten, auf das höchste gefährdet. Schon 669 hatten sie um andere Weideplätze 25 gebeten, nach der Katastrophe von 670 siedelte man sie 672 zunächst am unteren Kao-mên-Fluß (dem heutigen Ta-t'ung ho) nicht weit von seiner Mündung in den Si-ning ho an, aber auch dort fühlten sie sich vor den mächtigen Feinden nicht sicher, und so brachte man sie gleich danach in Ling tschou (südlich von Ning-hia) unter, wo sie den tibetischen Über- 30 fällen vorläufig entrückt waren. Ihre früheren Gebiete besetzten die Tibeter, damit „hörte ihr gesamtes Staatswesen völlig auf, nur No-ho-po aus dem Geschlecht der Mu-jung, seine Sippe und sein sonstiger Anhang, mehrere tausend Zelte, wurden Untertanen des inneren Reiches“, so sagen die Annalen (*K. T'ang schu* Kap. 5 fol. 5v⁰). Bis zum Ende des 8. Jahr- 35 hunderts lassen sich ihre Spuren und die ihrer Fürsten, die hohe chinesische Ämter inne hatten, noch verfolgen, dann verschwinden sie bei den weiteren Eroberungen der Tibeter.

Die Annalen berichten aus demselben Jahre 672 von einer Gesandtschaft der Tibeter an den Hof der T'ang, die kennzeichnend ist für die 40 Haltung der neuen innerasiatischen Macht dem T'ang-Herrscher gegenüber und für den beginnenden Wandel in der außenpolitischen Stellung des Reiches. Der Gesandte war ein hoher Würdenträger Namens Tschung-ts'ung und sollte anscheinend vorführen wegen eines angemessenen künftigen

Verhältnisses. „Er war in seiner Jugend in der Akademie (*t'ai hūo*) von Tsch'ang-ngan als Schüler gewesen und verstand sehr wohl zu schreiben und zu lesen“. Kao tsung richtete in der Audienz verschiedene Fragen über die Verhältnisse in seiner Heimat an ihn, Tschung-ts'ung antwortete 5 der Wahrheit gemäß und fügte dann hinzu: „Herrscher und Volk sind bei uns eines Sinnes, Maßregeln, die geplant werden, werden oft aus dem Volke heraus angeregt, und da man sich bei allen Handlungen von dem leiten läßt, was dem Volke nützt, so kann man den Staat dauernd mächtig machen“. Der Kaiser verlangte dann eine Erklärung über die Vernichtung 10 der T'u-yü-hun, den Kampf gegen Sie Jen-kuei und die Plünderungen in Liang tschou, worauf der Gesandte das Haupt zur Erde neigte und sagte: „Ich habe den Auftrag erhalten, hierher zu kommen und Geschenke zu überbringen, über Anderes habe ich nichts mitzuteilen“ (*T'ang schu* Kap. 216^a fol. 6v^o). Noch einmal, im Jahre 675, machten die Tibeter den 15 Versuch, durch eine Gesandtschaft nach Lo-yang ein friedliches Verhältnis herzustellen, und erboten sich sogar, mit den T'u-yü-hun ebenfalls wieder Freundschaft zu schließen, aber Kao tsung und sein Anhang waren hoffnungslos verblendet, in völliger Verkennung der Sachlage lehnte man wiederum Alles ab. Nunmehr hatte auch der Friedenswille der neuen Groß- 20 macht sein Ende erreicht, und die Dinge nahmen ihren Lauf. Im Jahre darauf brachen die Tibeter in die chinesischen Grenzlande ein und besetzten die gesamten Gebiete südöstlich vom Kuku nor bis Lan-tschou und Ho-tschou (heute Lin-hia hien) südlich vom Huang ho, Beamte und Viehherden mit sich nehmend. Vergeblich wurden die Gouverneure und 25 Generale mit zusammengerafften Truppen gegen sie aufgeboden, die Tibeter, denen sich jetzt die West-Türken als Bundesgenossen angeschlossen hatten, warfen sie, soweit sie dem stürmischen Gegner überhaupt entgegenzutreten wagten, zurück und überrannten die Bezirke weiter südlich über den T'ao-Fluß hinaus bis zu den Quellen des Min-Flusses und an die Grenzen 30 von Ssë-tsch'uan. Auch gegen die chinesischen Besatzungen im Tarim-Becken wurde der Angriff gerichtet. Jähes Entsetzen in Lo-yang war die Folge dieser Ereignisse. Nur Kao tsung schien blind gegen alle Gefahr. Er hatte jetzt nur Augen für die koreanischen Fragen (s. unten), und diese Verkennung der Wirklichkeit veranlaßte den alten, daheim auf 35 seinem Sterbelager hingestreckten Ministerialpräsidenten Tschang Wën-kuan, sich zwei Tage vor seinem Tode noch zum Palast zu schleppen und den Herrscher anzuflehen, statt nach Osten lieber seine Blicke nach Westen zu wenden, wo die größte Gefahr drohe. Nunmehr begann ein verzweifelter Rüsten. Was man an Streitkräften zusammenbringen konnte, wurde 40 zusammengebracht „ohne Einschränkung von Herkunft und Beruf“. Den Oberbefehl über die ganze 180000 Mann zählende Heeresmasse erhielt Li King-huan, ein Literat aus Ngan-hui, der trotz seiner Erklärung, daß er von der Heerführung nichts verstände, zur Übernahme dieses Postens genötigt wurde; der Minister Liu Schën-li, ebenfalls ein Mann ohne alle

Kriegserfahrung, wurde ihm beigegeben. Das Ergebnis des Unternehmens war, wie sich voraussehen ließ, katastrophal. Die Unfähigkeit der Führung machte die bedauernswerten Truppen zu einer leichten Beute der kriegsgewohnten Tibeter unter K'in-ling. Im Herbst 678 wurde am Kuku nor das ganze kaiserliche Heer aufgerieben, Liu Schên-li wurde gefangen und 5 starb bald darauf. Li King-hüan kehrte mit seinem spärlichen Rest zurück und wurde zur Strafe als Gouverneur nach Hu-nan geschickt. Wie es nach dieser neuen Niederlage mit der Herrschaft der T'ang im Westen stand, zeigt folgende Schilderung in den älteren Annalen (Kap. 196^a fol. 6v⁰): „Man wollte durch Soldaten von Kien-nan (Tsch'êng-tu) im 10 Südwesten von Mao tschou (dem heutigen Mao hien am oberen Min-Fluß in Ssě-tschu'an) die Festung Ngan-jung anlegen lassen, um das Gebiet abzusperren. Aber plötzlich erschienen die wilden K'iang, die den Tibetern Führerdienste taten, griffen den Platz an und eroberten ihn. Dann legten sie Soldaten hinein und hielten ihn besetzt. Damals hatten die Ti- 15 beter die Gebiete der Yang-t'ung, Tang-hiang und K'iang-Stämme (Tanguten-Völker im südlichen Kan-su und Kuku-nor-Gebiet) annektiert. Ihr Reich grenzte im Osten an die Provinzen Liang, Sung, Mao und Sui (die Gegenden von Ost- und Südost-Kan-su und von West-Ssě-tsch'uan) und erstreckte sich im Süden bis zum Lande der Brahmanen (Indien). Auch 20 hatten sie die vier Militärbezirke Kuei-tsě (Kutscha), Su-lè (Kaschgar) und die übrigen (d. h. Khotän und Tokmak westlich vom Issyk kul) besetzt. Im Norden reichte es bis an das Land der T'u-küe. Es maß über 10000 li. Seit der Han- und Wei-Zeit hatte es eine derartige Macht der westlichen Jung-Barbaren nicht mehr gegeben“. Niemals hat sich die 25 Unfähigkeit einer konfuzianischen Zentralregierung, den großen politischen Fragen des Weltreichs gerecht zu werden, deutlicher und verhängnisvoller gezeigt als hier.

In Lo-yang war man am Ende aller Weisheit. Wie gewöhnlich in solchen Fällen beschloß man im Staatsrat, nichts zu tun, da man gegen die Tibeter 30 doch nichts ausrichten könne; man solle sich darauf beschränken, so gut es ginge, die Grenze zu schützen. Nur der Tod des tibetischen Königs 679, der chinesischen Prinzessin Wên-tsch'êng (s. oben S. 376) 680 und die damit verbundenen Trauer-Zeremonien hielten das unaufhaltsam vordringende Volk unter seinem großen Staatsmann und Regenten K'in-ling 35 davon zurück, die Lage so auszunutzen, wie es dies gekonnt hatte. Kämpfe an der Grenze wiederholten sich während der folgenden Jahre noch oft, aber die Beamten und Generale der T'ang spielten meist eine klagliche Rolle vor dem überlegenen Gegner. Kao tsungs Nachfolger waren ebenso wie er selbst bedeutungslose Kreaturen in den Händen der regierenden 40 Kaiserin (s. unten), und dieser selbst fehlten die Erfahrung und die geeigneten Männer, um die Lage dauernd zu meistern. Unverstand hatte es verschuldet, daß an die Stelle der niedergeworfenen Turkenmacht eine neue getreten war, die sich nun anschickte, Inner-Asien zu beherrschen,

die nicht mehr gewillt war, sich als Vasall in das Weltreich einzufügen und die den T'ang ein gefährlicher Gegner werden mußte. Da die militärische Macht des Reiches seit T'ai tsungs Tode diesem Gegner offensichtlich nicht mehr gewachsen war, so griff die chinesische Staatskunst auch hier wieder zu dem Mittel, das sie so meisterhaft zu handhaben verstand und das sie unzählige Male bei fremden Völkern mit Erfolg angewendet hatte; sie säte Zwietracht unter den Feinden und untergrub damit ihre Kräfte. Zwistigkeiten unter den Tibetern, hervorgerufen und geschürt durch chinesische Agenten, sind schließlich die Rettung der T'ang geworden.

Schon im Jahre 692 begannen diese Zwistigkeiten sich nach außen hin zu zeigen: einer der tibetischen Stammesführer mit einem Anhang von 30000 Köpfen bot den T'ang seine Unterwerfung an, ohne daß wir erfahren, was die Ursache dieser Abspaltung war. Der Verrat wurde zwar von K'in-ling entdeckt und verhindert, aber ein anderer Haufe ging doch zu dem ihm nach Ost-Tibet entgegengesandten chinesischen General über. Die neue Lage erlaubte es den Chinesen, die verlorenen Militärbezirke (s. oben S. 399) wiederzunehmen und in Kutscha den Schutzherrn wieder einzusetzen. Es fehlte in Lo-yang nicht an Stimmen, die empfahlen, diese Gebiete und damit natürlich das ganze Tarim-Becken aufzugeben, aber die Erkenntnis, daß dann nicht bloß alles Gewonnene wieder verloren gehen würde, sondern auch die Provinzen „westlich des Gelben Flusses“ (Kan-su und Schen-si) in die größte Gefahr kommen müßten, schlug alle solche Erwägungen nieder. Neue Kämpfe folgten in Liang tschou, bei denen K'in-ling selbst die Führung hatte, und neue schwere Niederlagen für die T'ang. Das Jahr 696 sah auch einen neuen Versuch K'in-lings, mit den T'ang in ein sicheres freundschaftliches Verhältnis zu kommen. Und das Fundament dieses Verhältnisses sah der große, seinem Volke und seiner Zeit weit vorauseilende Staatsmann in nichts Geringerem als in dem Aufgeben des universalistischen Staatsgedankens von seiten der T'ang. Die Kaiserin Wu (s. unten) entsandte einen Mann ihrer Umgebung, Kuo Yuan-tschên, einen ehrgeizigen und diplomatisch sehr gewandten Literaten (s. unten), nach Tibet zur Verhandlung. Halbwegs traf er mit K'in-ling zusammen und hatte mit ihm eine lange Unterredung, die uns in den Annalen erhalten ist. Nachdem Kuo dem Tibeter — angeblich — seine Ehrfurchtlosigkeit gegen die Dynastie vorgehalten hatte, ging dieser ohne Umschweife zu dem Kern der Frage über. „Wenn der Himmelssohn auf den Friedensvorschlag eingehen will, kann man zu einer Einstellung der Feindseligkeiten zwischen beiden Staaten kommen. Dann möge er veranlassen, daß die T'u-küe der zehn Horden (Tu-lu und Nu-schi-pi s. oben S. 358) und die vier Militärbezirke ihre eigenen Fürsten und Oberen einsetzen, und so bewirken, daß sie selbständig werden“. Das war eine Zumutung, die das Vorhandensein wenigstens Zweier gleichstehender Staaten zur Voraussetzung hatte und außerdem die Schaffung noch mehrerer anderer verlangte. Also eine — bewußte oder unbewußte — Verleugnung

des universalistischen Gedankens. Aber K'in-ling wurde noch deutlicher. „Alle Fremdvölker der vier Himmelsrichtungen machen die T'ang zu ihren Untertanen“, erklärte er, „und selbst außerhalb der Ozeane gibt es kein Gebiet, das sie nicht zerstört und vernichtet hätten; nur die T'u-fan allein sind (als unabhängiges Volk) noch da, und das nur deshalb, weil 5 wir Brüder (s. unten) in Vorsicht und Entschlossenheit (unser Land) beraten und schützen“ (*T'ang schu* Kap. 216^a fol. 10^rff.). Es war selbstverständlich, daß diese Forderungen den Staatsmännern der T'ang unsinnig erscheinen mußten und als solche abgelehnt werden sollten. „Kuo Yuan-tschên erklärte mit heftigen Worten, daß das unannehmbar sei“, 10 sagen die Annalen. Zurückgekehrt aber, entwickelte er nach dem, was er gesehen, die zu befolgende Politik, die ganz der überlieferten Weisheit entsprach. K'in-lings Forderungen einfach zurückzuweisen, würde gefährlich sein, das hatte Kao tsungs Halsstarrigkeit gelehrt. Die Tibeter würden sich vermutlich mit Mo-tsch'o (türkisch vielleicht Bek-čor Ka- 15 pagan) Khagan von den nördlichen Türken (s. unten) verbinden, und dann würden die nahen Gebiete von Kan tschou, Liang tschou, Kua tschou und Su tschou (in Kan-su) zu büßen haben, was man um der westtürkischen Horden willen in der Ferne getan habe. Man solle also vorläufig, um Zeit zu gewinnen, auf K'in-lings Forderung, die zehn Horden zwischen China 20 und Tibet zu teilen, eingehen und ihm die fünf Horden der Nu-schi-pi überlassen, dafür aber sollten das ehemalige Gebiet der T'u-yü-hun am Kuku nor und die dort noch verbliebenen Stämme (s. oben S. 397) an China zurückgegeben werden. Auf diese Weise würde man eine erhöhte Sicherheit an der Westgrenze gewinnen. Im übrigen jedoch müsse man bei den Tibetern 25 durch Geschenke, Verheiratung chinesischer Prinzessinnen und sonstige Gunstbezeugungen Verlangen nach mehr und damit Hinneigung zu den T'ang und Mißstimmung gegen K'in-ling hervorrufen. „Seitdem“, so sagen die Annalen am Schlusse von Kao Yuan-tschêns langen Darlegungen, „säte man mehrere Jahre hindurch Zwietracht bei den T'u-fan zwischen 30 Fürst und Untertanen, so daß sie einander beargwöhnten und sich entzweiten“ (*T'ang schu* Kap. 97 fol. 6^r)).

Der Erfolg war der gewünschte. Im Jahre 699 war der zwanzig Jahre vorher als Knabe auf den Thron gekommene König K'i-nu si-lung (Dgung-srong, s. oben S. 399) so weit bearbeitet, daß er sich der Vorherrschaft 35 seines großen Ministers K'in-ling und seiner Brüder zu entledigen beschloß. Unter dem Vorwande eines Jagdzuges stellte er während der Abwesenheit des Gefürchteten eine Truppenabteilung auf, ließ alle Verwandten und Anhänger des Ministers festnehmen und töten. Dann ließ er K'in-ling und seine Brüder, die die Provinzen verwalteten, vorladen, und da sie nicht 40 erschienen, zog er selbst gegen sie aus, um sie zu vernichten. K'in-ling, völlig überrascht, sah sich bald von allen Streitkräften verlassen; das schmachvolle Ende vor Augen sehend, beging er Selbstmord, und seine letzten Anhänger, etwa hundert an der Zahl, folgten seinem Beispiel. Der

König samt seinen Brüdern meldete sich in Lo-yang zur Unterwerfung. Die Kaiserin ließ die Bittsteller außerhalb der Stadt empfangen und verlieh ihnen hohe Titel und Ehrengeschenke. Zugleich gab sie ihnen den gemessenen Befehl, in Liang tschou den Chinesen bei ihren Grenzkämpfen
 5 zu helfen. Unmittelbar darauf starb der König, wohl kaum eines natürlichen Todes. Die tibetische Gefahr war vorläufig abgewendet. An Grenzkämpfen hat es auch während der folgenden Jahrzehnte nicht gefehlt, aber die Episode der Großmachtstellung hatte zunächst ihr Ende gefunden.

- 10 Kao tsung hat den inneren Zerfall der tibetischen Macht nicht mehr erlebt, er starb bereits im Anfang 684, aber wie er durch die Besiegung der West-Türken T'ai tsungs Werk in Inner-Asien hatte vollenden können (s. oben S. 394), so wurde es ihm auch beschieden, im Osten das nachzuholen, woran T'ai tsung durch den Tod verhindert worden war, die Unterwerfung
 15 Koreas (s. oben S. 382f.).

Die Machtkämpfe der drei Staaten dort setzten sich unter Kao tsungs Regierung fort. Der Feldzug T'ai tsungs von 645, der dem Schutze Sin-lo, d. h. der Befriedung der gesamten Halbinsel gegolten hatte, war, wie alle vorherigen ähnlichen Unternehmungen, an der Schwierigkeit des Geländes
 20 und der kriegerischen Leistungsfähigkeit der Bewohner gescheitert. Namentlich war es Kao-li, das unter der Führung seines kraftvollen Ministers und Usurpators Kai-su-wên (s. oben S. 378f.), neben dem der König Tsang wenig bedeutete, durch seine Machtgelüste weder die beiden anderen Staaten, noch die chinesischen Provinzen im Gebiet des Liao-
 25 Stromes zur Ruhe kommen ließ. Im Jahre 654 hatte der Rastlose zusammen mit den Stämmen der benachbarten Mo-ho (s. oben S. 380) einen Einbruch in das nördlich gelegene Land der den T'ang ergebenen K'i-tan unternommen, war aber von diesen in einer Schlacht bei Sin-tsch'êng, in der Nähe von Hing-king, östlich von Mukden, blutig abgewiesen. Kao tsung
 30 begrüßte diesen Sieg, der ihm von den K'i-tan selbst gemeldet wurde, aber die Folgen waren beunruhigender als der Raubzug selbst. Die geschlagenen Kao-li- und Mo-ho-Scharen, verstärkt durch Truppen aus Pek-tschyêi, warfen sich nunmehr auf Sin-lo und entrissen ihm das ganze nördliche Gebiet mit 33 umwallten Ortschaften. Der König von Sin-lo, Tsch'un-
 35 ts'iu, der eben nach dem Tode seines Bruders die Regierung übernommen hatte, wandte sich an den Kaiser um Hilfe, so daß Kao tsung nunmehr vor derselben Lage stand wie zehn Jahre vorher sein Vater. Er entsandte den Gouverneur von Ying tschou (Liao-si), Tsch'êng Ming-tschên, und den General Su Ting-fang (s. oben S. 393f.) nach dem Osten. Sie brachten zwar
 40 den Kao-li-Truppen bei Sin-tsch'êng — es ist schwer zu verstehen, warum sie sich dorthin, anstatt mehr nach Süden gewandt hatten — eine Niederlage bei und verbrannten die Vorstädte und die Dörfer, aber irgend etwas erreicht war damit nicht und konnte auch wegen der Geringfügigkeit der Streitkräfte nicht erreicht werden. Das ganze Unternehmen schien kaum

ernst gemeint und war ohne Bedeutung. Nicht anders war es mit einem ähnlichen Zuge, der von Tsch'êng Ming-tschên und Sie Jen-kuei (s. oben S. 395) im Jahre 658 gegen Kao-li unternommen wurde. Ihre Truppen waren im wesentlichen K'i-tan-Leute, die an der nördlichen Grenze des Landes Köpfe abschlugen, einige Gefangene machten und dann heim- 5 kehrten. Die ganze koreanische Politik war halbherzig und planlos, der Krieg gegen die West-Türken gestattete jetzt keine ganzen Maßnahmen. Erst als Ho-lus Macht endgiltig vernichtet (s. oben S. 392 ff.), der tibetische Gegensatz aber noch nicht offenbar geworden war, wandte man in Lo-yang den Dingen im Osten verstärkte Aufmerksamkeit zu. 10

Im Jahre 660 kam ein neuer Hilferuf von Sin-lo wegen weiterer Vergewaltigung durch die beiden anderen Staaten und die mit ihnen verbündeten Mo-ho. Abermals wurde Su Ting-fang ausgesandt, um Ordnung zu schaffen. Diesmal aber schlug man ein anderes Verfahren ein. Das Expeditions-Korps segelte von der äußersten Ostspitze von Schan-tung 15 bei Jung-tsch'êng nach Osten, nicht gegen Kao-li, sondern gegen Pek-tschyei, das sich auf der Westseite der Halbinsel etwa vom Han-Fluß bis zur Südküste erstreckte. Die Pek-tschyei-Leute hielten den Ort Hiung-tsin k'ou (vielleicht an dem heute Kim kang genannten Flusse, der ziemlich genau unter dem 36. Breitengrade ins Meer mündet, oder an einem Nebenflusse von 20 ihm) besetzt, Su Ting-fang konnte sie ohne Schwierigkeit vertreiben und segelte dann mit der Flut den Fluß hinauf zur Hauptstadt. Auch hier wurde der Widerstand vor der Stadt rasch gebrochen, innerhalb der Mauern brach eine Panik aus, der König und der Thronfolger Fu-yü Lung flüchteten nach Norden, der Bruder des letzteren erklärte sich zum Nachfolger; als 25 aber die Beamten und die Bevölkerung über die Mauern stiegen und sich den Truppen der T'ang ergaben, blieb dem zurückgebliebenen Fürsten nichts übrig als die Stadt zu übergeben. Nachdem man auch des entflohenen Königs wieder habhaft geworden war, wurden die Gefangenen nach Lo-yang geschickt. Kao tsung zeigte sich nach dem Vorbilde seines Vaters milde, 30 er ließ die Gefangenen frei, und der König, der unmittelbar danach starb, erhielt ein fürstliches Begräbnis. Das Land Pek-tschyei wurde in fünf Gouvernements (*tu-tu fu*) mit 37 Präfekturen geteilt und von Chinesen verwaltet. Auch Sin-lo, wo im Jahre 661 ein neuer König, Fa-min, zur Regierung gekommen war, wurde (theoretisch) in das Territorial-System 35 der T'ang eingereiht und erhielt den Namen Ki-lin tschou („Provinz Hühnerwald“), Fa-min den Titel Gouverneur (*ta tu-tu*) von Ki-lin. (Der Name Ki-lin — korean. Kye-rim — für Sin-lo soll einer Legende zufolge um das Jahr 60 n. Chr. aufgekommen sein. Sein Ursprung wird dabei mit der Herkunft der Könige von Sin-lo in Verbindung gebracht und könnte auf 40 totemistische Anschauungen schließen lassen.) Damit glaubte man Korea „befriedet“. Aber die Siegesfreude sollte nicht lange währen. Als Gouverneur in der Hauptstadt war Liu Jen-yuan eingesetzt, während Hiung-tsink'ou einem anderen General, Liu Jen-kuei, unterstellt war. Kaum

war Su ting-fang heimgekehrt, als ein streitbarer buddhistischer Mönch Namens Tao-tsch'ên gemeinsam mit Fu-sin, einem Vetter des verstorbenen Königs, Truppen sammelte und eine Änderung der Dinge herbeizuführen suchte. Beide holten von Japan, das schon länger in einem engeren Verhältnis zu Pek-tschyei stand (s. oben S. 315 u. 379), einen dort befindlichen anderen Sohn des Königs Namens Fu-yü Fêng herüber und riefen ihn zum neuen Herrscher aus. Dann schlossen sie den chinesischen Statthalter ein und suchten ihn zur Übergabe zu zwingen. Liu Jen-kuei eilte mit Truppen aus Sin-lo dem Belagerten zu Hilfe, aber die Bundesgenossen ließen ihn vor dem Kampfe im Stich, und die Lage würde kritisch geworden sein, wenn nicht unter den Gegnern Streit ausgebrochen wäre. Fu-sin, eifersüchtig auf den Mönch, ließ diesen ermorden, um die ganze Macht in seine Hände zu bekommen; so konnte sich Liu Jen-kuei mit Liu Jen-yuan vereinigen und, nachdem er Sin-lo gezwungen, sofort Hilfstruppen zu stellen, die Feinde in Schach halten. Im Frühjahr 661 beschloß Kao tsung nunmehr, mit dem ganzen koreanischen Wirrsal ein Ende zu machen und „selbst nach Kao-li zu marschieren, um die Macht seiner Waffen zu offenbaren“. Im Hinblick auf die früheren Erfahrungen redeten die Minister sowohl wie die herrschgewohnte Kaiserin ihm den Gedanken daran aus, aber ein Heer von 44000 Chinesen und wohl wenigstens ebensoviel Uiguren wurde aufgestellt und teils auf dem Landwege unter K'i-pi Ho-li gegen den Yalu, teils auf dem Wasserwege unter Su Ting-fang gegen den Dai-tong kang und Pyöng-yang in Marsch gesetzt. So hatte man drei Kriegschauplätze an den drei Zugangströmen des Landes zugleich geschaffen, um Kao-li, „das kleine Scheusal“, wie es einer von Kao tsungs Ministern genannt hatte (*T'ang schu* Kap. 220 fol. 12v⁰), völlig niederzuringen. Aber zunächst waren die Aussichten nicht günstig. Su Ting-fang konnte zwar im Herbst den Eingang zum Dai-tong kang erzwingen und Pyöng-yang einschließen, aber im Frühjahr 662 wurde er durch Kai-su-wëns überlegene Streitkräfte genötigt, die Belagerung aufzugeben und auf seine Schiffe zurückzukehren. Unmittelbar danach berief man ihn zurück, weil er in dem bevorstehenden Kriege gegen die Tibeter verwendet werden sollte (s. oben S. 396). K'i-pi Ho-li wurde am Yalu durch Kai-su-wëns Sohn der Übergang gewehrt; erst im Winter erhielt er die Möglichkeit, über das Eis des Stromes hinüberzugelangen und danach die feindliche Heeresmacht aufzureiben. In diesem Augenblick aber berief ein Edikt K'i-pi Ho-li mit seinem Heere zurück, da er für die Unterwerfung der aufsässigen Tolös benötigt wurde (s. oben S. 395). Am meisten Fortschritte machten Liu Jen-kuei und Liu Jen-yuan im Süden. Infolge der Uneinigkeit der Gegner, die nach der Ermordung Tao-tsch'ëns nunmehr in erhöhtem Maße zwischen Fu-sin und dem neuen König von Pek-tschyei bestand, wurde es beiden Generalen im Sommer möglich, weit nach Osten vorzudringen, mehrere Plätze zu besetzen und so eine ununterbrochene Verbindung mit Sin-lo im Osten herzustellen. Außerdem wurde ihnen von

Schan-tung aus jetzt endlich eine Verstärkung von 7000 Mann unter dem General Sun Jen-schi geschickt. Der König Fêng, der von Fu-sin dasselbe Schicksal erwartete, das dieser dem Mönche bereitet hatte, kam ihm zuvor und ließ ihn töten. Dann aber, als er dieses Mannes ledig war, wandte er sich um Hilfe nach Kao-li und Japan. So bereiteten sich beide Seiten zu einem entscheidenden Kampfe vor. Im Sommer 663 standen sich die Gegner neu gerüstet gegenüber: Sun Jen-schi, Liu Jen-yuan und Liu Jen-kuei mit ihren verstärkten chinesischen Truppen und mit einem vom König von Sin-lo gestellten Heere aus Fußvolk und Reitern, der König Fêng mit seinen Streitkräften, die durch Hilfstruppen aus Kao-li und Japan bedeutend vermehrt waren. Der letztere lagerte an der Mündung des Pai kiang (des Han-Flusses?) bei der Stadt Tschou-liu tsch'êng, und die Chinesen beschloßen, ihn dort anzugreifen. Liu Jen-yuan und Sun Jen-schi zogen mit der Hauptmasse des Heeres über Land, während Liu Jen-kuei mit den Schiffen von Hiung-tsin nach dem Pai kiang fuhr. Dem vereinigten Angriff beider Teile gelang es, die Gegner völlig zu vernichten, „die Japaner wurden in vier Treffen überwunden, 400 ihrer Schiffe gingen in Flammen auf, so daß Rauch und Feuer bis zum Himmel aufstiegen“ (*K. T'ang schu* Kap. 84 fol. 4r⁰). Der König flüchtete nach Kao-li, seine beiden Söhne ergaben sich mit den Resten ihres Heeres und der Japaner, die Unterwerfung Pek-tschieis war vollendet. Liu Jen-yuan kehrte mit dem Heere in die Heimat zurück, Liu Jen-kuei blieb als Statthalter in dem eroberten Lande. Der letztere war nach Liu Jen-yuans eigenem Zeugnis der eigentliche Leiter des ganzen Krieges gewesen, nur seiner Umsicht war der Erfolg zu danken, und Kao tsung enthielt ihm auch Anerkennung und Belohnung nicht vor. Nach Beendigung der kriegerischen Unternehmungen ließ es sich Liu Jen-kuei mit dem gleichen Eifer angelegen sein, die dem Lande dadurch geschlagenen Wunden zu heilen. Durch die langen inneren und äußeren Kämpfe war die Bevölkerung in den Zustand drückendsten Elends geraten. Liu ließ zunächst überall die Gebeine der Gefallenen einsammeln und bestatten, dann sorgte er dafür, daß die Bevölkerung sich wieder in ihren Dörfern zusammenfand und daß eine geordnete Verwaltung eingerichtet wurde; er ließ die Wege neu herrichten, Brücken bauen und Dämme ausbessern oder neu anlegen, drängte darauf, daß der Ackerbau energisch betrieben und für die ganz Hilflosen gesorgt wurde. Zugleich aber „verkündete er die tabuierten Zeichen des Ahnentempels und errichtete die Altäre des Gottes des Erdbodens und der Feldfrüchte der kaiserlichen Dynastie“ (*K. T'ang schu* Kap. 84 fol. 4v⁰), so daß schließlich „Jeder wieder friedlich seiner Beschäftigung nachging“. Unter den chinesischen Kulturpionieren in Korea ist Liu Jen-kuei einer der wirksamsten gewesen. Aber er ließ das Endziel dabei nicht aus den Augen: „allmählich schuf er Militär-Kolonien, sammelte Getreidevorräte und bereitete die Soldaten vor auf seine Pläne gegen Kao-li“. In kluger politischer Voraussicht warnte er auch in Berichten an den Kaiser vor einer Unterschätzung der Schwierig-

keiten bei einer Unterwerfung Kao-lis: „wenn Eure Majestät Kao-li vernichten wollen, so darf das Gebiet von Pek-tschei nicht freigelassen werden. Denn Fu-yü Fêng befindet sich im Norden (s. oben S. 405) und Fu-yü Yung (sein Bruder oder Vetter?) im Süden. Pek-tschei und Kao-li bilden seit langem eine Genossenschaft für gegenseitige Hilfe, und die Japaner, wenn ihr Land auch fern ist, gehören dazu wie der Schatten zur Gestalt und das Echo zum Ton. Wenn wir nicht hinreichende Streitkräfte unterhalten, werden sie alle wieder einen einzigen Staat bilden“. Liu wies dann auf den sehr mangelhaften Zustand der Truppen hin, wie zum großen Teile aus überalterten, leistungsunfähigen, schlecht gekleideten und wegen ihres Verlangens nach der Heimkehr nicht kampfwilligen Mannschaften beständen. Es sei notwendig, durch Auszeichnungen und Belohnungen die Leute zufrieden zu machen und ihren Aufenthalt durch Anlagen von Militär-Kolonien angenehm zu gestalten. Kao tsung entsandte daraufhin Liu Jen-yuan mit neuen Truppen nach Pek-tschei, um die bisherigen einschließlich Liu Jen-kueis abzulösen, eine Maßnahme, die der letztere nicht gewollt hatte und für nicht ungefährlich hielt. Außerdem wurde der frühere Thronfolger von Pek-tschei, Fu-yü Lung, ein Bruder von Fu-yü Yung, zum Gouverneur (*tu-tu*) von Hiung-tsin ernannt, „damit er den Rest des Volkes wieder sammelte“. Wir können hierin nur eine andere Form der Belehnung des neuen Fürsten mit seinem Lande sehen. Wenn Ssë-ma Kuang recht unterrichtet ist, hatte den Posten bis dahin Liu Jen-kuei innegehabt. Anscheinend war Fu-yü Lung ein Überläufer und hatte bereits früher auf Seiten der Chinesen gegen seine Landsleute gekämpft. Das Erste, was der neue Statthalter der T'ang, anscheinend auf Veranlassung von Liu Jen-kuei, tat, war, daß er im Jahre 665 mit dem König Fa-min von Sin-lo in Hiung-tsin einen feierlichen Bund schloß, in dem „der bisherige Groll begraben und in Ehrfurcht vor den Befehlen des Himmelssohnes Vasallentreue für ewige Zeiten gelobt wurde“. Die beschworene Freundschaft zwischen den Verbundenen hat aber keine lange Dauer gehabt (s. unten).

Mit der Eroberung von Pek-tschei war aber die koreanische Frage noch keineswegs gelöst, und Kao tsung wäre bestimmt ebensowenig imstande gewesen, sie zu lösen, wie seine Vorgänger. Aber dieselben Kräfte, die später die tibetische Macht zerstörten und so die T'ang aus einer großen Gefahr befreiten (s. oben S. 401), bewirkten dasselbe jetzt auf der Halbinsel in dem Staate, der bisher allen Unterwerfungen getrotzt, alle die ungeheuren Opfer vergeblich gemacht hatte, Kao-li. Nach den Ereignissen von 663 blieb der Friede eine Zeit lang gewahrt. Im Jahre 666 sandte der König Tsang von Kao-li sogar seinen Sohn nach Lo-yang, damit er den Kaiser zu dem großen Himmelsopfer auf dem T'ai schan begleitete, das zum Dank für den Sieg dargebracht wurde, und Kao tsung wurde kaum daran gedacht haben, jetzt neue Pläne in Korea aufzunehmen, wo im Westen die Haltung der Tibeter immer drohender wurde. Aber der Gang der Dinge

selbst ließ ein Eingreifen, wenn nicht als notwendig, so jedenfalls als zweckmäßig erscheinen. Im Sommer 666 starb Kai-su-wên, der große Kanzler von Kao-li, der unbesiegte Verteidiger der Selbständigkeit des Landes. Sein Sohn Nan-schêng übernahm im Erbgange die Stellung des Verstorbenen, aber seine beiden jüngeren Brüder machten ihm das Recht darauf streitig, 5 es kam zu Gewalttätigkeiten, Nan-schêng wurde aus Pyông-yang vertrieben und schickte schließlich seinen Sohn mit der Bitte um Hilfe an den Hof der T'ang. Dort schwankte man nicht. Man sandte die erprobten Heerführer, K'i-pi Ho-li, den greisen Li Tsi (s. oben S. 355 u. 379f.), Sie Jen-kuei (s. oben S. 395) u. A. durch Liao-tung nach Kao-li, später gesellten sich 10 noch Liu jen-yuan und Liu Jen-kuei dazu, also eine Reihe von Autoritäten, die die Größe des Zieles erkennen läßt. Der Kampf wurde ein äußerst erbitterter und hartnäckiger, und sein Verlauf zeigte trotz aller Zerrissenheit im Innern doch den unbeugsamen kriegerischen Sinn dieser Nord-Koreaner. Schon am Liao-Fluß begannen die ersten Gefechte und zogen sich weit in 15 das Jahr 667 hin. Nan-schêng befand sich bei dem chinesischen Heere und kämpfte gegen sein eigenes Volk. Unter dem Oberbefehl von Li Tsi gelang es, die Festung Sin tsch'êng, die westlichste Grenzstadt von Kao-li, vielleicht in der Gegend des heutigen Hai-tsch'êng, zu erobern und im Laufe des Jahres sechzehn weitere Orte zwischen dem Liao und dem Yalu zu 20 besetzen. Aber das Jahr darauf sah starke Rückschläge: Nan-kien, einer der Brüder Nan-schêngs, entriß den Chinesen Sin tsch'êng wieder, und es bedurfte schwerer Kämpfe, sich gegen den tapferen Gegner zu halten. Die chinesischen Chroniken stellen den Krieg als eine kaum unterbrochene Reihe von Siegen dar, aber schon die zeitliche Länge und das langsame 25 Vordringen widerlegen die Schilderung. Erst nach dem Eingreifen Sie Jen-kueis 668 wurde es möglich, eine Änderung der Kriegslage herbeizuführen. Er brachte den Koreanern eine schwere Niederlage bei und konnte in deren Verfolg die wichtige Stadt Fu-yü nebst einer großen Zahl kleinerer Orte besetzen, so daß nun der Weg nach Pyông-yang frei war. 30 Aber ehe man weiter ging, wurde zunächst — ein weiteres Zeichen, wie wenig sicher man des Erfolges war — nach Lo-yang Meldung erstattet. Kao tsung entschied auf sachverständigen Rat hin, daß Kao-li diesmal niedergezwungen werden müsse. Es sei innerlich uneinig, außerdem leide die Bevölkerung Mangel infolge mehrjähriger Mißernten und befinde sich 35 deshalb in gedrückter Stimmung. Die Umstände seien also günstiger als je zuvor. So begann man denn noch 668 die Belagerung von Pyông-yang, nachdem vorher noch eine Flotte in die Mündung des Dai-tong eingelaufen war. Die gesamte chinesische Heeresmacht versammelte sich vor der Stadt, der eingeschlossene König Tsang hielt Widerstand für nutzlos, er verließ 40 mit seinen Würdenträgern die Stadt und ergab sich dem Oberkommandierenden Li Tsi. Nan-kien aber versperrte die Tore und war entschlossen, die Stadt bis zum äußersten zu verteidigen. Indessen alle seine Ausfälle blieben erfolglos, schließlich vermittelte ein buddhistischer Mönch zwischen

den Parteien — ob mit oder ohne Zustimmung Nan-kiens, steht nicht fest — und öffnet die Tore. Li Tsi ließ die Truppen einrücken und die Stadt „an allen vier Ecken“ anzünden. Nan-kien versuchte sich zu erstechen, blieb aber am Leben und wurde mit den übrigen Gefangenen
 5 Anfang 670 nach Lo-yang geschickt. Die Macht Kao-lis war endlich gebrochen, der Herd der Unruhe im Osten schien erloschen.

Kao tsung ließ wieder Milde walten. Die Gefangenen wurden freundlich behandelt und erhielten hohe chinesische Titel, mit Ausnahme von Nan-kien und Fu-yü Fêng, die man nach dem Süden in die Verbannung schickte.
 10 Das Generalgouvernement von Ngan-tung wurde neu organisiert, das Land Kao-li in 9 Militär-Gouvernements (*tu-tu fu*) mit 42 Bezirken (*tschou*) und 100 Kreisen (*hien*) geteilt. Sitz des Generalgouverneurs war Pyöng-yang. Ferner verpflanzte man von der Bevölkerung, die „vielfach zu Unordnung und Widersetzlichkeit neigte“, 38200 Familien (von angeblich 690000)
 15 in die Provinzen südlich vom Huai und vom Yang-tsé sowie nach dem Nan shan (in Kan-su) und in die Gegenden westlich der Hauptstadt, damit sie dort unbebautes Land besiedelten.

Aber trotz aller Maßnahmen war man noch immer nicht am Ende der koreanischen Wirren. Schon 670 wurde in Kao-li der Versuch gewagt,
 20 einen neuen König einzusetzen, und obwohl es an Einigkeit und Entschlossenheit bei den Koreanern gefehlt zu haben scheint, bedurfte es neuer längerer Kämpfe, um die chinesische Herrschaft aufrecht zu erhalten. Der Sitz des Generalgouverneurs mußte von Pyöng-yang nach Liao-tung tsch'êng (Liao-yang) verlegt werden, und die einst so mächtige Hauptstadt
 25 war nunmehr so völlig verödet, daß der Rest der Bevölkerung, unfähig zu weiterem Kriegsdienst, nach Sin-lo flüchtete. In diesem Staate zog sich jetzt die koreanische Macht noch einmal zu einem letzten Behauptungsversuch zusammen. Nur durch die Hilfe des Reiches vor der Vergewaltigung durch die beiden anderen Staaten geschützt, glaubte der seit 661 regierende
 30 König Fa-min nach der Vernichtung seiner beiden Gegner eine neue eigene Großmacht aufrichten zu können. Der Unabhängigkeitsdrang war auch hier stärker als die Ehrfurcht vor dem Himmelssohn. Bei der Niederwerfung des Aufstandes in Kao-li kämpften Truppen aus Sin-lo mit gegen die der T'ang, und in der Folgezeit bemächtigte sich Sin-lo allmählich des
 35 verödeten Gebietes von Pek-tschiei, dessen Verwalter, der ehemalige Thronanwärter Fu-yü Lung (s. oben S. 406), bedrängt durch die Übergriffe des großen Nachbarn und Bundesbruders, gleich nach der Rückkehr Liu Jen-kuei sich ebenfalls an den Hof nach Lo-yang zurückgezogen hatte. Kao tsung oder richtiger die ihn beherrschende Kaiserin (s. unten) war
 40 höchst aufgebracht über diese Treulosigkeit des Günstlings; man entzog ihm sämtliche Titel, ernannte seinen in der Hauptstadt befindlichen Bruder zum König von Sin-lo und sandte diesen 674 mit einer Streitmacht unter Liu Jen-kuei in sein Land. Liu räumte im folgenden Jahre sehr rasch mit Fa-mins Macht auf, er vollzog ein blutiges Strafgericht unter seinen Soldaten,

ließ Mo-ho-Truppen (die alten Feinde von Sin-lo) die nördlichen Teile seines Landes besetzen und legte chinesische Garnisonen in die Städte. Fa-min selbst aber glückte es merkwürdigerweise, durch eine Sühnegesandtschaft Verzeihung zu erlangen; sein Bruder verzichtete auf die königliche Würde, und er selbst wurde mit allen Ehren wieder eingesetzt. 5 Wir haben früher gesehen, wie gerade in dieser Zeit die tibetische Gefahr sich drohend über dem Reiche erhob und der greise Tschang Wên-kuan flehentlich bat, die Augen lieber nach dem Westen als nach dem Osten zu richten (s. oben S. 398). Vielleicht hängt es damit zusammen, daß man sich jetzt dieser unbequemen koreanischen Könige insgesamt entledigte 10 und die Dinge dort laufen ließ wie sie wollten. Im Jahre 677 machte man den früheren König Tsang von Kao-li zum Militärgouverneur von Liaotung tschou, verlieh ihm den Titel „König von Tschao-sien“ (s. I, 326), den alten, seit der Han-Zeit nicht mehr gebrauchten Namen zu neuem Leben erweckend, und schickte ihn „samt Allen, die nachweislich früher 15 in seinen Bezirken gewohnt hatten“, in sein Land zurück, „damit er die Reste seines Volkes befriede“ (*T'ang schu* Kap. 220 fol. 15r⁰). Den Sitz des Generalgouverneurs verlegte man nicht wieder nach Pyöng-yang, sondern nach Sin-tsch'êng an der Grenze. Ebenso wurde Fu-yü Lung, der „Gouverneur von Hiung-tsin“ (s. oben S. 406), zurückgeschickt, damit er 20 in seinem Bereich dasselbe täte. Der König Fa-min von Sin-lo baute, unbelästigt durch die Regierung in Lo-yang, seine Macht weiter aus wie bisher. Fu-yü Lung wagte sich überhaupt nicht wieder in sein ehemaliges Land zurück, das zum größten Teile von Sin-lo in Besitz genommen war, sondern blieb auf dem Gebiete von Kao-li, wo er bald danach starb. Was 25 von Pek-tschiei noch übrig war, wurde zunächst von den Mo-ho in ihren neuen Staat P'ö-hai einbezogen, der sich am Ende des Jahrhunderts auf den Trümmern von Kao-li erhob und im Norden bis an die Sungari-Mündung reichte. Nicht besser war das Ende des Königs Tsang. Er machte sich hochverräterischer Pläne gemeinsam mit den Mo-ho verdächtig, man berief 30 ihn deshalb zurück und verbannte ihn nach Süd-Ssë-tsch'uan, wo er noch bis 682 gelebt hat. Seine Volksgenossen wurden in Ho-nan und Kan-su angesiedelt, „nur die Armen und Schwachen ließ man zurück“. Die Städte von Kao-li wurden von Sin-lo einverleibt, die noch vorhandene Bevölkerung ging in den Mo-ho und T'u-küe auf. Tsangs Nachkommen haben noch 35 längere Zeit hindurch in chinesischen Diensten gelebt, teilweise waren sie sogar noch mit dem Titel eines „Fürsten von Tschao-sien“ ausgestattet. Aber Kao-li war als Staat ebenso verschwunden wie Pek-tschiei, Sin-lo allein blieb als Erbe beider übrig und ging als Vasall der T'ang ungestört seine eigenen Wege. Nach den T'ang-Annalen hat dieses Verhältnis während 40 der nächsten zweihundert Jahre angehalten. Der mit chinesischer Hilfe emporgekommene Staat muß tatsächlich fast die ganze Halbinsel beherrscht haben, und weder die Japaner haben nach ihrer Niederlage von 663 (s. oben S. 405) dort irgendwelchen Einfluß zurückgewinnen können

(sie waren auch mit den Angelegenheiten ihres eigenen Landes vollauf beschäftigt), noch vermochte der neue Mo-ho-Staat P'o-hai, der Nord-Korea und die östliche Mandschurei bis zum Sungari und Ussuri umfaßte, gegenüber der Macht von Sin-lo eine Bedeutung zu erlangen. Das Ver-
 5 hältnis zu China blieb durchaus friedlich. Die Könige von Sin-lo erhielten ihre Investitur von den T'ang-Kaisern und führten daneben auch hohe chinesische Titel wie Gouverneur von Ki-lin tschou (s. oben S. 403), Fürst von Lo-lang (I. 325 ff.), sowie mannigfache Beamtentitel. Zugleich wurde chinesische Kultur in breitem Maße eingeführt: Ritual für Opfer und
 10 Festlichkeiten. Literatur verschiedenster Art, vor allem die Wissenschaft des konfuzianischen Kanons und seiner Kommentare wanderten hinüber nach der Halbinsel, Koreaner studierten in China, auch Schreibkunst, Architektur, Kunsthandwerk und Staatseinrichtungen werden sicher entlehnt worden sein, wenngleich wir unmittelbar hierüber nichts erfahren.
 15 Korea ist im Laufe der Zeit ein völlig konfuzianischer Staat mit allen Einzelheiten des chinesischen Vorbildes und ein organischer Bestandteil der großen chinesischen Kulturwelt geworden. Die Grundlagen dafür sind in diesen zwei Jahrhunderten der T'ang-Zeit gelegt worden. Kein Land ist von China mit hartnäckigerer Beharrlichkeit, stärkeren Anstrengungen
 20 und schwereren Opfern unterworfen worden, keins aber hat auch erbitterteren Widerstand geleistet als Korea in dieser nun abgeschlossenen Periode der Sui- und T'ang-Dynastie.

Glanzvoll und gewaltig, wie das neue asiatische Imperium im 7. Jahrhundert dastand, im Innern nagte wieder gieriges Gewürm an seinen
 25 Fundamenten. Wie einst im Reiche der Han herrschgierige, von allen Hemmungen der Verantwortlichkeit freie Frauen, angetrieben durch den Machthunger ihrer Familien, zweimal den Staat an den Rand des Abgrundes brachten (I. 279 ff. und 367 ff.), so drohte auch der T'ang-Herrschaft inmitten aller äußeren Erfolge gegen das Ende des Jahrhunderts Gefahr von
 30 der weiblichen Seite des Kaiserhauses. So unheilvoll die vom Harem ausgehenden Einflüsse schon an sich oft gewesen sind, ihre ganze furchtbare Auswirkung haben sie erst erhalten durch die Zusammenhänge der In-sassinnen mit ihren Familien. Nirgends zeigt sich das Überwuchern des Familiensinnes über alle anderen Gesellschaftsbindungen des Einzelnen in
 35 China verhängnisvoller als in diesem weiblichen Anhang der Dynastien.

Unter T'ai tsung war die dreizehnjährige Tochter Tschao eines Beamten Namens Wu wegen ihrer Lieblichkeit in die unterste Klasse der Harems-
 40 damen aufgenommen worden. Nach dem Tode des Herrschers wurde sie mit vielen ihrer Genossinnen entlassen und ging als Nonne in ein buddhistisches Kloster. Einige Jahre später sah Kao tsung sie bei Gelegenheit einer Ahnengedenkfeier im Kloster, und durch Fürsprache der kinderlosen Kaiserin Wang kam sie wieder in den Palast, wo sie nun durch schlaue berechnende und rücksichtslose Ausnutzung aller Möglichkeiten ihren Aufstieg betrieb. „Sie diente der Kaiserin mit demütigen Worten und

unterwürfiger Haltung“, so daß ihre Gönnerin sie der Aufmerksamkeit des Kaisers besonders empfahl. Im Jahre 654 wurde sie in eine der höchsten Klassen des Harems befördert, und von hier aus begann sie sogleich ihren Kampf um Einfluß und Macht. Die Gunst der Kaiserin war nicht ohne Hintergedanken. Kao tsung bevorzugte schon seit seiner Thronfolgerzeit 5 eine andere Dame des Harems Namens Siao, die Kaiserin beabsichtigte, ihre Rivalin dadurch unschädlich zu machen, daß sie die schöne Nonne zwischen diese und den Kaiser schob. Der Plan gelang, aber der Ausgang wurde ein anderer. Wu Tschao, an Findigkeit und Entschlossenheit Allen überlegen, drängte in kürzester Frist beide aus der Liebe des Herrschers, 10 ihr Stern überstrahlte Alles, und Kao tsung hing willenlos in ihren Netzen. Durch eine teuflische Intrigue wußte sie im Kaiser den Glauben zu erwecken, seine Gemahlin habe das eben geborene Kind der Wu Tschao ermordet, im Jahre 655 wurde darauf die Kaiserin Wang ihrer Stellung entsetzt, Wu Tschao nahm ihren Platz auf dem Throne ein. Aber dieser 15 Akt vollzog sich nicht ohne schwere Erschütterung. T'ai tsungs erprobte Freunde und Ratgeber, allen voran Tsch'ang-sun Wu-ki, der große Gelehrte und Mitverfasser der Sui-Annalen, dessen Schwester Kao tsungs Mutter war, und Tsch'u Sui-liang, die der sterbende T'ai tsung einst zu Wächtern seines Sohnes gesetzt hatte (s. oben S. 392), widersprachen 20 dem liebestollen Herrscher, als er ihnen von der mit der Kinderlosigkeit der Kaiserin begründeten Absicht der Entthronung Mitteilung machte, auf das ernsteste. Eine solche Handlung liefe den Bestimmungen des Vaters zuwider, zudem sei die Wu Tschao ein Mädchen niederer Herkunft, das bereits in den Diensten des früheren Herrschers gestanden habe. Han 25 Yuan, der einer hochangesehenen Beamtenfamilie der Sui-Zeit entstammte und unter T'ai tsung früh zu hohen Stellungen gelangt war, ging in seinen eindringlichen Vorstellungen so weit, daß er den Vers des *Schi king* zitierte, in dem über Pao-ssë geklagt wird, durch deren Schuld „das ehrwürdige Tschou zerstört wird“ (s. I, 153 f.). Kao tsung, aufgereizt durch die 30 wütende Wu Tschao, die der Szene hinter einem Vorhang beigewohnt hatte, geriet in Zorn, er schickte Tsch'u Sui-liang auf einen Gouverneurposten nach Hu-nan, während er sich an Tschang-sun Wu-ki vorläufig noch nicht zu vergreifen wagte. Der unerschrockene Han Yuan erhob neue Vorstellungen wegen dieser ungerechten Maßregelung eines „schuldlosen 35 alten Beamten“, aber Kao tsung beharrte auf seinem Beschluß, und Han Yuan legte seine Ämter nieder und kehrte in seine Heimat zurück. Schließlich kam Li Tsi, der Kriegermann, der weniger von sittlichen Bedenken gehemmt wurde als seine gebildeten konfuzianischen Amtsgenossen, dem bedrängten Kao tsung zu Hilfe, indem er ihm sagte, die ganze Frage „sei 40 eine Familienangelegenheit, über die er keine Außenstehenden zu befragen brauche“ (*T'ang schu* Kap. 93 fol. 10r^o). Diese robuste Weisheit gab bei Kao tsung den Ausschlag. Die Entthronung fand statt, aber der Riß, der damit in die Dynastie und ihre Anhänger kam, wies unheil drohend in die

Zukunft. Die Wu Tschao wurde Kaiserin und wußte, wer ihr Freund und wer ihr Feind war, Kao tsung aber hatte sich seiner freien Willensbestimmung endgiltig begeben.

Alles Sinnen des jetzt zur wilden Megäre gewordenen Weibes war zunächst darauf gerichtet, ihre Rivalinnen zu vernichten und Rache an ihren Gegnern zu nehmen. Die ersten Opfer waren die abgesetzte Kaiserin Wang und die Haremsdame Siao. Sie wurden eingekerkert und, als bei Kao tsung sich das Mitleid regte, in grauenvoller Weise zu Tode gebracht. Dann kam die Reihe an die hohen Beamten, die dem Wechsel am Throne entgegen gewesen waren und deren bisherige Behandlung der neuen Herrin bei weitem nicht genügte. Tsch'ü Sui-liang wurde nach kurzem Aufenthalt in Hu-nan im Jahre 657 weiter in die Wildnis von Kuang-si und schließlich nach Ngai tshou in Annam geschickt. Im Jahre 658 starb er, gerade früh genug, um einem schlimmeren Schicksal zu entgehen. Im Jahre 15 vorher hatten sich zwei wegen ihrer käuflichen Gesinnung berüchtigte gelehrte Helfer der Wu hou, der Kaiserin Wu, wie sie meist genannt wird, Hū King-tsung und Li Yi-fu, auf Geheiß ihrer Herrin bereit finden lassen, gegen Tsch'ü, Han Yuan und selbst Tsch'ang-sun Wu-ki nebst denen, die sonst noch als ihre Widersacher aufgetreten waren, Anklage wegen gemeinsamer hochverrätherischer Pläne zu erheben, die übliche Art, sich mächtiger Gegner zu entledigen. Daraufhin war Tsch'ü nach Annam, Han Yuan nach Tschên tshou auf der Insel Hai-nan, Tsch'ang-sun nach Ssē-tsch'uan verschickt worden. In einem ergreifenden Schreiben, das uns in seiner Lebensbeschreibung aufbewahrt ist, bat Tsch'ü als der treue 25 Freund der kaiserlichen Familie den Monarchen, sich der Szene am Sarge des eben gestorbenen T'ai tsung zu erinnern, als er, der damalige Thronfolger, in tiefstem Schmerz ihn und Tschang-sun Wu-ki umarmt und um Beistand gebeten habe. Kao tsung schwankte, aber die Wu hou verbot jede Milderung, und um für alle Zukunft die Möglichkeit einer Auswirkung 30 solcher Stimmungen bei ihrem Gemahl zu vernichten, verlangte ihre Rachsucht die gleiche Sicherheit wie in dem Falle der beiden eingekerkerten Frauen. Im Jahre darauf, 658, mußten ihre Kreaturen eine neue Anklage einreichen, die schwerere Bestrafung für solche Verbrecher forderte. So wurde denn die Todesstrafe angeordnet, und ein Beamter abgesandt, um 35 sie zu vollziehen. Ein gütiges Geschick kam ihm zuvor: um die Jahreswende war Tsch'ü Sui-liang an gebrochenem Herzen gestorben, Han Yuan schloß die Augen, ehe der Abgesandte bei ihm eintraf. Aber Tsch'üs beide Söhne konnten noch getötet werden, auch die Rächer seiner Ehre mußten verschwinden. Tsch'ang-sun Wu-ki wurde noch lebend erwischt; man 40 hatte zwei hohe Beamte zur Erledigung des Falles nach Ssē-tsch'uan gesandt, sie vernahmen ihn unter Mißhandlungen, und Tsch'ang-sun erhängte sich schließlich, um weiteren Qualen zu entgehen. Auch sein Sohn und sein Bruder wurden getötet. Das war das Ende von T'ai tsungs treuesten Ratgebern und Freunden. Man hat später die Schandtaten dadurch zu

sühnen gesucht, daß man den Manen der Gemordeten alle früheren Ehren und Würden wieder zusprach und noch neue hinzufügte.

Kao tsung mag bei diesen Dingen seine eigenen natürlichen Empfindungen gehabt haben, aber der schwache Mann war verfangen in den Netzen des dämonischen Weibes, und immer fester schloß sich das Gewebe 5 um ihn. Im Anfang des Jahres 658 wurde Lo-yang zur „östlichen Hauptstadt“ erklärt, nachdem das Kaiserpaar schon einen großen Teil des vorhergehenden Jahres dort verbracht hatte. Über die Gründe für diese plötzliche Übersiedlung erfahren wir in den Annalen nichts, aber Ssë-ma Kuang erzählt (unter *yung-hui* 6. Jahr), daß nach der grausigen Ermordung der 10 Kaiserin Wang und der Haremsdame Siao „der Wu hou oftmals die Geister der beiden Frauen mit gelösten Haaren, herabtropfendem Blut und einem Aussehen wie zu der Zeit ihres Sterbens erschienen seien“, und daß sie sich deshalb meistens in Lo-yang aufgehalten habe und schließlich ihr ganzes Leben lang nicht wieder nach Tsch'ang-ngan zurückgekehrt sei. 15 Die sonstigen Taten der Wu hou lassen einigen Zweifel an der Möglichkeit solcher Empfindsamkeit aufkommen. „Seit der Periode *hien-k'ing* (656 bis 660)“, sagen die Annalen, „litt der Kaiser oftmals unter Kummer und Krankheit, und er beauftragte deshalb die Kaiserin, bei den Berichten der Beamten die einzelnen Entscheidungen zu treffen. Seitdem waren hin- 20 sichtlich der inneren Lenkung der Staatsgeschäfte mehrere Jahrzehnte hindurch die Befugnisse der Kaiserin mit denen des Kaisers gleich“ (*K. T'ang schu* Kap. 6 fol. 1v⁰). Tatsächlich war es die Kaiserin, und zwar je später, um so mehr, in deren Händen die gesamte Staatsgewalt vereinigt lag. Sie hatte dafür gesorgt, daß sie als ein Gegenstück zu der Bezeichnung des 25 Kaisers, *t'ien huang* d. h. „von Gott berufener Herrscher“, den Titel *t'ien hou*, „von Gott berufene Herrscherin“, führte. Nun nannte man sie beide in grimmiger Ironie *ör schêng*, „die beiden Heiligen“. Einmal, im Jahre 664, schien Kao tsung sich zu einem Entschlusse ermannen zu wollen. Der gelehrte Akademiker und Archivleiter Schang-kuan Yi, den der Kaiser aus 30 einem anderen Anlaß zu einer vertraulichen Beratung befohlen hatte, machte auf die Eigenmächtigkeiten der Kaiserin aufmerksam und empfahl, sie abzusetzen. Kao tsung stimmte zu und beauftragte den Kühnen, ein entsprechendes Edikt zu entwerfen. Die Kaiserin wurde durch die Kreise der Umgebung darüber unterrichtet, was sich anbahnte, sie begab 35 sich sofort zum Kaiser, und dieser, so berichtet Ssë-ma Kuang: „voll Angst vor dem Zorn der Herrscherin, log ihr vor, daß er solche Absichten nicht gehabt, sondern daß Schang-kuan Yi ihm alles beigebracht habe“. Das Schicksal dieses unseligen Ratgebers war besiegelt, und da er früher im Dienste des ehemaligen Thronfolgers gestanden hatte, der nach der Ein- 40 setzung der Wu hou sogleich deren kleinem Sohne hatte den Platz räumen müssen, so beschloß die immer auf Sicherheit bedachte Tyrannin, die Gelegenheit zu benutzen und den möglichen Thronanwärter seinem einstmaligen Adlatus gleich zuzugesellen. Der immer bereite Hü King-tsung

mußte beide des Hochverrats bezichtigen, Schang-kuan Yi wurde in den Kerker geworfen und „starb“ dort, seine Söhne wurden getötet, die Eigentümer der ganzen Familie eingezogen, der unglückliche Prinz durfte Selbstmord begehen. Kao tsung hat keinen zweiten ähnlichen Versuch unternommen, er war nicht der Mann, den Teufel zu fangen. „Die großen Machtbefugnisse des Reiches lagen sämtlich in den Händen der Kaiserin“, sagt Ssë-ma Kuang bitter, „die Entscheidung über Absetzung oder Beförderung, über Leben oder Tod hing an ihren Lippen, der Kaiser aber saß dabei und faltete die Hände“.

- 10 Am Ende des Jahres 683 beschloß Kao tsung sein unrühmliches Dasein. Wenn sich die Stellung des neuen Imperiums während seiner Regierung noch auf der erlangten Höhe hielt und sich stellenweise sogar noch erweiterte, so war dies nicht sein Verdienst: der Ruhm von seines Vaters Namen strahlte noch durch Asien, die Tüchtigkeit der von ihm
- 15 überkommenen Feldherrn und Minister, die Tapferkeit der türkischen Praetorianer-Garden und die Gunst der Verhältnisse schirmten und hielten das Reich. Aber die Fäulnis im Palast fraß um sich und wurde zu einer Gefahr für das Herrscherhaus. Die Lage am Hofe erhielt eine bedrohliche Ähnlichkeit mit der nach Kao tsus und Wu tis Tode zur Han-Zeit; zu der
- 20 berücktigten Lü hou und der ebenso berücktigten Yuan hou gesellte sich als dritte die Wu hou oder, wie sie auch oft mit ihrem posthumen Namen genannt wird, die *Tsé t'ien huang hou* d. h. „die Gott zum Vorbild nehmende Kaiserin“. Auf Kao tsung folgte der siebenundzwanzigjährige Sohn der Wu hou, der als Tschung tsung geführt wird. Schon nach wenigen
- 25 Wochen verstieß ihn die Mutter wieder, die schon früher gezeigt hatte, daß ihr die eigenen Kinder nicht mehr galten als Andere, die ihr im Wege standen. Er hatte selbständige Absichten geäußert und wurde als Prinz von Lu-ling nach Hu-peï geschickt, wo er in der Gegend von Siang-yang einen Aufenthaltsort angewiesen bekam. An seine Stelle trat sein zwei-
- 30 undzwanzigjähriger Bruder Tan mit dem posthumen Namen Jui tsung. Diese Einsetzung war indessen nichts Anderes als ein letztes kümmerliches Zugeständnis der Wu hou an die Moralbegriffe der chinesischen Völker, für die eine Frau als Herrscher auf dem Throne auch dann eine naturwidrige Erscheinung ist, wenn keine männlichen Nachkommen vorhanden sind, und die Usurpatorin eine würdigere Persönlichkeit ist als in diesem Falle. Die „Regierung“ von Jui tsung entwickelte sich sofort zu einer Groteske. Die Wu hou war „der Kaiser“, „sie entzog der Dynastie die göttliche Berufung“, wie die Kaiser-Annalen der T'ang (*K. T'ang schu* Kap. 7 fol. 17v⁰) sagen, „änderte den Namen der Dynastie in Tschou um
- 40 und erniedrigte den Monarchen zum Thronfolger“. Das zeigt bereits, wo das letzte Ziel der Unersättlichen lag: die T'ang sollten verschwinden, an die Stelle der Li-Familie sollte die eigene der Wu treten, also der gleiche Umsturz, den einst die Lü und die Wang gegen die Liu von Han unternommen hatten (I, 279ff. u. 367ff.). In der Verwirklichung dieser Absicht

erkannte sie keine Schranken mehr an. Mit allen erdenklichen Mitteln sammelte sie oder schuf sie Klagen gegen die Dynastie im Ganzen und gegen Mitglieder der Li-Sippe im Einzelnen. Furienhaft wütete sie unter den letzteren, auch den Söhnen Kao tsung, scharenweise wurden sie samt ihren Familien und Anhängern umgebracht, und in alle hohen Stellungen rückten die Wu ein. Immer wildere Taten zeitigte der Zäsarenwahnsinn, und selbst die sehr zurückhaltenden Annalen können an den Greuelthaten nicht mehr vorübergehen. In Lo-yang oder, wie es jetzt hieß, Schên-tu d. h. „Götterstadt“ wurde der neue Ahnentempel für ihre Familie erbaut, und Wên wang, der Begründer des Tschou-Reiches (I, 106), erschien darin als „Erster Ahn“ (*Schi tsu*), die folgenden Tschou-Herrscher erhielten entsprechende neue Namen, der Ahnentempel der T'ang in Tsch'ang-ngan erhielt eine andere Bezeichnung; auch Jui tsung, der Thronfolger, mußte hinfort den Familiennamen Wu führen. Die weiblichen Vorfahren der Wu hou wurden mit bombastischen Titeln der Mutter Erde beim Opfer „zugese- 15
 gesellt“ (I, 146). Das Ganze ist eine Blasphemie für das chinesische Empfinden wie sie schlimmer nicht gedacht werden kann. Das *Fa-ming* findet denn auch keine Worte mehr, um seine Empörung auszudrücken. „Eine solche Verwirrung der Begriffe wie die der Wu“, heißt es, „hat man seitdem es Aufzeichnungen gibt, nicht erlebt“ (*ssě-schéng* 7. Jahr). Für 20
 ihren eigenen persönlichen Namen wurde ein ganz neues Zeichen gebildet: sie hieß bisher *Tschao* 照 „strahlend“, aber da dies für ihre Herrlichkeit nicht ausreichte, schuf man das Zeichen 𣎵 *Tschao*, d. h. „Sonne und Mond, aus dem Leeren emporsteigend“. Weiter wurden im Jahre 690 für zwölf wichtige Worte aus der kosmisch-staatlichen Sphäre wie Himmel, 25
 Erde, Sonne, Mond, Sterne, Fürst, Minister, Mensch u. a. neue Schriftzeichen eingeführt, Symbole und Bilder, die niemals Bürgerrechte in der chinesischen Schrift erworben haben. Auch am Kalender machte sie sich mehrfach zu schaffen: im Jahre 690 wurde mit dem dynastischen Namen der Tschou auch deren Kalender eingeführt, indem der 11. Monat das Jahr 30
 begann, und im Jahre 697 wurde nach dem zehnten Monat ein Schaltmonat hinzugefügt, damit die Wintersonnenwende auf den 1. Tag des neuen Jahres fiel, der das 1. Zeichen des Sechziger-Zyklus (I, 97) trug. Die Jahresbezeichnungen wurden fast jedes Jahr, öfter sogar vor Ablauf eines Jahres gewechselt, zu keiner Zeit der chinesischen Geschichte hat es 35
 auch nur annähernd so viele Regierungsdevisen gegeben wie unter der Wu hou und ihrem Anhängsel Kao tsung. Eine stürmische Liebe entwickelte die ehemalige Nonne für den Buddhismus, der während der ersten Hälfte der T'ang-Zeit dank der Gelehrsamkeit seiner Klöster trotz konfuzianischer und taoistischer Bekämpfung seine größten Triumphe feierte. Diese Liebe 40
 war ebenso maßlos in der Form wie ihr Haß gegen die Widersacher. Eine der Prinzessinnen hatte einen Händler, der auf dem Markte Medizin verkaufte, in den Palast gebracht, und die Kaiserin faßte eine solche Zuneigung zu ihm, daß sie ihn ganz in ihre Nähe im Palast nahm. Um die

Vergangenheit ihres neuen Günstlings zu verdecken, ließ ihn die Wu hou zu einem buddhistischen Mönch machen und gab ihm als solchem den Namen Huai-yi. Ursprünglich hatte er Fêng Siao-pao geheiß; da er aber nicht eben aus einer Literatenfamilie stammte, so änderte man auch seinen
 5 Familiennamen in Sie um und bemühte sich, den Anschein zu erwecken, als ob er zu der Sippe des Schwiegervaters einer der Prinzessinnen gehörte, der Sie hieß. Diese Kreatur im Mönchsgewande entwickelte sich alsbald in der Sonne der kaiserlichen Gunst zu einem so anmaßenden und hochmütigen Schmarotzer, daß er der Schrecken der ganzen Stadt wurde. „Die
 10 Hofgesellschaft kroch vor ihm in Unterwürfigkeit“, während er sie „als Luft behandelte“ (so schildert ihn Ssë-ma Kuang), und einen Zensor, der auf seine Ungesetzlichkeiten aufmerksam machte, ließ er durch seine ständigen Begleiter fast zu Tode prügeln. Ihrem Günstling zu Liebe ließ die Wu hou im Jahre 685 das altberühmte „Kloster des weißen Rosses“
 15 in Lo-yang (s. I, 407) wieder aufbauen, damit er der Abt davon werden konnte. Huai-yi war die letzte und höchste Autorität in allen Fragen des Kultus, der Politik und sogar des Krieges. Selbst die Frage der Errichtung des *ming t'ang*, der wichtigsten konfuzianischen Kultstätte (I, 303f.), wurde ihm unterbreitet. Unter T'ai tsung wie unter Kao tsung war immer
 20 wieder erwogen worden, wie und wo diese Pflicht der neuen Dynastie ihren würdigsten Ausdruck fände, aber an der Vielgestaltung der Meinungen des Literatentums war bisher jeder Plan gescheitert. Nunmehr beauftragte die Herrscherin im Jahre 688 ihren „buddhistischen“ Vertrauten mit der Aufgabe. Anfang 690 war das prunkvolle Werk vollendet. Es war
 25 ein Riesenbau, aus drei Stockwerken bestehend, von denen das unterste den vier Jahreszeiten, das mittlere den zwölf Stationen des jährlichen kosmischen Kreislaufs (I, 97) und das obere den vierundzwanzig „Atemzügen“ d. h. Abschnitten der jährlichen Sonnenbahn gewidmet war. Unten war auch durch einen mit Eisen gefütterten Wasserkanal das *pi-yung*
 30 (I, 304) symbolisch angedeutet. Zehntausende von Arbeitern waren für die Herstellung erforderlich gewesen. Ein Zensor bemerkte zu dem angeblich 294 Fuß (= 88 m) hohem Bau: „Im Altertum waren Schilf und Stroh des *ming t'ang* unbeschnitten, die rohen Balken unbehauen“. Daran, daß ein buddhistischer Mönch, wenn auch ein unechter, das kon-
 35 fuzianische Heiligtum erbaut hatte, scheint man weniger Anstoß genommen zu haben. Um auch für den ihm zugewiesenen Kult etwas zu tun, errichtete Huai-yi bei dem *ming t'ang* ein buddhistisches *t'ien t'ang* („Himmelshalle“ oder „Deva-Halle“), in dem er „große Götterstatuen ansammelte“. Der Mönch erntete für seine Leistung hohe Auszeichnungen: er wurde
 40 General der Palastgarde und erhielt den Titel „Herzog von Liang“, nachdem er kurz vorher, im Herbst 689, was kaum faßlich erscheint, an die Spitze eines Heeres von 200000 Mann gestellt war, um die Türken zu bekriegen. Von dem Erfolge auf diesem Gebiete erfahren wir freilich nichts, aber die Wu hou war nicht engherzig in ihrer Auffassung von der

Lehre des Buddha, und die Śramaṇas zeigten sich nicht undankbar: ein Mönch, Fa-lang (oder Fa-ming) überreichte ihr im Jahre 690 die Übersetzung des „Sūtras von der großen Wolke“ (*Mahāmegha-sūtra*) mit der Erklärung, daß danach die Wu hou als der ins Leben getretene Maitreya-Buddha und an Stelle der T'ang als Herrscher von Jambudvīpa, dem 5 großen Weltteil des gegenwärtigen Zeitalters, anzusehen sei. Die Wu hou war sehr beglückt ob dieser Verkündigung und ließ das Werk im Reiche verbreiten. Auch ihren Herrschertitel verschönten die dankbaren Mönche, indem sie ihr 693 zu der indischen Bezeichnung *Suvarṇa-cakra-vartī-rājā* (chines. *Kin lun schêng schên huang-ti* d. h. „das goldene Rad der Herrschaft 10 drehender heiliger Götterkaiser“) verhalfen, einem von den Buddhisten erfundenen Titel für einen Fürsten, dem vom Himmel eine goldene Scheibe verliehen war zum Zeichen, daß er die vier Weltteile beherrschen sollte, im Gegensatz zu den Herrschern über Teile der Welt, die Scheiben aus geringerem Metall „drehten“. Aber auch das genügte noch nicht. Zwei 15 Jahre später verstärkte man den Titel zu *Yüe ku kin lun schêng schên huang-ti*, d. h. „der die früheren *Suvarṇa-cakra-vartī-rājās* übertreffende heilige Götterkaiser“. Das „goldene Rad“ mit allen dazu gehörigen Emblemen wurde in der Audienzhalle aufgehängt. Dieses Hineinziehen des konfuzianischen Weltherrschers in den fremden Kult ist nicht der 20 einzige Fall seiner Art geblieben. Aber die Wu hou ließ es nicht bewenden bei ihren Prunkbauten, riesigen Statuen und sonstigen Erzeugnissen einer von buddhistischen Kreaturen genährten ausschweifenden Phantasie, sondern sie ersann auch noch andere Ausdrucksformen ihrer Allmacht und fand auch dabei willige Helfer. Die sämtlichen „Barbaren“ mußten 25 Mittel aufbringen zum Ankauf von Kupfer- und Eisenmengen, mit denen im Jahre 694 eine „Himmels-Achse“ gegossen wurde, die die Achse darstellen sollte, um die sich das Weltall dreht. Sie soll angeblich über 100 Fuß (= 30 m) hoch und 12 Fuß (= 3,60 m) im Umfang gewesen sein. Man stellte das Ungetüm vor dem Südtore des Palastes auf und versah es mit 30 Inschriften, in denen der Ruhm der Wu hou verkündet, „die T'ang-Dynastie herabgesetzt und die der Tschou (d. i. ihre eigene) gepriesen wurde“. Obwohl schon hierfür das nötige Kupfer nur mit Schwierigkeiten zusammengebracht werden konnte, wurden vom folgenden Jahre ab auch noch die neun Dreifüße des Altertums (I, 85) aus demselben Metall neu 35 gegossen. Diese sagenhaften Reichsymbole waren, wie wir früher gesehen haben, angeblich beim Untergange der Tschou-Dynastie abhanden gekommen (I, 197), die Wu hou als Wiedererweckerin der klassischen Dynastie wollte auch ihre Insignien der Weltmacht neu schaffen. Jeder Dreifuß war (nach einer Bemerkung von Hu San-sing) 18 Fuß (= 5,40 m) hoch. 40 Im Jahre 697 wurden sie mit zwölf 10 Fuß (= 3 m) hohen Tiergestalten, die die zwölf „Erzweige“ darstellten (I, 98), zusammen aufgestellt.

Huai-yi, der wohl der Urheber dieser Wunderwerke war, hat die Vollendung des letzten davon nicht mehr erlebt. Die Orgien seines Größen-

wahns und die Anmaßung in seinem Auftreten begannen sogar seiner Gönnerin unerträglich zu werden. „Er gab das Geld aus, als ob es Dreck und Staub wäre“, sagt Ssě-ma Kuang von ihm, und die Summen, die von seinen verrückten Einfällen, namentlich auch bei den von ihm veranstalteten
 5 „Fünfjahresversammlungen“ (s. oben S. 167) verschlungen wurden, gingen in das Phantastische. Die Kaiserin fing an, bedenklich zu werden, und die Klagen mutiger Männer über das Treiben des Mönches trafen nicht mehr auf taube Ohren. Dazu kam, daß seit einiger Zeit ein Heilkünstler Namens Schên Nan-k'iu sich der Gunst der Herrscherin erfreute, und diese Tat-
 10 sache erfüllte den Verwöhnten mit so wütender Eifersucht, daß er eines Abends im Jahre 695 die „Himmelshalle“ anzündete. Das Feuer sprang über auf das *ming t'ang*, „die Glut übergieß die Stadt wie mit Tageshelle“, und der ganze Riesenbau wurde in Asche gelegt. Aber noch stand die Kaiserin zu sehr unter dem Einfluß des tobenden Mönches, als daß sie sich
 15 zu einem Entschlusse hätte aufraffen können, und dienstwillige Kreaturen beruhigten ihre Zweifel. Weibliche Leidenschaft und weibliche Schwäche zeigen sich auch in dieser dämonischen Frau vereinigt. Sie befahl sofort, ein neues *ming t'ang* zu bauen, und betraute wiederum den Mönch damit. Aber die Ernüchterung kam jetzt schneller und noch ehe der Bau beendet
 20 war. Das Verhalten Huai-yis gegen seine Herrin wurde nach dem Brande so frech und schamlos, daß die gekränkte Frau ihn zu hassen begann und einige Leute von ihrer Palastwache beauftragte, sie zu schützen. Das bedeutete das Ende des Mannes. Drei Tage später, Ende Februar 695, war er verschwunden. Man hatte ihn im Palast ergriffen und mit Knütteln
 25 erschlagen, nach einer anderen Angabe erdrosselt. Das neue *ming t'ang*, etwas kleiner als das alte, stand 696 fertig da.

Mit zunehmendem Alter scheint die Wu hou an Manchem zweifelhaft geworden zu sein, was ihr sonst als lebenswichtig galt. Mehrfach regte sich jetzt Widerspruch gegen die maßlose Vergeudung von Mitteln für den
 30 Buddhismus, namentlich der in hoher Gunst stehende, durch seine Ehrlichkeit bekannt gewordene Minister Ti Jen-kie wurde nicht müde, darauf hinzuweisen. Im Jahre 700 legte sie den buddhistischen Titel *Kin lun ta schêng* (*Suvarṇa-cakra-rājā*) ab und ließ durch einen Ausschuß von Gelehrten unter dem berühmten Dichter Li Kiao und ihrem Günstling Tschang
 35 Tsch'ang-tsung eine Schrift mit dem Titel *San kiao tchu ying*, d. h. „Perlenschönheit der drei Lehren“ (Konfuzianismus, Buddhismus, Taoismus) verfassen, in der vermutlich den Zweifeln der Kaiserin Rechnung getragen wurde. Aber auch zugunsten der aus der Regierung verdrängten T'ang-Familie wurden Stimmen laut, die bisher geschwiegen hatten. Die
 40 Befürchtung lag nahe, daß die Dinge dieselbe Wendung nehmen könnten, wie einst zur Han-Zeit nach der Usurpation der beiden Kaiserinnen (s. oben S. 414). Lange vorher, im Jahre 684, als Tschung tsung entthront wurde (s. oben S. 414), hatte ein Enkel jenes Li Tsi, der einst Kao tsung zur Erhebung der Wu hou ermuntert hatte (s. oben S. 414), Namens Li King-ye

es gemeinsam mit seinem Bruder Li King-yu unternommen, die Kaiserin zu stürzen und den T'ang ihr Erbe zu retten, das der Rat ihres Großvaters in Gefahr gebracht hatte. Eine ganze Schar von Gesinnungsgenossen gesellte sich damals zu ihnen, darunter bekannte Persönlichkeiten wie der als Dichter berühmte Lo Pin-wang. Li King-ye, der Gouverneur im südlichen Ssë-tsch'uan war, stellte eine Streitmacht zusammen, die Verschwörer versammelten sich am unteren Yang-tsë, um von dort gegen die Hauptstadt vorzustößen, und riefen die Bevölkerung zum Schutze der bedrohten Dynastie auf. Aber die Wu hou, die den Ernst der Lage begriff, sandte ein weit überlegenes Heer nach dem Süden, in dem Seengebiet von Kao-yu (I, 13) kam es zum Kampfe, und die Truppen der Verschworenen wurden vollkommen zersprengt. Li King-ye und die Seinen versuchten die Küste zu erreichen, aber die beiden Brüder und der Dichter Lo Pin-wang wurden von einem ihrer eigenen Offiziere ergriffen und hingerichtet: ihre Köpfe sandte man als Trophäen nach Lo-yang. In der Folgezeit hatten dann Gift und Schwert unter den Mitgliedern der T'ang-Familie und den ihr treu gebliebenen Beamten aufgeräumt, aber am Ende des Jahrhunderts nahm der Widerspruch neue und gefährlichere Formen an, indem er in der großen Politik zu wirken begann.

Von den beiden Großmächten im Nordwesten und Norden, den Tibetern und Türken, die unter T'ai tsung und Kao tsung dem Reiche eingegliedert waren, wahrten die ersteren, von einzelnen Raubzügen abgesehen, ihr Tributverhältnis (s. oben S. 402). Sie waren durch innere Thron-Streitigkeiten und durch Kämpfe in Nepal und Indien zu stark beschäftigt, als daß sie etwas von Bedeutung gegen das Reich hätten unternehmen können. Überdies hielt Tschung tsung, nachdem er wieder zur Regierung gekommen war (s. unten), durch Verheiratung einer chinesischen Prinzessin mit dem König eine Zeit lang das Einvernehmen aufrecht (s. unten). Anders lagen die Dinge bei den Türken. Wir haben früher gesehen, daß das Reich der Nord-Türken im Jahre 630 (s. oben S. 355), das der West-Türken im Jahre 657 aufgelöst war (s. oben S. 394). Die Nord-Türken hatten ihre ihnen zugewiesenen Sitze zum Teil in Yün-tschung, dem Gebiete im Norden der Provinz Schan-si, am Yin schan und darüber hinaus. Hier saß in einer Führerstellung ein Mann vom Stamme des Hie-li Khagan (s. oben S. 352), Namens Ku-tu-lu (türkisch Kutluk „der Glückliche“), der Ilteres Khagan der türkischen Inschriften. Unter den Stämmen der Nord-Turken gährte es längst, das freiheitstolze Volk lehnte sich immer wieder gegen die chinesische Vasallenschaft auf. Nach einem von den Chinesen blutig unterdrückten Auflehnungsversuche sammelte Kutluk die zersprengten Scharen und organisierte sie im Yin schan zu neuem Kampfe. Dieser Kampf wurde sowohl gegen die West-Türken wie gegen die T'ang-Herrschaft geführt. Die wirksamste Hilfe hierbei leistete ihm der Abkömmling einer türkischen Familie, die in Yün-tschung gewisse Ämter in chinesischen Diensten erblich inne hatte. Er führte den halb türkischen, halb chinesischen Namen A-schi-

tê Yuan-tschên und ist derselbe Mann, der in einer anderen alttürkischen Inschrift der nördlichen Mongolei (s. oben S. 357 und unten) Tonyukuk genannt wird. Der Pfeiler mit der Inschrift wurde unweit des rechten Ufers der oberen Tola, südöstlich von Urga, im Jahre 1897 aufgefunden, 5 und der Text verzeichnet die Taten Tonyukuks und seiner Khagane. Tonyukuk oder A-schi-tê Yuan-tschên war einer jener zahlreichen türkischen Aristokraten, die in ihrer Jugend in der chinesischen Bildung erzogen waren, bei Hofe chinesische Sitten und Anschauungen kennen gelernt hatten und die dann, wie vorher der Tibeter K'in-ling (s. oben 10 S. 397), zu den gefährlichsten Gegnern des Reiches wurden. Vergeblich warnte um 690 der besorgte Sie Têng die Wu hou vor der allzu gründlichen Einweihung der „als Geiseln in die Hauptstadt gesandten Söhne der Barbaren“ in die Geheimnisse chinesischer Bildung und Anschauung und wies gerade auf die beiden Genannten als Beweise hin. In Tonyukuk 15 war der Wunsch nach Befreiung seines Volkes stärker als die Dankbarkeit für die genossene Bildung; er hatte die Staatskunst der Chinesen mit allen ihren Winkelzügen gründlich kennengelernt, überdies wußte er, wie es im Palaste aussah und daß mit T'ai tsung auch die Weisheit verloren war. Wenn er als chinesischer Beamter seinem Suzerän die Treue brach, so war 20 dies nichts Anderes als was jeder Chinese in seiner Lage unbedenklich auch getan haben würde.

Im Jahre 683 begannen Kutluk und Tonyukuk ihre Angriffe gegen die chinesischen Grenzprovinzen von Schan-si und Ho-peï, die sich durch die folgenden Jahre hinzogen, und nachdem der tapfere und erfahrene Sie 25 Jen-kuei 683 gestorben war, hatte die Kaiserin keinen Feldherrn mehr, der der Lage gewachsen gewesen wäre. Die erwähnte Komödie mit Huai-yi (s. oben S. 416) war bezeichnend für diese Lage. Währenddessen wuchs die Macht des neuen nordtürkischen Staates zusehends, indem es ihm gelang, große Teile der West-Türken mit Gewalt oder Überredung unter seine 30 Botmäßigkeit zu bringen. Bei diesen hatte sich um jene Zeit der Stamm der Türgäsch aus der Tu-lu-Gruppe (s. oben S. 358) der Herrschaft über die anderen Volksteile bemächtigt, aber eine wirkliche einheitliche Organisation hatte sich bei den „mehrere Jahre hindurch herrenlosen und zerstreuten Stämmen“ (*K. T'ang schu* Kap. 194^b fol. 10v⁰) anscheinend nicht 35 wieder gebildet. Gegen diese ungeordneten Horden richtete sich der Angriff Kutluks; der Khagan der Türgäsch zog sein Heer zwischen dem Balkasch-See und dem Flusse Tschu zusammen, und im Jahre 689 stand Ilteres Khagan zwischen zwei Feuern: dem Angriff der Türgäsch vom Westen und dem der Chinesen vom Osten. Tonyukuk wandte sich unter dem Ober- 40 befehl von Mo-tsch'ô, dem Bruder des Khagans (s. oben S. 401), gegen den Khagan Wu-tschilo der Türgäsch. Huai-yis Theaterkrieg kam nicht zustande, wie wir sahen, so daß sich die ganze nordtürkische Macht gegen den Westen vereinigen konnte. Wu-tschilo wurde völlig geschlagen, er selbst gefangen genommen. Unverzüglich schloß er sich nun mit seinem

Anhänge den Nord-Türken an, gemeinsam mit ihnen verfolgte er die Reste der westtürkischen Stämme, die sich seiner Herrschaft entzogen hatten, man zersprengte sie, nahm ihnen die Herden weg und zwang die übrigbleibenden 60—70000 Menschen, sich auf chinesisches Gebiet zu retten (vgl. oben S. 394). Welche Rücksichten die Nord-Türken und Wu-tschilo zu dem Bündnis bewogen haben mögen, ist nicht sicher zu ersehen, vielleicht war es die Gefahr, die von dem gemeinsamen Feinde, den Chinesen, drohte. Das ganze Gebiet der West-Türken wurde allmählich von Kutluk besetzt, ein Prozeß, der aber nach dem *T'ung-kien* erst 699 beendet war, mehrere Jahre, nachdem der Khagan selbst (690 oder 691) gestorben war. Gefolgt war auf ihn sein Bruder Mo-tsch'o, der Kapagan Khagan der türkischen Inschriften. Dieser neue Herrscher, der über die weiten Gebiete der Nord- und West-Türken verfügte, stand mit seiner geschlossenen Macht der erschreckten Wu hou gegenüber, und durch Tonyukuk wußte er, wie es in Lo-yang aussah. Mo-tsch'o setzte die verheerenden Einbrüche seines Vorgängers in Nord-Ho-peï fort, und außer einem neuen Auszuge von Huai-yi mit achtzehn Generalen bis zur Grenze im Jahre 694, der abermals mit schleuniger Umkehr endete, wußte die Wu hou keinen Rat. Unerwartet schlug der Khagan jetzt ein anderes Verfahren ein und versuchte, vielleicht aus Gründen innerer Politik, zum T'ang-Reiche in ein friedliches Verhältnis zu kommen. Nachdem er, wie man aus dem *T'ung tien* entnimmt, das diese Entwicklung eingehend behandelt, 695 eine Friedensgesandtschaft nach Lo-yang geschickt und 696 seine Nachbarn, die im Liao-Bogen wohnenden K'i-tan, die sich gleichfalls anschickten, aus dem geschwächten Zustande des Reiches ihren Nutzen zu ziehen und in Ho-peï eingedrungen waren, abgewehrt und ihnen zahlreiche Gefangene abgenommen hatte, überhäufte ihn die aufatmende Kaiserin mit Titeln und Ehrennamen. Aber die Wu hou, die sich der Herstellung ihrer neuen Reichsymbole widmete (s. oben S. 417), frohlockte zu früh. „Seit jener Zeit“, sagt das *T'ung tien* (Kap. 198 fol. 2r^o), „wurde die militärische Macht des Khagan immer stärker“, und mit ihr wuchsen seine Ansprüche für den Frieden. Im Jahre 698 wünschte er eine Heiratsverbindung, aber nicht, wie üblich, durch eine chinesische Prinzessin, sondern durch einen kaiserlichen Prinzen, der sein Schwiegersohn werden sollte. Zugleich verlangte er die Unterstellung der im nördlichen Schan-si angesiedelten Türken unter seinen Schutz und ihre Ausrüstung mit Ackerbaugeräten und Saatkorn. Die Wu hou lehnte zunächst ab, aber Mo-tsch'o nahm eine so drohende Haltung an, daß sie „aus Angst vor seinen Soldaten“ schließlich Alles bewilligte, obwohl der gelehrte Minister Tschang Kien-tschü zornig darauf hinwies, daß „vom Altertum an niemals ein chinesischer Prinz von Geblüt eine Barbarenbraut gefreit habe“, eine Ansicht, die ihm die Ungnade und Verschickung in die Provinz eintrug. Wu Yen-siu, der Sohn von Wu Tsch'êng-ssë, dem Neffen und Günstling der Wu hou, erhielt Befehl, sich an den Hof des Khagan auf dem „Schwarzen Sande“ (türkisch Kara-kum, wohl am Südabhang

des Sayin noyin, südlich von Wuliasutai) zu begeben und dessen Tochter zu seiner Gemahlin zu machen. Unter großem Gepränge rückte der Zug des Freiers ein, aber die Werbung nahm einen gänzlich unerwarteten Ausgang. „Ich habe meine Tochter“, rief Mo-tsch’o aus, „mit einem Sohne
 5 des Kaisers der Li-Familie verheiraten wollen, jetzt aber kommt ein Sohn aus der Familie Wu daher. Seit vielen Generationen haben wir Türken der Li-Familie als Lehensträger angehängen, und nun höre ich, daß der Kaiserstamm des Hauses Li vernichtet sei und daß nur noch zwei Söhne vorhanden sind. Ich werde diese jetzt mit Waffengewalt wieder einsetzen“.

10 Gleichzeitig wurden Wu Yen-siu und seine Begleiter als Gefangene zurückgehalten. So demütigend dieses Ereignis für das große Reich der T’ang war, so lehrreich und heilsam war es für die Wu hou. Sie trug sich seit einiger Zeit mit dem Plane, ihren Söhnen und damit der Li-Familie überhaupt die Anwartschaft auf den Thron zu entziehen und einen ihrer beiden
 15 Neffen Wu Tsch’êng-ssë und Wu San-ssë als Thronfolger einzusetzen. Durch die veränderten Zeitverhältnisse ermutigt, wagte sich jetzt bei den hohen Beamten der Widerspruch hervor, namentlich Ti Jen-kie wurde in seinen Vorhaltungen über die „dem göttlichen Willen zuwiderlaufenden Pläne“ der Kaiserin sehr deutlich, und kurz vor der Absendung des unglück-
 20 lichen Heiratszuges, im Frühjahr 698, verlangte er nichts Geringeres als die Zurückberufung des im Jahre 684 abgesetzten „Prinzen von Lu-ling“, d. h. des Kaisers Tschung tsung (s. oben S. 414). Was noch ein Jahr vorher niemand zu denken gewagt hatte, wurde jetzt unter dem Druck der Türken Wirklichkeit: der Prinz von Lu-ling traf noch in demselben Jahre in der
 25 Hauptstadt ein, freilich nicht als Kaiser, soweit ging die Selbstüberwindung der Wu hou noch nicht, vielmehr wurde er bald danach, aber auch erst auf weiteres Drängen der Umgebung, zum „Thronfolger“ ernannt. Die Drohungen des Mo-tsch’o Khagan taten ihre Wirkung, und immer mehr dämmerte der Kaiserin die Erkenntnis von der Bedeutung dessen auf,
 30 was sie getan. „Mit zunehmendem Alter begann sie zu fürchten“, sagt Ssë-ma Kuang, „daß nach ihrem Tode der Thronfolger und die Mitglieder der Wu-Familie in keinem guten Verhältnis zueinander stehen würden. Sie rief sie deshalb im Jahre 699 Alle zusammen und ließ sie im *ming t’ang* bei Himmel und Erde schwören (Frieden zu halten). Die Eidesformel
 35 wurde auf Eisentafeln eingraviert, die Tafeln legte man im Archiv nieder“.

Mo-tsch’o ließ seiner Drohung sehr rasch die Tat folgen. Noch im Herbst des Jahres 698 erfolgte ein tiefer Stoß in die Nordost-Gebiete, der sich über die Gegend von Süan-hua weit nach Süden bis über Pao-ting hinaus erstreckte und furchtbare Verwüstungen zur Folge hatte. In Lo-yang
 40 herrschte Furcht und Schrecken, ein unter Ti Jen-kie selbst entsandtes Heer kam viel zu spät, um etwas auszurichten, selbst wenn es den Willen dazu gehabt haben sollte. „Mo-tsch’o hielt ein Gebiet von 10000 *li* in seinem Besitz, die Barbaren des Nordwestens waren ihm untertan, und gegen China hegte er die äußerste Geringschätzung“, sagt Ssë-ma Kuang von

ihm. Im Jahre 699 konnte er die vereinigten Länder der Nord- und West-Türken unter seinen Sohn, seinen Bruder und seinen Neffen verteilen. Es sah bedrohlich aus für das Reich der T'ang, und die herrschgierige Wu hou wurde immer zugänglicher für Belehrungen. Der Tschou-Kalender, den sie 690 eingeführt hatte (s. oben S. 415), verschwand im Jahre 700 wieder, 5 und bald sollte der ganze Tschou-Spuk und mit ihm sie selbst verschwinden. Im Jahre 702 unterbreitete ihr ein sonst unbekannter Literat Namens Su Ngan-hêng eine Eingabe, in der er rund heraus erklärte, daß es für sie an der Zeit sei, sich zurückzuziehen und den Thron an die T'ang zurückzugeben, denen er gehöre. „Wenn Ihr den reichen Segen vergeßt, der in dem Ver- 10 hältnis von Mutter und Sohn liegt, mit welchem Antlitz wollt Ihr im Ahnentempel den Mitgliedern der T'ang-Familie gegenübertreten, wie wollt Ihr Euch rechtfertigen, wenn Ihr zum Grabe Eures verstorbenen Gemahls geht?“ „Wenn Ihr auch den kaiserlichen Thron in Frieden innehabt, Ihr wißt nicht, daß auf den Höhepunkt der Rückschlag folgt und daß ein 15 Gefäß, wenn es voll ist, umstürzt.“ „Die Kaiserin bestrafte den Mann nicht“, heißt es im *T'ung-kien*. Sie mochte ahnen, daß ihre Macht sich dem Ende zuneigte. Mo-tsch'ö, dessen weiteren Angriffen man mehr und mehr mit dumpfer Resignation zusah, hielt den Zeitpunkt für gekommen, sein ehemaliges Begehren zu erneuern: 703 schickte er einen Gesandten, 20 der für die Hand seiner Tochter einen Sohn des Thronfolgers (d. h. Tschung tsungs) erbat, der künftige Kaiser der T'ang sollte sein Schwiegersohn werden. Diesmal ergaben sich keine Bedenken mehr gegen die Werbung, der Khagan schickte seine Geschenke als Dank für die Zustimmung, aber wir erfahren nichts von einer wirklichen Eheschließung. Da er aber den 25 seit sechs Jahren gefangen gehaltenen Wu Yen-siu im Jahre 704 frei ließ und zurücksandte, scheint die Angelegenheit jedenfalls zu seiner Zufriedenheit erledigt worden zu sein.

Die Kaiserin, die inzwischen das achtzigste Jahr erreicht hatte, ließ, von der Politik in ihren Entschlüssen eingeengt, dafür noch einmal ihren 30 religiösen Einfällen freien Lauf und trieb alles erreichbare Kupfer zusammen, um abermals eine Riesenstatue des Buddha gießen zu lassen. Dann aber, im Winter 704/05 zog sie sich krank in ihre Gemächer zurück und hielt sich Monate hindurch von allen Geschäften fern. Die Regierung lag tatsächlich in den Händen von zwei ihrer Kreaturen, den Brüdern 35 Tschang Yi-tschü und Tschang Tsch'ang-tsung (s. oben S. 418), die auch die Kranke pflegten. Dieser Umstand wurde ihr zum Verhängnis. Mit Recht fürchtete man, daß die beiden übel berüchtigten Günstlinge ihre Stellung mißbrauchen und für jeden Staatstreich zu haben sein würden. Ts'ui Hüan-hui, einer der höchsten Würdenträger und von jeher ein Gegner 40 der beiden Brüder, Tschang Kien-tschü (s. oben S. 421) und drei andere Minister beschlossen, jeder weiteren Entwicklung zuvorzukommen. Sie setzten sich mit den Offizieren der Palastgarde in Verbindung, und diese waren schnell für einen Schritt gewonnen, der ihnen allen als gesetzlich

- erschien. Man suchte den „Thronfolger“ (Tschung tsung) auf und setzte ihn von der Lage in Kenntnis; mit großer Mühe und fast mit Gewalt war der offenbar gänzlich verängstigte Mann zu bewegen, wenigstens für sich handeln zu lassen. Mit einer Truppe von 500 Mann drangen die Verschworenen in den Palast, ergriffen die beiden Tschang und ließen sie hinrichten. Dann begaben sie sich zur Kaiserin und eröffneten der Ahnungslosen, daß der „Thronfolger“ alt genug sei, den Thron seiner Väter einzunehmen, daß des Himmels Wille und des Volkes Sehnen auf die Familie der Li gerichtet sei und daß die Beamten den Ruhm des großen T'ai tsung nicht vergessen hätten. Die Kaiserin sah, daß das Spiel für sie verloren war, sie übergab die Regierung an ihren Sohn und erhielt einen besonderen Palast angewiesen, in dem sie ihre Tage beschloß. Nur wenige Monate hat sie ihren Sturz überlebt: im Dezember 705 starb sie, mit allen Ehren einer Kaiserin-Mutter bedacht.
- Das Charakterbild dieser berüchtigtsten aller chinesischen Kaiserinnen zeigt in den abendländischen Darstellungen sehr viel freundlichere Züge als in denen der Quellen. In gläubigem Vertrauen auf De Mailla versichern die ersteren alle, daß die Wu hou zwar schlimme Eigenschaften gehabt habe, aber doch eine große Herrscherin gewesen sei. Wenn die chinesischen Quellen, die hier völlig einmütig sind, nicht in unerhörter Weise die Wahrheit entstellen, kann niemand, der die Dinge genauer betrachtet, in seinem Urteil zweifelhaft sein. Die Wu hou war eine ungewöhnliche Frau, aber ungewöhnlich nur durch eine Sammlung abstoßender Eigenschaften, unter denen man vergeblich nach einem einzigen versöhnenden Zuge, nach einer einzigen Spur seelischer Größe sucht. Heimtückisch, rachgierig und grausam bis zum Sadismus, so beginnt sie ihre Laufbahn, hemmungslose Herrschsucht, Unempfindlichkeit auch gegen das natürliche Muttergefühl und eine unstillbare Mordsucht begleiten sie auf dem gestohlenen Throne, grotesker Größenwahn, verbunden mit religiösem Irrsinn, verzerrt ihr Alter, kindische Hilfslosigkeit gegenüber jeder Charlatanerie und völlige Urteilslosigkeit in Verwaltung und Politik führen schließlich ihren Sturz herbei und bringen den Staat an den Rand des Abgrundes. Wir brauchen für diese Kennzeichnung keine Beweise anzugeben, sie finden sich in unserer Darstellung, und unendlich viel mehr enthalten die Werke der chinesischen Historiker. Wenn die Kaiserin so lange und ohne äußeren Zusammenbruch regieren konnte, so verdankt sie dies nicht ihren politischen Fähigkeiten, sondern dem Umstande, daß die T'ang-Familie keinen Gegenspieler mehr hatte, daß die großen auswärtigen Feinde durch inneren Hader unfähig zum Handeln gemacht waren, und daß T'ai tsungs Ruhm und Werk immer noch nachwirkten. Hervorragende Männer der alten Schule waren in großer Zahl vorhanden, sie trugen das Reich in Treue und Weisheit, solange es der mit ganz anderen Dingen beschäftigten launischen Frau bequem war und solange diese nicht das Bedürfnis anwandelte, sie in die Verbannung zu schicken oder umzubringen. Als die türkischen und tibetischen Fragen

wieder brennend wurden, stand sie der Gefahr ratlos gegenüber und ahnte nicht einmal deren Größe, und wenn nicht im letzten entscheidenden Augenblicke zwei entschlossene Männer eingegriffen und die Hydra erschlagen hätten, die sich in den inneren Gemächern entwickelt hatte, so wäre die Katastrophe und vermutlich der Untergang der Dynastie unabwendbar geworden. Ein Dämon in ihrer ungezügelten Leidenschaft, gesellte sich die Wu hou zu den finstersten Gestalten der chinesischen Geschichte.

Tschang Kien-tschü und seine vier Gefährten wollten ganze Arbeit machen und die gesamte Wu-Sippe mit Allem, was sich sonst noch an ihre Verzweigungen angesetzt hatte, mit Stumpf und Stiel ausrotten. Der Anhang der Gebrüder Tschang verschwand auch sofort, teils im Kerker, teils unter dem Beil des Henkers, aber zu einem weiteren Vorgehen war Tschung tsung durch keine Mahnung und Warnung seiner Befreier zu bewegen. Die letzteren wurden zu Fürsten (*wang*) ernannt, sollten sich aber der Würde nicht lange erfreuen. Die Wu-Familie und ganz besonders der Neffe der Wu hou, Wu San-ssë, dessen Bruder Wu Tsch'êng-ssë 698 gestorben war (s. oben S. 421), begannen sehr bald wieder ihren Einfluß wirksam zu machen. Tschung tsung war eine überaus kümmerliche Persönlichkeit, zu jedem selbständigen Handeln unfähig. Kaum war er von dem Druck seiner Mutter befreit, als er unter den seiner Gemahlin, der Kaiserin Wei, geriet, einer Frau, die der Schwiegermutter an Teufelei wenig nachgab. Sie stand zu Wu San-ssë in einem sehr intimen Verhältnis und sorgte eifrig dafür, daß er die höchsten Stellungen besetzte. Ein Intriguieren ohnegleichen setzte ein, den Wühlereien der Kaiserin und ihrer Clique fehlte bei der Willenlosigkeit des Kaisers das Gegengewicht, und so konnte denn Wu San-ssë mit der neuen Megäre sein Rachebedürfnis nach Belieben befriedigen. Die fünf Fürsten (*wu wang*) — so werden sie gewöhnlich genannt — wurden zunächst in die Provinzen als Gouverneure geschickt, dann mußten feile Subjekte Anklagen wegen Hochverrats gegen sie vorbringen, man hetzte sie und ihre Nachkommen von Provinz zu Provinz bis in die entlegensten Teile des Südens und brachte sie schließlich, zum Teil in bestialischer Weise, samt ihren Familien um. Tschang Kien-tschü und Ts'ui Hün-hui waren bereits gestorben, ehe das Todesurteil sie erreichte. So konnte das Spiel der letzten fünfzig Jahre von neuem beginnen. Ein paar mutige Männer sorgten aber dafür, daß es kürzer wurde. Zum Thronfolger war im Jahre 706 ein Sohn Tschung tsungs Namens Tschung-tsün ernannt worden, ein lebhafter und furchtloser, wenn auch etwas wilder Jüngling. Es war kein Sohn der Kaiserin Wei, und so kann es nicht Wunder nehmen, daß der Clique dieser Thronerbe wenig genehm war. Wu San-ssë insbesondere haßte ihn und bemühte sich, seine Absetzung zu Gunsten eines Kandidaten seiner Gönnerin zu erreichen. Tschung-tsün aber merkte, was vorging, er wandte sich an die nämlichen Offiziere, die seinen Vater befreit hatten, drang mit ihnen und einer Schar Soldaten im Sommer 707 in den Palast und erschlug Wu San-ssë. Aber der tapfere Jüngling hatte die

Rechnung ohne die Erbärmlichkeit seines Vaters gemacht. Während der Kampf im Palast tobte, flüchteten der Kaiser, die Kaiserin und ihre Höflinge auf einen Torturm, um dem Getümmel zu entgehen. Von oben aber rief der Kaiser den Soldaten zu: „Ihr gehört doch alle zu meiner Leibwache, 5 wenn ihr diese Rebellen tötet, sollt ihr euch um die Belohnungen nicht sorgen“. Die Soldaten stutzten, dann fielen sie über ihre Offiziere her, machten sie nieder und töteten den flüchtenden Thronfolger. Tschung tsung opferte später mit dem abgeschnittenen Kopfe des Gemordeten am Sarge von Wu San-ssë. Der Wei hou fehlte bei ihrer Zügellosigkeit und ihrer 10 Sucht, eine Rolle zu spielen, jeder Zug ins Große, wie er selbst ihrer Vorgängerin nicht abzusprechen gewesen war. Sie war, nach den Andeutungen im *T'ung-kien* und in ihrer Lebensbeschreibung (*K. T'ung schu* Kap. 51 fol. 11v⁰ff.), ein liederliches Frauenzimmer, und ihr zahlreicher männlicher Anhang scheint es, nach den einlaufenden Klagen zu schließen, auf einen 15 Staatstreich abgesehen zu haben, bei dem Tschung tsung kein großes Hindernis sein konnte. Die Clique geriet aber wegen der Anklagen in Sorge, und die Wei hou, um Allem zuvorkommen, vergiftete 710 ihren Gemahl. Ihrem Vorbilde, der Wu hou, folgend, berief sie Tschung tsungs zwölfjährigen Sohn Tschung-mao als Thronfolger, während sie selbst die 20 Regierung führen wollte. Aber diesmal nahmen die Dinge einen anderen Verlauf. Die Pläne der Wei hou, die allerdings mehr von ihrem Familien- und Freundesanhang als von eigenem Ehrgeiz gedrängt wurde, nahmen sogleich feste Gestalt an. Tschung-mao sollte alsbald wieder beseitigt und der Herrschaft der Li-Familie nunmehr das Ende bereitet werden, wie es 25 schon von der Wu hou beabsichtigt gewesen war. In diesem kritischen Augenblicke fand sich ein entschlossener Abkömmling der T'ang, der damals sechszwanzigjährige Sohn des Prinzen Tan (des späteren Kaisers Jui tsung, s. oben S. 414) Namens Lung-ki, Prinz von Lin-tsë, der mit fester Hand eingriff. Sein Vater lebte nach der Zurückberufung 30 seines Bruders, des Prinzen von Lu-ling, im Jahre 689 (s. oben S. 422) als Prinz von Siang in Zurückgezogenheit, und sein Sohn, den ganzen Ernst der Lage erkennend, beschloß zu handeln, ohne dem Vater vorher Kenntnis zu geben. Heimlich sammelte er eine Schar treu ergebener Anhänger um sich und wußte sie durch Hinweis auf die Schandtaten der Wei hou zu 35 einem begeisterten Bunde zusammenzuschließen, der „den Gott des Erdbodens der T'ang erretten und wieder aufrichten“ wollte. Auch ein großer Teil der inneren Palastgarden schloß sich dem Bunde an. Noch in demselben Jahre 710 erfolgte das Strafgericht. Die äußeren Wachen wurden rasch niedergemacht, im Innern des Palastes folgte Alles dem verab-

40 redeten Signal. Die Wei hou flüchtete ahnungslos in die Räume der Palastgarde, dort ergriff man sie, schlug ihr den Kopf ab und übergab ihn an Lung-ki. Dann setzte das bei diesen Anlässen übliche Blutgericht ein. Alles, was von der Clique der Wei hou aufzutreiben war, alle Kreaturen, die von ihr abhängig gewesen waren, alle Beamten, die zu ihr gehalten

hatten, alle, die den Namen Wei trugen, wurden samt ihren Familien niedergemacht; „selbst die Kinder in den Windeln wurden nicht verschont“. Auch die Bevölkerung ließ ihrer lange verhaltenen Wut gegen die übermütigen Schlemmer und Prasser der letzten Jahrzehnte freien Lauf: sie riß die blutigen Leichname in Stücke, den der Wei hou, der auf 5 die Straße geworfen war, machte sie zum Gegenstande ihrer Späße. Was die Wu hou gesündigt, mußte sie mitbüßen. Die ganze Wildheit im chinesischen Wesen tritt uns in den Schilderungen dieses furchtbaren Massakers entgegen.

Als Alles vorüber war, wurde Lung-kis Vater verständigt und gebeten, 10 nunmehr den Thron seines Vaters zu besteigen. Der junge Tschung-mao wurde wenig sanft seiner Würde entkleidet und Lung-ki zum Thronfolger ernannt. Wie einst Li Shi-min halb hinter dem Rücken seines entschlußlosen Vaters die T'ang-Dynastie gegründet (s. oben S. 344ff.), so hatte Lung-ki sie heimlich vor dem seinigen gerettet. Und ebenso wie einst 15 Kao tsu, unfähig, der schwierigen Lage des Staates Herr zu werden, den Thron an den überragenden Sohn abtrat (s. oben S. 367), so verzichtete auch der zum Herrschen nicht berufene Jui tsung nach kaum zwei Jahren, entsprechend dem, vielleicht bestellten, Rat der Astrologen auf den seinigen zugunsten seines stärkeren Sohnes. Jui tsung waren die Geheimnisse des 20 taoistischen Kultus wichtiger als alle Regierungsgeschäfte. Er förderte nicht nur die taoistischen Klöster — solche gab es jetzt in Nachahmung der buddhistischen (s. unten) in Fülle —, sondern er ließ auch mehrere Prinzessinnen Priesterinnen des *tao* werden und baute jeder von ihnen eine Kultstätte. Als gleich nach seinem Regierungsantritt zwei seiner Töchter 25 am 1. Januar 711 „aus der Familie ausschieden“, um *Tao*-Priesterinnen (*tao schi*) zu werden, und er für sie zwei Tempel bauen ließ, erregte er den Unmut der Zensoren, die ihn unter Hinweis auf die Sparsamkeit seines großen Ahnen T'ai tsung dringend ermahnten, die Verschleuderung von Mitteln des Staates für buddhistischen und taoistischen Prunk zu unter- 30 lassen. Jui tsung lobte die Schriftsätze der Mahner und — baute die Tempel. Wenige Monate später verlieh er den beiden Töchtern die Namen *Kin-sien* d. h. „goldene Genie“ und *Yü-tschén* d. h. „kostbare Wahrheit“, was eine neue Rüge mit demselben Ergebnis hervorrief. Die starke Hinneigung zum Taoismus, die Jui tsung eigen war, findet sich auch bei 35 vielen seiner Nachfolger. Sicherlich hat hier die Vorstellung von Lao tsé als dem Ahnherrn der Dynastie (s. oben S. 114) mitgewirkt, die von den berufsmäßigen Taoisten reichlich ausgenutzt sein wird. Indessen auch den Buddhisten war Jui tsung wohlgesinnt und er unterstützte gern ihre Übersetzungen, aber sein Herz gehörte der Mystik des Taoismus. Er ließ 40 den berühmten taoistischen Einsiedler vom T'ien-t'ai schan in Tschè-kiang, Ssë-ma Tsch'êng-tschèng (s. unten), zu sich kommen, um ihn über die Regierung zu befragen; der Meister belehrte ihn, daß es mit der Regierung des Staates genau so sei wie mit der Regierung des eigenen Körpers: völliges

„Nicht-machen“ (*wu wei* s. I, 203) allein sichert das Glück. „Dem natürlichen Lauf des Seins sich anfügen und im Geiste keine eigenen Pläne hegen, dann ist das Reich geordnet“. „Das ist ein vollkommenes Wort, nichts kann größer sein“, rief Jui tsung, und er handelte danach. Als im Sommer
 5 712 ein Komet erschien, veranlaßte seine kluge, aber intriguante Schwester, die Prinzessin T'ai-p'ing, die immer eine mitbestimmende Rolle in den Ereignissen am Hofe gespielt hatte, die Astrologen, wenigstens nach den Angaben des T'ung-kien, dem Kaiser zu erklären, daß „dieser Komet das Alte beseitige und das Neue heraufführe“, das beziehe sich auch, fügten
 10 sie hinzu, auf den Thron, der dem Kronprinzen zu überlassen sei. Es kann nicht überraschen, das Jui tsung sofort dazu bereit war. Der Prinz von Lin-tsë weigerte sich leidenschaftlich, aber es ist schwer zu entscheiden, wieviel von dieser Weigerung nur ein Erfordernis des *li* war. Der einsichtsvolle Sohn mag erkannt haben, daß der Staat schließlich bei der Regierungs-
 15 passivität seines Vaters Schaden leiden müsse, und so mag er den Thron aus denselben Erwägungen heraus bestiegen haben wie einst sein ruhmvoller Vorfahr T'ai tsung.

Mit Jui tsungs Regierung ging die Episode einer verhängnisvollen Weiber- und Parasitenwirtschaft zu Ende, die das T'ang-Reich an den Rand des
 20 Abgrundes gebracht hatte, eine festere Hand ergriff nunmehr wieder die Zügel.

b) Innerer Zerfall.

Von der Höhe, auf die T'ai tsungs Größe und Kao tsungs Glück die T'ang-Macht geführt hatte, begann bereits unter der Herrschaft der beiden
 25 Kaiserinnen und ihrer Kreaturen der Weg abwärts zu gehen, und er stieg seitdem auch nicht mehr empor. Die inneren Schäden, die immer wieder aus dem Sumpfbecken des Harems mit allem, was dazu gehörte, hervorquollen und dann allmählich den Staatskörper verseuchten, sind auch der glorreichen Dynastie der T'ang zum Verhängnis geworden. Mehr als einer
 30 unter ihren Herrschern hat in Erkenntnis der Gefahr den Kampf gegen die Hydra zu führen versucht, aber schließlich sind sie alle unterlegen: mochte das konfuzianische Weltreich durch den Glanz seiner Bildung, seiner Wissenschaften und Künste und zeitweilig auch seines Kriegerstolzes die Zeit überstrahlen, im Innern wuchsen die Kräfte des Zerfalls, bis ihrer Niemand
 35 mehr Herr werden konnte.

Als der Prinz von Lin-tsë — unter dem posthumen Namen Huan tsung oder auch Ming huang bekannt — die Herrschaft antrat, lebte man der Hoffnung, daß nunmehr das Weiberregiment ein Ende habe, zumal eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Kaisers die Hinrichtung der
 40 wieder neue Pläne spinnenden Prinzessin T'ai-p'ing und ihres höfischen Anhangs war, aber gerechtfertigt hat er diese Hoffnung nur in geringem Maße. „Auch er erlag den Künsten der Weiber“, sagen die T'ang-Annalen (Kap. 5 fol. 29 v^o) von ihm, „und wenn man sein Leben in seiner Gesamtheit betrach-

tet, so liegt ein großer Abstand zwischen seiner ursprünglichen Natur und deren Auswirkung“. Einer der einflußreichsten Ratgeber Hün tsung war in dieser Zeit der Eunuch Kao Li-schi, ein Mann von riesiger Körpergröße und ein treuer Anhänger der Dynastie — eine Abnormität unter seinen Genossen. Er hatte gemeinsam mit Kuo Yuan-tschên, dem be- 5 währten Kenner der Tibet- und Türkenfrage (s. oben S. 400), die Pläne der Prinzessin T'ai-p'ing enthüllt und durch rechtzeitiges Eingreifen vereitelt. Zur Belohnung hatte ihn Hün tsung zum Befehlshaber einer Abteilung der Palast-Wachen und zum „Inspekteur des inneren Palast-Dienstes“ gemacht. Kao Li-schi wurde so zu einem der mächtigsten Männer 10 bei der Regierung, „alle Berichte und Anträge, die aus den Provinzen des Reiches eingingen, wurden erst von ihm geprüft und dann vorgelegt; kleinere Angelegenheiten entschied er selbst“, sagt seine Lebensbeschreibung von ihm. Hün tsung ist im Ganzen nicht schlecht gefahren bei der Tätigkeit dieses Mannes, der selbst von einem hohen Würdenträger abstammte, 15 aber der Einfluß und die Stellung der Palast-Eunuchen sind zweifellos durch ihn wieder zu einer Bedeutung gelangt, die der Dynastie verhängnisvoll wurde. Immerhin genoß das Reich während der folgenden vier Jahrzehnte einen Zustand innerer Ruhe und Ordnung, der wohlthuend abstach gegen die vorausgegangene Zeit des Schreckens und der Zügellosigkeit. 20 Hün tsung war vor Allem darauf bedacht, die Bevölkerung zu schonen, dem unsinnigen Pomp und der Vergeudung von Staatsmitteln Einhalt zu tun und sich nicht in kriegerrische Unternehmungen verwickeln zu lassen. Er drang auf einfachere Lebenshaltung im Palast, untersagte den Damen das Tragen von Schmuck und teuren Brokatstoffen, ließ die 25 goldenen und silbernen Geräte einschmelzen, damit das Metall für staatliche Zwecke verwendet würde, und befahl, die dazu gehörigen Edelsteine und Seidenstickereien zu verbrennen. Auch die „Himmels-Achse“ der Wu hou (s. oben S. 417) mußte dies Schicksal teilen, und es erforderte mehrere Monate, bis deren Metallmassen geschmolzen waren. Ein ähnliches 30 Monument, eine hohe steinerne Terrasse, die sich die Wei hou zur Verkündigung ihres Ruhmes hatte erbauen lassen, wurde abgerissen und so der Bevölkerung der neue Geist der Sparsamkeit überall ersichtlich gemacht. Sogar die Seidenwebereien in beiden Hauptstädten mußten geschlossen werden, weil sie nur dem Luxus dienten. Ebenso untersagte ein Edikt die 35 bisherige Prachtentfaltung im buddhistischen und taoistischen Kult: „es wurde der Bevölkerung verboten, Buddha-Statuen zu gießen und kultische Bücher abzuschreiben“, „die Beamten und ihre Familien sollten mit buddhistischen Mönchen und Nonnen, sowie mit taoistischen Priestern keinen Verkehr unterhalten“. Zugleich wurde in den Klöstern des Reiches nach- 40 geprüft, welche unter den Insassen nur verkappte Mönche und Nonnen waren, die „sich hatten scheren lassen, um den Steuern und Abgaben zu entgehen“; über 12 000 solche Personen wurden festgestellt und in ihre Familien zurückgeführt. Diese Angaben vermitteln ein Bild von den

sozialen Zuständen, wie sie sich unter dem Einfluß des Hofes und der Hauptstadt im Reiche herausbildeten, und es läßt sich verstehen, daß ernsthafte Männer wie Yao Tsch'ung, der dem Kaiser zu den Maßnahmen gegen den kultischen Pomp und die Ungesetzlichkeiten in den Klöstern veranlaßte, besorgt darüber wurden.

So sind die ersten zwei Jahrzehnte von Hüan tsungs Regierung gekennzeichnet durch eine sparsame, allem Exzentrischen abholde Staatsführung, und es gelang dem zwar von aller Genialität, dafür aber auch von dem verhängnisvollen Machtrausch freien Herrscher während dieser Zeit, das gewaltige Reich vor allen Erschütterungen zu bewahren. Ungleich seinem Vater, dem zuletzt ganz der taoistischen Weltabgewandtheit hingegebenen Jui tsung (s. oben S. 427 f.), nahm er es ernst mit seinen Regierungspflichten und verstand es, wenigstens eine Zeit lang, aufrechte und fähige Berater in seiner Nähe zu halten. Jui tsung war, als er 716 starb, bereits ein vergessener Mann, und sein Tod wird in den Chroniken nur beiläufig mit ein paar Worten erwähnt. Hüan tsungs Interesse wandte sich besonders den Fragen des religiösen Kultus zu, und seine Regierung ist in dieser Hinsicht sehr fruchtbar gewesen. Inmitten der verschiedenen fremden Religionen, die sich in beiden Hauptstädten — die kaiserliche Residenz wechselte in diesen Jahren zwischen Tsch'ang-ngan und Lo-yang — und darüber hinaus im Reiche ausbreiteten, blieb er im allgemeinen ein korrekter Konfuzianer, aber er nahm die Überlieferung so, wie er sie verstand, und war nicht unduldsam gegen die Anhänger der anderen Lehren, so lange sie ihm nicht staatsfeindlich schienen. So förderte er, vielleicht doch unbewußt unter dem Einfluß fremder Religionsformen, auch den Kult des Konfuzianismus, selbst dann, wenn es um seine geschichtliche Berechtigung zweifelhaft stand. Er scheute sich nicht, im Jahre 722 einen Eingriff in das uralte System des Ahnendienstes zu unternehmen, der ihm von der Orthodoxie schwer verdacht worden ist. Nach den geheiligten Gesetzen der Tschou-Dynastie bestand der kaiserliche Ahnentempel aus sieben Abteilungen, von denen je eine der Seelentafel eines Vorfahren für die Opfer vorbehalten war. So war es in den Vorschriften des *Li* bestimmt, und so war es seitdem gehalten. Durch die Gewaltakte der Wu hou war der Kult im Ahnentempel der T'ang völlig in Verwirrung gebracht worden (s. oben S. 414 f.) und mußte neu geordnet werden. Nach Juitsungs Tode waren die sieben Abteilungen eingenommen von den vier wirklichen Kaisern der Dynastie, sowie von Kao tsu's Vater und Großvater, d. h. den beiden Vorfahren, die den Titel „Herzog von T'ang“ (der letztere nur posthum) geführt hatten (s. oben S. 344), und dem Vater des ersten Herzogs von T'ang, Li T'ien-ssë. Hüan tsung fügte noch den einst von Kao tsu zum Stammvater ernannten Li Hi, Vater von T'ien-ssë, und den unglücklichen Tschung tsung hinzu, so daß nunmehr neun Abteilungen vorhanden waren. Diese Eigenmächtigkeit, deren Ergebnis, wie das *T'ang schu* (Kap. 13 fol. 8 v^o) betont, eine dauernde Einrichtung wurde, wird, wie bemerkt, von den Kritikern der

Sung-Zeit scharf gerügt. Als Hüan tsung 723 eine Reise nach Schan-si unternahm, machte ihn der mehr als Dichter denn als Staatsmann bekannt gebliebene Tschang Yüe darauf aufmerksam, daß in Fèn-yin (heute Jung-ho hien und Wan-ts'üan hien südlich der Mündung des Fèn ho) zur Han-Zeit eine Kultstätte für die Erdgöttin (*hou-t'u*) bestanden habe, aber seit 5 langem verfallen sei, und daß es sich empfehle, den Kult wieder zu erneuern. Vielleicht spielte dabei eine gewisse Pietät mit gegenüber dem (fingierten) Stammlande T'ang an der Mündung des Fèn ho (s. I, 138), aber es ist zweifelhaft, ob Hüan tsung wußte, daß jener Kult mit der nicht unbedenklichen Auffindung eines alten Dreifußes im Jahre 116 und 113 v. Chr. 10 in Verbindung stand (s. I, 236 u. 314); jedenfalls ging er auf die Anregung ein und brachte der Gottheit bei seiner Anwesenheit dort wieder ein feierliches Opfer, das mit einer Bitte um eine gute Ernte verbunden war. Gehalten hat sich indessen der dortige Kult nicht, aber er wurde wegen der guten Ernten, die inzwischen gewesen waren, im Jahre 732 auch in Tsch'ang- 15 ngan eingeführt. Die Reise, die den Kaiser bis nach Ping tschou nordwärts führte, gab ihm Gelegenheit, den beiden Hauptstädten eine dritte hinzuzufügen, indem er Ping tschou, das jetzt in T'ai-yuan fu umbenannt wurde, zur „Nördlichen Hauptstadt“ (*pei tu*) erklärte. Der ehrende Name war zwar der Stadt bereits einmal von der Wu hou im Jahre 690 verliehen 20 worden, aber bald danach wieder aufgegeben. Hüan tsung erneuerte ihn, vielleicht aus weiter gehenden politischen Erwägungen heraus (vergl. unten am Ende dieses Kapitels).

Hüan tsung war während des ersten Teiles seiner Regierung in seinen Anschauungen ungeteilter Konfuzianer. Das zeigt, abgesehen von man- 25 chem Andern, schon seine persönliche Gründung eines konfuzianischen Gelehrten-Kollegiums im Palast zu Lo-yang 725 und dessen Name. In der Lebensbeschreibung Tschang Yües, der der Hauptbeteiligte dabei war, wird berichtet, daß der Kaiser bei Gelegenheit eines Banketts in der Halle *Tsi-sien* (仙) *tien* d. h. „Halle der versammelten Genien“ im Palast von 30 Lo-yang, zu dem außer Tschang noch verschiedene andere Gelehrte und Beamte der Kulturämter geladen waren, zu Tschang gesagt habe, er wolle zu Ehren dieser Zusammenkunft den Namen der Halle in *Tsi-hien* (賢) *tien* d. h. „Halle der versammelten Weisen“ umändern. Gleichzeitig sollte die Akademie und Bibliothek *Li-tschêng schu-yuan* hinfort *Tsi-hien* 35 *tien schu-yuan* heißen (*K. T'ang schu* Kap. 97 fol. 16v⁰). *Sien* in dem bisherigen Namen ist ein taoistischer, *hien* in dem neuen ein konfuzianischer Ausdruck; Tschang Yüe selbst wurde der erste Groß-Sekretär (*hüo schi*) des Kollegiums und der Akademie. (Mit Unrecht hat man in dem *Tsi-hien tien* einen Vorläufer der berühmten *Han-lin*-Akademie — s. unten — 40 sehen wollen; die Gründung war davon ganz unabhängig und hat mit dem *Han-lin yuan* nichts zu tun). Sehr bald nach diesem Bekenntnis zum Konfuzianismus begann aber Hüan tsung anderen Einflüssen zugänglich zu werden.

Der friedliche Zustand im Reiche veranlaßte das Beamtentum zu zahlreichen Eingaben, der Kaiser möge, ebenso wie sechzig Jahre früher Kao tsung (s. oben S. 406), wieder die großen Opfer auf dem T'ai schan vollziehen. Hüan tsung hatte wenig Neigung zu dem anstrengenden und kostspieligen Unternehmen, und erst den dringenden Vorstellungen Tschang Yües fügte er sich. Ein Jahr währten die Vorbereitungen des pomp-
 5 haften Zeremoniells, und noch zur Wintersonnenwende 725 fand die groß angelegte feierliche Staatsaktion statt, an der auch die Würdenträger sämtlicher Tribut-Staaten, darunter die der west- und nordtürkischen
 10 Stämme und angeblich sogar der Araber, teilnahmen. Die Annalen haben uns einen umfassenden Bericht über alle Vorgänge dabei nebst den zugehörigen amtlichen Schriftstücken aufbewahrt (*K. T'ang schu* Kap. 23 fol. 11r⁰ ff.). Anscheinend unter dem Einfluß dieses großen Opferfestes zeigen sich in Hüan tsungs Verhalten jetzt die ersten Anzeichen seiner
 15 Hinneigung zur taoistischen Mystik und zu pantheistischen Vorstellungen, die er in den konfuzianischen Kult hineinträgt. Er ernannte den Gott des T'ai schan zum *t'ien-ts'i wang* d. h. „dem Himmel gleichgestellter“ oder „als Himmel regierender König“, und zwar „belehnte“ (*fêng*) er ihn mit der Würde, machte ihn also zu einem seiner Lehensträger. Damit hat er
 20 in den konfuzianischen Kaiserkult die Vorstellung eingeführt, daß die Gerechtsame des Himmelssohnes sich auch in die überirdische Welt hinein erstrecken, und Götter von ihm ausgezeichnet, erhöht oder erniedrigt werden können. Auf der Rückreise wurde noch die Heimat des Konfuzius (I, 204) besucht, und ein Opfer an seinem Grabe dargebracht; Anfang
 25 726 langte der kaiserliche Zug wieder in Lo-yang an. Auch in einer anderen kultischen Neueinrichtung, die uns zunächst sehr sonderbar anmutet und deren Beweggründe uns die Quellen verschweigen, verrät sich deutlich der aufkeimende Taoismus. Im Jahre 731 wurde verordnet, daß in den beiden Hauptstädten und in allen Provinzen (*tshou*) des Reiches je ein
 30 Tempel des T'ai kung (des sagenhaften Beraters und Helfers von Wên wang und Wu wang im Beginn des Tschou-Zeit, s. I, 107 u. 109) zu errichten sei, und daß bei den Opfern im Frühling und Herbst der Heerführer Kao tsus von der Han-Dynastie, Tschang Liang (s. I, 258 u. 270), ihm „zugesellt“ werden solle (I, 146). Außerdem sollten zehn seit alters berühmte Heer-
 35 führer ausgewählt werden und gleichfalls an der Verehrung teilhaben. Das gesamte Opferritual sollte das gleiche sein wie das beim Opfer für Konfuzius. Diese neue Ausdehnung der Theorie des Zugesellsens beim Ahnenopfer knüpft an den zur Han-Zeit aufgekommenen Brauch an, die verdienstvollen Berater und Helfer des Monarchen, die zu Lebzeiten seine Gäste
 40 beim Mahle waren, auch nach dem Tode an den Opfermahlzeiten im Ahnentempel teilnehmen zu lassen. Dieses Recht wurde natürlich als eine besondere Auszeichnung an wenige Auserwählte verliehen. Auch bei den Kaisern der T'ang bestand der Brauch, aber es war ganz ungewöhnlich, daß die Auszeichnung einem bereits vor Jahrhunderten gestorbenen Wür-

densträger zu Teil wurde, und daß der Hauptgenießer der Opfermahlzeit überhaupt kein Fürst war. Hier müssen andere Vorstellungen bestimmend gewesen sein. Der T'ai kung oder T'ai kung wang ist später ganz in das taoistische Pantheon eingegangen. Er erscheint hier, besonders in dem taoistischen Legenden-Roman *Fêng-schen yen yi*, der, wohl stückweise, 5 im 17. Jahrhundert oder früher entstanden ist, meist unter dem Namen Kiang tsë-ya und ist ein taoistischer Heiliger, der vom Kun-lun herabgesandt wird, um Wu wang bei der Eroberung des Reiches zu helfen. Tschang Liang, der ebenfalls durch taoistische Legenden verklärt ist, soll angeblich ein Vorfahr jenes Tschang Tao-ling gewesen sein, der als Gründer 10 der taoistischen „Papst“-Dynastie angesehen wird (s. I, 419 f.), und diese Umstände mögen Hüan tsung veranlaßt haben, gerade diesen einstigen Kriegsmann für die ehrenvolle Kult-Stellung auszuersuchen. Ein zweiter Beweggrund läßt sich ebenfalls erschließen. Ssë-ma Kuang, der sonst so ruhige und zurückhaltende Berichterstatter, erklärt Hüan tsungs Schöpfung 15 erregt für einen sträflichen Widersinn. Niemals seit dem Altertum, sagt er, hat man die Verwaltungstätigkeit (*wên*) und die Kriegskunst (*wu*) für zwei getrennte Dinge angesehen; nur der galt für einen Weisen, der beide in sich vereinte. Es ist daher unstatthaft, Konfuzius für den Meister der Verwaltung und den T'ai kung für den Meister der Kriegskunst anzusehen. 20 „Seitdem es ein Volk gibt, war nie ein Mensch da, der Konfuzius glich, wie kann man da den T'ai kung ihm gleichstellen wollen!“ (Im *Li ki* und *Schi king* heißt es:) „Die Kriegspläne erörtern und die abgeschnittenen Ohren der Feinde darbringen (nach errungenem Siege) kann man nur nach dem Studium der (konfuzianischen) Wissenschaft. Wer hiernach 25 handelt, stellt die Kenntnis der Normen und der Gerechtigkeit (*li yi* s. I, 206 ff.) voran und kriegerische Gewalt zurück. Der Edle, der kriegerisch ist, aber keine Gerechtigkeit hat, richtet Wirrnis an, der gemeine Mann, der kriegerisch ist, aber keine Gerechtigkeit hat, wird zum Verbrecher“ (zu *k'ai-yuan* 19. Jahr). So rein und unnachgibig trat der konfuziani- 30 sche Gedanke zur T'ang-Zeit noch nicht hervor. Es ist hiernach anzunehmen, daß Hüan tsung bei seiner inneren Loslösung vom Konfuzianismus im Hinblick auf die Bedeutung der Kriegswissenschaft für das Reich diese gleichberechtigt neben die orthodoxe Staatsethik stellen wollte. Ein militärisches Prüfungssystem neben dem literarischen war ja bereits von 35 der Wu hou dreißig Jahre früher eingerichtet worden (s. unten). Wie unfäßlich der Gedanke für den Literaten war, zeigen die Worte Ssë-ma Kuangs. Es kann nicht Wunder nehmen, wenn bald nach Hüan tsungs Tode, im Jahre 760, darauf hingewiesen wurde, daß Tschang Liang doch zeitlich von T'ai kung zu weit getrennt wäre, als daß er ihm noch zugesellt werden 40 könnte, vielmehr gehöre er als Mitgenießer beim Opfer in einen Tempel seines Herrschers Kao tsu von der Han-Dynastie. Und diese Umsetzung wurde denn in der Tat auch vorgenommen. Der neue militärische Kult erhielt aber insofern noch eine festere Form, als der T'ai kung zum Wu-

tsch'êng wang, „der in Kriegstaten vollkommene König“, ernannt wurde, ganz nach Analogie des Konfuzius, der im Jahre 739 von Hüan tsung den Titel *Wên-süan wang*, „der durch Wissenschaft überall hindringende König“, erhalten hatte. So war, zur Entrüstung des Literatentums, neben dem
 5 bereits zum Gott erhobenen „zivilen“ Konfuzius, ein militärischer mit gleichem Range geschaffen worden, und beiden wurden auch in ihren Tempeln je zehn berühmte Persönlichkeiten als Begleiter zugesellt. Bestand behalten hat, wie bei der zunehmenden Macht des Literatentums nicht anders zu erwarten war, dieser Doppel-Kultus der T'ang nicht. Ein
 10 Kriegsgott war dem Konfuzianer so wesensfremd wie die militärische Ausbildung; zwar weist das jetzt rasch wachsende staatliche Pantheon auch einen Kriegsgott auf, aber seine Verpersönlichung ist nicht der für die Stellung wenig geeignete T'ai kung geblieben, sondern der kaum weniger sagenhafte, aber immerhin faßbarere Kuan Yü, der Freund Liu Peis
 15 in der Zeit der drei Reiche (I, 423), ist als Kuan ti an seine Stelle getreten, und auch das erst acht Jahrhunderte später. Willkürlich gewählt war freilich der Eine wie der Andere.

Mit zunehmendem Alter wurde Hüan tsungs Hingabe an die taoistische Geisterlehre immer stärker; abergläubische Vorstellungen beherrsch-
 20 ten ihn, und der unheilvolle Einfluß kriecherischer Minister umnebelte seinen Verstand. Aus dem einst so willenskräftigen und klarblickenden Manne wurde allmählich ein in Selbsttäuschungen befangener Geisterseher und schließlich ein Werkzeug von Schmarotzern, Eunuchen und Haremsweibern. Der allmächtige Mann am Hofe wurde seit 734 der noch
 25 durch Jahrhunderte berüchtigt gebliebene erste Minister Li Lin-fu, eine mit allen Künsten der Intrigue und Schmeichelei ausgestattete Kreatur, die ihr Emporkommen den Eunuchen und Hüan tsungs Lieblingskonkubine Wu Hui-fei verdankte, der er das Versprechen gegeben hatte, dafür zu sorgen, daß ihr Sohn, der Prinz Schou, zum Thronfolger ernannt
 30 würde. Hüan tsung selbst war von jeher ein Freund und Förderer astrologischer und mathematischer Rechenkünste gewesen und fand daher in den Spekulationen der taoistischen Geheimlehren schließlich doch mehr ihm innerlich Verwandtes als in der Ethik der Konfuzianer. Schon sein Vater hatte einen gelehrten Einsiedler an seinen Hof gezogen, der wie mancher
 35 andere unter den Magiern zugleich im Reiche der taoistischen und der buddhistischen Mystik arbeitete, Tschang Sui mit Namen, weit mehr aber unter seinem buddhistischen Namen I-hing bekannt. Er gilt als buddhistischer Mönch, war aber durch sein Studium der Himmelskörper, des Wirkens von *yin* und *yang* und der fünf „Elemente“ (I, 97) auch den Taoisten nahe
 40 gekommen und hatte durch seine Schriften auf diese einzuwirken gesucht. Nur um ganz verborgen leben zu können, war er Buddhist geworden, hatte dann aber auch bei einem Śramana die heiligen Schriften studiert. Hüan tsung empfing von der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinn dieses Mannes einen starken Eindruck und wandte ihm seine Gunst um so mehr

zu, als I-hing sie nicht begehrte. Im Jahre 721 beauftragte er ihn mit der Feststellung eines neuen Kalenders, weil „die Sonnenfinsternisse mehrfach nicht richtig berechnet worden waren“. I-hing löste die Aufgabe durch umfangreiche Messungen des Schattens und der Höhe des Polarsternes zu bestimmten Zeiten auf einer Linie von einem gegebenen Punkte am 5 Nord-Rande der Großen Ebene bis zu einem solchen in Annam. Das Ergebnis wurde der nach einer Zahlen-Mystik des *Yi king* als *ta yen* bezeichnete Kalender, der die Erfüllung einer alten Weissagung sein sollte, die verkündete, daß „800 Jahre nach der Schaffung des *t'ai-tsch'u*-Kalenders von 104 v. Chr. (s. I, 315) sich eine Abweichung von einem Tage ergeben, 10 und daß dann ein Heiliger die Richtigstellung vornehmen würde.“ Anzunehmen ist, daß I-hing sich auch der inzwischen durch die Manichäer übermittelten persisch-indischen Astrologie (s. unten) bedient und vielleicht sogar die siebentägige Woche, wenn nicht in den Kalender eingeführt, wenigstens den Chinesen bekannt gemacht hat. Der Einfluß 15 I-hings scheint auch Hüan tsung's innere Verbundenheit mit dem Reich der Geist' vorläufig noch zurückgehalten zu haben, darauf deuten nicht bloß seine mathematischen und astronomischen Studien während dieser Jahre, sondern auch kategorische Erklärungen an seine Umgebung, die freilich wie das Überschreien einer anders tönenden inneren Stimme anmuten. 20 So begründet er die Umbenennung des *Tsi-sien tien* („Halle der versammelten Genien“ s. oben S. 431) mit den Worten: „Genien sind Erzeugnisse der Phantasie, ich glaube nicht daran, Weise aber sind Werkzeuge zur Pflege der Vernunft“. Und in dem gleichen Jahre behauptet er: „Das *Tsch'un-ts'iu* verzeichnet keine günstigen oder ungünstigen Vorzeichen 25 (s. I, 207, 209, 299), sondern berichtet nur die Jahresereignisse. Ich verbiete hiermit, daß die Provinzial- und Kreis-Regierungen fernerhin noch solche Vorzeichen melden“ (*T'ung-kien*, *k'ai-yuan* 13. Jahr). Aber mit dem Tode I-hings im Jahre 727 fielen die Hemmungen der anscheinend von seinem Vater ererbten Neigung zur Mystik allmählich fort, besonders 30 als der unheilvolle Einfluß von Li Lin-fu sich auszuwirken begann. Im Spätherbst 736 wurde der Kaiser im Palast von Lo-yang von „seltsamen Erscheinungen“ geängstigt, er befahl deshalb die sofortige endgiltige Rückkehr nach Tsch'ang-ngan. Tschang Kiu-ling, der berühmte Dichter und einer der immer weniger werdenden aufrechten und ehrliebenden 35 Berater in Hüan tsung's Umgebung, erhob Einwendungen wegen der Lasten, die diese überstürzte Maßnahme mit sich brächte, aber Li Lin-fu redete dem Monarchen nach dem Munde und behielt die Oberhand: nach zwei Wochen war die Residenz nach Tsch'ang-ngan verlegt. Seitdem verschärfte sich der Gegensatz zwischen Li und Tschang, und da der letztere nicht 40 müde wurde, den Kaiser vor Schritten zu warnen, die Li empfahl, so ergab sich bald eine unhaltbare Lage. Li brachte es 737 in Erfüllung seines der Wu Hui-fei gegebenen Versprechens (s. oben S. 434) durch Verleumdungen zu Wege, daß Hüan tsung drei seiner Söhne, darunter den Thronfolger,

zum Selbstmord verurteilte. Nur dem klugen Rate von Kao Li-schi (s. oben S. 429) war es zu danken, daß schließlich doch ein anderer Sohn zum Thronerben bestellt wurde, als der von Lis Gönnerin im Harem. Aber Tschang Kiu-ling wurde noch in demselben Jahre als Gouverneur nach dem
 5 Süden geschickt, und Li Lin-fu unter Verleihung eines hohen Adelsranges an seiner Statt zum ersten Minister ernannt. Nach kaum drei Jahren starb Tschang, von Hüan tsung bitterlich beklagt, und der Kaiser, innerlich immer haltloser werdend, geriet seitdem ganz in die Netze der taoistischen Mystik. Magier und Geisterbeschwörer hatten leichten Zutritt
 10 bei ihm, und er selbst sann ständig auf neue Opferformen für alle möglichen Götter und Geister, die er früher so energisch von sich gewiesen hatte. In deren Diensten führte man auch 737 das Verbrennen von papiernen Geldstücken ein, eine Sitte, die auf den Brauch der Han-Zeit zurückgeht, bei Begräbnissen Geld mit zu vergraben, und die sich in großem Maßstabe
 15 bis heute als Opfer an die Geister erhalten hat. Eine bedeutende Rolle begann jetzt Lao tsë, der vermeintliche Ahnherr der Familie Li (s. oben S. 114), für Hüan tsung zu spielen. Im Jahre 741 erschien er dem Kaiser im Traume und verkündete ihm, daß eine Statue von ihm sich hundert li südwestlich der Hauptstadt befände, und daß er sie holen lassen solle.
 20 Man fand sie auch an jener Stelle, wo Lao tsë einst das *Tao-tê king* dem Paßwächter übergeben haben soll (s. I, 202 f.), und brachte sie zur Hauptstadt, wo sie im Palast in einem besonderen Heiligtume aufgestellt wurde. Zugleich wurden in allen Provinzen des Reiches Kultstätten für Lao tsë mit einer Darstellung des Weisen, des „Kaisers vom dunklen Uranfang“
 25 (*hüan-yuan huang-ti*), wie er jetzt heißt, neu errichtet. Im nächsten Jahre wurde eine abermalige Erscheinung des Lao tsë gemeldet, bei der der Weise verkündet habe, daß er in dem alten Wohnhause des Paßwächters einen „Talisman“ (Schriftstücke? s. unten) verborgen habe. Der gläubige Hüan tsung ließ auch diese Gabe holen und nannte sogar die folgenden
 30 Jahre danach, in dem die bisherige Bezeichnung *k'ai-yuan* in *t'ien-pao* d. h. „vom Himmel gegebener Schatz“ umgewandelt wurde. Es war weit gekommen mit Hüan tsungs Geisterkult. Immer neue Kultschöpfer drängten sich an ihn, und er gab ihnen williges Gehör. Im Jahre 744 wurde auf den Antrag eines Magiers das Opfer an die Geister der neun „Himmels-
 35 paläste“ (s. I, 62) eingeführt (ein Kult, der sich lange gehalten hat) und das Ritual dabei sogar dem beim Opfer an den Himmel und den „Herrscher in der Höhe“ angefügt; also in die geweihtesten Teile des konfuzianischen Staatskultus senkte Hüan tsung seine taoistischen Elemente ein. In dem Maße aber, wie der Kaiser von den nicht immer gutgläubigen Phantaste-
 40 reien der Magier umnebelt wurde, vergaß er seine guten Eigenschaften von einstmals: seine Sparsamkeit verschwand, wenn es sich um den Pomp neuer Altare und Kulte handelte, und die Fragen des Verkehrs mit den Geistern wurden ihm wichtiger als die der Politik und Verwaltung.

Es war ein Glück für das Reich, daß die Völker des Nordens und Westens

während dieser Jahre noch vielfach durch Kämpfe unter einander abgelenkt wurden, zudem aber fähige und erfahrene Vertreter der chinesischen Macht, wenigstens zeitweilig, die Politik in Inner-Asien lenkten. Unruhig ging es allerdings überall zu. Die Tibeter waren nach dem schmachvollen Ende von K'in-ling (s. oben S. 401) gehorsame Tributbringer gewesen, 5 und nachdem Tschung tsung kurz vor seinem Tode im Jahre 710 ihrem jungen Könige Khri-srong lde-btsan auf seine Bitte seine Adoptivtochter, die Prinzessin Kin-tsch'êng, zur Frau gegeben hatte (s. oben S. 419), blieb der Friede zunächst auch weiterhin gewahrt. Wenn während der folgenden Jahre doch wieder Plünderungen der Grenzgebiete stattfanden, so war 10 dies teilweise, wie der chinesische Chronist selbst andeutet (*K. T'ang schu* Kap. 196^a fol. 11 r^o), die Schuld des kaiserlichen General-Gouverneurs von Turkistan, der die Tibeter durch seine Maßnahmen an ihren Grenzen reizte. Noch unter Hüan tsung haben sich dann aus diesen gegenseitigen Belästigungen mehrfach wieder heftige Kämpfe entwickelt, bei denen es sich 15 nicht selten um die Eroberung befestigter Städte handelte und die Erfolge für beide Seiten wechselten. Diese Kämpfe zogen sich von Kan-su und dem Kuku-nor-Gebiet bis an das Hochgebirge an der Grenze des mittleren Ssë-tsch'uan, wo besonders die Festung Ngan-jung, (s. oben S. 399) einen Mittelpunkt erbitterten Ringens bildete. Die Tibeter zeigten sich wieder 20 als außerordentlich zähe und tapfere Krieger, während die Chinesen ihnen an Taktik, aber auch an Hinterlist und Treulosigkeit entschieden überlegen waren. Die Prinzessin Kin-tsch'êng bemühte sich während dieser Zeit unablässig um den Frieden und war in dem wilden Berglande eine rührige Fördererin chinesischer Kultur. Aus einem Berichte von Hüan tsungs Mini- 25 stern von 714 erfahren wir, daß „ursprünglich als Grenze für die T'u-fan der Huang ho gelten sollte, daß man aber um der Prinzessin willen eine Brücke darüber gebaut (vermutlich bei Lan-tschou) und eine Stadt angelegt habe“; nach dem Friedensbruch (durch die gereizten Tibeter) indessen „solle man die Brücke wieder zerstören und den Fluß militärisch sichern“ 30 (*T'ang schu* Kap. 216^a fol. 13 r^o). Der Antrag wurde zwar genehmigt, aber man entsandte auch einen höheren Offizier zu den T'u-fan, „um die Prinzessin zu beruhigen“. Der Stolz ihrer neuen Untertanen, bei denen sie in hoher Achtung stand, und der Unverstand bei der Regierung in Lo-yang mögen der tapferen und klugen Frau ihre Aufgabe oft erschwert haben. 35 „Die Tibeter“, sagen die Annalen (*K. T'ang schu* a. a. O.), „auf die Stärke ihrer Waffen pochend, verlangten in ihren schriftlichen Mitteilungen jedesmal die Formen eines gleichstehenden Staates und bedienten sich einer ordnungswidrigen und unangemessenen Sprache, so daß der Kaiser sehr zornig wurde“. Kin-tsch'êng aber nahm sich ihrer tibetischen Schützlinge 40 mutig an; sie schrieb an Kaiser Hüan tsung, daß die Tibeter den Frieden wünschten und daß man ihre Gesandten, denen man den Zutritt verweigert habe, anhören solle. Und der König ließ durch eine neue Gesandtschaft mitteilen, daß die Minister, die einst den Friedensvertrag mit Tibet

geschlossen hätten, tot seien, die gegenwärtigen aber sich nicht daran hielten, und daß man daher einen neuen Vertrag schließen müsse. Das Ergebnis war, daß der Kaiser erklärte, ein neuer Vertrag sei unnötig, man solle sich an den alten halten, d. h. Alles blieb wie es war. Der gesunde Ver-

5 stand der jugendlichen Prinzessin hat sich jetzt und später als der Literatenweisheit der T'ang-Minister weit überlegen gezeigt, vorläufig galt aber den ruhmsüchtigen chinesischen Generalen und Beamten Prahlerei und Plünderung mehr als Vertragstreue und Gerechtigkeit, und die Kämpfe, die während der nächsten Jahre folgten und die den kaiserlichen Truppen

10 und besonders der Bevölkerung der Grenzprovinzen in Kan-su und Ssë-tsch'uan mindestens so viel Elend brachten wie den Tibetern, sind ausschließlich auf die Rechnung dieser Elemente zu setzen. Kin-tsch'êng wurde nicht müde in Vermittlungsversuchen, und schließlich brachte die Not der gequälten Bevölkerung, sowie die Last der Kriegskosten auch die

15 Regierung in Lo-yang zur Vernunft. Im Jahre 730 kam ein neuer Friedensvertrag zustande, eine Fülle von Geschenken wurde ausgetauscht, und ein Handelsverkehr an bestimmten Plätzen im Kuku-nor-Gebiet bei Si-ning und im nördlichen Ssë-tsch'uan bei Sung-p'an hien (früher t'ing s. I, 22) vereinbart, obwohl die Chinesen gegen das letztere wegen seiner strate-

20 gischen Wichtigkeit Einspruch erhoben. Zugleich aber bat die Prinzessin Kin-tsch'êng um Überlassung der Texte des *Schi king*, des *Tso tschuan* und des *Wên sün* (s. oben S. 168) zur Förderung ihrer kulturellen Tätigkeit. Hüan tsung gewährte die Bitte und ließ die Texte abschreiben, obwohl er dabei auf den entschiedenen Widerstand eines gelehrten Literaten

25 Namens Yü Hiu-lie stieß, der später noch zu den höchsten Würden emporgestiegen ist und auch an der Abfassung der T'ang-Annalen mitgewirkt hat. Seine Einwände sind wieder bezeichnend für die Gedankenwelt des staatlichen Konfuzianertums. Es ist falsch, so argumentiert er, den Barbaren die Kenntnis der kanonischen Schriften zu vermitteln, denn die Bar-

30 baren sind Zerstörer des Staates, und die kanonischen Schriften enthalten die Grundgesetze des Staates. Da die letzteren auch Auskunft geben über die Künste des Krieges und der Verwaltung, so überliefert man den Feinden damit die Waffen für ihre Zerstörung (vgl. oben S. 420). „Aus dem *Tso tschuan* werden sie lernen, wie im Kriegführen zahlreiche Hinterhältig-

35 keiten und Ränke zu verwenden sind, und aus dem *Wên sün* werden sie lernen, daß es im Verkehr Regeln der schriftlichen Kriegserklärungen gibt“. „Gerade die Tibeter aber sollen von besonders lebhaftem Temperament, großer Entschlossenheit, hellem Verstande, durchdringender Schärfe und unersättlicher Lernbegierde sein“, hier ist also größte Vorsicht geboten.

40 Man mag ihnen Seide, Edelsteine oder Geld geben, aber „es bekümmert mich tief, daß die kanonischen Schriften an die Barbaren weggeworfen werden sollen“. (*K. T'ang schu* Kap. 196^a fol. 15 r^o ff.). Dieses Zeugnis ist günstiger für die natürliche Ehrlichkeit der „Barbaren“ als für die kultivierte Unaufrichtigkeit der Literaten. Die Tibeter insbesondere er-

scheinen in diesen Zeiten der T'ang als ein ganz anderes Volk als später, wo der Buddhismus sie völlig verwandelt hat.

Auf den Vertrag von 730 folgte eine Reihe von Friedensjahren, in denen die Tu-fan regelmäßig ihre Tributgesandtschaften schickten. Unter den Geschenken werden im Jahre 736 „mehrere hundert goldene und silberne 5 Geräte und Kuriositäten von höchst merkwürdiger Form“ aufgeführt, die so stark auffielen, daß der Kaiser ihre Ausstellung befahl, „um sie den Beamten zu zeigen“. Vermutlich handelte es sich um Erzeugnisse indischen Kunstgewerbes, denn die Tibeter standen sowohl im Süden über Nepal wie im Westen über die oberen Indus-Länder Baltistan (P'o-lü) und Kasch- 10 mir mit Indien in Verbindung. Gerade unter dem Könige Khri-srong fand die Begründung des sogenannten lamaistischen Buddhismus durch die Inder Śāntirakṣita und Padmasambhava, berühmte Lehrer aus der Madhyamika-Schule, statt, der schicksalbestimmend für das Land werden sollte (s. unten). Nach Süden wie nach Westen suchten die Tibeter ihre Macht vor- 15 zuschieben, und gerade ein Hilferuf von Baltistan an den Hof der T'ang gegen die Bedrängung durch die Tibeter war es, der neue Feindseligkeiten schuf. Sie brachen 737 gegen die feierlichen Vereinbarungen zwischen dem landeskundigen Generalgouverneur von Liang tschou und den Tibetern infolge eines hinterlistigen Überfalls aus, der von ehrgeizigen und ver- 20 logenen Beamten in Tsch'ang-ngan angezettelt war. Die Folgen waren neue und schwere, für beide Seiten verlustreiche Kämpfe, die bis zum Tode des neuen Königs Khri-lde gtsug btsan im Jahre 755 währten. Schon 741 war die Prinzessin Kin-tsch'êng gestorben, und seitdem waren die Erbitterung und Hartnäckigkeit der Tibeter nur um so größer geworden. Die Chinesen 25 machten keine Fortschritte mehr, und während die Trauer um den gestorbenen König ein zeitweiliges Einstellen der Feindseligkeiten bei den Tibetern erforderte, traten im Osten umwälzende Ereignisse ein, die allen weiteren Unternehmungen der Chinesen ein Ende machten (s. unten). Damit war es den Tibetern ermöglicht, wieder als mitbestimmende inner- 30 asiatische Macht aufzutreten.

Inzwischen war aber in den Ländern Zentral-Asiens durch die neu aufkommende Macht der muhamedanischen Araber eine tief greifende Änderung der politischen Lage bewirkt worden. Nach dem Sturz der Sassaniden und der Eroberung Persiens 652 (s. oben S. 368 ff.) war der Vormarsch der 35 Heere des Kalifen infolge der Kämpfe bei dem Herrschaftsantritt der Omajjaden vorläufig zum Stillstand gekommen. Erst 705 wurde er wieder aufgenommen, und der General Kutaiba, der Schrecken der asiatischen Welt, trug den Islam mit Feuer und Schwert durch die Länder, zertrat was an fremder Religion und Kunst in seinem Wege lag und ertränkte jeden 40 Widerstand in Strömen von Blut. Indien, Turkistan und die Reiche der Türken bekamen seine Faust zu fühlen, und auch dem Reiche der T'ang soll er nach dem persischen Geschichtschreiber Tabari die Unterwerfung unter die Hand des Propheten zugeschworen haben. Hilferufe aus Indien

und aus Tibet kamen an den damals eben zur Regierung gelangten Hüan tsung, aber dieser vermied es weislich, den anstürmenden Muslimen seine Truppen entgegenzuwerfen. Die arabischen Meldungen über ein Heer von 200 000 Mann unter einem Neffen des Kaisers, das im Jahre 707 von
5 Kutaiba vertrieben sei, finden in den chinesischen Quellen keine Bestätigung. Es handelt sich nach Tabari um ein türkisches Heer, und der „Neffe“ des Kaisers könnte möglicherweise der Schwiegersohn des Mo-tsch'ö (Kapagan) Khagan gewesen sein. Dieser Schwiegersohn sollte ein Sohn des Kaisers Tschung tsung sein, aber vielleicht war es auch ein adoptierter
10 Neffe von ihm (s. oben S. 423). Dagegen wird in den T'ang-Annalen sowohl wie von Tabari von einer arabischen Gesandtschaft an den Hof der T'ang vom Jahre 713 berichtet, die von Kutaiba nach seiner Eroberung Kaschgars geschickt wurde. Die Gesandten machten sich den Chinesen dadurch höchst merkwürdig, daß sie sich weigerten, vor dem Kaiser den
15 Kotou zu vollziehen. „Sie blieben aufrecht stehen und warfen sich nicht nieder“, sagen die Annalen (*K. T'ang schu* Kap. 198 fol. 29^{r0}), „und die Beamten wollten sie zurechtweisen. Tschang Yüe (s. oben S. 431) aber sagte: das Land der Araber hat andere Sitten, und die Gesandten kommen in ihrer Liebe zum Rechten weit her, man darf sie deshalb nicht für schuldig
20 halten. Der Kaiser ließ sie darauf gewähren. Als dann wieder Gesandte mit Geschenken an den Hof geschickt wurden, erklärten sie, daß man sich in ihrem Lande nur vor Gott niederwerfe, und daß selbst dem Fürsten gegenüber diese Vorschrift nicht bestände. Die Beamten aber drangen so lange auf sie ein, bis sie bereit waren, auf chinesische Art sich niederzu-
25 werfen“. Ein ganz anderes Bild von Kutaibas Gesandtschaft entwirft Tabari (übers. von Zotenberg) IV, 198 ff., nach dem die Chinesen durch das kriegerische Auftreten der Muslime in einen ungeheuren Schrecken versetzt wurden, zumal diese erklärten, daß Kutaiba geschworen habe, „den Boden des Reiches unter seine Füße treten zu wollen“.

30 Unter dem Kalifen Welid I. (705 bis 715) hatte die arabische Macht ihren Höhepunkt erreicht, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie auch in das T'ang-Reich eingebrochen wäre, wenn nicht neue innere Kämpfe ihre Kraft für weitere Eroberungen gelähmt hätten, zumal durch Karl Martells Sieg bei Tours 732 der Muslimische Vormarsch nach Westen zum Still-
35 stand gebracht war. Blutige Zwistigkeiten zerrissen die Familie der Omajjaden, und erbitterte Aufstände ihrer Gegner durchwühlten ihr Reich, bis im Jahre 750 die Dynastie gestürzt und ausgerottet wurde. An ihre Stelle trat, von den araberfeindlichen Persern unterstützt, das Geschlecht der Abbasiden, die Zeit der wilden Eroberung war zu Ende, und starke
40 Glaubens- und Dogmengesatzte nahmen dem Muhamedanismus ein gut Teil seiner Stoßkraft.

Die arabische Machtentfaltung hatte für die Chinesen die Lage hinsichtlich der Türkengefahr entschieden erleichtert. War Mo-tsch'os (Kapagans) Macht schon durch die Verluste in Turkistan und durch die Nieder-

lage von 707 geschwächt, so wurde sie durch Aufstände der westtürkischen Stämme weiter eingeengt. Der Khagan der Türgäsch, Wu-tschilo (s. oben S. 420), war 706 gestorben, und da seine beiden Söhne sich um die Erbschaft stritten, griff Mo-tsch'ö, dem die „zehn Sippen“ der West-Türken unterworfen waren, auf die Klage des einen hin ein und ließ sie im Jahre 711 beide hin- 5 richten. Die Folge war ein allgemeiner Aufstand der „zehn Sippen“ der West-Türken, und dieser rief wieder 714 den in den Diensten der Chinesen stehenden westtürkischen Fürsten Aschi-na Hien herbei, der einen der Führer in Tokmak (s. oben S. 399) hinrichten ließ und seinen Anhang, 20 000 (nach anderen 30 oder gar 50 000) Zelte, unter die Botmäßigkeit der T'ang brachte. 10 Weitere Unterwerfungen der West-Türken folgten, und im Jahre 715 konnte A-schi-na Hien gemeinsam mit dem chinesischen Generalgouverneur von Pei-t'ing (Bischbalik), T'ang Kia-hui, sich auch gegen Mo-tsch'ö selbst wenden, als dieser, zornig über den Abfall der Stämme, plündernd über diese hergefallen war. Sehr zu ihrer Erleichterung wurden die Chinesen 15 von diesem ihnen ganz besonders verhaßten Feinde — schon die Wu hou hatte erklärt, sie würde den, der ihn umbrächte, zum Prinzen machen (*K. T'ang schu* Kap. 194^a fol. 32 v^o) — unerwartet befreit. Wie die Stämme der West-Türken hatte Mo-tsch'ö auch die „neun Stämme“ (der Uiguren) überfallen und ihre Gebiete geplündert. Einer von diesen, die 20 Pa-ye-ku (die Bayirku der türkischen Inschriften, ein Tölös-Stamm), die ihre Sitze nördlich der Tola hatten, überraschte 716 den wilden Khagan, der sich des Hinterhaltes nicht versah, man bemächtigte sich seiner, schlug ihm den Kopf ab und sandte diesen als hochwillkommene Trophäe an den Hof der T'ang. Wie verhaßt Mo-tsch'ö auch bei seinem eigenen Stamme 25 gewesen sein muß, zeigt die Tatsache, daß sein Sohn, „der kleine Khagan“, der an die Stelle seines Vaters getreten war, „samt seinen Brüdern, Verwandten und Anhängern“ von seinem Neffen Kül tegin, dem Sohne Kutlucks (s. oben S. 419), getötet wurde. Als Nachfolger wurde, nachdem Kül tegin selbst abgelehnt hatte, dessen älterer Bruder Mo-ki-lien (Mogilan?), der 30 Bilgä Khagan der Inschriften, eingesetzt. Er zog bald nachher den altbewährten Berater des Kutluk und des Kapagan, Tonyukuk (s. oben S. 419 f.), der allein dem allgemeinen Massaker von Mo-tsch'ös Anhang entgangen war, wieder in seine Nähe, und dieser, ein genauer Kenner chinesischen Wesens, gab dem jungen Khagan die allgemeinen Richt- 35 linien für die Politik dem T'ang-Reiche gegenüber. In den von den T'ang-Annalen (Kap. 215^b fol. 1 v^o f.) aufbewahrten Darlegungen des weisen Alten finden sich äußerst scharfsinnige Urteile über Wesen und Bedeutung der chinesischen Kräfte zu der Zeit (um 720), als Hüan tsung noch mit fester Hand die Zügel führte. Er riet vorläufig zu einer Friedenspolitik: 40 „Der Kaiser ist fähig und kriegstüchtig, das Volk zufrieden, die Ernte reichlich, da ist kein schwacher Punkt“. Und als der Khagan seine Residenz mit einer Mauer umgeben und Tempel für Buddha und Lao tsë errichten wollte, belehrte ihn Tonyukuk: „die Türken machen noch nicht den hun-

dertsten Teil des T'ang-Volkes aus, und wenn wir diesem trotzdem Widerstand leisten können, so hat das seinen Grund darin, daß wir dem Wasser und dem Gras nachziehen, der Jagd obliegen und keine festen Wohnsitze haben. Sind wir stark, so dringen wir vor; sind wir schwach, so gehen wir
 5 in die Verborgenheit. Die T'ang-Truppen dagegen sind zwar zahlreich, aber nicht überall brauchbare Kämpfer; die hinter Mauern wohnen, geraten, wenn sie geschlagen werden, unfehlbar in Gefangenschaft. Außerdem macht die Lehre von Buddha und Lao tsë die Menschen milde und schwach und nicht kriegstüchtig und stark“. Bilgä Khagan bot also den T'ang den Frie-
 10 den an, aber Hüan tsung lehnte mißtrauisch ab, und so brachen neue Kämpfe an, bei denen sich die Chinesen vornehmlich der K'i-tan und anderer Fremdvölker des Ostens bedienten. Indessen die Türken blieben im Vorteil und waren schließlich im Stande, das Gebiet von Liang tschou zu plündern. Der Opferzug zum T'ai schan und seine Vorbereitungen (s. oben S. 432)
 15 machten nunmehr auch den Chinesen den Frieden erwünscht, und es wurde beschlossen, eine Gesandtschaft zu Bilgä Khagan zu schicken mit der Aufforderung, Würdenträger zur Teilnahme an dem Zuge zu entsenden. Der Khagan willigte schließlich ein, nachdem ihm der Gesandte Yuan Tschên zugesagt hatte, sich für die Überlassung einer chinesischen Prinzessin ein-
 20 zusetzen. Von da ab blieb das Verhältnis ein friedliches, vielleicht sogar ein freundliches; darauf läßt die Tatsache schließen, daß Hüan tsung sowohl beim Tode des Kül tegin im Jahre 731, wie bei dem des Bilgä Khagan im Jahre 734 (oder 735) den Verstorbenen je eine Erinnerungstafel mit einer ehrenden Inschrift in chinesischer Sprache setzen ließ, die beide im Jahre
 25 1889 am oberen Orkhon aufgefunden wurden und zum Teil gut erhalten sind (vgl. oben S. 357). Bilgä Khagan starb durch Meuchelmord: er wurde — wir kennen die näheren Umstände nicht — von seinem Minister Mer-lu-tsch'ö vergiftet, doch konnte dieser noch, ehe der Tod des Khagan eintrat, samt seinem ganzen Anhang hingerichtet werden. Von da ab
 30 lösten sich das Geschlecht Mo-tsch'os und sein Staat durch fortgesetzte Mordtaten auf, im Jahre 742 flüchtete der Rest des Stammes auf chinesisches Gebiet, die Familienmitglieder kamen nach Tsch'ang-ngan, das Land wurde von den Uiguren in Besitz genommen.

Der Versuch der T'ang-Regierung, die Macht der Türken völlig zu bre-
 35 chen und die eigene namentlich im Tarim-Becken wieder zu festigen, wäre damals aussichtslos gewesen, wenn ihnen nicht überall diese Kämpfe der Stämme unter einander, bei denen die Gegner ständig wechselten, wirksamer als alles Andere zu Hilfe gekommen wären. So ließen sie die „Barbaren“ sich gegenseitig zerfleischen, um schließlich alle unter sich zu
 40 zwingen. Zunächst waren es die Türgäsch, die sich unter einem neuen Khagan, Su-lu, wieder sammelten und nach kurzer Freundschaft mit den Chinesen ihre eigenen Wege gingen. Sie schickten sich an, die Staaten von Kaschgar bis Khotan unter ihre Herrschaft zu bringen, worauf A-schi-na Hien und T'ang Kia-hui, der inzwischen Gehilfe des Generalgouverneurs

von Turkistan geworden war, ihnen mit dem Volke der Ko-lo-lu (Karluk) vom schwarzen Irtysh entgegenzutreten, zugleich in Lo-yang Verstärkungen fordernd. Aber dort war man anderer Meinung: „Wenn die Türgäsch sich empören, und die Karluk sie angreifen“, sagten Hüan tsung Minister, „so sind das eben Barbaren, die sich gegenseitig umbringen, die kaiserliche Regierung braucht sich nicht zu bemühen. Der Stärkere wird geschwächt, der Schwächere vernichtet, beides ist unser Vorteil“ (*T'ang schu* Kap. 215^b fol. 17 r⁰). Aschi-na Hien zog sich enttäuscht nach Tsch'anggan zurück und starb dort. Die Türgäsch selbst, die sich eine Zeit lang mit den Tibetern zusammengetan hatten, zerfielen in der Folgezeit, von 10 735 ab, wieder untereinander, 739 wurde Su-lu von seinen Gegnern, den Abkömmlingen Wu-tschilos, getötet, und in dem gleichen Jahre konnte der Generalgouverneur von Bischbalik den Türgäsch eine schwere Niederlage beibringen und den Sohn Su-lus als Gefangenen in die Hauptstadt schicken, wo er von Hüan tsung gnädig aufgenommen wurde. Die feindlichen Stämme blieben auch weiterhin entzweit und damit machtlose Vasallen im T'ang-Reich; später wurden die Karluk, die eigentlichen Erben der West-Türken, neben den Uiguren eine beherrschende Gruppe, und von diesen beiden wurden auch die Türgäsch unterjocht. Im Jahre 743 erfolgte der erste Angriff beider gegen die Nord-Türken und andere türki- 20 sche Stämme, deren Land sie dann in Besitz nahmen. Die Karluk saßen in den eigentlichen Gebieten der West-Türken östlich vom Balkasch-See und am Altai, „die neun Stämme“ der Uiguren östlich und südlich von ihnen an den Ausläufern des T'ien schan bis in das Flußgebiet des Orkhon. Die letzteren waren den Chinesen schon früher, etwa von 715 ab, in Kan-su gefährlich geworden, wo sie zeitweilig die Straße in das Tarim-Becken völlig sperren und von wo sie nur unter schweren Kämpfen vertrieben werden konnten. Doch finden wir später, von 742 ab, häufig Tributgesandtschaften von ihnen wie von den Karluk am Hofe der T'ang. Zum 30 Khagan der Uiguren machte sich nach ihrem Siege ein sonst nicht bekannter Fürst Namens Ku-li P'ei-lo (türkisch Boila?), der vom Kaiser die Investitur und den chinesischen Titel Huai-jen Khagan erhielt. Die Karluk sind dann in dem uigurischen Staate größtenteils mit aufgegangen.

Nachdem die ernste Gefahr, die für das T'ang-Reich der Eroberungszug des muslimischen Arabertums gebildet hatte, in Folge der Zerrissenheit 35 des Muhamedanismus abgewendet, und die Türkengefahr vorläufig zurückgeschoben war, konnte der Nimbus des Himmelssohnes in Asien wieder heller erstrahlen, aber ein folgenreicher Zwischenfall verdunkelte ihn sehr bald wieder. Im Jahre 749 sandte der Yabgu von Tochāra (südlich vom Oxus) einen Hilferuf nach Tsch'anggan, weil sein Nachbarstaat Kie-schi 40 (nordöstlich von Tschitral, im Osten des Hindukusch) sich von den Tibetern habe bestechen lassen, die dort Befestigungen anlegen wollten, um sich der wichtigen Straße über das Gebirge zu versichern. Hüan tsung beauftragte den General bei dem Generalgouvernement von Turkistan in Kutscha,

Kao Sien-tschì, einen Koreaner, mit der Erledigung der Sache. Kao Sien-tschì drang im folgenden Jahre in das zwischen den Bergriesen des Hindukusch liegende Kie-schi ein, nahm den König gefangen und setzte dessen Bruder ein. Der Vertreter der chinesischen Macht enthüllte sich indessen als ein roher
 5 und gewaltttätiger Beutejäger. Er setzte seinen Zug fort, überfiel den Staat Schi (Taschkent?) nach einem infamen Treubruch, bemächtigte sich des Königs, massakrierte die Bevölkerung und raubte was er an beweglichem Gut erraffen konnte. Eine ungeheure Erregung unter den Bevölkerungen des fernen Westens war die Folge dieser Schandtaten, der Sohn
 10 des gefangenen Königs rief die Araber in Nord-Persien zu Hilfe. Ein gemeinsam aufgebrachtes Heer griff die aus Chinesen und Barbaren bestehende Streitmacht des Kao Sien-tschì im Jahre 751 an und vernichtete diese in einem fünftägigen Kampfe bei der Stadt Aulie ata am Talas-Fluß oder etwas südlich davon, im Nordosten von Taschkent, vollständig.
 15 Nur mit großer Mühe gelang es dem Koreaner, nachdem sich auch die dort befindlichen Stämme der Karluk gegen ihn gewandt hatten, mit einigen tausend Mann zu entkommen. Angeblich soll er einen Khagan der Türgäsch, den obersten Heerführer der Tibeter, den König von Taschkent und den König von Kie-schi als Gefangene mitgeführt und in Tsch'anggan abgeliefert haben. Jedenfalls erhielt er wegen seiner erstaunlichen
 20 Taten in den fernen Hochgebirgsländern hohe Auszeichnungen. Aber die Stellung der T'ang in Mittel-Asien hatte durch den Raubzug dieses wilden Abenteurers und seine Folgen einen schweren Schlag erlitten: „von da ab“, sagen die Annalen, „war Sogdiana den Arabern unterworfen“ (*K. T'ang schu* Kap. 221^b fol. 4 r⁰). An die Stelle der Macht des Himmelssohnes trat die des Kalifen. Nach den arabischen Chronisten hat Kao Sien-tschìs Kampf mit den Muslimen aber noch ungeahnte andere, sehr bedeutungsvolle Wirkungen gehabt: die Araber brachten von den chinesischen Gefangenen eine Anzahl nach Samarkand, und diese machten dort
 30 die Muslime mit Erzeugnissen des chinesischen Handwerks und ihrer Herstellung bekannt, so vor allem mit der Kunst der Papierbereitung, die man in China, wie wir früher sahen, bereits seit dem Anfang des 2. Jahrhunderts übte (s. I, 414). Durch die Araber ist sie dann weiter nach dem Westen verbreitet worden. Ferner fielen den Arabern bei ihrer Eroberung
 35 von Ferghana, jenen Chronisten zufolge, „bemalete und vergoldete chinesische Gefäße wie man sie noch nicht gesehen hat“ in die Hände, und es hat vieles für sich, daß darunter Porzellan zu verstehen ist, dessen Herstellung bereits seit etwa 150 Jahren in China betrieben wurde (s. unten). Ein aus der arabischen Gefangenschaft in Mesopotamien 762 nach Tsch'anggan zurückgekehrter Chinese namens Tu Huan berichtete daheim, daß chinesische Kunsthandwerker in der Fremde feine Seidenweberei, Gold- und Silberschmiedekunst und Bemalung (von Geräten?) gelehrt hätten.
 40 Wie im Nordwesten so setzte auch im Südwesten das ruhelose Volk der Tibeter die Entwicklung immer wieder in beschleunigte Bewegung.

Die Länder südlich vom Yang-tsë treten in der Geschichte des ersten nachchristlichen Jahrtausends weit zurück hinter dem stark bewegten, kampfdurchtobten Norden, dem Schauplatz ständigen Wandels feindlicher Kräfte. Meist scheinen sie in schweigendem Dunkel zu liegen, unberührt von dem Schaffen der politischen Mächte. So lange die chinesischen Süd-Staaten in Nanking ihren Mittelpunkt hatten, wurde auch der Süden naturgemäß mehr in den Bereich der Zentrale hineingezogen (vergl. oben S. 53 u. 147 f.). Er war aufgeteilt in Provinzen und wurde von chinesischem Beamtentum verwaltet — wie weit dessen Gerechtsame gingen, hing freilich von den ihm zu Gebote stehenden Machtmitteln ab —, aber im T'ang-Reiche galten diese Provinzen noch immer als halbwildes Kolonialland, Stätten der Verbannung, in die man unbequem gewordene Würdenträger der Hauptstadt zur Bestrafung abschob. Nicht daß etwa die Länder und Völker einer höheren Kultur bar gewesen wären, wir haben gesehen, daß schon zur Han-Zeit ein reges geistiges Leben dort herrschte (I, 420), und die Folgezeit hat auch Beweise genug für die hohe Begabung der Bewohner geliefert, aber schon die völlige Verschiedenheit der Sprache, des Temperaments und der Lebensgewohnheiten sorgte dafür, daß bei aller Vereinheitlichung des Reiches der Abstand zwischen Nord und Süd bestehen blieb. Erst die konfuzianische Bildung hat ihn — teilweise — ausgeglichen.

Am meisten außerhalb des chinesischen Einflusses war, wie schon früher bemerkt wurde, der Südwesten, das südlichste Ssë-tsch'uan und Yün-nan geblieben (I, 321). In dem entlegensten und unbekanntesten Gebiete dieses Landes, dem westlichen Teile von Yün-nan, in der Gegend am Quellfluß des Song koi (I, 16), am See von Ta-li bis in den Bogen des Kinscha kiang (I, 9), beim heutigen Li-kiang, bestanden noch zu Beginn der T'ang-Zeit sechs kleine Gemeinwesen unter je einem Häuptling. Die Bevölkerung, wohl der Thai- oder Schan-Rasse (I, 37) angehörend, bestand vielleicht aus denselben Kun-ming-Stämmen, die zur Han-Zeit einst zwischen der heutigen Stadt Yün-nan schêng und Ta-li der chinesischen Expedition den Durchzug verwehrt hatten (I, 340) und die angeblich im Jahre 225 von Tschu-ko Liang befriedet worden sein sollen (s. oben S. 10). Diese Gemeinwesen, offenbar nichts anderes als Sippen-Verbände, hatten die Bezeichnung *tschao*, ein Thai-Wort, das nach chinesischer Angabe „Fürst“ (*wang*) bedeuten soll. Der stärkste unter diesen Verbänden war der der Familie Mêng, die ihren Sitz am weitesten südlich, zwischen dem See von Ta-li und dem heutigen Tsch'u-hiung hatte. Der Erste, der dem Verbands, chinesischen Vorbildern folgend, eine staatliche Form gab, war Mêng Si-nu-lo, der im Jahre 649 zu herrschen begann. Er nannte seinen Staat geradeswegs Ta Mêng kuo, eine Bezeichnung, die von den T'ang-Chronisten als ungehörig verschwiegen wird. Wenig nordwestlich vom heutigen Mêng-hua erbaute Si-nu-lo sich die umwallte Hauptstadt und bald danach, im Jahre 653, schickte er seine erste Gesandtschaft an

den kaiserlichen Hof, um den vielbegehrten chinesischen Titel zu erhalten. Mêng Si-nu-lo und seine Nachfolger blieben loyale Vasallen der T'ang, und sein Urenkel P'î-lo-ko erfreute sich der Gunst der Regierung in Lo-yang in solchem Maße, daß er, nachdem er sich das Einverständnis des kaiserlichen Gouverneurs in Kien-nan (Tsch'êng-tu in Ssë-tsch'uan) erkaufte, im Jahre 730 sich der ihm an Bedeutung weit unterlegenen fünf anderen *tschao* bemächtigen und mit dem seinigen vereinigen konnte. Er erhielt nicht bloß die Zustimmung Hüan tsungs dazu, sondern auch noch den Ehrennamen Kuei-yi (d. h. „der sich der Rechtlichkeit unterwirft“).

Bei den Chinesen bekam dieser neue Staat den Namen Nan-tschao, d. h. Süd-Tschao, weil das Gebiet von Mêng das südlichste gewesen war. Gestützt auf seine neue erweiterte Macht, glaubte P'î-lo-ko seine Dankbarkeit für die T'ang dadurch beweisen zu sollen, daß er 738 die damals mit dem Reiche in Fehde liegenden Tibeter (s. oben S. 439), die seine Nachbarn im Nordwesten waren, ebenfalls angriff und ihnen angeblich auch eine Niederlage beibrachte. Danach begab er sich noch in demselben Jahre nach Tsch'ang-ngan, wurde dort mit Ehren empfangen und erhielt zur Belohnung den Titel „Fürst von Yün-nan“ (d. h. „südlich der Wolken“). P'î-lo-ko verlegte seine Residenz nach T'ai-ho tsch'êng, 8 km südlich vom heutigen Ta-li, auf ein Gebiet, das er einem der Man-Stämme entrissen hatte. Reste der Stadt sind nach den Berichten von Augenzeugen heute noch vorhanden. Der sich beständig festigende und chinesischer Kultur sich öffnende Staat war den T'ang treu ergeben, P'î-lo-ko sandte seinen jungen Enkel Fêng Kia-yi nach Tsch'ang-ngan, wo er in das kaiserliche Pagenkorps (*su-wei*) eingestellt wurde. Die T'ang hätten allen Grund gehabt, dieses Verhältnis zu dem neuen Staate zu pflegen, denn er war für sie ein wertvoller Vorposten gegen die Tibeter im Süden, aber Hochmut, Beutegier, und Unfähigkeit des hohen Beamtentums, dazu Unverstand der Regierung und schließlich die Katastrophe an der Zentrale (s. unten) haben diese Möglichkeiten zerschlagen und den zeitweiligen Verlust der ganzen südwestlichen Gebiete für das Reich herbeigeführt. P'î-lo-ko starb 748, und sein Sohn Ko-lo-fêng, ein ebenso kluger wie tapferer und entschlossener Mann, folgte ihm. Fêng Kia-yi, sein Sohn und Kommandant des Heeres, hatte chinesische Einrichtungen und Bräuche gut kennen gelernt. Wir haben bereits früher beobachten können, wie unheilvoll das Gebahren eines verständnislosen und herrischen chinesischen Kolonialbeamtentums sich im Süden ausgewirkt hat (s. I, 323), dieselbe Erscheinung begegnet uns hier wieder. Im Jahre 750 wurde Ko-lo-fêng mit seiner Familie das Opfer eines brutalen Erpressungsversuches von Seiten des chinesischen Präfekten Tschang K'ien-t'ô in Yün-nan (südöstlich vom See von Ta-li, nicht die spätere Provinzialhauptstadt). Als er das Ansinnen ablehnte, wurde er gröblich beschimpft und heimlich verklagt — so wird selbst in den T'ang-Annalen der Fall dargestellt. Mehrfache Vorstellungen in Tsch'ang-ngan wurden nicht durchgelassen oder nicht be-

achtet. Ko-lo-fêng war nicht der Mann, diese Behandlung hinzunehmen. Er schickte eine bewaffnete Streitmacht gegen den Gouverneur, und dieser kam bei dem Zusammentreffen ums Leben. Zugleich besetzte der König, der jetzt wußte, wie er zu den T'ang stand, die seinem Staate benachbarten Gebiete von Yao tschou im Südosten, die chinesischen Beamten wurden gefangen genommen. Hüan tsung glaubte, energische Maßregeln ergreifen zu müssen: der Statthalter von Ssë-tsch'uan erhielt Befehl, mit einem Heere in Yün-nan einzurücken und den Unbotmäßigen zu züchtigen. Ko-lo-fêng bot die Hand zum Frieden: er versprach, alles besetzte Land zurückzugeben, und gelobte seine Unterwerfung, forderte 10 aber die Zurückziehung der Truppen. Das Angebot wurde zurückgewiesen, der chinesische Vormarsch in drei Staffeln, zwei von Ssë-tsch'uan her und eine vom Süden, von Tongking, ging 751 weiter. Einen letzten Versuch noch unternahm Ko-lo-fêng in diesem kritischen Augenblick: er ließ dem Statthalter durch Gesandte erklären, daß, wenn der Vormarsch nicht eingestellt würde, er sich Tibet unterstellen werde, „und es sei zu fürchten, daß Yün-nan dann für die T'ang verloren sei“ (*T'ang schu* Kap. 222^a fol. 5r^o). Als Antwort ließ der Chineser die Gesandten in Ketten legen. Das Schicksal nahm seinen Lauf. Das chinesische Heer näherte sich durch die hohen Bergketten westlich von dem See von Ta-li, um die Hauptstadt 20 T'ai-ho tsch'êng von der Rückseite zu nehmen. Ko-lo-fêng und sein Sohn Fêng-kia-yi traten den in den Bergen eingeengten Truppen an der Südwest-Ecke des Sees entgegen und rieben sie vollständig auf. Dreiviertel von der Streitmacht der T'ang sollen umgekommen sein, der Statthalter rettete mit Mühe sein Leben durch die Flucht. Ko-lo-fêng sah voraus, 25 daß die T'ang die Lage so nicht belassen würden, und bot sofort den Tibetern die Schutzherrschaft an. Das Anerbieten wurde angenommen, Ko-lo-fêng erhielt den tibetischen Titel *tsan-p'u* („König“) und galt als „der jüngere Bruder“ des Königs von Tibet. Die Zwischenzeit benutzte er, seine Macht weiter in die der chinesischen Verwaltung unterstellten 30 Gebiete nach Osten und Südosten bis zu dem See von Yün-nan schêng vorzuschieben und sich auf den weiteren Kampf mit den Chinesen einzurichten. Wie weit aber das Loyalitätsempfinden dieses Mannes ging, das man schmählicherweise in einen Gegensatz zu seinem Ehr- und Rechtsgefühl gebracht hatte, das zeigte er in einer Inschrift, die er auf einer Stein- 35 tafel an einem Tore der Hauptstadt T'ai-ho anbringen ließ und auf der er darlegte, warum er gezwungen gewesen sei, sich gegen die T'ang aufzulehnen. „Meine Vorfahren“, sagte er, „haben Geschlecht um Geschlecht von China immer ihre Beilehnung empfangen. Meinen Nachkommen steht es frei, sich ihm wieder zu unterwerfen, und wenn die Gesandten der T'ang 40 hierher kommen, dann können jene auf diese Inschrift weisen, die mich von einer Schuld freispricht“ (*T'ang schu* a. a. O.). Diese im Jahre 753 gesetzte Inschrift ist nicht mehr vorhanden, dagegen befindet sich eine andere, sehr umfangreiche Inschrift, in der Ko-lo-fêngs Verhalten aus-

fürhlich begründet und gerechtfertigt wird und die im Jahre 766 gesetzt ist, noch heute, allerdings in stark beschädigtem Zustande an der gleichen Stelle und ist von französischen Missionaren am Ende des vorigen Jahrhunderts abgezogen worden. Um dieselbe Zeit, wo im äußersten Westen
 5 ein verhängnisvoller Stoß das asiatische Imperium traf, erfolgte somit ein zweiter im äußersten Südwesten; ein dritter bahnte sich in der Zentrale selbst an.

Hier war die Verblendung und Zügellosigkeit schon so weit fortgeschritten, daß man das Verderben, das vor den Toren des Palastes lauerte, noch
 10 immer nicht bemerkte. Der allmächtige Minister Yang Kuo-tschung, ein Vetter der berücktigten Favoritin Yang Kuei-fei (s. unten), glaubte, in Yün-nan billige Lorbeeren erwerben zu können, und beauftragte im Sommer 754 den neuen Gouverneur in Ssë-tsch'uan, Li Mi, einen Mann, dem jede Kenntnis der politischen und klimatischen Verhältnisse fehlte,
 15 die Rebellen zur Unterwerfung zu bringen. Mit einem Heere von 70000 Mann rückte dieser von Nordosten gegen den See von Ta-li vor. Ko-lo-fêng hatte Verstärkung durch tibetische Truppen erhalten, und diese, aus der Gegend nördlich von Li-kiang kommend, lockten zusammen mit denen Fêng-kia-yis die Chinesen immer weiter in das feuchte Land hinein.
 20 Der Proviant fehlte dem des Weges unkundigen Heere, scharenweise gingen die Truppen an Krankheit, Erschöpfung und Hunger zu Grunde; Li Mi befahl den Rückzug, und nun fielen die verbündeten Tibeter und Thai-Leute über die aufgelösten Scharen her, das ganze Heer, Li Mi selbst mit eingeschlossen, wurde bis auf den letzten Mann vernichtet.
 25 Yang Kuo-tschung wagte nicht, dem Kaiser die Wahrheit zu sagen, er fabelte von Siegen, nur Kao Li-schi berichtete, was er über Yün-nan gehört hatte, und fügte die Worte hinzu: „ich fürchte, daß eines Tages ein Unheil da sein wird, gegen das es keine Rettung mehr gibt“.

Von nun ab war Nan-tschao ein selbständiger Staat, allerdings unter
 30 der allmählich drückender werdenden Suzeränität Tibets. Die Könige führten eigene Jahresbezeichnungen, erhielten nach chinesischem Muster kaiserliche Tempelnamen und hatten ihr eigenes Beamten-System. Von Indien und Tongking her war das Land stark vom Buddhismus durchsetzt, der sich vielfach mit einheimischem Schamanentum verbunden hatte,
 35 daneben aber bildete konfuzianische Staatsethik und Kultform eine feste Grundlage für die Dynastie. Ko-lo-fêng hat viel für die Ausdehnung und Festigung seines Staates getan: er baute eine Reihe umwallter Städte, verbesserte die Verwaltung und eroberte weiter beträchtliche Teile des chinesischen Gebietes. Nördlich vom Kin-scha kiang bemächtigte er sich
 40 des heute Kien-tsch'ang genannten Berg-Landes der Lo-lo bis Yüe-si (Ning-yuan) in Ssë-tsch'uan und im Osten gewann er den Bezirk von K'ü-tsing. Die inzwischen in Tsch'ang-ngan ausgebrochene Revolution des Ngan Lu-schan und die damit verbundenen Wirren und Kämpfe (s. unten) machten die T'ang zu jedem Widerstande unfähig, und so konnte er in

dem entlegenen Lande schalten wie er wollte. Im Jahre 764 taucht zum ersten Male in einigen Quellen der Name Ta-li auf für die alte Stadt am West-Ufer des Sees. Sie hieß bis dahin Yang-tsü-mi und soll bereits zur Han-Zeit vorhanden gewesen sein. Ko-lo-fêng (nach Anderen sein Nachfolger Yi-mou-sin, s. unten) baute sie aus, befestigte sie und gab ihr den neuen Namen Ta-li. Das Jahr darauf baute Fêng-kia-yi an der Nordspitze des anderen Sees die Stadt Tschê-tung tsch'êng, die heutige Provinzialhauptstadt Yün-nan schêng. Der Aufstieg des Landes kam auch nicht zum Stillstand, als Ko-lo-fêng im Jahre 778 starb, nachdem ihm Fêng-kia-yi im Tode vorausgegangen war. Sein Enkel Yi-mou-sin, der ihm in der Herrschaft folgte, war nicht weniger tatkräftig als seine beiden Vorfahren und scheint ihnen an literarischer Bildung überlegen gewesen zu sein. Er nutzte die Lage gründlich aus: gemeinsam mit den Tibetern drang er weiter in Ssê-tsch'uan ein, vom Kien-tsch'ang-Gebiet rückte man über Kia-ting das Min-Tal aufwärts über Tsch'êng-tu hinaus bis in die Gegend von Mou (Mao) tschou am oberen Min und erklärte das besetzte Land für die „Ost-Provinz“ (*tung fu*, von Tibet oder von Nan tschao?). Zwar war dieser Triumph nur von kurzer Dauer, denn die T'ang-Regierung hatte sich inzwischen wieder so weit gefestigt, daß sie mit einem aus Kan-su und Ost-Ssê-tsch'uan zusammengezogenen Heere die Eindringlinge vertreiben konnte, aber zu einem Angriff auf Nan-tschao selbst reichte die Kraft nicht. Yi-mou-sin widmete sich dem weiteren Ausbau seines Staates, auch in konfuzianischem Sinne, er gab ihm den neuen Namen Ta-li und verlegte 787 auch seine Residenz nach der Stadt dieses Namens. Sein Gebiet hatte sich gewaltig erweitert, es umfaßte jetzt die ganze Provinz Yün-nan, von Tongking im Süden bis Ning-yuan und dem Lande der Tibeter jenseits von Li-kiang im Norden, vom Salwen und dem östlichen Birma im Westen bis K'ü-tsing oder darüber hinaus im Osten. Unerwartet war im Südwesten des Reiches ein großer selbständiger Staat entstanden, der aus der Machtsphäre der T'ang losgelöst war. Aber ebenso unerwartet kam die Wendung.

Schon am Hofe Ko-lo-fêngs befand sich seit langem ein konfuzianischer Literat namens Tschêng Hui, ein Präfekt der T'ang im Gebiet von Yüe-si in Ssê-tsch'uan, der als Gefangener in die Hände des Königs gefallen war. Dieser Mann war, wie mancher andere Chinese, wegen seiner Bildung, nicht zum wenigsten wegen seiner Schreibkunst, ein willkommenener Helfer für den Thai-Fürsten, der seine Ehrfurcht vor der chinesischen Kultur trotz der politischen Entwicklung nicht verloren hatte. Tschêng Hui war auch der Verfasser der wichtigen Inschrift von 766. Er gewann die Gunst Ko-lo-fêngs und bekleidete schließlich das Amt eines Ministers (*ts'ing-p'ing kuan*) und führte die jungen Söhne der königlichen Familie in die Kenntnis des Konfuzianismus ein. Auch unter Yi-mou-sin behielt er seine Vertrauensstellung und verfügte über einen großen politischen Einfluß, den er ganz im Interesse der T'ang verwendete. Die Haltung der Tibeter kam ihm dabei zu Hilfe. Für ihre ständigen Kriegszüge gegen die T'ang und in Turkistan

(s. unten) verlangten sie immer wieder die Stellung bedeutender Truppenmengen von Nan-tschao, so daß Yi-mou-sin des Druckes mehr und mehr müde wurde. Tschêng Huis Rat, sich wieder unter die gesittete Botmäßigkeit des Mittelreiches (so heißt jetzt das Reich gewöhnlich) zu begeben, 5 fand immer geneigteres Gehör. In Tsch'ang-ngan erfuhr man von diesem Stande der Dinge und tat sofort Schritte, um die Freundschaft von Nan-tschao als Hilfe gegen die tibetischen Bedränger zurückzugewinnen. Einer der bewährtesten Heerführer, Wei Kao, wurde 788 zum Statthalter von Ssë-tsch'uan ernannt und trat unverzüglich mit Yi-mou-sin in Verbindung.

10 Die Tibeter schöpften Verdacht und verlangten die Stellung von Geiseln. Jetzt entschied sich der König endgiltig. Er sandte Boten zu Wei Kao und ließ ihm seine Unterwerfung unter die T'ang melden. Das Jahr darauf fand ein Zusammenstoß der Tibeter mit den Chinesen in Ssë-tsch'uan statt, ohne daß Yi-mou-sin noch die von den ersteren verlangten Hilfstruppen

15 stellte. Die folgenden Jahre sahen noch schwere Kämpfe der T'ang mit den Tibetern, jetzt ihren gefährlichsten Feinden. Im östlichen Kan-su traten diesen zwar kaiserliche Truppen, durch Uiguren verstärkt, stellenweise mit Erfolg entgegen, aber im allgemeinen mußte man zufrieden sein, wenn man sie aus dem Wei-Tal heraushielt. In Turkistan machten die

20 rastlosen Krieger große Fortschritte zum Nachteil der chinesischen und uigurischen Stellung (s. unten), und in Ssë-tsch'uan hielt ihnen der tapfere Wei Kao mit Mühe stand, bis Yi-mou-sin ihnen eine vorläufig entscheidende Niederlage beibrachte. Sie hatten nach den Verlusten in den Kämpfen im Norden von Nan-tschao eine Hilfstruppe von 10000 Mann verlangt; Yi-mou-

25 sin stellte ihnen, um sie zu täuschen, 3000 Mann zur Verfügung, zog dann aber 794 mit einem starken Heere ihnen nach, überfiel sie bei Schên-tsch'uan nordwestlich von Li-kiang und fügte ihnen dadurch, daß er die eiserne Hängebrücke über den Kin-scha kiang zerstörte, weitere schwerste Verluste zu. Dieser Erfolg rettete die kritische Lage der T'ang im Südwesten

30 und Nordwesten, und der Kaiser Tê tsung hatte allen Grund, dankbar zu sein: Yi-mou-sin erhielt seine Investitur als „König von Nan-tschao“, und im Sommer 795 wurde ihm durch eine kaiserliche Gesandtschaft in T'ai-ho tsch'êng das goldene Siegel unter großem Gepränge überreicht. Yi-mou-sin ist bis zu seinem Tode im Jahre 808 den T'ang ein äußerst

35 wertvoller Bundesgenosse gegen die Tibeter geblieben: in zahlreichen Kämpfen hat er ihre Angriffe am Kin-scha kiang abgewehrt und alle Zugänge vom Nordwesten her durch Befestigungen abgeriegelt, mit seiner Hilfe konnte Wei Kao in Ssë-tsch'uan weitere Einbrüche verhindern und früher entrissenes Land zurückgewinnen, bis auch dort das Grenzgebiet

40 durch die Umsicht der beiden Männer gesichert war. Auch die Stämme der Lo-lo und Miao tsë (s. I, 35) machte Yi-mou-sin sich botmäßig und siedelte sie zur Sicherung der Grenze in dem Hochlande nördlich vom Kin-scha kiang an. Er öffnete seinen Hof ganz dem Konfuzianismus, obwohl er nicht erreichen konnte, daß die Söhne der Vornehmen in Tsch'ang-

ngan zur Erziehung zugelassen wurden, und er sich mit den Unterrichtsanstalten von Tsch'êng-tu begnügen mußte. Die Entwicklung in Nan-tschao ist ein sehr anschauliches Beispiel für die Stärke, mit der das konfuzianische System die fremden Völker in seinen Bann zog; es zeigt, wie es ihnen die chinesische Schrift und Sprache und damit die chinesische Staatsform und 5 die Einfügung in das Weltreich brachte. Der Literat Tschêng Hui hat in den Annalen keine Lebensbeschreibung erhalten, und doch hätte er sie durch sein folgenreiches, für Nan-tschao freilich später verhängnisvolles Wirken (s. unten) mehr als mancher Andere verdient.

Während im äußersten Westen und Südwesten das T'ang-Reich an der 10 Peripherie schweren Schaden nahm, bereitete sich im Innern eine weit bedeutsamere Katastrophe vor, ein Zusammenbruch der die Dynastie unmittelbar an den Rand des Abgrundes brachte. „Ich fürchte, daß eines Tages ein Unheil da sein wird, gegen das es keine Rettung mehr gibt“, hatte der treue Kao Li-schi 754 gesagt, und er hatte guten Grund für seine 15 düstere Voraussage. Wie wir früher sahen, war der Kaiser Hüan tsung damals schon seit zwei Jahrzehnten mehr und mehr unter den Einfluß taoistischer Magier geraten, die ihm die Sinne umnebelten und den Blick für die Bedürfnisse des Staates trübten. Dazu kam, daß Kreaturen wie Li Lin-fu nur allzu willige Werkzeuge für seine Einfälle waren (s. oben 20 S. 435) und außerdem Grund hatten, die unterirdischen Einwirkungen des Harems eifrig zu fördern. So wurde Hüan tsung immer tiefer in die Netze der Höflinge und Schmeichler, der Haremsdamen und ihres Anhanges verstrickt, und Kao Li-schi fand mit seiner Warnung weniger Gehör als Yang Kuo-tschung mit seinen Fabeleien von großen Siegen in Yün-nan 25 (s. oben S. 448). Im Jahre 736 war Hüan tsungs Lieblingskonkubine Wu Hui-fei (s. oben S. 434f.) gestorben, und „unter den vielen tausend Damen des Harems war keine, die ihm dafür Ersatz bieten konnte“ (K. *T'ang schu* Kap. 51 fol. 19^{ro}). Da empfahl man ihm die Tochter eines Beamten in Ssë-tsch'uan Namens Yang, die an Schönheit ihre Zeit überrage und wohl 30 geeignet sei, vor das Angesicht Seiner Majestät befohlen zu werden“ (ebd.). Das Mädchen trug die Gewänder einer taoistischen Priesterin und führte den taoistischen Beinamen T'ai-tschên. Sie gehörte damals zu dem Personal von Hüan tsungs Sohn, dem Prinzen Schou, dessen Mutter Wu Hui war, die, um ihrem Sohne die Thronfolge zu verschaffen, Li Lin-fus 35 Emporkommen veranlaßt hatte. Es ist anzunehmen, daß dieser jetzt allmächtige Minister bei der Angelegenheit die Hand im Spiele hatte. Hüan tsung ließ die T'ai-tschên kommen, und da sie nicht bloß schön war, sondern auch in Gesang und Musik Hervorragendes leistete, so wurde sie in den kaiserlichen Harem übernommen, und der Herrscher 40 fand solchen Gefallen an ihr, daß sie rasch höher in seiner Gunst stieg und 742 zur *kuei-fei*, dem höchsten Range, befördert wurde. Und trotz aller sonstigen Namen, die sie erhalten hat, ist sie als Yang kuei-fei in die Geschichte eingegangen und als solche noch heute in der chinesischen Er-

zählungsliteratur eine ebenso volkstümliche Figur wie die Ta-ki des Kaisers
 Tschou Sin (I, 92). Um dieselbe Zeit, als die Yang kuei-fei in den Palast
 aufgenommen wurde, hatte zuerst der Mann von sich reden gemacht, der
 später der Dynastie beinahe den Untergang bereitet hätte und dessen
 5 verbrecherisches Treiben nur in der fauligen Atmosphäre von Tsch'ang-
 ngan, wie wir sie kennen gelernt haben, ermöglicht werden konnte. Es
 war der unter dem Namen Ngan Lu-schan in der Geschichte bekannte
 Bastard aus tungusischem und türkischem Geschlechte. Er war der Sohn
 einer türkischen Schamanin und stammte aus Liu-tsch'êng in Liao-si,
 10 der Gegend des heutigen Tschao-yang hien im Jehol-Gebiet. Der Vater
 ist unbekannt, einen Sippennamen hatte er nicht. Man hatte ihn Ya-lo-
 schan genannt, was angeblich in der Sprache der Türken „streiten“ be-
 deutet. Später kam er durch die Heirat seiner Mutter in das Haus eines
 Offiziers mit dem Familiennamen Ngan, worauf sich dann der halberwach-
 15 sene Junge den gleichen Namen beilegte und aus lo-schan den Vornamen
 Lu-schan bildete. Er wuchs als abenteuernder Bursche auf, wurde
 Soldat und machte sich durch seine Orts- und Sprachkenntnisse in den
 Kämpfen gegen die K'i-tan nützlich. Seine Schlaueit und Findigkeit
 erregten die Aufmerksamkeit seines Vorgesetzten, des Militärgouverneurs
 20 Tschang Schou-kuei, der ihm, obwohl er an seiner Fettleibigkeit Anstoß
 nahm, allmählich seine Gunst zuwendete. Im Jahre 740 erhielt er eine höhere
 Offizierstellung, in der er sich durch Bestechungen und Schmeicheleien
 allenthalben gute Freunde zu schaffen wußte, so daß er, nachdem er in
 den Berichten an den Kaiser ständig gerühmt war, im Jahre 742 zum
 25 Gouverneur des neuen Militärbezirks P'ing-lu (Ts'ing-tschou in Nord-
 Schan-tung) und gleichzeitig zum Präfekten von Liu-tsch'êng ernannt
 wurde. Im folgenden Jahre kam er zur Audienz nach Tsch'ang-ngan.
 Hüan tsung faßte eine große Zuneigung zu dem gerissenen Schmeichler,
 und nun stieg sein Stern rasch bis zur höchsten Vertrauensstellung. 744
 30 erhielt er zu seinen bisherigen Ämtern noch das eines Militärgouverneurs
 von Fan-yang in Ho-peï (Tscho-hien südlich von Peking), und nachdem
 es ihm im folgenden Jahre gelungen war, den Hi und K'i-tan im Jehol-
 Gebiet eine Niederlage beizubringen, wurde er der gefeierte Held der
 Dynastie, als er in die Hauptstadt zurückkehrte. Der Schlaue hatte die
 35 Lage dort sehr bald durchschaut: er sah, daß Li Lin-fu der allmächtige
 Mann war und zusammen mit der Yang kuei-fei den verblendeten Monarchen
 beherrschte. Beider Gunst war also zu erwerben. Er setzte es durch, daß
 er in der Hauptstadt blieb, und schmeichelte sich durch Geschenke und
 aller Art Späße bei denen ein, auf deren Wohlwollen es ihm ankam. Li
 40 Lin-fu „hatte eine Abneigung gegen die konfuzianisch gebildeten Beamten
 und pflegte ihn deswegen beim Kaiser wegen seiner militärischen Verdienste
 zu rühmen“, sagt das *T'ang schu* (Kap. 225^a fol. 2 r⁰). Bei Yang kuei-fei
 aber setzte er sich allmählich dermaßen in Gunst, „daß sie den Kaiser bat,
 ihn als ihren Pflegesohn betrachten zu dürfen“ (a. a. O. fol. 2 v⁰). Er muß

mit seiner Leibesfülle eine groteske Figur gewesen sein und verstand es, nach Bedarf einmal den naiven oder tölpelhaften „Barbaren“, ein andermal den höfischen Schmeichler oder den blind ergebenen Sklaven zu spielen. „Nach außen machte er den Eindruck eines ehrlichen Tölpels, aber innerlich war er in Wahrheit voll Gerissenheit“, sagt Ssë-ma Kuang von ihm, 5 und „er war so dick, daß ihm der Bauch über die Knie hing“. Die Lebensbeschreibung erzählt, daß ihn Hüan tsung einst fragte: „was hast du in deinem Bauch, daß er so dick ist?“ „Nichts als ein ehrliches Herz“, antwortete er schlagfertig, und Hüan tsung schätzte ihn noch höher. So ausgestattet mit der Gunst der mächtigsten Personen des Hofes, ging er im 10 Palast nach Belieben ein und aus, nahm den Vorrang vor allen Beamten ein und war ebenso wie Li Lin-fu ein Gegenstand des Abscheus aller aufrechten Männer.

So lebte Hüan tsung in seinem Narrenparadiese, während im Westen und Süden die Macht des Reiches schweren Schaden nahm und im Innern 15 des Palastes der Verrat seine Pläne spann. Yang kuei-feis zahlreiche Verwandte, allen voran ihr Vetter Yang Kuo-tschung (s. oben S. 448), nahmen die höchsten Stellungen ein, Ngan Lu-schan wurde 750 zum Fürsten von Tung-p'ing ernannt und das Jahr darauf zum Militärgouverneur von Ho-tung (südwestliches Schan-si), Li Lin-fu stritt sich mit den Yangs 20 um die reichsten Gewinne. Das Schicksal, das heraufzog, wurde von Manchen gehant, aber von denen nicht geglaubt, die es am meisten anging. Im Jahre 752 starb Li Lin-fu; Ngan Lu-schan, der mehrfache Kämpfe mit den K'i-tan im Nordosten auszufechten hatte, war jetzt meist abwesend von der Hauptstadt, er hatte als Militärgouverneur der verschie- 25 denen Gebiete eine Heeresmacht von 150 000 Mann unter sich, deren er angeblich zur Unterwerfung der K'i-tan bedurfte. Seine Residenz war in Fan-yang (Tscho hien in Nordost-Ho-peï).

Der Tod Li Lin-fus brachte einen tief greifenden Szenenwechsel mit sich. Yang Kuo-tschung trat jetzt als erster Minister an seine Stelle und hielt 30 die Zeit für gekommen, nach früheren Mustern den Weg für seine und seiner Familie eigene Pläne freizumachen. Das Nächste was er tat, war, daß er den Toten wegen hochverräterischer Pläne anklagte und Lis eigenen Schwiegersohn so einschüchterte, daß er ein falsches Zeugnis dafür ablegte. Damit bewirkte er, daß Lis gesamter Familienanhang aus dem 35 Staatsdienst ausgestoßen wurde. Ngan Lu-schan war klug genug, zu erkennen, daß ihm Ähnliches zgedacht werden würde, und daß er vor Yang auf der Hut sein müsse. In der Tat zögerte dieser nicht, Hüan tsung bei jeder Gelegenheit auf die finsternen Pläne des Günstlings hinzuweisen, ohne jedoch damit Gehör zu finden. Hüan tsung berief 754 den Verdächtigten 40 nach der Hauptstadt und ließ sich von diesem, der sofort kam, nur zu gern von seiner völligen Unschuld überzeugen. Weitere Gunstbeweise und erhöhtes Vertrauen waren die Folge. Von da ab war Yang der Mund verschlossen, auch der Thronfolger warnte seinen Vater umsonst. Ngan Lu-

schon kehrte schleunigst nach Fan-yang zurück und traf im Geheimen seine letzten militärischen Vorbereitungen. Jedermann in Fan-yang wie in Tsch'ang-ngan wußte, was sich anbahnte, nur Hüan tsung blieb blind. Kao Li-schi sah, wie seine erwähnte Äußerung zeigt (s. oben S. 448),
 5 resigniert den kommenden Dingen entgegen.

Im Jahre 755 lud der Kaiser, der jetzt von allen Seiten gewarnt wurde, seinen Günstling abermals vor sich, aber diesmal erschien der Gerufene nicht, er wählte für sein Kommen eine andere Form. Mit einem Heere von 200 000 Mann brach Ngan Lu-schan im Winter von Fan-yang nach
 10 Süden auf, „um in Ausführung eines geheimen kaiserlichen Befehls Yang Kuo-tschung zu bestrafen“, wie er verkündete (*T'ang schu* a. a. O. fol. 6 v^o).

Es scheint sehr zweifelhaft, ob Ngan Lu-schan seit langem, wie die Ankläger in Tsch'ang-ngan behaupteten, seine Erhebung geplant hat, oder
 15 ob er nicht erst durch Yang Kuo-tschungs Wühlereien dazu veranlaßt worden ist. Daß der ungebildete und verwahrloste Bastard (er verstand weder zu lesen noch zu schreiben) sich vor dem Tode Li Lin-fus mit so hochgesteckten Zielen getragen haben sollte, darauf deutet außer jenen Anklagen nichts; er mag in der glänzenden Stellung am Hofe und in der
 20 Provinz sein volles Genüge gefunden haben. Wohl aber kann man als sicher annehmen, daß Yang Kuo-tschung, gestützt und verführt durch die Stellung seiner Verwandten, der Yang kuei-fei, damit umging, die Li-Familie (T'ang) durch die Yang-Familie zu ersetzen, ein Fall, der zu viele Vorbilder bei früheren Dynastien hat, um nicht in Anbetracht der herr-
 25 schenden Verhältnisse am Hofe als naheliegend zu erscheinen. Die Vorgänge nach Li Lin-fus Tode mußten Ngan Lu-schan zeigen, was ihm selbst bevorstände, wenn er dem werdenden Rebellen nicht zuvorkäme. Wenn er überhaupt Selbständigkeitsgelüste gehabt hat, müssen sie durch die Vorgänge von 755 zur sofortigen Verwirklichung gedrängt worden sein.
 30 Jedenfalls hatten sich die beiden Machtbewerber nichts vorzuwerfen, und beide waren einander wert.

Im Osten von Wei-hui überschritt Ngan Lu-schan Anfang 756 den Huang ho, dann ging der Marsch nach Westen gegen Lo-yang. In Tsch'ên-liu (östlich von K'ai-fêng) erreichte ihn die Nachricht, daß sein in Tsch'ang-
 35 ngan gebliebener von ihm besonders geliebter Sohn Ngan K'ing-tsung hingerichtet sei. Voll Schmerz und Zorn hierüber ließ er die Garnison der Stadt, die sich ihm kampflös ergeben hatte, an 10000 Mann, niedermachen, Yung-yang fiel nach kurzem Widerstande, der Weg nach Lo-yang war frei. In Tsch'ang-ngan befahl jähes Entsetzen die ganze Hofgesellschaft.
 40 Hüan tsung rief verzweifelt aus: hat es in den vierundzwanzig Präpekturen von Ho-peï keinen einzigen pflichttreuen Beamten gegeben? Er kannte die Stimmung im Lande schlecht. Durch ein Schreiben, in dem er die heftigsten Vorwürfe gegen den Rebellen erhob und seine sofortige Unterwerfung forderte, glaubte er Eindruck auf den einstigen Günstling zu machen, aber

der Erfolg war eine hochmütige Antwort. Der General Fêng Tsch'ang-ts'ing wurde mit einem Haufen eilig zusammengeraffter, völlig unausgebildeter Truppen nach Osten geschickt, um Lo-yang zu retten. Eine kurze Strecke westlich von Jung-tsch'ang, bei Hu-lao, traf er auf den Gegner, seine Truppe wurde ohne Mühe zersprengt und wo immer auf der 5 Flucht sie Widerstand versuchte aufs neue verjagt, zuletzt in Lo-yang selbst. Die „östliche Hauptstadt“ fiel in die Hände des Siegers. Der Gouverneur wurde nach tapferem Verhalten hingerichtet, Fêng Tsch'ang-ts'ing floh nach Westen. Das ganze Land schien wehrlos; ob unfähig oder unwillig, für den verrotteten Hof die Waffen zu führen, ist nicht zu erkennen. 10 Westlich von Lo-yang flüchtete Alles, Beamte und Volk, in wilder Panik nach Norden in die Lößgebiete von Schan-si. Inzwischen war auch Kao Sien-tsch'i, der tollkühne Räubergeneral vom Pamir (s. oben S. 444), mit anderen Truppen eingetroffen und lagerte bei Schen am Huang ho, westlich von Lo-yang. Hier stieß Fêng Tsch'ang-ts'ing zu ihm, und beide 15 beschlossen, die Feste T'ung kuan, den Schlüssel zum Wei-Tal (I, 7), zu halten und so die Hauptstadt zu retten. Jetzt sah Hüan tsung wohl die Gefahr in ihrer ganzen Größe, aber verständnislos für die Erfordernisse der Stunde, ließ er zunächst seiner Wut über das Geschehene freien Lauf: die beiden unglücklichen Generale am Huang ho wurden vor den 20 Augen der Truppen hingerichtet; sie starben in Würde, und die Soldaten waren empört über die Ungerechtigkeit. So stärkte man die Kraft zum Widerstande nicht. Was in der Eile im Reiche an Truppen aufgeboden werden konnte, wurde aufgeboden und nach Lo-yang geschickt; Kuo Tsë-yi, ein wegen seiner Tapferkeit, Klugheit und vornehmen Gesinnung 25 bis heute in China volkstümlich gebliebener und auch in der dramatischen Literatur verherrlichter Held, und Ko-schu Han, ebenfalls ein türkisch-tungusischer Bastard, den Ngan Lu-schan unter Berufung auf ihre Rassen-gleichheit vergebens hatte zum Bundesgenossen werben wollen, wurden zu Oberbefehlshabern ernannt. Ngan Lu-schan, der sich nach der Einnahme 30 von Lo-yang zum Kaiser proklamiert und seinem neuen Staate den alten Namen Yen beigelegt hatte, sah bald, daß er jetzt ernstere Gegner vor sich hatte. Kuo Tsë-yi sowie sein Unterbefehlshaber Li Kuang-pi, der Abkömmling eines K'i-tan-Fürsten, wandten sich nach Norden gegen die in Schan-si plündernden Abteilungen der mit den Erfolgen sich vermehrenden 35 Rebellen, Ko-schu Han suchte die Straße nach T'ung kuan zu sichern. Kuo Tsë-yi brachte ihnen in der Gegend von Sui-yuan die erste Niederlage bei, Li Kuang-pi aber verjagte sie aus Nord-Schan-si unter schweren Verlusten und gewann die sämtlichen Bezirke von Ho-peï (Tsch'i-li) zurück. Weniger glücklich war Ko-schu Han. Er hatte schon längst wegen seines 40 leidenden Zustandes gebeten, ihn nicht mehr zu verwenden. Die ohnehin schon wenig kampffähige Truppe Fêng Tsch'ang-ts'ings, die er übernommen hatte, wurde durch seine Strenge noch widerwilliger, so wurde er bei Ling-pao, östlich von T'ung kuan völlig geschlagen, kam in Gefangenschaft

und wurde später von den Feinden in Lo-yang hingerichtet. Ngan Lu-schans Truppen fluteten durch die Pässe in das Wei-Tal hinein.

Hüan tsung beriet mit Yang Kuo-tschung, was zu tun sei. Dieser riet zu sofortiger Flucht über die Berge nach Ssë-tsch'uan. Im geheimen wurden
 5 die nötigsten Vorbereitungen getroffen, Truppen wurden unter dem Versprechen reicher Belohnungen marschbereit gemacht, über 900 Pferde standen zur Verwendung. In der Nacht vor Tagesgrauen trat der völlig kopflos gewordene Herrscher mit dem Thronfolger, seiner Yang kuei-fei und mehreren anderen Haremsdamen, Yang Kuo-tschung und einigen weiteren
 10 Höflingen die Flucht das Wei-Tal aufwärts an. Ngan Lu-schans Truppen zogen kampflos in Tsch'ang-ngan ein. Bald stellte sich für die Flüchtlinge die schlimmste Not ein: man hatte keine Vorräte mitgenommen, eine Zeit lang wurde das Land geplündert, aber als der Zug weiter vorrückte, flüchtete die Bevölkerung, und man fand nur leere Häuser. So war man bis zu dem
 15 kleinen Orte Ma-wei, etwa 75 km von Tsch'ang-ngan, gekommen, als die Truppen, vom Hunger gepeinigt, aufsässig wurden. Ihre Wut kehrte sich zunächst gegen Yang Kuo-tschung, der selbst habe revoltieren wollen und daher an allem Unglück schuld sei. Unter wilden Reden ergriff man ihn, erschlug ihn, zerhackte seinen Leichnam und steckte den Kopf auf
 20 eine Stange. Das gleiche Schicksal wurde seinem Sohne und mehreren Würdenträgern und Damen des Hofes bereitet. Aber damit war die Raserei noch nicht am Ende. Als Kao Li-schi die Soldaten beruhigen wollte, wurde ihm erklärt: „Da Yang Kuo-tschung ein Rebell war, darf die Yang kuei-fei nicht die kaiserliche Gunst genießen; der Kaiser soll ihr die Gnade ent-
 25 ziehen und sie hinrichten lassen“. Hüan tsung war tief bewegt, aber Kao Li-schi riet ihm, die Yang kuei-fei zu opfern, auch wenn sie schuldlos sei, nur so könne er den Frieden retten. Der gebrochene Mann gab seine Einwilligung. Kao-li-schi brachte die Yang kuei-fei in einen buddhistischen Tempel und erdrosselte sie. Als er den Soldaten die Leiche vorwies, beruhigten sie sich
 30 und gelobten Gehorsam. Es war ein furchtbares Strafgericht, das sich an dem im Sinnengenuß versunkenen Herrscher und seiner frivolen Hofgesellschaft vollzog.

Hüan tsung, unfähig zu eigenen Entschlüssen, gab seinen Thron verloren. Nach langem Hin und Her in seiner Umgebung setzte er die Flucht
 35 über den Ts'in ling nach Ssë-tsch'uan fort, sein dritter Sohn, der Thronfolger, blieb auf dringendes Verlangen der Beamten und der Bevölkerung zurück, nachdem sein hilfloser Vater ihm den Thron überlassen und den Rat gegeben hatte, mit Hilfe „der Hu-Völker des Nordwestens“, d. h. der Türken, die Hauptstädte zurückzuerobern und die Rebellen zu ver-
 40 nichten. Namentlich war es wieder ein Eunuch Namens Li Fu-kuo, ein brutaler und hinterlistiger Gewaltmensch niederer Herkunft, der sich dem unentschlossenen Thronfolger anheftete und ihn zum Bleiben bewog. Der künftige Kaiser wandte sich mit seinem nicht allzu zahlreichen Anhang nach Norden und zog durch Schen-si und Kan-su nach Ling-wu, südlich

von Ning-hia, um dort die Hilfe der Türken abzuwarten. Noch in demselben Jahre 756 bestieg er dort, angeblich auf dringendes Verlangen der Offiziere, den Thron seines Vaters. Er führt den Tempelnamen Su tsung. Der Widerstand gegen Ngan Lu-schan war inzwischen in den Provinzen besser organisiert worden, jetzt erst drang die Kunde von den Ereignissen auch in die südlicheren Reichsteile, und „überall wurde die Stimmung im Lande entschlossener“. Kuo Tsë-yi und Li Kuang-pi fanden sich mit einer bedeutenden Heeresmacht in Ling-wu ein, und mehrfach wurde in Ho-nan und im Weï-Tale um die beiden Hauptstädte gekämpft. Von einem entscheidenden Erfolge war freilich keine Rede, im Gegenteil verschlechterten sich die Aussichten, der Lage Herr zu werden, im Herbst ganz wesentlich. Ngan Lu-schans hervorragendster Feldherr war Schi Ssë-ming, ein Türke, der seinen chinesischen Namen von Hüan tsung verliehen erhalten hatte. Er stand jetzt im Grenzgebiet von Ho-peï und Schan-si, eroberte und verwüstete die Städte am Ostabhang des Gebirges und in der Ebene östlich davon und zwang die kampffähigen Männer, seinen Fahnen zu folgen. Viele Bezirke fielen ihm widerstandslos zu, in anderen aber wahrten die Beamten den T'ang die Treue und zogen den Tod vor. Die Macht Ngan Lu-schans wuchs jetzt von Woche zu Woche, was nördlich vom unteren Huang ho lag, war ihm untertan. Dazu kam jetzt ein schwerer Schlag, der der kaiserlichen Macht verhängnisvoll zu werden drohte. Ein ebenso großmäuliger wie unfähiger Literat, Fang Kuan, der um seiner Gelehrsamkeit willen unter Hüan tsung einer der höchsten Minister geworden war, machte sich anheischig, den Rebellen sofort die beiden Hauptstädte wieder abzunehmen. Mit altertümlichen, mit Ochsen bespannten Streitwagen zog er gegen den verachteten Gegner, gegenüber von Tsch'ang-ngan trat ihm dieser entgegen und vernichtete, wie nicht anders zu erwarten war, die ganze groteske Streitmacht bis auf wenige Reste. Es stand schlimm um die Sache der T'ang, als der Winter anbrach, und Rettung konnte man jetzt nur noch von auswärts erwarten. 30

Su tsung hatte den Rat seines Vaters, der offenbar die wirkliche Kampfkraft und den Kampfwillen der Provinzen besser kannte, befolgt und so gleich an die Uiguren und an die Staaten des Westens Aufforderungen zur Hilfeleistung mit dem Versprechen reicher Belohnungen gelangen lassen. Das große Kapital an Ansehen und Vertrauen, das T'ai tsung in Inner-Asien einst geschaffen hatte, war von seinen Nachkommen fast ganz verbraucht worden, und so fand der Hilferuf der sinkenden Dynastie dort wenig Bereitwilligkeit. Der Raubzug des Kao Sien-tschü war im Westen nicht vergessen, und das Wort des Khalifen galt dort mehr als das des Himmelssohnes (s. oben S. 444). Indessen scheint nach arabischen Quellen auch der zweite Kalif der Abbasiden, Abu Djafar (A-p'u Kung- oder Tsch'a-fu), es für angezeigt gehalten zu haben, dem Hilferuf des Kaisers zu entsprechen und eine Truppen-Abteilung nach China zu entsenden. Die chinesischen Historiker schweigen aber über diese muhamedanische Hilfstruppe oder be-

merken nur, daß der Kalif im Jahre 756 eine Tributgesandtschaft schickte, und daß „der Kaiser Tai tsung (s. unten) sich ihrer Truppen bediente, um die beiden Hauptstädte zurückzuerobern“ (*T'ang schu* Kap. 221^b fol. 19 v^of.). Sonst erfahren wir nichts über die Stärke oder die Herkunft oder die Leistungen oder das fernere Schicksal der Muslime. Lakonisch sagen nur die T'ang-Annalen (Kap. 6 fol. 6 v^o) unter dem Jahre 758 überraschenderweise, daß „Araber und Perser (oder arabische Perser?) Kuang tschou (Kanton) plünderten“. Welche Araber dort plünderten, und wie sie, falls sie etwa jenem Hilfskorps angehört haben sollten, nach dieser äußersten Süd-Provinz gekommen waren, wissen wir nicht, wie uns denn die chinesischen Quellen über die ganzen Zusammenhänge völlig im Dunkeln lassen. Westliche Autoren haben geglaubt, annehmen zu dürfen, daß die muhamedanischen Truppen in China geblieben seien, Chinesinnen geheiratet und so den Anfang der großen muslimischen Gemeinde in China gebildet hätten. Das hat Manches für sich, ist aber aus zuverlässigen chinesischen Quellen ebenfalls nicht zu erweisen. Wirkliche Hilfe leisteten nur die Uiguren, und auch diese erst, nachdem ihrem Khagan, dem früher erwähnten Huai-jen (s. oben S. 443), eine chinesische Prinzessin zugebilligt war. Das Verdienst, die Bundesgenossenschaft der Uiguren erlangt zu haben, gebührte allein dem klugen und tapferen Pu-ku Huai-ngên, einem Tölös-Mann, dessen Vorfahren seit der Neuordnung von 646 (s. oben S. 364) immer im Dienste der T'ang gestanden hatten. Ebenso war er in dem nun beginnenden Kampfe gegen die Empörer einer der hervorragenden Führer. Auch der König von Khotän soll ein kleineres Hilfskorps geschickt haben; was sonst noch von den Chronisten hinzugefügt wird über Truppen, die aus Turkistan, aus Bischbalik, aus Ferghana und anderswoher gekommen sein sollen, scheint zum wenigsten übertrieben. Wir hören im weiteren Verlaufe der Ereignisse Näheres nur noch von der uigurischen Reiterei, sonstige „Barbaren“ (Fan)-Truppen werden nur beiläufig erwähnt. Zum Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Streitkräfte wurde Su tsungs Sohn, Prinz Schu, zu seinem Gehilfen Kuo Tsë-yi ernannt. Es war die höchste Zeit, daß die Gegenwehr einsetzte, denn an der Nordgrenze, am Ordos-Gebiet, begannen auch einzelne Türkenstämme aufständisch zu werden, und die machtvollen Tibeter, die nach ihren Erfahrungen mit den chinesischen Beamten seit dem Vertrage von 730 und dem Tode der Prinzessin Kin-tsch'êng (s. oben S. 439) wenig Veranlassung zu freundschaftlicher Gesinnung hatten, rissen im östlichen Kuku-nor-Gebiet mehrere Garnison-Orte an sich. Im Frühjahr 757 versammelte sich die aus Uiguren unter Huai-jen Khagans Sohn Ye-hu, sonstigen Hilfstruppen und chinesischen Garnison-Besatzungen aus dem Norden bestehende Streitmacht in einer Stärke von 150 bis 200 000 Mann bei Fêng-siang im oberen Wei-Tale. Su tsung selbst war zugegen. Erst im Herbst konnte der Kampf gegen Tsch'ang-ngan beginnen. Ngan Luschans Truppen waren an Zahl denen der T'ang unterlegen, aber nicht an Tapferkeit, und nach Ssë-ma Kuangs Schilderung muß die Schlacht, die

auf der Nordseite des Wei, nordwestlich von der Stadt, sich abspielte, mit ungeheurem Blutvergießen verbunden gewesen sein. Sie entwickelte sich zu einem entscheidendem Siege der T'ang-Heere, „60 000 Köpfe der Auf-
rührer füllten die Gräben“, der Rest flüchtete in die Stadt zurück. Das Hauptverdienst hatten die uigurischen Reiter, die auch die feindlichen 5
Führer aus der Stadt geholt hätten, wenn sie der Prinz Schu nicht daran gehindert hätte. Am Tage darauf zog das Heer in die wiedergewonnene Hauptstadt. Su tsung hatte den Uiguren versprochen, daß „an demTage,
an dem die Stadt genommen würde, das Land und das Volk den T'ang,
Gold, Seide, Söhne und Töchter aber den Uiguren gehören sollten“. Prinz 10
Schu hatte große Mühe, den siegreichen Reitern die Erfüllung dieses Abkommens mit dem Hinweis auszureden, daß ein solches Verfahren Besatzung und Volk von Lo-yang zum äußersten Widerstande antreiben würde. Nach der Einnahme der östlichen Hauptstadt könne man die Vereinbarung ausführen. Ye-hu verlangte nun sofortigen Vormarsch 15
gegen Lo-yang, was ihm bereitwillig gewährt wurde. So zogen die fremden Hilfstruppen nach Osten ab, Prinz Schu blieb drei Tage in Tsch'ang-ngan und ließ sich als den Helden des Tages feiern, dann folgte er dem Heere das Wei-Tal hinab. Kuo Tsë-yi blieb dem fliehenden Gegner auf den Fersen,
er nahm die befestigten Plätze vor T'ung kuan und gelangte unangefochten 20
in das Tal des Huang ho. Zwischen Ling-pao und Schen südlich vom Strome stieß das kaiserliche Heer auf die feindliche Hauptmacht, die Ngan Lu-schans Sohn Ngan K'ing-sü von Lo-yang aus den Anrückenden entgegen-
gesandt hatte.

Ngan Lu-schan selbst weilte bereits seit Anfang des Jahres nicht mehr 25
unter den Lebenden. Der Usurpator, der infolge seiner Fettleibigkeit oft an schweren Abscessen litt, war allmählich auch fast ganz blind geworden und ließ nun seine üble Stimmung durch unerhörte Härte und Grausamkeit an seiner Umgebung aus. Mehrere der von ihm besonders mißhandelten Persönlichkeiten beschlossen, den Tyrannen zu beseitigen und seinen Sohn 30
Ngan K'ing-sü an seine Stelle zu bringen. Dieser ließ sich wegen der Gefahr, die seiner Erbfolge durch einen jüngeren Halbbruder drohte, in die Verschwörung hineinziehen, und so fiel Ngan Lu-schan in Lo-yang durch die Hand eines von ihm gemarterten Eunuchen, der ihm die Kehle durchschnitt. Seitdem war Ngan K'ing-sü, ein von Natur törichter, dem Wein 35
ergebener Wüstling, der Nachfolger des Rebellenherrschers, um die wirkliche Leitung indessen stritten sich seine Helfer, darunter der Anstifter der Tat, Yen Tschuang.

Die Schlacht bei Schen wurde wiederum durch die Uiguren zu Gunsten der Kaiserlichen entschieden; Yen Tschuang, der ihr beigewohnt hatte, 40
eilte nach Lo-yang zurück, man beschloß sofort, die Stadt aufzugeben, und noch in der Nacht flüchtete Ngan K'ing-sü mit dem Rest seiner Anhänger nach Norden. Dort setzte er sich in der alten Regierungstadt Ye (Tschang-tê) fest. Ohne weiteren Kampf rückte Prinz Schu in Lo-yang ein, und dies-

mal konnte er die uigurischen Krieger nicht wieder um ihren Preis betrügen. Die Stadt wurde geplündert, aber dem geschmeidigen Prinzen gelang es wenigstens, durch eine Gabe von 10 000 Seidenrollen eine baldige Beendigung herbeizuführen.

5 So hatten die T'ang noch einmal die heiligen Stätten und damit den Thron zurückerhalten, aber die Rolle, die sie dabei gespielt hatten, war keine rühmliche gewesen: verzweifelt hatten sie sich an die Fremdvölker wenden müssen, und ohne die Uiguren wäre vermutlich das Schicksal der Dynastie, selbst nach der günstigen Wendung im Lager der Gegner, be-
 10 siegelt gewesen. In zweifachem Sinne verdankten nunmehr die T'ang ihren Thron den Türken: bei der Erringung und bei der Bewahrung (vgl. oben S. 345). Die politischen Folgen der Offenbarung dieses Schwächezustandes konnten nicht günstig sein, und die nachfolgenden Herrscher haben sie zu spüren bekommen. Ye-hu, der Führer der Uiguren, wurde von Su tsung,
 15 der inzwischen in Tsch'ang-ngan eingezogen war, reich mit Titeln und anderen Ehren belohnt; außerdem wurde ihm die jährliche Lieferung von 20 000 Seidenstücken versprochen, eine Auflage, die dem Ansehen des Himmelssohnes nicht förderlich war. Dem Uiguren-Khagan mußte während der folgenden Jahre eine sehr freundschaftliche Haltung gezeigt werden,
 20 da man seiner Hilfe noch weiter bedurfte.

Auf die guten Nachrichten hin hatte sich Hüan tsung entschlossen, aus seiner Verbannung in Ssë-tsch'uan zurückzukehren. Im Anfang des Jahres 758 traf er im Wei-Tale ein und wurde feierlich in die westliche Hauptstadt eingeholt. Su tsung bot, wie die Ordnung es verlangte, dem Vater den Thron
 25 wieder an, aber dieser mag es aufrichtig gemeint haben, als er sagte: „Ich bin fünfzig Jahre Kaiser gewesen (das ist nicht genau zutreffend), jetzt ist es ehrenvoller, Vater des Kaisers zu sein“. Einige Wochen später trat er in der Haupthalle des Palastes in feierlicher Form den Thron endgiltig an Su tsung ab. Im Herbst des gleichen Jahres wurde Prinz Schu zum
 30 Thronfolger bestimmt, nachdem ein älterer Bruder in Folge von Intriguen des berüchtigten Li Fu-kuo (s. oben S. 456) das Jahr vorher zum Selbstmord verurteilt worden war. Bis 762 hat Hüan tsung noch seine Muße genossen, als er, 77 Jahre alt, starb. Er hat nicht entfernt das gehalten, was er einst bei seiner Thronbesteigung versprach, und der weise Tonyukuk würde beim
 35 Tode des Herrschers anders geurteilt haben als vierzig Jahre früher (s. oben S. 441 f.).

Mit der Wiedergewinnung der beiden Hauptstädte war zwar die unmittelbare Gefahr abgewendet, nicht aber der große Aufstand im Nordosten niedergeschlagen. Kuo Tsë-yi hielt sich nicht für stark genug, den
 40 Kampf in Ho-peï gegen Ngan K'ing-sü allein fortzusetzen. Die Aufständischen unter der Führung von Schi Ssë-ming hatten sich in Ye und Fan-yang verschanzt, sieben Provinzen mit über sechzig Städten waren in ihrem Besitz, und die Machtmittel, die ihnen zur Verfügung standen, waren offenbar bedeutender als die, mit denen die T'ang glaubten

rechnen zu können, ein schlimmes Zeugnis für die Zustände im Reiche und für das Vertrauen, das die Dynastie noch genoß. Su tsung bat den Khagan der Uiguren um Hilfe und ließ einen neuen klingenden Titel nebst seiner leiblichen Tochter überbringen. Der Khagan empfing die Gesandtschaft mit wenig Achtung und herrschte ihren Führer, einen kaiserlichen Prinzen, 5 der sich der schuldigen Ehrenbezeugung weigerte, mit den Worten an: „Ich und der von Gott berufene Khagan (der Titel, den einst die türkischen Fürsten dem großen T'ai tsung beigelegt hatten, s. oben S. 355) sind die Fürsten von zwei Staaten; für den Verkehr zwischen Fürsten und Untertanen aber gibt es bestimmte Ordnungen, warum führt Ihr die Ehren- 10 bezeugung nicht aus?“ Der Gesandte wußte mit viel Geschick die Lage zu wenden, und der Khagan ließ sich herbei, dreitausend Reiter zu Hilfe zu schicken. Mit dieser Verstärkung, die wieder von Pu-ku Huai-ngên geführt wurde, zogen Kuo Tsë-yi und Li Kuang-pi nach Norden. Nach der Art zu schließen, wie dieser Krieg in Ho-peï sich entwickelte, muß 15 die Beschaffenheit des T'ang-Heeres trostlos gewesen sein, und selbst die uigurischen Reiter, von deren Tätigkeit wir übrigens nichts weiter hören, haben sie anscheinend nicht verbessern können. Wenn schließlich die T'ang doch noch den endgiltigen Sieg errangen, so hatten sie dies lediglich der Zerrissenheit im Lager ihrer Gegner zu danken. Zunächst erlangte 20 man einige Erfolge im Norden des Huang ho und drängte Ngan K'ing-sü in die Stadt Ye, dann aber änderte sich das Bild. Schi Ssë-ming war mit einem bedeutende Heere in Fan-yang und ging dort seinen eigenen Plänen nach. Er erklärte sich zu Anfang des Jahres 759 zum König von Yen und rückte nunmehr auf die Hilferufe Ngan K'ing-süs nach Süden, weniger 25 um diesen aus seiner bedrängten Lage zu befreien als die T'ang-Truppen aus dem Lande zu jagen. Die letzteren, ohnehin durch Mangel an Nahrungsmitteln bedrängt, begannen nach den ersten Angriffen der Streitkräfte des gefürchteten Schi Ssë-ming sich aufzulösen und plündernd durch das Land zu ziehen. Kuo Tsë-yi und Li Kuang-pi bemühten sich 30 vergeblich, die Ordnung wiederherzustellen, bei dem Hauptangriff des Gegners südlich von Ye wurde das gesamte kaiserliche Heer vernichtet, ein Staubsturm ermöglichte es den Resten, nach Süden zu flüchten. Eine wilde Panik im ganzen Lande setzte ein: die Bevölkerung von Lo-yang floh in die Berge, die Beamten in den Bezirken brachten sich in Sicherheit, 35 ungeordnete Soldaten-Banden plünderten die Ortschaften. Über Nacht war abermals eine kritische Lage entstanden, und wenn die Panik nicht bis in das Wei-Tal kam, so lag dies nur an dem erwähnten Zustande der Gegner, durch den sehr schnell die Wendung herbeigeführt wurde. Kuo Tsë-yi beschloß, sich in Ho-yang (südwestlich von Huai-k'ing) festzusetzen 40 und dort den Widerstand zu organisieren. Schi Ssë-ming verfolgte die Fliehenden nicht, sondern blieb vor Ye stehen, ohne mit Ngan K'ing-sü in Verbindung zu treten. Voll Furcht vor den Absichten des unheimlichen Gefährten, wußte dieser nicht, was er tun sollte, bis Schi Ssë-ming ihn

aus der Stadt heraus in sein Lager lockte. Dort wurde er „zur Sühne für die Ermordung seines Vaters“ samt seinen vier Brüdern ermordet. Schi Ssë-ming zog in die Stadt, übernahm die Herrschaft über den neu zu bildenden Staat und legte sich den Titel eines Kaisers bei. Für den großen
 5 Schlag gegen den Westen hielt er sich aber noch nicht für stark genug, er ließ deshalb seinen Sohn Tsch'ao-yi als Gouverneur in Ye zurück und begab sich selbst mit dem Heere wieder nach Fan-yang, um dort das Weitere vorzubereiten. Inzwischen wurde Kuo Tsë-yi, ebenfalls als Opfer von Eunuchen-Intriguen, nach Tsch'ang-ngan zurückgerufen, während Li
 10 Kuang-pi in Ho-yang blieb und von da aus einige Erfolge gegen feindliche Truppenabteilungen erzielte, die nur dazu verleiteten, die Lage zu verkennen. Immerhin konnte das Huang-ho-Tal gehalten werden, nachdem wiederum Truppen aus Turkistan und Bischbalik die Zugänge bei Schen besetzt hatten. Noch 759 hatte Schi Ssë-ming seinen zweiten Sohn Tsch'ao-
 15 ts'ing als Gouverneur in Fan-yang eingesetzt und war selbst nach Süden gegen den Huang ho gezogen. Noch im Herbst nahm er mehrere Orte südlich des Stromes im Osten von Lo-yang und rückte danach in die verlassene östliche Hauptstadt ein. Li Kuang-pi hielt sich das Jahr über gegen die weiteren Angriffe so gut er es vermochte, und es gelang ihm sogar,
 20 die wichtige Stadt Huai tschou (Huai-k'ing) wieder zu nehmen. Aber wenige Monate danach, im Frühjahr 761, wurde er durch den ganz unter dem Einfluß der Eunuchen stehenden Kaiser angewiesen, die Ost-Hauptstadt zurückzunehmen. Die Einflüsterungen des zur Zeit maßgebenden Eunuchen Yü Tsch'ao-ngèn waren wirkungsvoller als das dringende Ab-
 25 raten des erfahrenen Führers. Pu-ku Huai-ngèn hatte sich aus Gründen, die wir nicht kennen, mit Li Kuang-pi überworfen und stellte sich jetzt auf die Seite des Eunuchen, nach der Meinung Mancher in der Absicht, Li Kuang-pi durch die ihm gestellte Aufgabe, deren Unlösbarkeit er kannte, zu vernichten und so sein persönliches Rachebedürfnis zu befriedigen.
 30 Wie vorausgesehen, wurde das kaiserliche Heer, das nördlich von Lo-yang an dem berühmten Berge Mang schan angriff, von Schi Ssë-ming vernichtend geschlagen. Die Führer konnten sich durch die Flucht retten, das Heer ging verloren, dazu die Städte am Huang ho, Ho-yang, Huai tschou u. a. In Tsch'ang-ngan herrschte Furcht und Schrecken, und
 35 wiederum, zum dritten Male, stand das Schicksal der Dynastie auf des Messers Schneide. Und wiederum kam die Rettung nicht aus der eigenen Kraft. Schi Ssë-ming schickte sich nach dem Siege über Li Kuang-pi sogleich zum Weitermarsch nach Westen gegen das Wei-Tal an und gab seinem Sohne Tsch'ao-yi den Befehl, das von den Kaiserlichen stark be-
 40 festigte Schen zu nehmen. Die Besatzung dort war aber überraschenderweise im Stande, ihm eine entscheidende Niederlage beizubringen. Der Vater, der ohnehin zu dem Sohne in keinem guten Verhältnis stand und den jüngeren, Tsch'ao-ts'ing, bevorzugte, war wütend über dessen Fehlschlag und schwor sich, ihn nach Einnahme der Stadt zu töten. Schi

Tsch'ao-yi wußte, daß die Drohung ausgeführt werden würde, und als seine Anhänger ihm dringend rieten, dem zuvorkommen, gab er nach einigem Zögern nach. Schi Ssë-ming hauchte sein Leben unter den Händen der Offiziere seines Sohnes aus, und Schi Tsch'ao-yi bestieg als „Kaiser“ den neu errichteten Thron. Anstatt aber den Krieg gegen die T'ang fort- 5 zusetzen, ließ er durch abgesandte Vertraute seinen Bruder Schi Tsch'ao-ts'ing und dessen gesamten Anhang in Fan-yang umbringen; dadurch kam zwar die Stadt in seinen Besitz, aber im übrigen war seine Stellung schwach gestützt. Die Beamten in den, übrigens völlig verwüsteten, um Lo-yang herumliegenden Gebieten waren noch die alten Anhänger von Ngan Lu-schan, die sich mit Schi Ssë-ming als dem gleichen Kreise zugehörig gefühlt hatten. Dem verbrecherischen Sohne aber entzogen sie die Freundschaft, und so war Schi Tsch'ao-yi vorläufig in seinen Unternehmungen gelähmt. Dieser Umstand war einstweilen die Rettung der T'ang. 15

In Tsch'ang-ngan setzte sich indessen der schmachvolle Zustand fort, wie er bis zum Anfang der großen Krise geherrscht hatte: Su tsung, ebenso halt- und willenlos wie sein bejahrter Vater, abergläubisch und phantastisch wie dieser, war ein Spielball der Hof-Intriguen, bei denen die Drahtzieher die allmächtigen Eunuchen wie Li Fu-kuo, Yü Tsch'ao-ngên u. a. waren, 20 und denen die tüchtigsten Männer zum Opfer fielen. Selbst einer der ihrigen, der treue Kao Li-schi, der ohne Eigennutz den Herrscher immer ehrlich und richtig beraten hatte, eine rühmliche Ausnahme unter seinen Genossen, war wegen seines nahen Verhältnisses zu Hüan tsung von Li Fu-kuo bei Su tsung beständig verdächtigt worden und hatte 760 mit mehreren an- 25 deren Vertrauten des alten Kaisers den Weg in die Verbannung nach Huan antreten müssen. Als er den Tod seines alten Herrn erfuhr, starb er ebenfalls aus Gram. Das Ableben Hüan tsungs erfolgte im Jahre 762, gleichzeitig erkrankte Su tsung und wenige Tage danach verschied auch er. Ob Li Fu-kuo hierbei seine Hand im Spiele gehabt hat, ist nicht mehr 30 festzustellen, jedenfalls fiel Su tsungs Gemahlin, die ihren Sohn, den Thronfolger Schu, vor den Anschlägen des gefährlichen Menschen gewarnt und seine Beseitigung verlangt hatte, als Opfer der Rache des Eunuchen: an dem gleichen Tage, an dem Su tsung starb, wurde sie von den Kreaturen des Harems ermordet. 35

Prinz Schu, der als Kaiser Tai tsung*) bekannt ist, übernahm mit der Thronfolge eine üble Erbschaft. Guter Wille und auch ein gewisses Maß von Energie, ihn durchzusetzen, können ihm nicht abgestritten werden, aber der innere Verfall im Reiche, verbunden mit den von außen drohenden Gefahren, war zu weit fortgeschritten, als daß er oder einer seiner noch 40 schwächeren Nachfolger die Lage hätte entscheidend wenden können. Der Palast und die Hauptstadt standen unter der Herrschaft der Eunuchen,

*) Tai tsung 代宗, zu unterscheiden von T'ai tsung 太宗.

die nicht bloß hinter den Kulissen wirkten, sondern zuweilen in die höchsten Staatstellungen gelangten und ein ständiger Schrecken für das Beamtentum und für den Monarchen selbst waren. Die Gouverneure in den Provinzen wurden bei der Schwäche der Zentralregierung immer selbständiger, 5 so daß sie sich oft von rüstlichen Territorialherren kaum unterschieden.

Wirtschaft und Verkehr, beide von gewaltigem Umfange im Reiche der T'ang, litten unter der allgemeinen Unsicherheit und wurden von Steuern und Fronen niedergehalten. Der Aufstand Ngan Lu-schans und seiner Nachfolger hätte niemals einen solchen Umfang annehmen können, wenn 10 nicht diese Verhältnisse den Boden dafür bereitet hätten.

Tai tsung sah sich unmittelbar von zwei gleich gefährlichen Gegnern bedroht, von Li Fu-kuo, der jetzt die gesamte Macht in seinen Händen zu sehen glaubte, und von Schi Tsch'ao-yi, von dem man nicht wußte, was er plante. Für den Kampf mit dem letzteren hielt er sich nicht für stark 15 genug und so entschloß er sich 762 zu einem neuen Bittgange zu den Uiguren. Der Khagan war inzwischen gestorben, mit seinem Nachfolger Tängri hatte sich Li Tsch'ao-yi bereits in Verbindung gesetzt und ihm vorgeschlagen, gemeinsam mit ihm „sich der Schatzkammern der T'ang zu bemächtigen, das Land sei in Folge mehrerer Todesfälle (der Kaiser) ohne Herrn“ 20 (*T'ang schu* Kap. 217^a fol. 7 v^o). Der Khagan stand im Begriffe, darauf einzugehen, und Tai tsungs Abgesandter hatte dem gegenüber keinen leichten Stand, trotz schwerer Demütigungen konnte er nichts erreichen. Eine Truppen-Abteilung stand bereits in China, und nachdem sie die verwüsteten Gebiete erblickt hatte, hielt man mit der Verachtung der T'ang 25 nicht zurück und schmähte und mißhandelte den Gesandten. Diesem gelang es wenigstens, eine Meldung von der Gefahr nach Tsch'ang-ngan gelangen zu lassen. Dort entstand eine Panik, und Tai tsung wandte sich verzweifelt an Pu-ku Huai-ngèn, dessen Tochter mit dem Khagan verheiratet war, und bat ihn, zu vermitteln. Tatsächlich gelang es diesem, 30 seinen Schwiegersohn umzustimmen und zur Hilfeleistung zu bewegen. Der Khagan führte seine Truppe selbst, und es zeigte sich bald, daß der Preis, den man für seine Hilfe zu zahlen hatte, ein außerordentlich hoher war. Er war frei von jeglichem Gefühl der Ehrfurcht vor dem Himmelssohn und seinen Vertretern. Prinz Kuo, der Thronfolger, der zum Ober- 35 befehlshaber ernannt war, wurde von dem Uiguren wegen Unehrerbietigkeit angefahren, und hohe chinesische Würdenträger, die ihn auf das Ungehörige aufmerksam machten, ließ er so auspeitschen, daß zwei von ihnen starben. Aber man hielt es für geraten, zu schweigen, um das Rettungswerk nicht zu gefährden. Bald nachher, noch im Jahre 762, wurde in der 40 Tat Lo-yang zurückerobert und Schi Tsch'ao-yis Heer völlig zerstreut. Was in der unglücklichen Stadt noch an Menschen und Besitztümern vorhanden war, wurde von den Uiguren mit Schwert und Feuer vernichtet. Schi Tsch'ao-yi entkam mit einer Reiterschar über den Huang ho nach Norden, Pu-ku Huai-ngèn blieb ihm auf den Fersen. Über Wei-hui, Kuang-

p'ing und weiter ging die Flucht des von den Uiguren Gehetzten nach Fan-yang. Dort aber hatte der von ihm eingesetzte Gouverneur bereits den T'ang seine Unterwerfung angezeigt, und als die Fliehenden vor der Stadt anlangten, wurden ihnen die Tore gesperrt. Schi Tsch'ao-yi versuchte nun nach Norden in das Land der Hi und K'i-tan zu entkommen, wurde 5 aber von Truppen seines eigenen Gouverneurs verfolgt und im Anfang des Jahres 763 südlich von Yung-p'ing erreicht. Erschöpft und von allen Mitteln entblößt, erhängte er sich dort im Walde; die Verfolger schnitten seinen Kopf ab und sandten ihn an Pu-ku Huai-ngên, dieser ließ ihn in Tsch'ang-ngan überreichen. Damit endete der im Jahre 755 begonnene, 10 als eine der furchtbarsten Katastrophen der chinesischen Geschichte geltende Aufstand der fremdstämmigen Abenteurer Ngan Lu-schan und Schi Ssë-ming. Ermöglicht durch die Zustände am Hofe und in der Verwaltung, hat er das Reich in seinen Grundfesten erschüttert, und seine Folgen haben weit über seine Niederwerfung hinaus gewirkt. Die Dynastie 15 der T'ang bestand jetzt nur noch von Gnaden des Uiguren-Khagans, damit war ein großer Teil ihres Ansehens verloren. T'ai tsungs großzügige Türken-Politik trug, ebenso wie einst die der Tsin-Kaiser (s. oben S. 30 ff.), schlimme Früchte, Früchte, die sie aber durchaus nicht notwendigerweise zu tragen brauchte, sondern die nur reiften infolge des Unverstandes und der Ver- 20 kommenheit der Nachfolger auf dem Throne.

Von seinem gefährlichsten inneren Feinde, dem Eunuchen Li Fu-kuo, wurde Tai tsung auf eine geheimnisvolle Weise befreit. „Der Kaiser wollte ihn nicht in aller Öffentlichkeit bestrafen“, so berichten lakonisch die Chroniken, „aber im Winter 762 drangen eines Nachts Verbrecher in das 25 Haus von Li Fu-kuo, töteten ihn und raubten seinen Kopf und einen Arm“. Tai tsung ließ nach den Mördern fahnden und verlieh dem Toten einen hohen Titel. Einige Quellen sprechen sich deutlicher über den Zusammenhang aus. Neue Gefahren aber erwuchsen aus den Nachwirkungen des großen Aufstandes. Der Khagan der Uiguren, Tängri, wurde mit großen 30 Auszeichnungen bedacht, aber auf seine Einschätzung der T'ang hatte dies keinen Einfluß. Auf dem Rückmarsche in ihre Heimat plünderten seine Scharen überall, wo noch eine Möglichkeit dazu war, die unglückliche Bevölkerung verlor auch das letzte ihrer Habe, und wer den Fremden nicht zu willens war, wurde niedergemacht. Pu-ku Huai-ngên empfing gleichfalls 35 die höchsten Ehren: er wurde General-Gouverneur der nördlichen Provinzen, erhielt eine Reihe von hohen Amts- und Adelstiteln und bekam viele hunderte von Familien zu Lehenshörigen. Auch seine Söhne wurden mit Ämtern, Titeln und Lehen bedacht. Aber alle diese Gaben galten dem verdienten Manne nichts, als chinesische Torheit ihn an seiner Ehre kränkte. 40 Als Huai-ngên am Anfang des Feldzuges gegen Schi Tsch'ao-yi mit dem Uiguren-Khagan in T'ai-yuan zusammengetroffen war, wurde der Gouverneur von Ho-tung (Schan-si), Sin Yün-king, von der Vorstellung befallen, daß dieser Tölös-Mann mit seinem Schwiegersohne und Stammes-

genossen auf Verrat sinne, und in seinem Mißtrauen nahm er eine feindselige Haltung gegen ihn an, verweigerte die Proviantlieferung und sperrte ihm die Stadttore. Als dann Huai-ngên nach dem Feldzuge den Khagan zurückzugeleiten hatte, wiederholte sich das Ganze; Huai-ngên, empört
5 über das Verhalten, berichtete nach Tsch'ang-ngan und blieb mit seinen Söhnen in Schan-si. Ein Eunuch, der mit Sin Yün-king befreundet war und von Schan-si nach der Hauptstadt zurückreiste, mißverstand einen harmlosen Scherz von Huai-ngên, als er dessen Gast war, und berichtete in Tsch'ang-ngan, daß der verräterische Türke sich mit Aufstandsplänen
10 trage. Jetzt verlangte Huai-ngên vom Kaiser Bestrafung der beiden Verbündeten, aber Tai tsung, die Lage verkennend, mahnte beide Seiten zum Frieden. Auf das tiefste verletzt, richtete Huai-ngên einen umfangreichen Rechtfertigungsbericht an den Kaiser, der uns im Wortlaut aufbewahrt ist und in dem er in wirkungsvoller Weise seine Verdienste um die Dynastie
15 in der Form von Schuldbekennnissen aufführt. Tai tsung tat sein Bestes, um einen Ausgleich herbeizuführen; er forderte Huai-ngên auf, nach Tsch'ang-ngan zu kommen oder seinen Sohn zu schicken, beides lehnte dieser, wohl in richtiger Erkenntnis der dort herrschenden Einflüsse, ab. Weitere Verdächtigungen von Sin Yün-king und den Eunuchen mit Yü
20 Tsch'ao-ngên an der Spitze bliesen in das Feuer und machten die Entfremdung vollkommen. Kuo Tsě-yi erhielt Befehl, Huai-ngên als General-Gouverneur des Nordens zu ersetzen, aber ehe er noch nach Huai-ngêns Sitz Fên-tschou (in Schan-si) gelangt war, hatten mehrere Offiziere dessen Sohn Pu-ku Tsch'ang ergriffen, getötet und seinen Kopf nach Tsch'ang-ngan
25 geschickt. Nunmehr beschloß auch Huai-ngên zu handeln. Er verließ Fên-tschou und begab sich mit einer Reiter-Abteilung nach Ling-wu (bei Ning-hia). Dort trat er in Verbindung mit den T'u-fan, die in diesen Jahren die Wehrlosigkeit des Reiches benutzten, um ihre Macht in Kan-su auszubreiten (s. oben S. 439). Tai tsung versuchte vergeblich durch die Entsendung zweier hoher Beamter, deren einer, Li Tschì-fang, ein Mitglied der
30 kaiserlichen Familie, derselbe war, an den der berühmte Dichter Tu Fu sein ebenso berühmtes „längstes Gedicht“ gerichtet hat, im Frühjahr 763 die Tibeter zum Frieden zu stimmen, aber die Gesandtschaft wurde gleich an der Grenze festgenommen und erst nach fast zweijähriger Gefangenschaft wieder freigelassen. Im Herbst rückte ein Heer von 100 000 Tibetern
35 nach Südosten gegen das Wei-Tal vor und stand alsbald vor den Toren der Hauptstadt. Abermals mußte der Hof in jähem Schrecken den Palast räumen, Tai tsung floh nach Osten und blieb vorläufig in Schên „außerhalb der Pässe“. Die Tibeter rückten kampfflos in die Hauptstadt ein, „die Beamten verkrochen sich, die kaiserlichen Truppen flohen in alle Winde“. Die Stadt wurde wieder völlig ausgeplündert, die Paläste gingen in Flammen auf, die Bevölkerung flüchtete in die Berge. Ein kaiserlicher Prinz, ein Nachkomme einer der von der Kaiserin Wu hou im Jahre 684 gemordeten Söhne Kao tsungs (s. oben S. 415), wurde als Kaiser eingesetzt. Ohne den

ebenso mutigen wie klugen Kuo Tsě-yi wäre Tai tsung seines Thrones verlustig gegangen, aber mit einer erstaunlichen Ruhe und Geschicklichkeit wußte der erfahrene Kämpfer die Lage allmählich zu wenden. Mit einem Häuflein von Kriegern, mit kühner List und vor allem mit seinem bei Freund und Feind ruhmvollen Namen wußte er die Tibeter noch in demselben 5 Winter zum Abzuge zu veranlassen, und Tai tsung konnte zu Anfang 764 in seine Hauptstadt zurückkehren. Aber noch in dem gleichen Jahre brach Pu-ku Huai-ngên mit einem großen Heere von Uiguren und Tibetern in Schan-si ein und drängte nach Süden gegen die Hauptstadt, er schien entschlossen, der innerlich morschen Herrlichkeit der T'ang ein Ende zu ma- 10 chen. Bis nach Fêng-t'ien (dem heutigen K'ien hien nordwestlich von Tsch'ang-ngan) waren die anrückenden Scharen vorgedrungen, und in der Zentrale herrschte neuer Schrecken. Kuo Tsě-yi hatte ein Heer von geringem Werte zusammengebracht, aber das Vertrauen zu seiner Persönlichkeit ersetzte Vieles. Im Norden war Huai-ngên, als er T'ai-yuan nehmen 15 wollte, von Sin Yün-king erfolgreich Widerstand geleistet worden, und im Süden wich Kuo jedem Kampfe aus und wartete auf eine Gelegenheit, die Feinde durch List zu überwinden. Ob er dies Ziel erreicht haben würde, bleibt fraglich, aber das Glück kam ihm in ungeahnter Weise zu Hilfe. Huai-ngên scheint schließlich doch Gewissensbedenken bekommen zu 20 haben, nachdem seine alte Mutter, die in Fên-tschou zurückgeblieben war, ihm wegen seines Abfalls die bittersten Vorwürfe gemacht hatte, jedenfalls läßt sein Vorgehen jetzt die frühere Kraft und Entschlossenheit vermissen. Als er 765 in der Nähe von Ning-hia den weiteren Vormarsch uigurischer und tangutischer Truppen leitete, wurde er krank und starb; damit war 25 dem Unternehmen die Seele genommen, und die Lage änderte sich bald völlig. Tai tsung hat dem in tiefste Tragik verstrickten Manne niemals seine Freundschaft entzogen, und es ehrt das rechtliche Empfinden des Monarchen, wenn er, wie Ssě-ma Kuang berichtet (*yung-t'ai* 1. Jahr), „in allen seinen Anordnungen niemals von Huai-ngên als einem Rebellen 30 sprach und bei der Nachricht von seinem Tode schmerzlich bewegt ausrief: Huai-ngên war kein Rebell, sondern ein Opfer von Mißverständnissen seiner Umgebung“.

Mit Huai-ngêns Tode war die Einigkeit der Verbündeten dahin. Die Chinesen hatten die Städte in den von den wilden Scharen furchtbar verwüsteten 35 Gebieten nach Kräften gehalten und unter Kuo Tsě-yis Befehl auch einzelne Erfolge davon getragen; nunmehr brach zwischen Uiguren und Tibetern offener Streit aus, und damit war Kuos Gelegenheit gekommen. Er begab sich selbst in das Lager der Uiguren, erinnerte an das alte freundschaftliche Verhältnis und die gemeinsam geführten Kämpfe und brachte 40 durch sein persönliches Auftreten, verbunden mit dem hohen Ansehen, das er ohnehin bei den Uiguren genoß, in der Tat einen völligen Wechsel der Stimmung zuwege. Er schlug vor, wiederum gemeinsam die räuberischen Tibeter, die sich mit Beute beladen hätten, aus dem Lande zu treiben und

ihnen ihren Raub abzunehmen. Der Vorschlag wurde angenommen und ein feierliches förmliches Bündnis abgeschlossen. Die Tibeter erhielten sehr bald Kunde von dem, was geschehen war, und zögerten nicht, den Rückmarsch anzutreten. Uiguren und Chinesen folgten ihnen und erreichten sie bei Ling-t'ai und King hien (östlich von P'ing-liang in Kan-su); in blutigen Kämpfen nahm man ihnen die lebende und tote Beute wieder ab und ließ die Reste abziehen. Kuo Tsë-yi wurde als der Retter des Reiches in Tsch'ang-ngan gefeiert, sein Sohn wurde der Schwiegersohn des Kaisers; er selbst begab sich dann aber wieder in seine Provinz Ho-tung (Schan-si), wo er von Ho-tschung (dem heutigen P'u-tschou) aus das verwüstete Land wieder neu zu gestalten suchte, indem er die Soldaten Kornfelder anlegen ließ, weil er nur so dem Nahrungsmangel abhelfen konnte.

Grenzenloses Elend herrschte im Norden und Nordwesten. Zehn Jahre, von 755 an, hatte der innere Krieg in den Nord-Provinzen gewährt und das gesamte Land, von Freund und Feind gleichmäßig verwüstet, in einen grauenvollen Zustand versetzt. Nach den Listen des Volkswirtschaftsministeriums hatte die Bevölkerung im Jahre 754 etwas weniger als 53 Millionen Seelen gezählt, im Jahre 764 waren es rund 17 Millionen. Wir können ohne weiteres annehmen, daß die Zahlen unrichtig sind (vergl. oben S. 26 u. 256 f.), immerhin lassen sie soviel erkennen, daß der Ausfall an Menschen während dieser Zeit ein ungeheurer gewesen sein muß, und es ist schon begreiflich, wenn die Chinesen in dem Aufstand des Ngan Lu-schan die dritte der fünf großen Katastrophen sehen, die ihr Land im Laufe seiner Geschichte betroffen haben. Aufs äußerste geschwächt im Innern, blieb das Reich auch dauernd gefährdet nach außen, denn die beiden Großmächte der Uiguren und der Tibeter, die T'ai tsung einst seiner Weltherrschaft eingegliedert hatte, wußten, wie es jetzt mit dieser stand, und es bedurfte großer Klugheit und Mäßigung, um den Nimbus des Himmelssohnes so zu benutzen, daß der Friede und, soweit wie möglich, die Würde gewahrt blieb. Tai tsung war nicht der Mann, diese Verbindung herzustellen. Seine Persönlichkeit zeigt manchen sympathischen Zug, wie wir bereits beobachten konnten: Herzensgüte, Milde und ein ausgesprochenes Gerechtigkeitsgefühl waren ihm eigen, aber die starke Hand, der feste Wille und die staatsmännische Klugheit, die von der schwierigen Lage gefordert wurden, fehlten ihm. Schon unter Hüan tsung hatten in den Provinzen sich starke Verwaltungszentren zu entwickeln begonnen, was bei der riesigen Ausdehnung des Reiches und den oft erwähnten Zuständen in der Hauptstadt nur natürlich war. Durch die Ereignisse in dem Zeitraum von 755 an erfuhr diese Entwicklung eine bedeutende Förderung: es bildete sich eine Satrapen-Wirtschaft in den einzelnen Landesteilen, deren Häupter, die Militär-Gouverneure (*tsie-tu schi*), Schutzherren und kaiserlichen Kommissare, gestützt auf die finanziellen und militärischen Machtmittel der Provinzen, nur noch staatstheoretisch von der Zentrale abhängig waren; in Wirklichkeit mußte deren Gunst von der letzteren in den Notzeiten erhandelt

werden, und jederzeit konnten sie eine Gefahr für den Thron werden, wenn sie von ehrgeizigen Plänen geleitet wurden. Nach außen aber konnte die Sicherheit nur mit Mühe, unvollkommen und oft unter wenig ehrenvollen Bedingungen gewahrt werden. Die Tibeter setzten trotz zeitweiliger Friedensabkommen, die wohl von beiden Seiten nicht ehrlich gemeint 5 waren, während der ganzen Regierungszeit Tai tsungs ihre Einbrüche fort und blieben eine dauernde Gefahr für die Bevölkerung. Es waren vor allem die östlichen Teile von Kan-su, die Gebiete von Ning-hia südlich bis Pin in Schen-si, die sie planmäßig heimsuchten; die Provinzen westlich davon, die Gegenden um Lan-tschou und Liang-tschou waren bereits während des 10 Aufstandes ihnen wehrlos zugefallen, und nunmehr suchten sie ihre Machtsphäre nach Osten zum Wei-Tale auszudehnen. Auch in Ssë-tsch'uan machten in Folge der früheren frivolen Politik die Eroberungen der Tibeter und des jetzt mit ihnen verbündeten neuen Staates Nan-tschao (s. oben S. 448 f.) erhebliche Fortschritte, da dort an einen wirksamen Widerstand 15 nicht zu denken war. Im Norden tat Kuo Tsë-yi, die einzige feste Säule im Reichsbau, Alles, was ihm mit seinen kärglichen Mitteln möglich war, um die Tibeter, denen sich Tanguten (Tang-hiang), T'u-yü-hun und andere Stämme, wohl als unterworfenen Helfer, angeschlossen hatten, am Vorrücken zu hindern, und es gelang ihm auch, wenigstens das Wei-Tal zu schützen, 20 obwohl die Erfolge, die er dabei erzielt haben soll, in den Geschichtswerken offenbar stark übertrieben sind. Das Verhältnis zu den Uiguren blieb, was es durch die Ereignisse geworden war: eine tatsächliche Abhängigkeit, gehüllt in den Mantel der Freundschaft. Die Khagane der unbequemen Bundesgenossen verkehrten durch ihre Gesandten und in ihren Schriftstücken 25 in einem Tone mit dem Kaiser, der nichts mehr vom Vasallen erkennen ließ, sondern zwischenstaatliche Gleichberechtigung als selbstverständliche Voraussetzung ansah. Auch wirtschaftlich wirkte sich dieses Verhältnis recht eigenartig aus. In den Abschnitten über die Volkswirtschaft im *T'ang schu* (Kap. 51 fol. 8v⁰) findet sich darüber eine sehr bittere Bemerkung. „Die Uiguren“, heißt es, „hatten sich durch ihre Hilfe bei der Eroberung der westlichen Hauptstadt ein Verdienst erworben. Tai tsung behandelte sie deshalb mit großer Freundlichkeit und gewährte ihnen Eheschließungen mit chinesischen Frauen und Männern (vergl. dagegen unten). Auch schickten sie jedes Jahr 100 000 Pferde und bekamen als 35 Entgelt dafür eine Million Seidenstücke. Die chinesische Finanzkraft wurde durch diese jährlichen Ausgaben für Pferde auf das äußerste angespannt“. Und schlimmer noch war es nach Ssë-ma Kuang (*ta-li* 8. Jahr), bei dem es heißt: „Die Uiguren baten seit der Periode *k'ien-yuan* (758 bis 59) jedes Jahr um Handelsverkehr. Für je ein Pferd wurden vierzig Seiden- 40 stücke getauscht. Der Umsatz erreichte die Zahl von Zehntausenden (von Pferden). Aber die Pferde waren ausgemergelte Mähren und nicht zu brauchen. Die Regierung war ungehalten, und oft konnten die für den Handel verlangten Mengen (von Seidenstücken) nicht beschafft werden,

aber die Sendungen der Uiguren gingen in ununterbrochenen Zügen beim
 Amt für die Barbaren-Völker (I, 360) ein, und da der Kaiser ihre Wünsche
 zufriedenstellen wollte, so wurde befohlen, das für den Handel Nötige zu
 liefern. Als die Uiguren im 7. Monat (773) in ihr Land abzogen, brauchten
 5 sie für die Verladung der ihnen gemachten Geschenke und der für die
 Pferde eingehandelten Waren über tausend Wagen“. Im Jahre vorher
 hatten die uigurischen Gesandten und ihr Gefolge in der Hauptstadt eine
 wahre Schreckensherrschaft ausgeübt: sie durchzogen die Straßen, plün-
 derten die Läden und Häuser und schleppten Kinder und Frauen fort; die
 10 Beamten, die ihnen Einhalt tun wollten, wurden von ihnen erschlagen,
 man konnte der Tobenden nicht mehr Herr werden; die Tore des Palastes
 mußten vor ihnen verschlossen werden, und nur mit Mühe konnte ein kaiser-
 licher Kommissar sie beruhigen. Diese Gewalttätigkeiten wiederholten
 sich, aber „man wagte nicht, zu streiten“, und „der Kaiser zog niemand zur
 15 Rechenschaft“. In einem der ersten Edikte des Kaisers Tê tsung (s. unten)
 von 779 wird eine recht anschauliche Schilderung der Verhältnisse gegeben,
 wie sie sich allmählich entwickelt hatten. Es heißt dort (*T'ung-kien, ta-li*
 14. Jahr 7. Monat): „Die in der Hauptstadt wohnenden Uiguren haben
 ihre eigene Kleidung zu tragen und dürfen nicht die der Chinesen nach-
 20 machen. Früher zählten die in der Hauptstadt sich aufhaltenden Uiguren
 in der Regel etwa tausend. Jetzt aber haben sich die handeltreibenden
 Hu-Barbaren, die ihnen nicht zustehende (chinesische) Kleidung tragen
 und unter den Chinesen wohnen, vervielfacht. Die Regierung liefert ihnen
 täglich Nahrungsmittel aller Art, sie häufen große Vermögen an, erbauen
 25 sich vornehme Häuser, reiche Handelsgewinne fallen ihnen zu und bestän-
 dig werden sie frecher, raffgieriger und zügelloser, ohne daß die Beamten
 wagen, sie zur Rechenschaft zu ziehen. Manche kleiden sich auch nach
 chinesischer Art und verführen und heiraten chinesische Frauen, daher
 ergeht dieses Verbot.“

30 In der Zwischenzeit waren die Uiguren, oder jedenfalls Teile von ihnen,
 zur Lehre des Mani (s. unten) bekehrt worden. Anscheinend war der Khagan
 bei der Eroberung von Lo-yang im Jahre 762 (s. oben S. 464) unter den
 Einfluß der dort lebenden manichäischen, wahrscheinlich sogdischen
 Missionare gekommen und hatte deren Religion in seinem Reiche einge-
 35 führt, indem er vier von ihren Priestern mit sich nahm. So berichtet jeden-
 falls die berühmte türkisch-(uigurisch-)sogdisch-chinesische Inschrift von
 Kara-Balgassum aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts, durch die wir zuerst
 von der Bekehrung des Uiguren-Khagans Kenntnis erhalten haben. Daß
 diese Bekehrung Rückschläge erlitt, und daß ein Teil der Uiguren ihr wohl
 40 überhaupt widerstrebte, kann man aus einem in Turfan aufgefundenen
 uigurischen Handschrift-Bruchstücke entnehmen, das einen Bericht oder
 Brief manichäischer „Elekten“ über religionsfeindliche Taten darstellt.
 Daß aber diese Einführung des Manichaismus bei den Uiguren „vom chine-
 sischen Kaiser begünstigt“, ja „direkt durch die chinesische Politik veran-

laßt“ sein sollte, wie man angenommen hat, ist schon an sich nicht wahrscheinlich, würde aber außerdem zu den chinesischen Angaben in Widerspruch stehen. Die Nachrichten über den ganzen Vorgang sind indessen noch so unvollkommen, daß man ein klares Bild nicht davon gewinnen kann. Daß die Bekehrung durch Manichäer in China erfolgt ist, kann allerdings 5 keinem Zweifel unterliegen, denn in China war in der Tat der Manichäismus damals seit langem bekannt und den Buddhisten wie Konfuzianern zum Ärger geduldet. Dank der eifrigen und geschickten Propaganda ihrer Missionare, hatte sich die Lehre Manis, des parthischen Babyloniers, ein Gemisch aus christlichen, zoroastrischen und buddhistischen Elementen, mit großer 10 Schnelligkeit über die Länder Vorder-Asiens, Ägypten, Afrika und Südwest-Europa verbreitet. Im 7. Jahrhundert war sie von Persien aus, wo ihre Anhänger unter den Sassaniden durch die Priester Zoroasters verfolgt und vertrieben wurden, auch nach China gekommen und hatte dort, mindestens in der Hauptstadt Tsch'ang-ngan, festen Fuß gefaßt. Die chinesischen 15 Quellen berichten, ihrer Einstellung zu fremden Religionslehren entsprechend, nur beiläufig, in größter Kürze und mit häufigen Mißverständnissen darüber. Am weitesten hinauf führen die, allerdings späten, Nachrichten der Buddhisten, aber hier zeigt sich bereits die Unklarheit der chinesischen Vorstellungen. Das *Fo tsu t'ung ki* (Kap. 55 fol. 354 v^o b f.) berichtet, daß 20 „Manis Lehre von dem Feuergott früher in Persien von Su-lu-tschü (Zarathuštra) verbreitet worden sei“. Im Jahre 631 sei der Magier (*mu-hu* = avest. *moyu*) Ho-lu an den Hof gekommen, habe dort diese Lehre eingeführt, und der Kaiser habe „die Errichtung eines Ta-ts'in-Tempels in der Hauptstadt“ angeordnet. Hier sind also die Manichäer, Mazdäer und 25 Nestorianer (Chaldäer = Ta-ts'in) durcheinander geraten. Das erste unbezweifelbare Datum erhalten wir durch dieselbe Quelle (Kap. 40 fol. 249 v^o b). Danach brachte ein persischer Fu-to-tan (Bischof) im Jahre 694 unter der Kaiserin Wu „die falsche Lehre des heiligen Buches von den beiden Kräften“ (*or tsung*) an den Hof. Der Titel des Mannes wie der des 30 Buches weisen unzweideutig auf den Manichäismus. Danach hören wir häufiger von den manichäischen Bestrebungen auch in den historischen Quellen. Im Jahre 719 schickte der König von Tocharistan einen in der Astrologie und anderer Weisheit erfahrenen *mu-sché* („Meister“) an den Kaiser Huan tsung mit der Bitte, „ihn als Ministerialgehilfen zu verwenden 35 und einen Tempel zu errichten, damit er dort den Kult seiner Religion ausüben könne“ (*Ts'é fu yuan kuei* Kap. 971 fol. 3 v^o f. u. Kap. 997 fol. 3 v^o f.). Dieser *mu-sché* wird auch an der Herstellung des neuen Kalenders durch I-hing im Jahre 721 nicht unbeteiligt gewesen sein, und vielleicht ist sogar auf ihn die Kenntnis der sieben persischen Wochen- 40 tage und ihrer Planeten bei den Chinesen zurückzuführen (s. oben S. 435 u. unten). Welche Absicht oder Veranlassung dieser Gesandtschaft des Königs von Tocharistan zu Grunde lag, ob sie etwa durch politische Rücksichten bedingt war, wissen wir nicht. *Mu-sché* ist jedenfalls ein

manichäischer Titel. Die neue Lehre muß sich allmählich so verbreitet haben, daß sie die Eifersucht der Buddhisten erweckte, denn auf deren Einwirkung dürfte eine kaiserliche Erklärung zurückzuführen sein, die im Jahre 732 erging und verkündete, daß die Lehre Manis zwar eine Irrlehre sei und sich zu Unrecht dem Buddhismus gleichstelle, daß sie aber gleichwohl zu dulden sei, da sie der Kult „der Meister der westlichen Hu-Völker sei“ (*Fo tsu t'ung ki* Kap. 55 fol. 355 r⁰a). Ob Hüan tsung zu dieser vorsichtigen Stellungnahme durch politische Rücksichten bestimmt war, läßt sich nicht feststellen, die Lage der Manichäer gestaltete sich aber von dem Augenblick an wesentlich anders, als ihre Lehre die Religion der Uiguren wurde. Im Jahre 768 mußte Tai tsung, der ein großer Verehrer des Buddhismus war, in einem Edikt, unzweifelhaft auf uigurischen Druck hin, die Errichtung von Klöstern „für die den Manichäismus bekennenden Uiguren“ anordnen (ebd.), und 771 wurde verfügt, daß „auf den Antrag der Uiguren“ in den Provinzen King, Yang, Hung und Yüe manichäische Klöster zu errichten seien (ebd. Kap. 40). Also bis weit jenseits des Yang-tsë hatte sich inzwischen Manis Lehre verbreitet, so daß für den Norden besondere Maßnahmen schon nicht mehr notwendig waren. Nichts kann den Druck, den der Uiguren-Khagan auf das große T'ang-Reich ausübte, deutlicher sichtbar machen als dieses gewaltsame Einschleichen einer fremden Religion in das widerstrebende chinesische Geistesleben. Man wird an die Einführung des Christentums, zuerst durch die „in der Astronomie und anderer Weisheit erfahrenen“ Missionare, dann durch den Druck der fremden Mächte, erinnert. Der Buddhismus hat keinen solchen politischen Fürsprecher gehabt. Einer Nachricht der T'ang-Annalen zufolge (*T'ang schu* Kap. 217^a fol. 17 r⁰) wurden die Manichäer auch von den Uiguren seit 806 regelmäßig als Gesandte und „Tributbringer“ an den chinesischen Hof geschickt. „Jedes Jahr, wenn sie in die Hauptstadt kamen, verkehrten sie auf dem Westmarkte und trieben dort ihre Handelsunternehmungen. Dabei machten sie oftmals gemeinsam mit dem Gaunergesindel schmutzige Geschäfte.“ Auch mit anderen Aufträgen betraut finden wir die Manichäer als unwillkommene Gesandte der Uiguren in der Hauptstadt, so besonders im Jahre 817 wegen Erlangung einer chinesischen Prinzessin für den Khagan (*Ts'ê fu yuan kuei* Kap. 979 fol. 17 v⁰f.). Die Uiguren und ihr Anhang wurden den Chinesen zu einer Geißel auf allen Gebieten.

Tai tsung fand gegen die ihm durch politischen Druck aufgenötigten Manichäer seinen Trost bei dem Buddhismus, dem er je später um so mehr geneigt war. Unterstützt wurde er dabei von dem zeitweilig allmächtigen Yü Tsch'ao-ngên, der selbst ein großes Kloster gründete und den Kaiser veranlaßte, es auf das reichste auszustatten. Hier wurde auch nach buddhistischen Meldungen im Jahre 768 das Ullambana-Fest neu eingerichtet (bestandener hatte es schon seit 538), ein Fest für die Toten, bei dem durch Opfer die bösen Geister besänftigt und die abgeschiedenen Seelen von ihren Qualen befreit wurden. Die Feier, die dem älteren Buddhismus unbekannt

ist, hat in dem konfuzianischen China, da sie leicht mit dem Ahnendienst in Verbindung zu bringen war, rasch und allgemein Zugang gefunden. Sie hat sich bis zum heutigen Tage erhalten und findet am 15. Tage des 7. Monats als eine Buddhisten und Taoisten gemeinsame Kulthandlung statt, an der auch die Bevölkerung in großem Umfange teilnimmt (vgl. unten). Der Aufwand, der wieder einmal zu Gunsten der buddhistischen Kirche getrieben wurde, zehrte an der ohnehin außerordentlich geschwächten Finanzkraft des Landes, zumal die Gunst des Kaisers auch die Beamten und große Teile des Volkes den Klöstern zutrieb, mit den bekannten wirtschaftlichen Folgen. Tai tsung starb 779. Vorher hatte er sich noch in Aufwallung eines sicher nicht unberechtigten, aber bei ihm seltenen Zornes der beiden Personen entledigt, die zu den einflußreichsten seiner Umgebung gehörten, aber unter einander bitter verfeindet waren. Yü Tsch'ao-ngên war allmählich derart hochfahrend gegen das hohe Beamtentum geworden und zeigte eine solche Machtanmaßung, daß eine Anklage, die Tai tsungs anderer vertrauter Ratgeber, Yuan Tsai, gegen ihn erhob, beim Kaiser willige Aufnahme fand. Im Jahre 770 ließ er den Eunuchen nach einem heftigen Wortwechsel durch seine Umgebung ergreifen und erdrosseln. Anscheinend von Reue erfaßt, ließ er das Gerücht verbreiten, Yü habe sich selbst erhängt, und spendete eine große Summe für seine Beerdigung. Sieben Jahre später zog sich auch Yuan Tsai selbst durch geheime Machenschaften den Zorn des Herrschers zu. Tai tsung ermahnte ihn persönlich, und als dies ohne Wirkung blieb, befahl er ihm, Selbstmord zu begehen. Es war gut für den Frieden nach des Kaisers Tode, daß beide Machthaber nicht mehr wirken konnten.

25

Der neue Kaiser, Tai tsungs ältester Sohn mit dem Tempelnamen Tê tsung, mag, ebenso wie sein Vater, den guten Willen gehabt haben, eine Regierung der Gerechtigkeit und der Angesichts des bedrohlichen Wirtschaftsverfalls besonders nötigen Sparsamkeit zu führen, aber weniger noch als jener war er im Stande, die nach außen und innen immer gefährlicher werdende Lage zu meistern. Kuo Tsë-yi, der ehrwürdige Paladin, jetzt über achtzig Jahre alt, wurde zum Erzkanzler des Reiches (*tschung tsai* s. I, 127) ernannt und erhielt die Bezeichnung, mit der einst in der frühen Tschou-Zeit der Berater Wên wangs und Wu wangs, Lü Schang (I, 107 u. 109), ausgezeichnet war, Schang fu „Vater Schang“. Aber eine praktische Bedeutung hat das Ganze nicht mehr gehabt: Kuo Tsë-yi starb 781, vierundachtzig Jahre alt, seine bewährten, aber verfallenen Kräfte waren im Kampf gegen das heraufziehende Unheil nicht mehr verwendbar, und Tê tsung blieb auf schlechtere und meistens noch verräterische Ratgeber angewiesen. Eine ständige Gefahrenquelle für das Reich waren jetzt die großen Provinzial-Satrapen oder Militärgouverneure, die *tsie-tu schi*, ursprünglich, im Anfang der T'ang-Zeit, kaiserliche Grenzkommissare, die bei den Kämpfen mit den Fremdvölkern besonders für die Heeresverwaltung zu sorgen hatten, dann aber, seit dem Beginn des

35

40

achten Jahrhunderts, ständige Verwalter mehrerer Präfekturen oder „Provinzen“ im Reiche, vor allem für die Zwecke der immer wichtiger werdenden Militärorganisation (vgl. unten). Bereits früher ist darauf hingewiesen worden, wie diese Machthaber, unterstützt durch die Verhältnisse der Zeit, zu Trägern der bei einer schwachen Zentralmacht immer wieder hervortretender Zerreißungsbestrebungen wurden (s. oben S. 468 f.). Im Besitze der militärischen Machtmittel, entwickelten sie sich zu einer Art von Landesfürsten, vererbten ihr Gebiet an ihre Nachkommen und verweigerten den Erlassen des Zentralherrschers den Gehorsam. Die Ideen des Lehensfürstentums der „klassischen“ Zeit lebten noch immer. Tê tsung sollte bald die Wirkungen spüren.

Als er seine Regierung begann, bestand eine unmittelbare Kriegsgefahr nicht, und geleitet von seinen guten Vorsätzen, Sparsamkeit zu üben, wollte er, daß die großen Heere in den Provinzen vermindert oder aufgelöst würden, auch sollte die eigenmächtige Erblichkeit bei den Gouverneuren unterbunden werden. Unter den Satrapen entstand Widerspruch und Unruhe. Bei einem von ihnen, T'ien Yüe, dem *tsie-tu schi* von sieben Präfekturen in Schan-tung und Ho-peï, kam es zur Krisis. Er hatte seine Stellung und sein Gebiet von seinem Oheim im Erbwege übernommen, und Tai tsung hatte ihn bestätigt. Er verfügte über ein Heer von 70000 Mann, und da der von Tê tsung entsandte Sonderkommissar diese Zahl für zu groß hielt, bestimmte er, daß 40000 Mann zu entlassen seien. T'ien Yüe, ein ebenso brutaler wie schlauer Mann, tat, als wollte er dem Befehle nachkommen, in Wirklichkeit aber reizte er durch berechnete Manöver die Mannschaften gegen die Regierung auf, so daß sie sich, ebenso wie die Bevölkerung, ganz unter seine Führung stellten. Das Verfahren gegen T'ien Yüe rief bei anderen Militärgouverneuren starke Besorgnis wegen ihrer Selbständigkeit hervor, und mehrere von ihnen erklärten sich solidarisch mit ihm. Bei zwei Todesfällen im Jahre 781 wurde die nachgesuchte Bestätigung für die Erbfolge den Söhnen von der Zentrale versagt, wodurch die Zahl der Unzufriedenen vermehrt wurde, und eine regelrechte Verschwörung entstand. Die aufsässigen Satrapen verweigerten den kaiserlichen Vorladungen den Gehorsam, und Tê tsung mußte wohl oder übel Gewalt anwenden. Mit Hilfe mehrerer vorläufig noch loyaler Militärgouverneure gelang es ihm, den Verschwörern einzeln siegreiche Gefechte zu liefern: so wurde Liang Tsch'ung-yi, dessen Gebiete südlich vom Ts'in ling, zwischen Han-tschung und Siang-yang lagen, von Li Hie, dem Militärgouverneur von Huai-si (Ngan-hui und Teile von Ho-nan), geschlagen; er ertränkte sich, und sein Gegner rottete seine gesamte Sippe aus. T'ien Yüe erlitt in der Gegend des heutigen Kuang-p'ing, an der Grenze von Ho-peï gegen Schan-si, verlustreiche Niederlagen und flüchtete nach Wei tschou, dem heutigen Ta-ming, wo er sich festsetzte. Entscheidend können die Siege der kaiserlichen Truppen über ihn nicht gewesen sein, denn es gelang ihm wieder durch vorgespiegelte Selbsterniedrigung,

die gegen ihn gesandten Gouverneure von weiteren Maßnahmen abzuhalten. Inzwischen knüpfte er Verbindungen mit anderen Unzufriedenen an, darunter auch mit dem Militärgouverneur Tschu T'ao von Schentshou in Nord-Ho-pei. Die beiden Männer besprachen die Lage, und der Biograph T'ien Yües (*K. T'ang schu* Kap. 141 fol. 7v^{of}.) hat uns Aufzeichnungen über ihre politischen Auffassungen hinterlassen. T'ien Yüe wies auf das grausame Ende von Liang Tsch'ung-yi und die angeblichen Ungerechtigkeiten bei Ernennung der Militärgouverneure hin und erklärte: „Der gegenwärtige Kaiser ist von höchst kriegerischer Gesinnung und will allein entscheiden. Er hat die Fähigkeiten von Ts'in Schi huang und Wu ti von Han (die Vernichter des Lehenswesens), die alle tapferen Männer ausrotteten. So will er in den Ländern nördlich vom Huang ho (alle andere Herrschaft) austilgen und die Erbfolge der Söhne und Enkel nicht zulassen“. T'ien legte dann eindringlich dar, wie die Geschicke der einzelnen Machtbereiche von einander abhingen: wenn Wei und Po (Taming und T'ai-ngan) vernichtet werden, können auch Yen und Tschao (Tschêng-ting und Tschao hien, Tschu T'aos Gebiet) nicht gehalten werden. Und schließlich sprach er unverhohlen sein Ideal der Staatsorganisation aus. „Längs- und Querverbindung schaffen (nach dem Vorbilde der „Kampf-Staaten“, s. I, 193 f.), um Rettung vom Verderben, Hilfe im Unglück zu bewirken, das ist die Lehre des *Tsch'un-ts'iu*. Wenn zur Tsch'un-ts'iu-Zeit unter den Lehensfürsten einer in Bedrängnis war, und Herzog Huan (von Ts'i, der Präsidialfürst, s. I, 161 ff.) ihn nicht retten konnte, so schämte dieser sich dessen“. Die Militärgouverneure sollten also nach T'iens Auffassung wieder Lehens- oder Landesfürsten werden, Tschu T'ao wurde mit der Rolle eines Präsidialfürsten beehrt. So sollte wieder einmal die geschichtliche Entwicklung der letzten tausend Jahre rückgängig gemacht und der Zustand des verfallenen Tschou-Reiches wiederhergestellt werden. Persönliches Machtstreben wird bei den Gewalthabern in einem Staate mit schwacher Zentrale leicht stärker als politische Einsicht und vaterländisches Gemeinschaftsgefühl.

T'ien Yüe und Tschu T'ao gelang es, eine neue, diesmal stärker gestützte Verschwörung der Militärgouverneure gegen die kaiserliche Macht zu Stande zu bringen. T'ien tsung hatte keine genügenden Streitkräfte zu seiner Verfügung, um eine Unterwerfung der Empörer zu erzwingen; was er an Truppen der noch loyal scheinenden Gouverneure aufbot, war unzuverlässig wie ihre Herren. Gegen Ende 782 konnten die Verschwörer ihre Ziele öffentlich verkündigen. Tschu T'ao wurde Präsident des neuen Bundes, und die den Gouverneuren beigegebenen Gehilfen (*p'an kuan*) stellten den (verabredeten) Antrag: „Im Altertum pflegte man in den Kampfstaaten die Querbündnisse zu schließen und den Bund zu beschwören, um Ts'in zu widerstehen. Wir bitten, nach dem alten Vorbilde der sieben Großmächte am Ende der Tschou-Zeit (s. I, 193) die Bezeichnungen der Staaten wieder einzuführen, die Stellung als Lehensfürsten einzunehmen

und den Jahresanfang (Kalender) selbständiger Staaten zu gebrauchen“. So legten sich denn Tschu T'ao, T'ien Yüe und verschiedene Andere den Titel eines regierenden Fürsten (*wang*) bei und benannten ihre Gebiete mit den Namen der alten Staaten Ki, Wei, Tschao, Ts'í u. a. Den Ver-
5 bündeten gegenüber stand Li Hi-lie als Verteidiger des Kaisers — so wenigstens glaubte Tê tsung. Er hatte eine sehr bedeutende Militärmacht zu seiner Verfügung, und da die Verbündeten ohnehin unter der Abschneidung aller Zufuhren litten, so waren sie in wachsender Sorge wegen dieses Gegners. In dieser Lage hielten sie es für das beste, zu versuchen, Li Hi-lie zu sich
10 herüberzuziehen. Sie schickten eine Gesandtschaft nach seiner Residenz Hü tschou (das heutige Hü-tsch'ang hien in Ho-nan, südwestlich von K'ai-fêng) und forderten ihn auf, sich zum Kaiser zu erklären. Die Anregung fiel auf empfänglichen Boden: Li machte sich zunächst zum „General-Feldmarschall des Reiches“ und besetzte die an sein Gebiet an-
15 stoßenden Präfekturen im Westen und Norden. Tê tsung mußte erkennen, daß er verraten war. Vergebens bot er gegen den Unbotmäßigen Truppenkontingente aus Kan-su auf, zugleich alle Provinzen auffordernd, dem Throne Hilfe zu bringen: Li Hi-lie warf die nach Huai-si entsandten Abteilungen zurück, und als die Kan-su-Truppen im Herbst 783 nach T'schang-
20 ngan kamen, meuterten sie, und keine noch so reichen Geschenke des Kaisers konnten sie beruhigen. Sie drangen in den Palast, die Bevölkerung geriet in eine wilde Panik, und Tê tsung mußte, um einem schlimmeren Schicksal zu entgehen, mit den Seinen die Stadt verlassen. Er flüchtete nach Fêng-t'ien (das heutige K'ien nordwestlich von Tsch'ang-ngan) und
25 wartete dort das weitere Schicksal seines Hauses ab, das jetzt wieder einmal auf des Messers Schneide stand. In der Tat wankte Alles um ihn herum. Der ehemalige Militärgouverneur von Lu-lung (Yung-p'ing am Golf von Liao-tung), Tschu Ts'ë, ein Bruder von Tschu T'ao, der sich zur Zeit der Soldaten-Meuterei und der Flucht des Kaisers in der Hauptstadt
30 befand, machte dort gemeinsame Sache mit den Rebellen und rief sich selbst zum Kaiser einer neuen Dynastie, Ts'in, aus. Ernstlicher Widerstand konnte nicht geleistet werden, die Gegner unter den Würdenträgern wurden umgebracht. Tschu Ts'ë machte sich sofort gegen den Kaiser auf und belagerte ihn in Fêng-t'ien. Noch fanden sich in Tê tsungs Umgebung
35 Offiziere und Truppen, die entschlossen waren, die Dynastie zu retten, sie leisteten dem anrückenden Rebellen erbitterten Widerstand, aber die Einschließung der Stadt war nicht zu verhindern, und bald entstand größte Bedrängnis. Tê tsung wurde kleinmütig, aber seine Umgebung hielt sich tapfer, und schließlich nahte zu Beginn des Jahres 784 die Rettung in
40 Gestalt eines Mo-ho-Tartaren aus der Mandschurei Namens Li Huai-kuang, der bereits unter Kuo Tsë-yi sich große Verdienste erworben hatte, durch Verleihung des Namens der kaiserlichen Familie ausgezeichnet und zu den höchsten Würden, auch der eines Militärgouverneurs in Kan-su, emporgestiegen war. Er rückte mit einer bedeutenden Streitmacht heran und

brachte Tschu Ts'ë östlich von Fêng-t'ien eine so schwere Niederlage bei, daß dieser sofort die Belagerung aufgeben mußte und nach Tsch'ang-ngan zurückkehrte. Aber eine Befriedung war dem Reiche nicht beschieden. Da in Folge der Ereignisse der letzten Jahrzehnte die Finanzen völlig zerrüttet waren, und Geld für die Bezahlung der Truppen beschafft werden 5 mußte, so verfiel man unter dem Einfluß unfähiger und gewissenloser Minister, wie des durch seine niedrige Gesinnung besonders berüchtigten Lu K'ï, auf die gefährlichsten Mittel. Man plünderte die wohlhabenden Kaufleute bis auf das letzte aus und belegte jeden Handel und jeden Besitz mit unerträglichen Steuern, so daß die Unruhe und Verzweiflung in der 10 Bevölkerung sich auf das höchste steigerten und die Militärgouverneure bei ihren ehrgeizigen Plänen immer leichteres Spiel bekamen. Immer mehr von den Satrapen wurden von Selbständigkeitsdrang erfaßt, und immer weiter verbreitete sich die Ruhelosigkeit in den Provinzen; ein Kampf Aller gegen Alle setzte unter den Machthabern ein, und die Zustände 15 mit ihren Intriguen, Verrätereien und Gewalttaten erinnern in der Tat an die Zeit der „Kampf-Staaten“, die man sich bemüht hatte wieder heraufzuführen.

Lu K'ï war Tê tsungs böser Geist. Li Huai-kuang hatte bereits vor seinem Eintreffen in Fêng-t'ien erklärt, daß dieser Mann die Hauptschuld trage 20 an den schlimmen Zuständen, und daß er den Kaiser darüber aufklären würde. Lu K'ï hatte allen Grund, vor einem Zusammentreffen beider besorgt zu sein, und überredete den Kaiser, den siegreichen Li sofort nach Tsch'ang-ngan zu schicken, um so den Rebellen ihren Halt zu nehmen; eine Audienz mit ihren Feierlichkeiten würde nur eine Reihe von Tagen 25 ungenutzt verstreichen lassen, und unabsehbares Unglück könnte die Folge sein. Tê tsung erteilte tatsächlich den Befehl, und Li mußte mit seinen übermüdeten Truppen abrücken, ohne vom Kaiser empfangen zu sein. In maßloser Erbitterung zog der mit Undank Belohnte, der sich als „Opfer von Schurken“ ansah, nach Tsch'ang-ngan, aber nur, um mit Tschu Ts'ë 30 gemeinsame Sache zu machen, der nunmehr seine „Dynastie“ als Han bezeichnete, vielleicht weil dies für konfuzianische Ohren einen besseren Klang hatte als Ts'in. Bestürzt über diesen Wandel, verließ Tê tsung Fêng-t'ien, um nicht den von Tsch'ang-ngan bald anrückenden Gegnern in die Hände zu fallen, und begab sich im Frühling 784 nach Liang tschou 35 (Han-tschung im südlichen Schen-si). Der landflüchtige Monarch würde kaum noch haben hoffen können, sein Reich zu retten, wenn ihm nicht die Eifersucht unter den aufständischen Militärgouverneuren als starker Bundesgenosse zu Hilfe gekommen wäre. Infolge einer geschickt gewählten Amnestie-Erklärung Tê tsungs zu Neujahr 784 hatten T'ien 40 Yüe und einige andere der Verschworenen, die durch Zwistigkeiten im eigenen Lager gelähmt wurden, ihre Fürstentitel abgelegt und sich der kaiserlichen Gnade empfohlen. Tê tsung verzieh ihnen, bald darauf wurde T'ien von seinem Vetter, der im Erbange benachteiligt war, er-

schlagen. Tschu T'ao, der in diesen Familienstreit eingreifen wollte, wurde von den Begnadigten vertrieben, er flüchtete nach Norden und bat, aller Hilfsmittel beraubt, schließlich auch um Gnade, starb aber dann im Jahre darauf. Li Hi-lie hielt sich noch in Ho-nan bei K'ai-fêng und hatte sich
5 dort sogar zum Kaiser eines neuen Tsch'u-Reiches ausgerufen, eines Gegenstückes zu dem Ts'in von Tschu Ts'ë in Tsch'ang-ngan. Neben diesen beiden stand dem nach Süden flüchtenden Kaiser als gefährlichster Gegner Li Huai-kuang gegenüber. Aber auch hier half die Uneinigkeit. Li Hi-lie hatte bei dem geschlagenen Tschu Ts'ë eine kalte Aufnahme und hoch-
10 mütige Behandlung gefunden; zornig verließ er den Usurpator wieder und zog mit seinen Truppen nach Ho-tschung (P'u-tschou) in Schan-si, seinen verblendeten Bundesgenossen sich selbst überlassend. Noch im Sommer 784 griff diesen der den T'ang immer treu gebliebene General Li Schêng, der sich in den Kämpfen gegen die Tibeter bisher einen großen Namen gemacht,
15 jetzt aber tibetische Hilfstruppen zu seiner Verfügung hatte (s. unten), in der Hauptstadt an und vernichtete die Reste seines Heeres. Tschu Ts'ë wurde von seinen eigenen Offizieren getötet, sein Kopf als Trophäe eingesandt. Zwei Monate später zog Tê tsung wieder in Tsch'ang-ngan ein. Li Schêng wurde Militärgouverneur von Fêng-siang und damit Wächter
20 der Residenz. Li Huai-kuangs tragisches Geschick vollendete sich unmittelbar danach. Tê tsungs Generale, deren Zahl und Mut jetzt mit den Erfolgen wuchs, stürzten sich mit überlegenen Streitkräften auf den völlig erbittert und hart gewordenen Mann, der nicht mehr im Stande war, seine Truppen bei sich zu halten, und zersprengten die spärlichen Reste völlig.
25 Nach tapferster Gegenwehr fiel er im Herbst 785 durch eigene Hand. Seine Söhne und Brüder endeten gleichfalls durch Selbstmord. Li Hi-lie endlich konnte sich noch bis 786 halten. Dann starb er durch Gift, das ihm während einer Krankheit durch einen Arzt in höherem Auftrage gereicht wurde. Sein Anhang unterwarf sich dem Kaiser.

30 Damit endete zunächst die fünfjährige Episode des Aufstandes der Militärgouverneure. Sie hatte gezeigt, wo jetzt die inneren Gefahren für den Bestand der Dynastie und des einheitlichen Reiches lagen: die Zerrüttung der Staatsfinanzen durch die langjährige Mißwirtschaft verursachte eine übermäßige Belastung der Bevölkerung mit Steuern, in den Nord-
35 Provinzen, noch immer der Kern des Reiches, herrschte ohnehin in Folge der furchtbaren Verwüstungen allgemeines Elend, damit war erfahrungsmäßig der Boden für Rebellionen gegeben; die, wie schon erwähnt, immer nach Selbständigkeit strebenden Satrapen oder die zahlreichen im Soldatenleben entwurzelten Abenteurer und Bandenführer konn-
40 ten leicht Zulauf finden, und nicht immer war auf so günstige Umstände zu rechnen wie diesmal, wo die Rettung wahrlich nicht das Verdienst der Zentrale war. Dazu kam die immer stärker vordrängende Eunuchenwirtschaft im Palast: je schwächer und unselbständiger die Herrscher waren, um so höher stieg der Einfluß dieser gefährlichen Kreaturen in der

Regierung, sei es im Geheimen, „hinter dem Vorhang“, sei es öffentlich durch Übertragung wichtiger Staatsämter an einzelne, was jetzt keine Seltenheit mehr war. Es ist leicht zu ermessen, wie dieser Einfluß sich auswirken mußte, wenn er von ebenso tatkräftigen und schlaun wie gewissenlosen Persönlichkeiten ausging, die jederzeit auch zu den geheimnisvollsten Tiefen des Palastes Zutritt hatten und sich der Person des Monarchen ebenso wie der hohen Insassinnen des Harems, erforderlichen Falles auch beider gegeneinander, bedienen konnten. Ehrgeizige Machstreber, auch in den Provinzen, konnten sich hier eine wertvolle Bundesgenossenschaft kaufen, heilsame Absichten ehrlicher Männer zu Schanden werden. Angesichts dieser auflösenden Kräfte stieg wieder einmal die alte Schicksalsfrage der einheitlichen Regierung des nun zum Weltreich gewordenen politischen Organismus drohend empor (s. I, 157). Galt die dritte Lösung — Beamtenstaat mit konfuzianischer Ethik und Verwurzelung in den breiten Schichten (I, 274 ff.) — noch immer, und gehörte ihr auch die Zukunft? Nur die weitere Entwicklung konnte die Antwort geben.

Nur mit Mühe konnte das innerlich geschwächte Reich seine Weltstellung noch aufrecht erhalten. So lange es glückte, Uiguren und Tibeter auseinanderzuhalten, damit sie sich zur Sicherung Chinas gegenseitig schwächten, konnte eine unmittelbare Gefahr gebannt werden, ein Zusammengehen beider hätte den schwankenden Bau zum Einsturz gebracht. Die chinesische Staatskunst hat es bei ihrer reichen Erfahrung in solchen Dingen fertig gebracht, eine Vereinigung stets zu verhindern, freilich, wie wir gesehen haben, nicht selten mit Zurückstellung der universalistischen Ansprüche und selbst unter Aufopferung der Würde des Himmelssohnes. Daß während des großen Gouverneur-Krieges beide Seiten versuchen würden, wieder wie früher Hilfe bei den „Barbaren“ zu finden, ist ein naheliegender Gedanke; geschehen mit Erfolg ist es aber nur von Seiten des Kaisers, und zwar bei seinen grimmigsten Feinden, den Tibetern. Die Gründe sind leicht zu sehen. Bald nach Tê tsungs Thronbesteigung im Jahre 780 hatten das anmaßende Verhalten der in Tsch'ang-ngan ständig wohnenden uigurischen Gesandten und die üblen Zustände bei den Handelsgeschäften, die von den Ausländern betrieben wurden, indem diese sich als Uiguren ausgaben und so den Schutz der Gesandten genossen, schließlich die Regierung veranlaßt, diese Vertreter mit ihrem gesamten Anhang auszuweisen. Da sich die Abreise um Monate verzögerte, rief ein chinesischer Offizier einen Streit mit den Uiguren hervor und massakrierte darauf mit seinen Soldaten die ganze Gesandtschaft. Tê tsung ließ später die Leichen in die Heimat zurücksenden, aber sein Gesandter fand eine üble Aufnahme bei dem Khagan und konnte sich glücklich preisen, daß er nach einer langen schimpflichen Behandlung, ohne den Khagan selbst gesehen zu haben, lebend zurückkehren durfte. Wenn also die Uiguren Hilfe gewährt hätten, würde sie wahrscheinlich den Gouverneuren zuteil geworden sein. Tatsächlich stand auch der Khagan im Begriffe, in die Grenzgebiete einzu-

rücken, als er von seinem ersten Minister ermordet wurde; die darauf folgenden inneren Unruhen machten dann ein weiteres Vorgehen unmöglich.

Schon vorher hatte Tê tsung aber unter dem Druck der uigurischen Anmaßungen versucht, mit den Tibetern in ein friedliches oder womöglich in
 5 ein Bundesverhältnis zu gelangen. Im Jahre 780 waren die Verhandlungen aufgenommen, Gesandtschaften mit Geschenken gingen hin und her, die Tibeter waren einem neuen Vertrage geneigt, erhoben aber im folgenden Jahre heftig Protest gegen die beleidigenden Ausdrücke in dem kaiserlichen Schreiben. „Unser großes Fan-Reich ist mit den T'ang verschwägert
 10 (durch frühere Heiraten)“, erklärte der *tsan-p'u*. „wie könnt ihr uns wie eure Untertanen behandeln?“ (*K. T'ang schu* Kap. 196^b fol. 4r^o). So mußten denn alle anstößigen Ausdrücke wie „Tributbringer“, „kaiserliche Verleihung“ u. a. durch die zwischen Gleichstehenden üblichen ersetzt werden, auch alle sachlichen Forderungen der Tibeter hinsichtlich der
 15 Grenzziehung u. a. wurden von Tê tsung in der Not des Aufstandes eilig bewilligt, und im Frühling 783 wurde in feierlichster Form der neue Friedens-, Freundschafts- und Grenz-Vertrag geschlossen, und zwar zweimal, im Lande der Tibeter in Ts'ing-schui hien an der Ost-Grenze von Kan-su, und im Lande der T'ang bei Tsch'ang-ngan. Wie weit sich die Macht der
 20 Tibeter vorgeschoben hatte, zeigt die jetzige Grenze, die im Osten über die Städte Tsch'êng hien und Ts'ing-schui hien im östlichsten Kan-su verlief, während im Jahre 714 der Huang ho die Grenze gebildet hatte (s. oben S. 437). Auch den damaligen Zorn über die „ordnungswidrige“ Sprache der Tibeter, denen das universalistische Dogma, wie wir wiederholt
 25 gesehen haben, niemals eingehen wollte, konnte man sich jetzt nicht mehr gestatten. Weiter war bei der Vertragschließung vereinbart worden, daß die Tibeter — und dies war jetzt der eigentliche Zweck für die Chinesen geworden — Hilfe leisten sollten bei der Niederwerfung der Gouverneure, und daß ihnen nach der Wiedereroberung von Tsch'ang-ngan vier Prä-
 30 fekturen zwischen Ning-hia und King-tsch'uan (südöstlich von P'ing-liang) in Kan-su überlassen werden würden. Die Tibeter hatten ihren Teil der Verpflichtung erfüllt, sie hatten im Frühling 784 ihre Hilfstruppen gestellt und im Kampfe zu dem Siege über Tschu Ts'ë beigetragen. „Es traf sich aber“, sagen die T'ang-Annalen (Kap. 216^b fol. 4v^o) mit charakteristischer
 35 Offenheit, „daß damals eine große Epidemie herrschte, und die Banditen (d. h. die Tibeter) zogen daher mit ihren Soldaten ab. Als aber Tschu Ts'ë niedergeworfen war (785), forderten sie die in dem Vertrage verlangten Gebiete. Der Himmelssohn schätzte jedoch ihre Verdienste sehr niedrig ein, er verlieh ihnen ein Anerkennungsschreiben und ihren Führern 10000
 40 Seidenstücke. Darüber waren die Banditen sehr aufgebracht“. Wenn man es nicht ohnehin annehmen mußte, wird es durch diese Darstellung der Chronisten klar, daß die Chinesen von vornherein die Absicht hatten, diesen Vertrag nur so lange zu halten, wie die Not sie dazu zwang. Die Folge war ein wütender Rachekrieg der Tibeter, der im Herbst 786 mit einem breiten

Einbruch von Ost-Kan-su aus in Schen-si gegen das Wei-Tal und die Hauptstadt begann. Li Schêng gelang es mit Mühe, das Schlimmste zu verhindern. Die Chinesen verlegten sich erschreckt auf neues Verhandeln, aber die Tibeter waren diesmal weniger zugänglich. Sie zogen sich zwar, nachdem sie die Provinzen nordwestlich der Hauptstadt ausgeplündert 5 hatten, nach Norden zurück, besetzten aber im Winter die von den Chinesen bis dahin noch gehaltenen Gebiete von Yen tschou und Hia tschou mit ihren wichtigen Salzseen am Südrande des Ordos-Landes, wo einst Ho-lien Po-po seinen Staat Hia mit der Hauptstadt T'ung wan gehabt hatte (s. oben S. 115), und drangen bis zum Huang ho nach Osten vor. Verhandlungs- 10 versuche wurden von beiden Seiten mit stärkstem Mißtrauen behandelt, und ein im Jahre 787 mit allem Aufputz inszenierter neuer Vertragsabschluß in P'ing-liang endete damit, daß die Tibeter die chinesischen Heerführer ergriffen und als Gefangene fortschleppten. Sie wollten ihren Gegnern die Vertragstreue in gleicher Münze heimzahlen. Unerbittlich 15 setzten die wütenden „Banditen“ während der folgenden Jahre ihre Plünderungszüge fort und überschwemmten das ganze Gebiet in der großen Huang-ho-Biege, wobei ihnen gefangene Chinesen oft Führerdienste leisteten. Von den Uiguren kam diesmal keine Hilfe, sie hatten Streitigkeiten im eigenen Lande, und ihr Khagan trug sich sogar mit dem Plane, den 20 Thronwechsel zu einem Eroberungszuge gegen das Reich zu benutzen, als er auf Anstiften seines ersten Beraters ermordet wurde. Der Usurpator machte sich selbst zum Khagan mit dem Namen Ho Kutluk Bilga Khagan und stellte sich erheblich freundlicher zum Reiche als sein Vorgänger. Im Jahre 788 wurde die Freundschaft des gefährlichen Bundes- 25 genossen durch Verheiratung mit einer chinesischen Prinzessin neu gestärkt, und der Khagan versprach, als Schwiegersohn seinen „Halbvater“ vor tibetischen Angriffen schützen zu wollen, aber die Kräfte waren unzureichend zur Erfüllung des Versprechens.

In ihrer immer gefährlicher werdenden Bedrängnis erwuchs der Re- 30 gierung Tê tsungs dafür unerwartet eine Hilfe im Süden, wo Yi-mou-sin, der König von Nan-tschao, wie früher geschildert (s. oben S. 450), wieder Anlehnung an das Reich suchte und der 788 nach Ssë-tsch'uan gesandte energische Wei Kao die Lage sofort ausnutzte. Es gelang ihm im folgenden Jahre mit einheimischen Truppen, zwei hervorragenden tibetischen Heer- 35 führern im oberen Kien-tsch'ang-Tal nördlich von Ning-yuan eine schwere Niederlage beizubringen, und von jetzt ab war der Gegner wenigstens in dieser Gegend in die Verteidigung gedrängt. Dagegen konnten die Tibeter einen Erfolg von weitreichender Bedeutung in Turkistan erringen. Bei dem starken machtpolitischen Einflusse, den sie in Kan-su und damit auf 40 den Nordwest-Ausgang gewonnen hatten, war ihre Aufmerksamkeit oft genug auf die Staaten des Tarim-Beckens gelenkt worden, wo die T'ang ihre Herrschaft schon seit etwa 760 mit ihnen und den Uiguren zu teilen hatten. Auf das wichtige Eingangstor Kao-tsch'ang oder Si tschou (Turfan)

und Pei t'ing („der nördliche Hof“, Bischbalik), wo ein Hauptstützpunkt für die Beherrschung der Staaten gegeben war, richtete sich die besondere Aufmerksamkeit der neuen Großmacht. Ende 789 bot sich durch die Empörung mehrerer von den Uiguren lange bedrückter türkischer Stämme, 5 der Scha-t'o, die am See Barkul und weiter nach Osten saßen, und ihrer Nachbarn im Westen, der Karluk (s. oben S. 443), eine Gelegenheit zum Eingreifen. Die Tibeter halfen durch Geschenke nach und konnten 790 mit den Aufständischen als Bundesgenossen die Chinesen aus dem Gebiet von Pei t'ing vertreiben und die Stadt besetzen. Die uigurischen 10 Streitkräfte, die zum Ersatz herbeieilten, wurden geschlagen, der chinesische Generalgouverneur floh nach Turfan und versuchte von dort aus zusammen mit den Uiguren die verlorenen Plätze wiederzugewinnen. Im Herbst 791 rückte ein Heer von angeblich 50—60000 Mann gegen Pei t'ing vor, wurde aber von den Tibetern vollkommen aufgerieben, der 15 Generalgouverneur gefangen und hingerichtet. Die Uiguren, durch ihre Härte verhaßt, mußten das Turfan-Gebiet räumen, den Tibetern fielen die Städte am Rande des Tarim-Beckens zu, das sogenannte Ngan-si-Gebiet mit Kutscha war abgeschnitten, sein Schicksal ungewiß, Turfan selbst wurde zunächst noch gehalten. Für die Herrschaft der T'ang in Mittel- 20 Asien, die ohnehin stark geschwächt war, bedeutete dieser Sieg der Tibeter den Todesstoß. Jetzt rangen nur noch die Tibeter und die muhamedanischen Araber (s. oben S. 444) um die Macht im Tarim-Becken, China sprach nicht mehr mit bei dem Schicksal der Länder von seiner Westgrenze bis zum Pamir. Auch die Kraft der Uiguren, die von jeher mehr zum Erobern als 25 zum Regieren taugte, war trotz der zahllosen manichäischen Berater kein Gewicht mehr in der politischen Wagschale. In ihren dauernden Kämpfen mit den Tibetern waren jetzt die durch ihre kriegerischen Eigenschaften berühmten Scha-t'o, die ihren Namen angeblich von einer Sandwüste bei Bischbalik haben sollten (*scha-t'o* bedeutet im Chinesischen Sand-Abhang!), 30 ihre gefährlichsten Feinde. Sie waren den Tibetern tributpflichtig geblieben, und diese hatten sie von ihren nordischen Weideplätzen nach West-Kan-su (um Kan-tschou) umgesiedelt, um ihre Hilfe näher zur Hand zu haben. Die Maßnahme hatte freilich die entgegengesetzte Wirkung. Als es den Uiguren einmal gelang, in Liang tschou (in Kan-su) einzu- 35 dringen, wurde den Tibetern die Haltung der Scha-t'o verdächtig, und sie beschlossen, sie weiter nach Süden in das Kuku-nor-Gebiet zu verschicken. Die Scha-t'o flüchteten daraufhin im Jahre 808 nach Osten, um sich den Chinesen zu ergeben; ergrimmt folgten ihnen die Tibeter und machten über die Hälfte der Abziehenden nieder, der Rest aber, etwa 40 10000 Köpfe, schlug sich durch und gelangte auf chinesisches Gebiet in die Provinz Ling tschou (Ning-hia). Der dortige Gouverneur nahm sie freundlich auf und wies ihnen Weideplätze östlich davon in dem eben erwähnten (s. oben S. 481) Yen tschou am Rande der Ordos-Steppe an. Hier haben sie eine sehr wertvolle Schutztruppe für die beiden Provinzen

abgegeben, oft für die Chinesen gekämpft und später auch eine politische Rolle gespielt.

Nicht nur die politische Machtstellung des T'ang-Reiches sank aber jetzt zusammen, sondern auch seine Kulturleistungen wurden von einer fremden, der muhamedanischen Welle überflutet: alle die vom indisch- 5 chinesischen Buddhismus geschaffenen grandiosen Tempelanlagen mit ihren unterirdischen Heiligtümern, liebevoll ausgeschmückt mit farbenprächtigen Wandmalereien und zahllosen Skulpturen, in ihren Bibliotheken zugleich Schatzkammern für die Werke buddhistischer Gelehrsamkeit in den Sprachen Indiens, Mittel-Asiens und Chinas, alles wurde vom 9. Jahr- 10 hundert ab von den fanatisch-unduldsamen Anhängern des Propheten mit Feuer und Schwert verwüstet, die spärlichen Reste sind in Fetzen von den europäischen Archäologen im 20. Jahrhundert dem Sande der Wüste ent- rissen. Wir wissen über die Kämpfe zwischen Arabern und Tibetern vom Ausgang des 8. Jahrhunderts ab im Einzelnen nichts, wir wissen nur, daß 15 Alles, was nach der Verwüstung durch Kutaiba (s. oben S. 439f.) von der bunten iranisch-griechisch-indisch-chinesischen Kultur-Synthese in den Staaten des Tarim-Beckens noch übrig war, im Verlaufe dieser Kämpfe und später, nach der Vertreibung der Tibeter durch die Muhamedaner in der Mitte des 9. Jahrhunderts, vernichtet wurde. Vom 10. Jahr- 20 hundert ab verfiel Turkistan dem Islam, der noch heute dort herrscht.

Zum Glück für die T'ang begann sich jetzt die Hilfe des neu gewonnenen Yi-mou-sin geltend zu machen. Die schwere Niederlage von 794 (s. oben S. 450) erschütterte die Stellung der Tibeter im Süden und machte sie auch im Norden nach den langen verlustreichen Kämpfen friedensgeneigt. Ihre 25 Angriffe wurden offenbar schwächer, und wenn die Angabe des *T'ang schu* (Kap. 216^b fol. 9v^o) richtig ist, daß im Jahre 796 ihr außerordentlich fähiger Minister und das Jahr darauf ihr König starb, so erklärt sich dies um so leichter. Dazu kam, daß gerade um diese Zeit die Araber unter dem Kalifen Harun al Rashid (chines. Ho-lun) mit den Tibetern im westlichen 30 Turkistan erbitterte Kämpfe führten. „Mehr als die Hälfte der tibetischen Truppen“, sagen die Annalen (*K. T'ang schu* Kap. 198 fol. 30r^o), „mußte im Westen die Araber abwehren, so daß die Not an den Grenzen erleichtert wurde; die Kräfte der Tibeter reichten nicht mehr aus“. Der neue Herrscher von Tibet bot denn auch sogleich den Chinesen den Frieden an, aber 35 Tê tsung, unter Hinweis auf die Treulosigkeit seines Vorgängers, lehnte ab. Die Kampfhandlungen zogen sich noch mehrere Jahre hin, aber die Tibeter waren offenbar nicht mehr Willens und auch nicht mehr im Stande, große Kräfte in den chinesischen Provinzen zu entfalten, zumal sie auch in Ssê-tsch'uan in Wei Kao einen Gegner hatten, der ihnen zusammen mit den 40 Truppen von Nan-tschao schwere Verluste zufügte. Schließlich scheinen die Toten die Lebenden überwunden zu haben, denn die Todesfälle in der tibetischen Königsfamilie — der neue Herrscher starb noch nicht zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung durch Gift und sein Nachfolger an-

geblich im Jahre 804 — machten auch die Chinesen nachgiebig, Trauer-Gesandtschaften kamen und gingen, und als Anfang 805 auch Tê tsung starb, war der Friede von selbst eingetreten. Er ist dann im wesentlichen erhalten geblieben, und wenn in der Folgezeit zuweilen neue Überfälle und 5 Plünderungen in dem alten Kampfgebiet zwischen Kan-su und Schen-si erfolgten, so mögen die bekannten Eigenschaften der chinesischen Provinzialbeamten ihr Teil an Schuld gehabt haben. Die Annalen (*K. T'ang schu* Kap. 196^b fol. 23^vf.) geben selbst zu, daß seit T'ien Tsin (ein Vetter T'ien Yües) in Hia tschou, zwischen Huang ho und Ordos-Steppe, Militär- 10 gouverneur war (etwa seit 810), die Tanguten (Tang-hiang) dermaßen gepeinigt wurden, daß sie mehrfach die Tibeter zum Einrücken veranlaßten. Indessen kam 821 doch wieder ein neuer, in Tsch'ang-ngan und dann 822 in der Sommer-Residenz des seit 817 regierenden Königs Khri-rä oder Ral-pa-tschan feierlich beschworener Friedens-Vertrag zustande, dessen 15 Text uns erhalten ist. In tibetischer und chinesischer Sprache wurde er, ebenso wie einst der von 783 (s. oben S. 480), in eine große Steintafel eingemeißelt, und diese befindet sich noch jetzt vor einem der Hauptklöster von Lhasa. Sprachlich und inhaltlich ist das Dokument von großer Bedeutung. Schon in der Eidesformel findet sich die vielsagende 20 Wendung: „Was von dem Mittelreiche verwaltet wird, soll nur die T'ang als Fürsten haben, die Gebiete an den westlichen Grenzen aber sollen das große Reich der Fan (Tibeter) als Herrn haben“ (a. a. O. fol. 25^ro). Der Vertrag selbst stellt sich in seinen Ausdrücken dar als ein zwischen zwei völlig gleichberechtigten Suveränen abgeschlossenes Übereinkommen. Er 25 ist das erste in der chinesischen Geschichte bekannte völkerrechtliche Dokument seiner Art. Das also war das Ergebnis der jahrzehntelangen Kämpfe: das Weltreich verzichtete auf seine Universal-Herrschaft; mit einem zweiten Groß-Staate, der die Anerkennung seiner Gleichberechtigung durchgesetzt hatte, mußte es die Grenzen seiner Gebiete abstecken, und 30 zwar so, daß es nicht bloß die Herrschaft über Turkistan verlor, sondern auch über den Weg, der dorthin führte, also über Landesteile, die seit einem Jahrtausend zu seinem inneren Bestande gehört hatten (Kan-su und Teile von Schen-si). Daran wird nichts geändert durch die bombastische Formel der Einleitung, in der erklärt wird, daß „die T'ang vom Himmel die 35 Herrschaft über die acht Enden des Universums erhalten haben usw.“. Auch die Tibeter wußten, was davon zu halten war. Die konfuzianische universalistische Theorie mochte sich in Verachtung der verständnislosen Barbaren auf sich selbst zurückziehen, die politische Macht, sich nach außen zu verwirklichen, besaß sie nicht, nur im Innern konnte sie ihrer 40 Aufgabe dienen, und selbst da war der Widerstand noch nicht überwunden.

Nach Abschluß dieses Vertrages hat während der noch übrigen Zeit der Dynastie mit den Tibetern Friede geherrscht, auch die Uiguren waren jetzt wieder durch innere Unruhen in ihrer Machtentwicklung gehemmt. Einstweilen hatte der alte Grundsatz der Chinesen, die Barbaren möglichst

durch Barbaren zu bekämpfen, sich wenigstens soweit bewährt, daß vorläufig die Dynastie gerettet war: die Uiguren waren durch die Tibeter, die Tibeter durch die Uiguren sowie durch die Araber und durch die Bergvölker von Ssë-tsch'uan und Yün-nan in Schach gehalten; ohne das wäre die Herrschaft der T'ang schon jetzt zu Ende gegangen. Demütigungen 5 freilich mußten sie genug von den „Barbaren“ hinnehmen (s. unten).

Indessen handelte es sich nur um eine Umlagerung der zerstörenden Kräfte von außen nach innen. Während an den Grenzen der Friede gewahrt blieb, wirkten im Innern die beiden Feinde des Staates das Verderben: in der Zentrale die Intriguen der Eunuchen, in den Provinzen die Auf- 10 lehnung der Gouverneure, Machthunger bei beiden, Kraftlosigkeit der Monarchen beschleunigte das Unheil. Tê tsungs Lässigkeit, so sagen die T'ang-Annalen (Kap. 7 fol. 27^{r0}) in einer Betrachtung der Lage, war nicht einmal durch die Katastrophe von Fêng-t'ien (s. oben S. 477) gebessert worden. „Seitdem wurde die Zentrale immer schwächer, die Macht der 15 Militärgouverneure immer stärker, bis schließlich der Untergang der T'ang eintrat. Das Verderben hat hier seinen Anfang“.

Tê tsung starb 805, sein Sohn, der Thronfolger, hatte kurz vorher durch einen Schlaganfall die Sprache verloren. Schun tsung — so war sein Tempelname — regierte nur wenige Monate und trat dann noch im gleichen Jahre 20 die Herrschaft an seinen Sohn ab, der bis 820 den Thron inne hatte und als Hien tsung geführt wird. Dieser starb, wie noch mancher seiner Nachfolger, durch die Hand der Eunuchen, wenngleich Näheres darüber nie bekannt geworden ist. „Die amtlichen Chronisten haben es verschleiert und nicht aufgezeichnet“, sagen die älteren T'ang-Annalen (Kap. 15 25 fol. 34^{r0}). Auch sein Sohn und sein Enkel, die Kaiser Mu tsung und King tsung endeten auf ähnlich geheimnisvolle Weise, der erstere im Jahre 824, anscheinend infolge des Genusses taoistischer Zauberkünste, für deren Mysterien er ein eifriger Jünger war, der letztere 826 durch die Mörderhände der Eunuchen, die ihn nach einem Gelage in der Trunkenheit Nachts 30 in seinem Zimmer umbrachten. Mu tsung war 29 Jahre, King tsung 17 Jahre alt. Die Eunuchen-Clique wollte ursprünglich, in Anbetracht von Mu tsungs schwerer Erkrankung, daß seine Mutter, die Kaiserin-Witwe Kuo (eine Enkelin Kuo Tsë-yis), die Regentschaft führen sollte, weil sie in einem solchen Frauen-Regiment die beste Sicherung ihrer Stellung 35 erblickten. Die tapfere Frau wies das Ansinnen empört zurück mit der Erklärung, daß ihre Familie immer loyal gewesen sei, und sie nicht mit der berüchtigten Wu hou (s. oben S. 414ff.) zusammengenannt zu werden wünsche. Der nach dem Tode King tsungs auf ihre Anordnung als Nachfolger eingesetzte Bruder des Ermordeten, Wên tsung, hielt sich bis 840 40 in der Regierung und versuchte wohl, sich der Eunuchen zu entledigen, aber auch er war nicht der Mann, diesen Kampf mit Aussicht auf Erfolg zu führen.

In den Provinzen blieb es jetzt im allgemeinen ruhig. Es schien, als

habe sich eine Art Erschöpfung auf die politischen Geister gelegt: hier und da, wie in Ssë-tsch'uan, in Kiang-nan, in Huai-si (Ngan-hui) und anderswo versuchten sich ein paar abenteuersüchtige Soldatenführer in eigenmächtigen Unternehmungen, aber es gelang meist ohne Mühe, die Ordnung
5 zu wahren. Am bedeutungsvollsten noch war die Erhebung des Gouverneurs von Schên tschou (südöstliches Ho-nan), Wu Yuan-tsi, im Jahre 815. Er gehörte einer jener Satrapen-Familien an, die ihre Provinzialherrschaft selbständig forterbten und auf dem Wege waren, sich zu wirklichen Dynasten zu entwickeln. Seine politischen Umtriebe griffen in die Nachbar-
10 gebiete über und scheinen sogar in der Hauptstadt selbst eine Bewegung mit mehreren Bluttaten hervorgerufen zu haben. Das Ganze wurde ebenfalls rasch niedergeschlagen, aber alle diese Vorgänge zeigten immer wieder, wie der Boden in den Provinzen trotz der scheinbaren Ruhe unterwühlt war. Die guten Ernten dieser Zeit trugen sicher zur Erleichterung der Lage
15 bei, aber nicht immer war darauf zu rechnen. Unmittelbar gefährlicher war das Wirken der Scharen von Eunuchen im Palast. Immer stärker wurde ihr teils geheimer, teils offener Einfluß vermittelt der Person des Monarchen und seines weiblichen Anhangs auf die Staatsgeschäfte; die Herrscher sahen das Unheilvolle dieses Zustandes, einsichtige Ratgeber warnten sie
20 vor den gefährlichen Parasiten, und mehr als einmal unternahmen sie verzweifelte Versuche, sich dem Netze zu entziehen, in das sie wie Fliegen von Spinnen verstrickt waren, aber die Verhältnisse waren zu stark oder ihre Kräfte zu schwach, als daß ein Erfolg noch möglich gewesen wäre. Wir haben gesehen, wie die unglücklichen Opfer auf dem Throne endeten, und
25 oft wohl hatten die Eunuchen bei der Regelung der Nachfolge, sicher bei der von King tsung, die Hand im Spiel. Wên tsung, der ihnen den Thron verdankte, schien zuerst entschlossen, den Kampf mit ihnen aufzunehmen. Gelegentlich einer Staatsprüfung 828 äußerte sich einer der Kandidaten Namens Liu Fên auf ein vom Kaiser selbst gestelltes Thema in schärfsten
30 Worten über das Eunuchentum, das der verderblichste Mißstand im Staate sei und mit allen Mitteln unterdrückt werden sollte. Ssë-ma Kuang, dessen Zeit nicht frei war von dem gleichen Schaden, bemerkt einleitend zu seinem Berichte hierüber: „Seit dem Ende der Regierungszeit Hien tsungs war das Eunuchentum immer unheilvoller geworden. Die Einsetzung der
35 Kaiser lag in seinen Händen, und seine Macht hatte ihren Ursprung darin, daß die Eunuchen die nächste Umgebung des Herrschers bildeten. Niemand aber wagte, darüber zu sprechen“. Alle, die von Liu Fêns Aufsatz erfuhren, einschließlich der Examinatoren selbst, waren über die offene Sprache innerlich erfreut, trotzdem ließ man aus Furcht vor den Eunuchen den
40 Verfasser durchfallen, und obwohl sich viele Persönlichkeiten für ihn verwandten, erhielt er nur eine Anstellung in der Provinz. Aber Liu Fêns mutige Tat wirkte doch im Stillen weiter, und im Jahre 831 war Wên tsung so weit, daß er mit einem konfuzianischen Akademiker Namens Sung Schên-si die Beseitigung der auch ihm verhaßten führenden Eunuchen besprach.

Wie man sich die Ausführung dieses kühnen Planes dachte, erfahren wir nicht. Wên tsung übertrug seinem Vertrauten die Stellung eines Staatssekretärs in der Reichskanzlei, damit er, gemeinsam mit anderen Würdenträgern, das Weitere veranlaßte. Aber bald danach kam der Anschlag zu Ohren des gefürchteten Ober-Eunuchen Wang Schou-tsch'êng, der schon 5 bei der Ermordung Hien tsungs und den darauffolgenden Umtrieben wegen der Nachfolge der Haupträdelsführer gewesen sein soll und jetzt den Kaiser völlig unter seinem Druck hielt. Wang schützte sich auf seine Art unter richtiger Einschätzung von Wên tsungs geistigen Eigenschaften: er klagte Sung Schên-si des Hochverrats an, da er beabsichtige, einen 10 Bruder des Kaisers auf den Thron zu bringen. Ob der verängstigte Monarch wirklich an die Schuld des Verdächtigten glaubte oder aus Furcht an sie zu glauben vorgab, ist nicht zu entscheiden, jedenfalls wurde Sung Schên-si in die Verwaltung nach Ssë-tsch'uan abgeschoben, zahlreiche seiner vermeintlichen Anhänger erlitten den Tod. Man erkannte, wie viel 15 Wên tsungs Entschlußkraft wert war. Auch die Mahnung eines unerschrockenen Zensors bei einer längeren Trockenheit im Jahre 834, den Himmel zu versöhnen durch Zurückrufen von Sung Schên-si und Hinrichtung des von Wang Schou-tsch'êng eingeführten magischen Quacksalbers Tschêng Tschu, der den Kaiser mit seinen Zaubersäften von 20 seinem jetzt einsetzenden schleichenden Leiden befreien sollte, aber den Verfall seiner geistigen Kräfte nicht aufhalten konnte, auch dieser Schritt blieb wirkungslos und endete mit dem Rücktritt des Mahners. Tschêng Tschu stieg höher in der kaiserlichen Gunst und zugleich auf der amtlichen Stufenleiter. Das folgende Jahr brachte dann die Entladung dieser immer 25 stärker werdenden Spannungen im Palast und Beamtentum. Die angemessene Herrschaft der Eunuchen war seit Sung Schên-sis Niederlage unerträglich geworden, und der kranke Herrscher ein ewig schwankendes, willenloses Geschöpf in ihren Händen. Aber unter den Scharen dieser Palasthüter selbst bildeten Eifersucht und Neid allmählich feindliche 30 Gruppen, die einander heimlich die Wege zu sperren suchten. Tschêng Tschu erfreute sich der besonderen Gunst des Herrschers, dazu kam ein ehrgeiziger, zu allen Ränken bereiter Literat Namens Li Hün, ein Freund Tschêngs, der durch diesen auch in den Palast eingeführt wurde. Beide wurden die Vertrauten Wên tsungs, und Wang Schou-tsch'êng ahnte bei 35 dieser Vertrautheit nichts Gutes. Der Kaiser klagte ihnen über die Not, die er durch die Eunuchen litte, und sie sahen hier einen Weg, ihre Stellung zu verstärken, wenn sie dem Bedrängten zu Hilfe kämen. Ein im Polizeidienst mehrfach bewährter Eunuch, K'iu Schi-liang, der zu Wang Schou-tsch'êng in einem gespannten Verhältnis stand, wurde zum Kommandeur 40 einer Abteilung der Palastgarde ernannt und sollte für das Weitere zur Verfügung stehen. Zunächst wollte man der Machtstellung Wangs hiermit ein Gegengewicht schaffen. Wang war nicht in Unkenntnis dessen was vorging, und beide Parteien belauerten sich aufmerksam. Da entstand im

Sommer 835 plötzlich in der Hauptstadt das Gerücht, Tschêng Tschu bereite für den Kaiser ein „Lebens-Elixir“ (s. oben S. 279) und verwende dazu die Herzen und Lebern von kleinen Kindern. Wer das Gerücht aufgebracht hatte, ist nicht bekannt geworden, Li Hün und Tschêng Tschu hängten aber dem ihnen verhaßten Gouverneur von Tsch'ang-ngan den Ursprung an, und damit griffen sie in das Netz von unterirdischen Verdächtigungen und Intriguen, mit denen zwei feindliche Cliques von hohen Beamten sich gegenseitig verfolgten. Die eine wurde von dem bekannten Minister und Sammler Li Tê-yü (s. unten), die andere von dem Staatssekretär Li Tsung-min und dem als Staatsmann (er war auch an dem Vertrage von 821/22 stark beteiligt) wie als Gelehrter hervorragenden Niu Sêng-ju geführt. Li Tê-yü war ein erbitterter Feind der Magier und Quacksalber am Hofe; daß seine beiden Gegner, konfuzianische Literaten mit hoher Auszeichnung, etwa mit den verachteten Palast-Parasiten gemeinsame Sache gemacht haben sollten, ist unwahrscheinlich. So bleibt es unklar, warum die beiden Verschworenen, Li und Tschêng, den Gouverneur, der zu den Anhängern von Li Tsung-min gehörte, aus dem Wege haben wollten. Der Verdächtige wurde in den Kerker geworfen, und mit ihm verfiel auch Li Tsung-min, der sich seiner annahm, der Verbannung in die Provinz. Die Zusammenhänge sind wenig klar, jedenfalls hielten Li Hün und Tschêng Tschu die Lage jetzt für geklärt genug, um die Beseitigung Wang Schou-tsch'êngs beantragen zu können, und Wên tsung hatte den Mut, seine Zustimmung zu geben. Ein Palastdiener wurde beauftragt, den Gefürchteten zu vergiften. Wên tsung war seinen Peiniger los. Nunmehr glaubten die beiden neuen Gewalthaber die Stunde gekommen, mit dem ganzen Eunuchentum aufräumen zu können. Sie sammelten eine Schar von mehreren hundert beutelustigen Kämpfern, bei der feierlichen Bestattung Wang Schou-tsch'êngs sollten alle Eunuchen zugegen sein und bei dieser Gelegenheit sämtlich niedergemacht werden. Der Plan, von dem zahlreiche Beamte und Literaten Kenntnis gehabt haben müssen, mißlang völlig, indem sich unerwarteterweise K'iu Shi-liang mit seinen Palasttruppen zum Schutze der Eunuchen, von denen er selbst einer war, dazwischen schob. Er war durch die ihm zu Ohren gekommene Absicht eines Kreises von hohen Beamten, die Eunuchen des Palastes zu beseitigen, wie er selbst in einem Berichte an den Kaiser erklärte, zu seinem Eingreifen veranlaßt worden. Ein furchtbares Massaker erfolgte in den Palastgründen. Nur wenig mehr als zehn Eunuchen fielen, von der anderen Seite aber etwa 1600, darunter zahllose Beamte aller Grade, nicht einmal die harmlosen Händler, auf die man stieß, wurden verschont. „Das Blut der durcheinander liegenden Leichen floß in wilden Bächen und tränkte die Erde“. Li Hün und Tschêng Tschu wurden erschlagen, eine große Anzahl hoher Würdenträger, darunter Besitzer berühmter Namen, die alle der Bewegung gegen die gemeinsamen Feinde, so zweifelhaften Ursprungs sie auch war, zustimmend gegenübergestanden hatten, wurden samt ihren

Familien ergriffen und hingerichtet. Die Rache der Eunuchen schwelgte in Blut wie einstmals im Jahre 169 bei dem großen Blutbade der Konfuzianer (s. I, 416). K'iu Schi-liang und seine Umgebung waren jetzt die Regenten. „Von nun ab wurden alle Geschäfte des Reiches von den Eunuchen entschieden, die Minister setzten lediglich die amtlichen Schriftstücke auf“, sagt Ssë-ma Kuang; „die Anmaßung der Eunuchen wuchs immer mehr, sie schüchterten den Kaiser ein, sahen auf die Minister von oben herab, tyrannisierten und mißhandelten die Hofbeamten, als ob sie Gras und Kraut wären“. Die Zustände waren weit schlimmer als vorher, der unglückliche Wên tsung hatte unter K'iu Schi-liang kein leichteres Los als unter Wang Schou-tsch'êng. Die Gesundheit des Zweiunddreißigjährigen war, wohl in Folge der Unsterblichkeitstränke, die ihm seine Zauberer und Medizinmänner beibrachten, völlig zerrüttet; wenige Monate vor seinem Tode Anfang 840 hatte er noch eine Unterredung mit dem gelehrten Staatsrat Tschou Tsch'i, in der sich die ganze Tragik der Lage enthüllt. „Welchem Herrscher der Vergangenheit gleiche ich wohl?“ fragte der Todkranke. Höflich erwiderte Tschou: „Eure Majestät gleichen Yao und Schun“. Der Kaiser wehrte traurig ab. „Was meint Ihr zu Nan von Tschou (s. I, 192 u. 196f.) und Hien von Han (I, 417 u. 430)?“ Entsetzt rief Tschou Tsch'i: „Aber das sind Herrscher untergehender Reiche, 20 wie können Eure Majestät Ihre Fähigkeiten mit denen jener vergleichen?“ „Nan und Hien“, sagte der Kaiser, „wurden von machtvollen Lehensfürsten vergewaltigt, ich aber werde von den Sklaven meines Hauses vergewaltigt“. Von dem Tage ab, so schließt der Bericht, hielt Wên tsung keine Audienz mehr ab. 25

Das Bild, das die hier geschilderten Zustände mit dem Hintergrunde der Ereignisse der letzten Jahrzehnte zeigen, ist nur einer Deutung fähig: die T'ang-Dynastie war zu einer faulen Frucht geworden, die beim nächsten Windstoß oder auch ohne ihn herabfallen mußte.

Wên tsung war seit 839 ein sterbender Mann. Sein junger Sohn, der Thronfolger, war das Jahr vorher gestorben, er selbst hatte nicht mehr die Kraft, die Nachfolge zu regeln. Die eine Clique mit der Kaiserin Mutter wollte einen Sohn King tsungs zum Thronfolger und Regenten erheben und setzte 839 auch ihren Willen durch; der Erfolg war aber kurz: unmittelbar danach gelang es K'iu Schi-liang und seinen Genossen, mit Hilfe eines gefälschten Ediktes einen Bruder King tsungs und Wên tsungs, den Prinzen Tsch'ên, später Yen genannt, an die Stelle des Neffen zu schieben. Er führt den Tempelnamen Wu tsung und hat bis 846 regiert. Wên tsung starb 840, wie die älteren Annalen sagen, durch Gewalt. Die neue Regierung begann auf Verlangen der Eunuchen-Clique mit dem Befehl des Selbstmordes an die Mitglieder der kaiserlichen Familie, die unmittelbar oder mittelbar an der Erhebung des jungen Neffen beteiligt gewesen waren, die übrigen Teilnehmer brauchten sich nicht selbst zu bemühen. Wu tsung war der wehrlose Erbe einer mit Lastern, Verirrungen und Verbrechen

- überladenen Vergangenheit. Nicht genug, daß die Unbotmäßigkeit der Gouverneure und das schleichende Gift der Eunuchen das Reich zerstörten, hatten seine letzten Vorgänger sich auch den gefährlichen Künsten der taoistischen Wundermänner hingegeben, die ihnen mit ihren Wahr-
 5 sagungen die Sinne umnebelten, mit ihren lebensverlängernden Elixieren die Gesundheit untergruben und schließlich ihren Tod herbeiführten. Die Buddhisten suchten es den Magiern gleichzutun in der Nutzbarmachung der kaiserlichen Leichtgläubigkeit, Gewinnsucht und Gespensterfurcht und hatten sich großer Gunstbezeugungen und Zuwendungen, auch seitens
 10 der Eunuchen, zu erfreuen. Es war unter Hien tsung, dem freigebigen Förderer beider Systeme, daß der furchtlose, als Gelehrter, Stilist und Dichter gleich hervorragende Vertreter des orthodoxen Konfuzianismus, Han Yü, seine leidenschaftlichen Anklagen gegen die fremden Irrlehren richtete. Im besonderen war es die feierliche Einholung eines angeblichen
 15 Knochens des Buddha aus einem Kloster in Fêng-siang durch den Kaiser und das Volk im Jahre 819, gegen die er seine berühmt gebliebene Denkschrift an den Thron schleuderte. Er verlangte darin unter heftigen Schmähungen des Buddhismus, daß man „diesen Knochen ins Wasser oder ins Feuer werfe und so die Wurzel des Übels zerstöre, die Unsicherheit im
 20 Volke beseitige und die Verirrung künftiger Geschlechter unmöglich mache“ (*K. T'ang schu* Kap. 160 fol. 6 v^o). Han Yü büßte seine Kühnheit mit der Verbannung nach Tsch'ao tschou in Kuang-tung, und nur der Fürsprache aller Minister hatte er es zu danken, daß ihm die Todesstrafe erspart blieb.
- 25 Auch mit anderen Nebenbuhlern außer dem Buddhismus mußten sich die Konfuzianer abfinden. Wir haben wiederholt gesehen (s. oben S. 370 u. 388), wie seit der Mitte des 7. Jahrhunderts verschiedene Religionssysteme des Westens in das T'ang-Reich eingeströmt waren, und wie insbesondere der Manichäismus, durch die uigurische Macht gestützt, mit seinen Heiligtümern und Klöstern, seinen diplomatischen Missionen und unsauberen
 30 Handelsgeschäften eine Art exterritorialer Stellung einnahm (s. oben S. 472). Natürlich konnte dies von der konfuzianischen Regierung mit Widerwillen ertragene, von den Taoisten und auch Buddhisten gehaßte System nur so lange sich halten wie die politische Macht, die es trug. In-
 35 zwischen aber seufzte man in Tsch'ang-ngan unter dem Druck der uigurischen „Freunde“ und „Beschützer“ von 757 und 762 (s. oben S. 458f. u. 464f.), wenngleich diesen in den Tibetern jetzt ein starker Gegenspieler erwachsen war. Auch bei ihren inneren Zwistigkeiten blieb ihr Bedarf an chinesischen Prinzessinnen ungemindert (vgl. oben S. 481). Unter Hien
 40 tsung wurde seit 809 wegen einer neuen Heirat verhandelt, Gesandtschaften gingen wieder hin und her, die Vertreter des Uiguren-Khagans waren meist Manichäer, die zugleich ihre Handelsgeschäfte betrieben und die für China so verlustreichen Pferdelieferungen vermittelten (s. oben S. 469f.). Immer wieder verlangten die Uiguren unter Hinweis auf ihre Verdienste

um die Dynastie neben den Prinzessinnen ungezählte Seidenstücke im Austausch für ihre Pferde, und vergeblich bemühte man sich, die lästigen Dränger loszuwerden. Auch die Heirats-Gesandtschaften, die tausende von Geleitmannschaften mitbrachten und alle verpflegt werden mußten, verschlangen riesige Summen, abgesehen von der teuren Ausstattung der 5 Braut selbst. Hien tsung ließ einmal bei einer neuen Werbung im Jahre 817 die Kosten hierfür berechnen, und als ihm die Summe von fünf Millionen Geldschnüren genannt wurde, lehnte er die Bitte ab mit der Begründung, daß die Heirat untunlich sei, weil die Uiguren den manichäischen Glauben angenommen hätten, hielt es aber doch für geraten, gleichzeitig eine Ge- 10 sandtschaft an den Khagan zu schicken, um ihn zu beruhigen und auf später zu vertrösten. Li Kiang, der den T'ang treu ergebene Präsident des Riten-Ministeriums, riet Hien tsung dringend, den Uiguren trotz der hohen Kosten die Heirat zu bewilligen, da nur auf diese Weise die Möglichkeit erhalten werden könne, daß „die nördlichen Ti(Uiguren) und die westlichen 15 Jung(Tibeter) sich gegenseitig vernichteten“ und Ruhe in den Grenzgebieten herrsche. Aber Hien tsung beharrte auf seiner Ablehnung, und erst ein Jahr nach seinem Tode, im Sommer 821, bewilligte man dem Khagan die immer wieder geforderte Heirat. Mu tsungs eigene Schwester, die Prinzessin T'ai-ho, wurde dem Uiguren zugesprochen und mit großem 20 Gepränge abgeholt. Li Kiang hatte richtig gerechnet: die Tibeter hatten kaum von diesem Erfolge ihrer Gegner erfahren, als sie sich anschickten, dem Brautzuge im östlichen Kan-su den Weg zu verlegen. Ein chinesisches Truppenaufgebot wurde abgeordnet, scheint aber nicht in Tätigkeit getreten zu sein; die Uiguren ihrerseits stellten je 10000 Mann bei Pei t'ing 25 (Bischbalik) und Kutscha auf, um die Zugänge zu sichern und die Prinzessin ihrem Khagan als Gemahlin zuzuführen. Die Eifersucht der Tibeter war rege geworden, und vermutlich hat diese mit zu dem Abschluß des Friedensvertrages von 821/22 wenige Monate später (s. oben S. 484) beigetragen. 30

Bald nach Wu tsungs Regierungsantritt änderte sich die mühsam durch Zugeständnisse nach beiden Seiten und durch die damit verbundene Eifersucht aufrecht erhaltene Gleichgewichtslage ohne sein Zutun zu seinen Gunsten, aber die T'ang besaßen nicht mehr die Kraft, den Augenblick 35 zu nutzen. Wir haben früher gesehen, wie die Kirgisen an den Nordabhängen des T'ien schau bis in die Mitte des 8. Jahrhunderts zum Hofe der T'ang in friedlichen Beziehungen standen, dann aber von den Uiguren unterworfen wurden und die Verbindung aufgeben mußten (s. oben S. 371). Seit 832, als der Khagan der Uiguren von seinen Leuten ermordet wurde, herrschten schwere innere Unruhen in dem großen Reiche, und diese reizten die im 40 Laufe der Jahre vergewaltigten Völker zum Eingreifen. Im Jahre 839 rief einer der uigurischen Minister selbst zur Erreichung seiner Zwecke die Scha-t'o (s. oben S. 482) ins Land, wodurch der Selbstmord des Khagans und neue Wirren verursacht wurden. Dann verband sich ein anderer der

Großen des Landes und sein Anhang mit den Kirgisen, die seit langem schon in Feindschaft mit dem geschwächten Oberherrscher lebten. Ein Heer von 100000 Reitern fiel 840 über das Orkhon-Gebiet her, „tötete den Khagan, verbrannte seine Zelte“ und jagte die Stämme auseinander. 5 Teile von ihnen flüchteten zu den Karluk (s. oben S. 443), andere auf tibetisches Gebiet oder in die Nord-Staaten des Tarim-Beckens, die Reste zogen nach Süden und kamen 841 an den chinesischen Grenzwall nördlich vom Huang ho, westlich von Kuei-hua, wo sie Einlaß begehrten. Der Kommandant der Grenztruppen von T'ien-tê im Norden des Huang-ho-Bogens 10 empfahl in Tsch'ang-ngan, die Lage auszunutzen und die Uiguren, die außer den Kirgisen auch die T'u-yü-hun, die Scha-t'ö und die Tang-hiang (Tanguten) seit Generationen zu Feinden hätten, nunmehr völlig zu vernichten. Unter Wu tsungs Beratern waren die Ansichten geteilt. Die Mehrzahl stimmte dem Antrage zu, aber Li Tê-yü, unter Wu tsung jetzt 15 der erste Mann im Reiche, war anderer Meinung. „Erschöpfte Vögel, die einem in das Brustgewand fliegen, soll man am Leben erhalten“, sagte er. „Ein Volk, das von seinen Feinden gehetzt wird, keine Zuflucht mehr hat und sich vertrauensvoll an den fernen Himmelssohn wendet, das kann man nicht, unter Ausnutzung seiner Not, bekämpfen. Zudem haben die 20 Uiguren sich mehrfach große Verdienste um das Reich erworben, darum ziemt es uns, ihnen den Frieden und Brot zur Nahrung zu geben. Ferner verfügt die Festung T'ien-tê nur über eine kleine Besatzung von wenig mehr als tausend Mann, und wenn diese Truppe unterliegt, dann ist die Stadt verloren, darum ist es besser, wir erweisen Gnade und haben Mitleid 25 mit den Flüchtlingen, dann wird uns kein Unheil daraus erwachsen. Sollten die Uiguren sich in dem Grenzgebiete doch Gewalttaten zu Schulden kommen lassen, so werden wir sie durch ein großes Heeresaufgebot niederschlagen, aber der Kommandant von T'ien-tê allein kann das nicht“. Auch wenn man annehmen will, daß das letztere Argument für Li Tê-yü 30 das bestimmende war, muß man anerkennen, daß er es geschickt in eine Form gekleidet hat, die zu der Lehre von der Güte des Himmelssohnes gegen die Fernwohnenden vortrefflich paßte. Er kannte den Kampfwert chinesischer Truppen zu jener Zeit und er kannte auch den Stand der Dinge bei Hofe. „Wollt Ihr bürgen dafür daß der Khagan der Uiguren 35 es mit seiner Unterwerfung ehrlich meint?“ fragte ihn der Kaiser. „Ich kann nicht einmal für die Leute bürgen, die hier am Hofe sind“, erwiderte Li, „um wieviel weniger für die Gesinnung der Barbaren, die tausende von li weit herkommen“. Nach längerem Zaudern wurde schließlich, offenbar unter dem Drucke der Furcht vor den kriegsgewohnten Uiguren, 40 dem Rate Li Tê-yüs Folge gegeben: die Flüchtlinge erhielten Proviant, gleichzeitig aber wurden die Gouverneure östlich vom Huang ho angewiesen, für verstärkten Grenzschutz zu sorgen. Die Uiguren, unter sich wieder gespalten, verhielten sich auch den Chinesen gegenüber verschieden. Ein Teil unterwarf sich den T'ang, ihr Khagan kam 842 nach Tsch'ang-

ngan und wurde dort als Heerführer seines Stammes eingesetzt; er und die Seinen erhielten den Sippennamen Li. Andere Stämme aber plünderten in den Grenzgebieten Nord-Schan-sis, so daß mehrere Expeditionen gegen sie nötig wurden. Im Sommer 842 lieferte ihnen der Militärgouverneur von Lu-lung (Yung-p'ing), Tschang Tschung-wu, ein siegreiches Gefecht, 5 wonach sich wiederum eine große Zahl unterwarf. Der Rest wurde dann 843 von Liu Mien, dem Militärgouverneur von Tschên-wu (Gegend von So-p'ing in Schan-si) mit Scha-t'o-Truppen und verschiedenen türkischen Stämmen, vielleicht auch Uiguren selbst, völlig aufgerieben. Was nicht umkam, flüchtete nach Westen zu den Tibetern und wurde von 10 diesen in dem Gebiet von Kan-tschou im nordwestlichen Kan-su angesiedelt, wo die Versprengten später ein eigenes Fürstentum bildeten. Andere Teile suchten Zuflucht bei dem tungusischen Volke der Hi im Osten am oberen Liao-Fluß (I, 14), wurden aber auch dort wieder durch Tschang Tschung-wu 847 verjagt. Das einst so gefürchtete Volk scheint bei 15 seiner inneren Zerrissenheit einen ernsten Kampfwillen nicht mehr gehabt zu haben. Ob dieser Wandel in der Tat durch die Einwirkungen des Manichäismus verursacht ist, wie der arabische Schriftsteller al Gâhîc im 9. Jahrhundert behauptet hat, läßt sich mit Sicherheit kaum feststellen. Immerhin haben solche Urteile aus früher Zeit, denen man das des weisen Tonyu- 20 kuk aus dem 8. Jahrhundert (s. oben S. 442) beifügen kann, ein erhebliches Gewicht. Die allen Türken innewohnende Neigung zu Hader und Zwist wird freilich in jedem Falle ihr gutes Teil zu dem Verfall beigetragen haben.

Das Schicksal der Uiguren bestimmte auch das der Prinzessin T'ai-ho 25 als der Katun des Khagan. Bei der Eroberung des Landes durch die Kirgisen fiel sie in deren Hände, und die Sieger, die sich für Abkömmlinge des chinesischen Generals Li Ling hielten, der einst zur Zeit der Früheren Han von den Hiung-nu gefangen worden war (s. I, 350), und die danach den gleichen Sippennamen wie die T'ang (Li) in Anspruch nahmen, sandten 30 sie mit einer Bedeckung von zehn Wurdenträgern in die Heimat zurück. Die Uiguren untereinanderen Khagan überfielen die Schar und machten sie nieder, die Prinzessin behielt der Khagan als Geisel. Sie kam dann 842 mit in das Grenzgebiet von T'ien-tê und bat den Kaiser um Zuweisung eines Wohnortes für sich und ihren neuen Gemahl, der zugleich um Aufnahme 35 in die chinesische Beamtenhierarchie einkam. Inzwischen fragten die Kirgisen in T'ien-tê an, ob die Prinzessin angekommen sei, und nunmehr erfuhr man in Tsch'ang-ngan, was geschehen war. Nach dem Siege Liu Miens entfloh der Khagan verwundet, und die Prinzessin wurde nach Tsch'ang-ngan zurückgebracht. Damit war das letzte Band mit den Bundesgenossen 40 von einst gelöst.

Die Vernichtung der uigurischen Macht veränderte die Gesamtlage von Grund aus. Den Chinesen warf das Schicksal die Befreiung von dem achtzigjährigen Drucke als Geschenk in den Schoß. Sie selbst hatten dazu

nichts beigetragen, der Sieg Liu Miens über die in Auflösung begriffene Horde war leicht und bildete nur den letzten Stoß gegen ein längst haltlos gewordenes Trümmerstück. Der Grundsatz, die Vernichtung der „Barbaren“ diesen selbst zu überlassen, hatte sich wieder bewährt: durch die
5 eigenen inneren Kämpfe der Stämme und durch die Erhebung der unterdrückten Kirgisen war das uigurische Reich zerstört worden. Die letzteren, als tapfere Krieger in Inner-Asien geschätzt und gefürchtet, blieben den T'ang ergebene Vasallen, ihr neu gewählter Khagan wurde unter die Lehensfürsten eingereiht, doch trug man Sorge, daß sie nicht die Ansprüche der
10 Uiguren auf jährliche Seidenlieferungen und den kostspieligen Pferdehandel übernahmen. Mit der zweiten Großmacht, den Tibetern, stand es nicht anders. Seit 821 herrschte das damals feierlich beschworene Freundschaftsverhältnis, überdies aber begannen dort mit dem Tode des Königs im Jahre 842 die gleichen blutigen Streitigkeiten um den Thron
15 wie bei den Uiguren. Jahrelange innere Wirren schlossen sich an, indem verschiedene Provinzialgouverneure mit einander um die Herrschaft rangen, bis im Jahre 849 einer von ihnen, der die östlichen Provinzen des Reiches im Besitz hatte, durch Verbindung seiner eigenen Untergebenen mit den Grenzgouverneuren der T'ang zur Flucht gezwungen wurde. Da-
20 durch kamen die früher entrissenen Gebiete von Ost-Kan-su zwischen dem oberen Wei und dem Huang ho südlich von Ning-hia wieder unter die chinesische Herrschaft. Während der folgenden Zeit bis 874, wo die Auflösung des chinesischen Reiches einsetzte, wurden den T'ang weitere Teile von Kan-su durch die tibetischen Heerführer selbst wieder unterstellt,
25 die dafür chinesische Titel und Stellungen erhielten. Auch aus Turkistan war um diese Zeit die tibetische Macht durch die Araber völlig hinausgedrängt. Der einst so fest gefügte und klug geleitete große tibetische Staat mit seiner stolzen und kampffrohen Bevölkerung war innerlich völlig zersetzt, eine planmäßige Politik ist nicht mehr sichtbar, und aus den Heeren
30 der mächtigen Thronprätendenten wurden Räuberbanden. Ob und inwieweit der durch Padmasambhava neu gebildete lamaistische Buddhismus (s. oben S. 439) mit seinem unmannlichen und unsittlichen Kultwesen schon damals zu dieser Zersetzung beigetragen hat, muß ebenso dahingestellt bleiben wie die Entscheidung in der Frage des Manichäismus
35 bei den Uiguren. Jedenfalls fielen dem T'ang-Reiche auch hier die Erfolge weit mehr durch die Wirkungen seines universalistischen Nimbus zu als durch wirkliche Taten. Kühn gemacht durch die unerwartete Gunst des Schicksals, regte 843 ein sonst nicht bekannter Beamter im Einvernehmen mit einer eben eingetroffenen kirgisischen Gesandtschaft den Plan an, die
40 Staaten von Turkistan zurückzugewinnen, die seit 791 verloren waren (s. oben S. 482). Wu tsung war nicht abgeneigt, aber Li Tè-yü widersprach nachdrücklich. Seine Darlegungen, die in seiner Lebensbeschreibung (*K. T'ang schu* Kap. 174 fol. 15r^o ff.) aufbewahrt sind, lassen den ganzen ungeheuren Niedergang des Weltreiches erkennen, wie dieser sehr nüchtern

denkende und klar blickende Staatsmann ihn dem Kaiser ohne Beschönigung vor Augen hält. Die Staaten der früheren Generalgouvernements Ngan-si und Pei t'ing (Bischbalik) sind tausende von li von Tsch'anggan entfernt, so führte er aus, der Weg dorthin führt durch Ho-si und Lung-yu (Schen-si und Kan-su). Das Heer, das für eine Wiedereroberung 5 nötig wäre, müßte aus unserer Nähe hier abrücken; Ho-si und Lung-yu aber sind ganz in den Händen der Tibeter (s. oben S. 484), so daß man den Weg durch das Gebiet der Uiguren (also vom Nordosten) nehmen müßte. Nun sind zwar die Uiguren jetzt völlig besiegt, aber man weiß nicht, ob ihre Gebiete wirklich von den Kirgisen beherrscht werden. Nehmen wir aber 10 an, daß wir die Länder des Tarim-Beckens wiedergewinnen, dann müßten wir dort einen „Schutzherrn“ (Generalgouverneur) einsetzen; für jeden der zu besetzenden Plätze aber würden wir ein aus chinesischen Truppen bestehendes Heer von mindestens 10000 Mann nötig haben. Woher sollen wir diese Massen nehmen, und auf welchem Wege sollen wir ihnen Proviant 15 zuführen? Wir sind ja die letzten drei Jahre hindurch nicht einmal im Stande gewesen, in dem viel näheren T'ien-tê und Tschên-wu immer den benötigten Proviant zu beschaffen. Wenn wir also wirklich die Länder zurückgewinnen, so würden wir gar nicht im Stande sein, sie zu verwalten. In der Han-Zeit und auch im Anfang der T'ang-Zeit ist es wiederholt vorgekommen, 20 daß auf den Antrag einsichtiger Staatsmänner auswärtige Gebiete aufgegeben wurden, weil man die Hilfskräfte des Landes dafür nicht vergeuden wollte. Und damals handelte es sich um die Preisgabe von etwas, was man im Besitz hatte, wir aber wollen etwas erstreben, was 10000 li von uns entfernt ist. „Ich fürchte, die Barbaren (Kirgisen, s. oben) machen 25 ihre großen Pläne, weil sie wissen, daß die Macht unseres Staates nicht zur Ausführung reicht, und sie täuschen ihre Bereitwilligkeit vor, um von China Gold und Seide zu erlangen. Eure Majestät aber werden nicht auf halbem Wege stehen bleiben können, und so werden Sie etwas Wirkliches fortgeben, um einen Schemen dafür einzutauschen, d. h. die Uiguren- 30 Gefahr, die durch ihre Vernichtung beseitigt ist, durch eine andere zu ersetzen“. Das Unternehmen unterblieb daraufhin. Li Tê-yü hatte richtig geurteilt; die Macht der T'ang reichte nicht entfernt mehr aus, um Turkistan wieder unter ihre Herrschaft zu bringen, auch nicht, nachdem zwischen 850 und 874 die Gebiete am Nordwestausgang wieder an das 35 Reich gekommen waren. Um dieselbe Zeit eroberten die Uiguren, von denen ein Teil sich in Pei-t'ing neu gesammelt hatte, das ganze Turfan-Gebiet bis über Karaschar hinaus nach Westen und gründeten so neben den Arabern ein neues Reich, das sich als letzter Rest einstiger Größe bis zur Mongolen-Zeit im 14. Jahrhundert erhalten hat. In den Staaten des 40 ehemaligen Generalgouvernements aber herrschten die Muslime, und sie würden den Chinesen kaum den Eintritt in das Tarim-Becken gewährt haben. Turkistan blieb, wie Li Tê-yü klar erkannte, für China verloren.

Auch innenpolitisch zeitigte der Untergang des Uiguren-Reiches weit-

reichende Wirkungen. Wir haben gesehen, wie der Manichäismus als Begleiter der uigurischen Macht sich den Chinesen aufzwang und wie seine Verkünder und Bekenner ihre fast exterritoriale Stellung zu wenig sauberen Zwecken ausnutzten (s. oben S. 472). Widerwillig hatte man diesen

5 Zustand mit dem uigurischen Joch ertragen, und es war klar, daß mit dem Zusammenbruch der tragenden Macht auch das Schicksal des Manichäismus im T'ang-Reiche besiegelt war. Wu tsung war ganz dem Taoismus ergeben; wie seine Vorgänger umgab er sich mit Magiern und Wundermännern und vermutlich ist er auch, wie sein Vater Mu tsung (s. oben S. 485), an dem

10 Genuß des „Goldzinnobers“ gestorben, nachdem er vorher die Sprache verloren hatte. Seine Vertrauten waren die Tao-Gelehrten Tschao Kuei-tschên, nach Li Tê-yü Worten „ein Verbrecher aus der Zeit King tsungs“, und Liu Hüan-tsing, der 842 einen hohen Hofitel erhalten hatte. Zum Verdruß der konfuzianischen Beamten und wohl auch der Eunuchen

15 flüsterten diese Künstler dem urteilslosen Monarchen ihre Gedanken ein. Sie sind auch in erster Linie verantwortlich für die Maßnahmen, die jetzt gegen die fremden Lehren als die Konkurrenten des gewerbsmäßigen Taoismus angeordnet und mit unerhörter Härte durchgeführt wurden. Auch den Konfuzianern waren diese Kulte der „Barbaren“ natürlich von

20 jeher anstößig, und hier mögen sich die beiden einheimischen Systeme, sonst meist bitter miteinander verfeindet, in dem gleichen Wunsche getroffen haben. Mit dem Manichäismus fing die Verfolgung an. Im Jahre 843 wurde durch Edikt verordnet, daß die „außerhalb der Hauptstadt wohnenden oder den Kultus-Kontrolleuren (in Lo-yang) unterstehenden Uiguren

25 sämtlich gezwungen werden sollten, Kappe und Gürtel (d. h. chinesische Kleidung) zu tragen. (Also das Gegenteil von der Verordnung des Jahres 779 s. oben S. 470.) „Ferner“, so fügen die Annalen hinzu, „sind Tempel und sonstige Baulichkeiten, Geld oder Habseligkeiten der Uiguren und Manichäer durch die Kultus-Kontrolleure bei den Polizei-Behörden und bei

30 dem Gouvernement der Hauptstadt amtlich einzutragen und zu verwahren“. Zuwiderhandelnde seien mit der strengsten Strafe zu belegen. „Auch sollten die Kultus-Kontrolleure in den Uiguren-Lagern und die Beamten in den beiden Hauptstädten die manichäischen Schriften und Statuen öffentlich verbrennen“. Nach buddhistischen Angaben sollen dabei in der

35 Hauptstadt siebzig manichäische Priesterinnen (?) umgekommen sein; diejenigen, die sich bei den Uiguren aufhielten, wurden in die Provinzen verbannt (?), über die Hälfte kam um. Dieser Bannfluch über die bisher gezwungenerweise geduldete Religion des vernichteten Bedrückers, der wohl als staatspolitische Maßnahme auch mit auf Li Tê-yü zurückzuführen

40 ist, trieb Tschao Kuei-tschên und Genossen zur Ausnutzung der Lage und zur Ausdehnung der Verfolgung auf alle fremden Religionen, d. h. die der Mazdäer, Nestorianer und vor allem der Buddhisten. Wir wissen über das Schicksal der ersteren beiden in China im Einzelnen nichts, wohl aber wurde ihr Kult, der unter Kao tsu und T'ai tsung nach China gelangt war

(s. oben S. 370), zugleich mit dem Buddhismus getroffen. In den Berichten, in denen die Ausrottung der fremden Lehren gefordert wird, heißt es ausdrücklich, daß „nach der Vernichtung des Buddhismus und der Beseitigung der ketzerischen Lehren die Kulte von Ta-ts'in (Chaldäa, Nestorianismus) und von den *mu-hu* (awestisch *moyu*, Magier Mazdäer) nicht allein erhalten 5 bleiben dürfen“ (*K. T'ang schu* Kap. 18a fol. 24r^o). Die darauf ergangenen Edikte Wu tsungs von 845 (die T'ang-Annalen haben vier überliefert) sprechen allerdings fast nur vom Buddhismus, aber in dem letzten und radikalsten wird auch hinsichtlich „der mehr als dreitausend zählenden Nestorianern und Mazdäer“ verfügt, daß „sie in das bürgerliche Leben 10 zurückzukehren haben und nicht die Sitten des Mittelreiches in Verwirrung bringen dürfen“. Der Buddhismus, im ganzen Reiche verbreitet und durch die Gunst des Hofes zu reichster Blüte gefördert, trat natürlich mit seiner Fülle und seinem glänzenden Pomp weitaus am stärksten in die Erscheinung. Darum trafen ihn auch der Haß der Gegner und ihr Werkzeug, das Macht- 15 gebot des Herrschers, am schwersten. Zunächst wurde auf kaiserliche Anordnung die Anzahl der buddhistischen Kultstätten und der Śramaṇas im Reiche festgestellt. Das Ergebnis war: 4600 größere Klöster, 40000 kleinere, 260500 Mönche und Nonnen. Schon drei Monate später konnte die Verminderung dieser Zahlen verfügt werden. Über die darauf erfolgten Vor- 20 schläge der konfuzianischen Staatskanzlei ging Wu tsung, ganz unter dem Einfluß der Taoisten, in einem dritten Edikt noch erheblich hinaus; in den größeren Verwaltungsbezirken (*tschou*) sollten vorläufig die besonders schönen Klöster erhalten bleiben, alle die aber, die in Verfall seien oder davor ständen, zerstört werden, die kleineren sollten alle verschwinden. 25 Die Kulthandlungen, die von den Beamten an den Todestagen der Kaiser in buddhistischen Tempeln vollzogen wurden, seien in taoistische Heiligtümer zu verlegen. Die Maßnahme läßt zwei wichtige Tatsachen erkennen: einmal nahmen die buddhistischen Tempel auch an dem konfuzianischen Staatskultus Teil, und ferner hatten auch die Taoisten bereits in Nach- 30 ahmung der buddhistischen Organisation Tempel gegründet und somit Gemeinden gebildet (vgl. I, 420 und unten). In den beiden Hauptstädten sollten je zwei Klöster mit dreißig Mönchen erhalten bleiben (die Staatskanzlei hatte zehn beantragt). Weiter wurde dann beantragt, alle Statuen, Glocken und Musikplatten aus Bronze oder Eisen, Gold oder Silber in den 35 zerstörten Tempeln abliefern und einschmelzen zu lassen, einschließlich solcher Gegenstände, die sich im Privatbesitz befänden. Alle Anhänger der fremden Religionen sollten wieder in das bürgerliche Leben zurückkehren, soweit sie Ausländer seien, in ihre Heimat zurückgeschickt werden. Auf diesen Antrag hin erging dann im Herbst 845 das berühmte große 40 Edikt, das nach einem geschichtlichen Rückblick unter maßlosen Schmähungen des Buddhismus als des Hortes der Arbeitscheu, der wirtschaftlichen Unfruchtbarkeit, der Prunksucht und Verschwendung auf Kosten des arbeitenden Volkes, der Sittenlosigkeit und Staatsgefährlichkeit die

völlige Ausrottung der indischen Lehre und ihres gesamten Kultus anordnet. „Man soll sie austreiben, die Herumtreiber und Nichtsteuer, das Gesindel ohne Beschäftigung, das schon die Hunderttausende überschritten hat, und man soll ihre lackierten und unnötigen Häuser zerstören, warum
5 sollen sie in die Millionen wachsen? Von nun ab wird die reine Stille (taoistischer Ausdruck) die Menschen mahnen, daß sie nach der Norm des Nicht-machens (*wu wei* s. I, 203) streben, Sorglosigkeit und Leichtigkeit werden die Regierung ebnen, so daß das Werk der Vereinheitlichung der Sitten vollendet wird usw.“. Man sieht schon aus der Fassung des Edikts,
10 daß diese Buddhisten-Verfolgung, wenn nicht ganz, so wenigstens zum weitaus größten Teile taoistischen Ursprungs war, genau wie einst die von 446 im Wei-Reiche (s. oben S. 203), wenngleich die Stellung eines Fu Yi (s. oben S. 390), eines Han Yü (s. oben S. 490) und sehr vieler anderer Konfuzianer dem Buddhismus gegenüber nicht verschieden war von der,
15 die sich hier kundtut. Li Tê-yü hielt es auch für angezeigt, an der Spitze der Beamtenschaft dem Kaiser Glückwünsche zu seinem Vorgehen auszusprechen, aber wir wissen andererseits, daß die Śramaṇas in den Provinzen heimlich Unterstützung bei den Behörden fanden. Indessen wurden Wu tsungs Erlasse doch furchtbarste Wirklichkeit: ganz beiläufig erfährt
20 man aus den Kapiteln der T'ang-Annalen über die Wirtschaft, daß „44600 Klöster, Caturdeśas (kleinere Klöster) und Āraṇyakas (Einsiedeleien) zerstört, 260500 Mönche und Nonnen in die Steuerlisten eingetragen, 150000 zu Sklaven und Millionen von Morgen Landes zu Acker gemacht wurden“ (*T'ang schu* Kap. 52 fol. 11v⁰). Weiter wurden von der Auf-
25 hebung „über 2000 Nestorianer und Mazdäer“ betroffen. Wir brauchen die Angaben nicht wörtlich zu nehmen — die Zahlen sind die nämlichen wie die in dem Berichte festgestellten —, aber immerhin war der Schlag so stark, daß der Buddhismus in seiner Blüte geknickt wurde: buddhistische Gelehrsamkeit und Kunst, buddhistische Prachtentfaltung und Stellung
30 in Staat und Gesellschaft hatten im 7. bis 9. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht, die Zerstörungen von 845 richteten einen Schaden an, der nicht wieder völlig behoben worden ist, wobei freilich eine offene Frage bleiben muß, ob hier nicht andere Ursachen, wie Verfall der kaiserlichen Macht, zunehmender Einfluß des Literatentums und abnehmende
35 Gunst des Hofes mitgewirkt haben. Die Verfolgung der Buddhisten hat nicht langer gewährt als Wu tsungs kurzer Lebensrest. Er starb, zweiunddreißigjährig, im Frühling 846. Ein unmittelbar vor dem Ableben erschienenenes Edikt hatte einen Bruder Mutsungs, also den Oheim Wu tsungs, an Stelle des noch im Kindesalter befindlichen Sohnes zum Nach-
40 folger bestimmt; es ist der Kaiser Sün tsung, der als sechsunddreißigjähriger Mann wenigstens über einen eigenen Willen verfügte, mit dem er auch gute Absichten verband. Sofort nach seiner Thronbesteigung, zwei Monate nach Wu tsungs Tod, wurde die Anordnung über den Buddhismus zurückgenommen und das ganze Taoisten-Nest im Palast ausgehoben.

Tschao Kuei-tschên und elf seiner Genossen büßten mit dem Tode, „weil sie Kaiser Wu tsung durch Täuschungen verführt hatten, den Buddhismus zu zerstören“. Nach dem *T'ung-kien* wurden sie zu Tode geprügelt. Bei dieser Kürze der Zeit kann die Zerstörung nicht einen solchen Umfang gehabt haben wie man nach den Angaben der Chronisten annehmen 5 müßte, und Ssë-ma Kuang bemerkt denn auch unter dem ersten Regierungsjahre Sün tsungs nicht ohne Bitterkeit, daß „Fürst und Minister miteinander wetteiferten, die Maßnahmen der Jahre vorher wieder gut zu machen, so daß alle Mißstände des Mönchs- und Nonnenwesens wieder blühten wie früher“. Freilich der Reichtum an wertvollem Landbesitz 10 der Klöster war verloren und ist es anscheinend auch zum größten Teile geblieben; die Enteignungen konnten nicht mehr rückgängig gemacht werden, wenn man nicht unter den neuen Eigentümern eine gefährliche Unruhe hervorrufen wollte. Hier war ja ohnehin eine wichtige Quelle für die Abneigung des Beamten- und Literatentums: die Ansammlung des 15 riesigen Grundbesitzes in der toten Hand, die Verschwendung des Volksvermögens auf den Pomp des Kultus, der Anblick der hunderttausende von Drohnen, die auf Kosten der arbeitenden Bevölkerung lebten und keinen Ahnendienst kannten, waren dem Konfuzianer unerträglich. Nur deshalb konnte der taoistische Brotneid gegen den aus- 20 ländischen Konkurrenten soviel Wohlwollen bei den Literaten finden. Aber trotz alledem war der Buddhismus in den breiten Massen des Volkes, zur T'ang-Zeit auch noch in großen Teilen der gebildeten Schichten, viel zu stark verwurzelt, als daß es möglich gewesen wäre, ihn in kurzer Frist zum Absterben zu bringen oder mit roher Gewalt herauszureißen, er hat 25 sich deshalb auch nach der Verfolgung von 845, soweit es möglich war, bald wieder erholt und noch weitere Stürme der Zeit überdauern können. Anders war es mit den übrigen fremden Religionen, die erst seit viel kürzerer Zeit in chinesischen Boden eingesenkt waren. Ihnen hat Wu tsungs Bannfluch den Untergang gebracht, wenn sie auch noch eine Zeit lang 30 in entlegeneren Gebieten des Reiches oder im Schoße geheimer Sekten in verzerrter Form ein kümmerliches Dasein gefristet haben. Der Manichäismus, der ebenso wie das nestorianische Christentum über weite Gebiete des Reiches, auch südlich vom Yang-tsë bis nach Fu-kien und darüber hinaus, seine Anhänger gehabt haben muß, die von Marco Polo im 13. Jahr- 35 hundert noch angetroffen wurden (wenn keine Verwechslung vorliegt), ist in den Lehren der Geheimsekten noch im 17. Jahrhundert, vielleicht noch später, nachweisbar. Die Nestorianer, die von den Chinesen (vielleicht auch von Marco Polo) oft mit den Manichäern verwechselt werden, hatten ihre Gemeinden in Mittel-Asien noch zur Mongolen-Zeit im 13. 40 und 14. Jahrhundert, aber in China waren sie am Ende des 10. Jahrhunderts nahezu verschwunden, wenn auch am Yang-tsë noch am Ende des 13. Jahrhunderts Spuren von ihnen nachgewiesen sind. Ebenso finden sich von den Mazdäern noch am Anfang des 12. Jahrhunderts einzelne Kultstätten

in K'ai-fêng und in Tschinkiang (am Yang-tsë), aber dies müssen auch die letzten Reste gewesen sein. Während von den beiden erstgenannten Religionen auch noch literarische Denkmäler in China vorhanden sind, vom Manichäismus ein in Tun-huang gefundener Traktat über die Lehre Manis
 5 aus der Zeit um 900 und mehrere kleinere Bruchstücke, vom Nestorianismus ausser der berühmten „Inscription von Si-ngan fu“ von 781 mehrere ebenfalls in Tun-huang gefundene kürzere Erbauungsschriften, die bis in die Zeit 635 bis 638 zurückgehen, ist vom Mazdäismus bisher keine Spur einer schriftlichen Aufzeichnung entdeckt worden, obwohl nach
 10 arabischen Berichten in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts im Süden in Khanfu (Kanton) neben zahlreichen Muhamedanern, Nestorianern und Juden auch „Magier“, also wohl Mazdäer vorhanden gewesen sein sollen (s. unten). Über die sonstigen Schicksale dieser fremden Lehren auf chinesischem Boden wissen wir nichts.

15 Mit dem Thronwechsel 846 stürzte auch Li Tê-yü und seine gesamte nicht kleine Klientele. Der allmächtige Großkanzler war dem neuen Herrscher wegen seiner Eigenmächtigkeit seit langem verhaßt, und Süan tsung's erste Regierungshandlung war die Entfernung aus seinen sämtlichen hauptstädtischen Ämtern. Nachdem der Gestürzte in schnellem Wechsel
 20 verschiedene Provinzial-Stellungen inne gehabt hatte, wurde er auf die Anklagen eines ehemaligen Schützlings hin nach Kuang-tung verbannt, wo er 849 in Yai tschou auf Hai-nan starb. Zugleich wurden alle seine Gegner — und es waren ihrer nicht wenige —, vor allen die von ihm mit besonderem Haß verfolgten Li Tsung-min und Niu Sêng-ju (s. oben
 25 S. 488), die beide seit 844 in Kuang-tung und Hu-nan in der Verbannung lebten, aus ihren Strafstellungen wieder zurückgerufen. Li Tsung-min starb 846, ehe er noch seinen Verbannungsort Fêng-tschou bei Wu-tschou am Westfluß (I, 15) hatte verlassen können. Süan tsung hielt es für seine erste Pflicht, die seinem urteilslosen Vorgänger auferlegten Härten
 30 und Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen.

Im übrigen blieb der Zustand des Reiches unsicher wie zuvor. Es war jetzt weit weniger die auswärtige Lage, die zu Besorgnissen Anlaß gab, als vielmehr die innere, wo die Gefahr sich immer drohender erhob. Die überlieferungsmäßigen Feinde im Nordwesten waren durch innere Zer-
 35 rissenheit gelähmt. Ein Einbruch der Tibeter gemeinsam mit den Tanguten und den Resten der Uiguren in die Grenzgebiete nördlich vom Wei-Tal 847 konnte mit Hilfe der tapferen Scha-t'o (s. oben S. 482) leicht abgewehrt werden. Die Ursache für den Angriff dürfte nicht bloß in der günstigen Gelegenheit zu suchen sein, die sich durch die Trauer um den
 40 verstorbenen Wu tsung ergab, wie die Historiker behaupten. Für die Uiguren als Volk war das letzte Ende gekommen. Nachdem Tschang-wu's Angriff gegen die Hi ihre kümmerlichen Reste von dort vertrieben hatte (s. oben S. 493), flohen sie mit ihrem Khagan weiter nach Norden zu den tungusischen Schi-wei, die zwischen dem Flusse

Keruleng und dem Amur wohnten, und diese nahmen sie als Untertanen auf. Aber das unglückliche Volk sollte keine Ruhe mehr finden: die Kirgisen, vielleicht von den Chinesen angestiftet, fielen 848 über die Schi-wei her, bemächtigten sich der völlig wehrlos gewordenen Uiguren und brachten sie als Gefangene nach „nördlich der Wüste“. Dort fristeten sie, gänzlich verkommen, „in Bergen und Wäldern“ als Räuber ihr Dasein. Andere uigurische Stämme, die zuletzt im nördlichen Turkistan gesessen hatten, gründeten im Kao-tsch'ang (Turfan) einen neuen Staat, der nach den islamischen Quellen als das Land der Toghuzghuz (d. h. *kiu sing* der „neun Stämme“) bekannt ist und zeitweilig wieder eine größere Bedeutung erlangt haben muß. Andere Teile zogen sich allmählich nach dem nordwestlichen Kan-su, wo sich in Kan-tschou ein neuer Khagan aufsetzte (vgl. oben S. 493). Bis zum Ende des 13. Jahrhunderts haben sie hier in Gruppen als friedliche Händler gesessen, sie schickten ihren Tribut an den Hof und machten mit den Chinesen in Kan-su und Schen-si ihre Tauschgeschäfte. Sie pflegten noch oft auf ihre früheren Heiratsbeziehungen zu der kaiserlichen Familie der T'ang hinzuweisen und liebten es, die Chinesen als Oheime zu bezeichnen, so wie diese sie Neffen nannten. Als geschlossenes und einst so kriegerisches Volk aber verschwinden sie aus der Geschichte. Auch die Tibeter, im Innern in einzelne Stämme und feindselige Gruppen gespalten, blieben im ganzen auf ein friedliches Verhältnis bedacht, und in den mehr und mehr von ihnen preisgegebenen Gebieten von Kan-su und Schen-si bis nach dem am äußersten Ende gelegenen Scha tschou (Tun-huang) hin kam die chinesische Regierungsgewalt wieder zur Geltung (vgl. oben S. 494). Während dieser Jahre war es mehr das tangutische (Tang-hiang) Hirtenvolk in dem östlichen Randgebiete des Kuku-nor-Landes südlich vom Huang ho, das ein Element der Unruhe war und die chinesischen Siedlungen heimsuchte. Ssë-ma Kuang macht einige lehrreiche Angaben dazu, die nach dem, was wir früher sehen konnten, nichts Überraschendes haben. „Der Kaiser erfuhr“, schreibt er unter dem Jahre 851, „daß die Aufstände der Tanguten ihre Ursache darin hatten, daß die militärischen Grenzkommandanten, begierig nach den Schafen und Pferden der Einheimischen, oftmals diese auf betrügerische Weise ihres Eigentums beraubten oder sie ungerechtfertigterweise mit dem Tode bestraften. Die Tanguten gerieten darüber in maßlose Wut und Erbitterung, und daraus entstanden die Aufstände“. Man wählte daher jetzt konfuzianisch gebildete Beamte (*ju tsch'ên*) aus, die „an Stelle der Habsucht und Grausamkeit der Grenzkommandanten ständig Warnung und Aufmunterung üben sollten. Seitdem blieben die Tanguten ruhig“. Die Erfahrung hat freilich oft genug gezeigt, daß auch die konfuzianische Bildung keine Sicherheit gegen Habsucht und Grausamkeit bot.

Während so im Norden an den Grenzen allmählich die Ruhe der allgemeinen Erschöpftheit eingetreten war, hatte sich im Süden in dieser Ver-

fallzeit der T'ang, unverwehrt, ja kaum beachtet, ein neues Machtzentrum zu völliger Unabhängigkeit vom Reiche, schließlich in Feindschaft zu ihm entwickelt. Das Königreich Nan-tschao in Yün-nan, das unter seinem Herrscher Yi-mou-sin ein wertvoller Helfer der T'ang geworden war
 5 (s. oben S. 450 f.), hatte auch in der Folgezeit unter den Nachfolgern diese Haltung zunächst beibehalten. Der Staat hatte sich innerlich weiter gefestigt, man hatte 809 die im Jahre 765 gegründete Stadt Tschê-tung tsch'êng (Yün-nan schêng, s. oben S. 449) unter dem neuen Namen Schan-tsch'an — ein alter Stammesname — zur östlichen, Ta-li zur west-
 10 lichen Hauptstadt gemacht, der Buddhismus herrschte im Lande mit gleichem Pomp wie unter den T'ang, im übrigen galt der Konfuzianismus als staatliches Kultsystem. In dem Maße aber, wie die Macht des Suzeräns innerlich verfiel, lockerte sich bei den selbstbewußten Herrschern der Wille zur Vasallenschaft. Sie empfingen zwar noch die kaiserliche Investitur,
 15 führten aber eigene Jahresbezeichnungen und schickten keine Tributgesandtschaften mehr. Seit 814 begannen Übergriffe des Süd-Staates in die benachbarten Gebiete des südlichen Ssê-tsch'uan, die zu Zusammenstößen mit dem in Tsch'êng-tu residierenden kaiserlichen Gouverneur führen mußten. Im Jahre 840 kam Li Tê-yü auf diesen Posten, zu der
 20 Zeit, als Fêng-yu, ein sehr unternehmungsfroher und kriegerischer Herrscher, in Nan-tschao regierte. Li setzte das Land planmäßig in einen solchen Verteidigungszustand, daß der König sich aller weiteren Angriffe enthielt und die bisher weggeführten Bewohner auf Lis Forderung hin zurückgab. Dafür richtete dieser seine Aufmerksamkeit nach Süden und bemächtigte
 25 sich 846 gewisser Gebietsteile von Ngan-nan (hier wohl das südliche Yün-nan und Tongking), das dem in der Stadt Kiao-tschi (südlich von Ngan-p'ing an der Grenze von Yün-nan und Tongking) residierenden Generalgouverneur der T'ang unterstand, und erweiterte diese Eroberungen noch erheblich im Jahre 858. Ebenso griff er nach Mien (Birma) hinüber, das
 30 um seinen Schutz gegen die Angriffe gewisser Bergvölker gebeten hatte, und drang weit in die Gebiete des heutigen Kuei-tschou ein. So war Nan-tschao unter König Fêng-yu zur Großmacht, und zwar von konfuzianischem Gepräge, geworden, und jetzt begann man in Tsch'ang-ngan besorgt zu werden. Man verweigerte dem Sohne Fêng-yus, Schi-lung (oder Ts'iu-lung),
 35 der 859 den Thron bestiegen hatte, die Investitur, worauf der erbitterte Jüngling, er zählte erst sechzehn Jahre, sich selbst den Titel „Kaiser (*huang-ti*) von Ta-li“ (nicht der Name der Stadt) beilegte. Die Eroberungszüge nach Süden und nach Ssê-tsch'uan wurden fortgesetzt, und die kaiserlichen Behörden, im Bewußtsein ihrer gänzlich unzulänglichen Macht-
 40 mittel, schwankten zwischen der dadurch bedingten schwächlichen Haltung und törichten Herausforderungen. Die ganze Regierungszeit Schilungs war mit Kämpfen gegen die chinesischen Truppen im Süden und Norden angefüllt. Die Chinesen schreiben sich mehrere Siege zu, aber die Tatsachen sprechen dagegen. So wurde 863 in der Stadt Kiao-tschi

die chinesische Garnison eingeschlossen und nach dem Fall der Stadt niedergemacht. In den Garnisonen von Kuang-si, der damaligen Provinz Kuei tschou, begannen die nordchinesischen Truppen unruhig zu werden; sie waren für drei Jahre verpflichtet, nach Ablauf von sechs aber noch nicht abgelöst, weil das Geld für die Entsendung neuer Truppen fehlte. Im Sommer 868 begannen die gesamten Kontingente zu meutern, sie erschlugen die Offiziere und zogen unter ihrem Führer P'ang Hün plündernd nach Norden. Bis nach Sütshou in Nord-Kiang-su gelangten die Scharen, ehe man im Stande war, sie aufzuhalten, und 70000 Mann mit einer Abteilung von mehreren tausend Scha-t'o-Reitern waren nötig, um im Jahre darauf die mit dem Mute der Verzweiflung kämpfenden Truppen zu vernichten. Die türkischen Reiter wüteten furchtbar unter ihnen; was nicht niedergemacht wurde, kam in den Fluten der Flüsse von Kiang-su um, fünfzig *li* waren mit Leichen bedeckt, und mehr als 20000 wurden die Köpfe abgeschlagen. Im Jahre 870 konnte die Streitmacht von Nan-tschao bis nach Tsch'êng-tu vordringen, nachdem sie die südlich davon gelegenen Städte in Ssë-tsch'uan erobert hatte. Dieser Kriegszug war die Vergeltung dafür, daß der Militärgouverneur von West-Ssë-tsch'uan eine Gesandtschaft, die Schi-lung an den Hof der T'ang schicken wollte, hatte festnehmen und niedermetzeln lassen. Alles das sieht nicht nach militärischer Überlegenheit aus. Immerhin war es dem neuen chinesischen Militärgouverneur Kao P'ien, einem außerordentlich geschickten und umsichtigen Manne, im Jahre 866 gelungen, die Gebiete von Ngan-nan endgiltig zurückzugewinnen und durch Verbindung mit den Tibetern Schi-lung bis zu seinem Tode 877 aus Ssë-tsch'uan zu verdrängen und politisch wie militärisch in die Enge zu treiben. Aber Kao war auch ein einsichtiger Staatsmann, der die Schwäche der Regierung von Tsch'ang-ngan nur zu gut kannte, daher riet er dauernd zum Frieden und zu der von dem südlichen Staate gewünschten Heiratsverbindung. Er fand zunächst wenig Gehör, und als von Schi-lungs Nachfolger, Lung-schun, in den T'ang-Annalen Mêng Fa genannt, 879 eine Gesandtschaft eintraf, erklärten die Literaten bei Hofe, daß „diese Revolte fernwohnender Barbaren nur durch Verführung seitens buddhistischer Bonzen hervorgerufen sei, und die Verhandlung über eine Heiratsverbindung mit ihnen China dem Gelächter künftiger Geschlechter preisgeben würde“. Zudem hätte der König sich in seinem Schreiben der Form eines Gleichstehenden statt der eines Versallen bedient, so daß eine Verhandlung mit ihm unzulässig sei. Aber schließlich drang Kao P'iens dringende Warnung doch durch, und der Kaiser — es war Hi tsung —, „der in seiner Unwissenheit und Schwäche die Lage nicht beurteilen konnte“ (*T'ang schu* Kap. 222^b fol. 12r⁰), befahl 880 den Abschluß des Friedens; auch eine Prinzessin wurde dem Könige zugesprochen. Das Ganze war indessen unter dem Druck der inneren Ereignisse (s. unten) geschehen: als in dem Todeskampfe der T'ang eine (scheinbare) Pause

eintrat, glaubte man, anderen Sinnes werden zu dürfen, und setzte diese Erkenntnis in einen niederträchtigen Verrat um. Die Heirat sollte nach langem Hinzögern seitens der Chinesen endlich stattfinden, 885 sandte Lung-schun seine drei hervorragendsten Minister nach Tsch'ang-ngan, 5 um die Braut abzuholen. Kao P'ien, der diese Männer kannte, riet dem Kaiser, sie niemals zurückkehren zu lassen, da ohne sie Nan-tschao unter seinem allen Ausschweifungen ergebenden Könige hilflos sein würde. Man solle den Gesandten Gift geben, „so würde man die Barbaren verderben“. „Der Kaiser stimmte zu, die drei Gesandten erlitten den Tod“. Es war 10 eine der letzten Taten eines verkommenen, untergehenden Geschlechts. Lung-schun hat seine Braut nie erhalten, aber auch zur Vergeltung war dieser Lüstling zu schwach. Im Jahre 897 wurde er von einem Manne seiner Umgebung ermordet. Sein Sohn Schun-hua folgte auf ihn. Eine Gesandtschaft, die dieser an den Hof schickte, wurde über Ssë-tsch'uan 15 nicht hinausgelassen. Der Militär-Gouverneur von Kien-nan, Wang Kien, ein ehemaliger Räuberführer, der, wie mancher Andere damals, sich zu einem selbständigen Territorialherrscher gemacht hatte (s. unten), riet dem Kaiser Tschao tsung, der Botschaft „des kleinen Barbaren-Fürsten“ keine Beachtung zu schenken. Der völlig machtlose Kaiser (s. unten) 20 konnte diesem Rat nur folgen. „Danach herrschte im Mittelreiche das Chaos, und mit Nan-tschao bestand keine Verbindung mehr“, so schließen die T'ang-Annalen ihren Bericht. Auch die Dynastie Mêng von Nan-tschao fand ihr Ende: 902 starb Schun-hua, vermutlich durch Mörderhand, ein Minister Namens Tschêng Mai-ssë bemächtigte sich des Thrones, 25 nachdem er den einzigen kleinen Sohn des Königs getötet und die gesamte Sippe der Mêng, etwa 800 Personen, hatte umbringen lassen. Unter anderen Namen hat der große Südwest-Staat dann noch bis in das 13. Jahrhundert bestanden.

Das herannahende „Chaos im Mittelreiche“, von dem die T'ang Annalen 30 sprechen, konnte der Kaiser Süan tsung trotz guten Willens so wenig aufhalten wie einer seiner Nachfolger. Die Eunuchen zwar, das eine der beiden Grundübel, hielt er unter starkem Druck, und sie hatten keine guten Tage unter ihm. „Seit seiner Thronbesteigung“, sagt Ssë-ma Kuang, „verfolgte er die Bande, die einst Hien tsung ermordet hatte 35 (s. oben S. 485); von den Eunuchen, den Anhängern der weiblichen Verwandtschaft des Kaisers und den Angestellten des östlichen Palastes (d. h. des Thronfolgers und der Kaiserin-Mutter) verbargen sich viele vor der Strafe“. Aber er selbst verfiel mit zunehmendem Alter ebenfalls wieder den dunklen Künsten der Taoisten, und der Genuß eines Heiltranks 40 von ihnen kostete ihm im Herbst 859 das Leben. Süan tsung war unter den Epigonen der T'ang zwar keine Leuchte, aber doch der gewissenhafteste und redlichste. Die Chronisten rühmen seine klare Einsicht und sein sorgfältiges Urteil, seine Zugänglichkeit für die Vorstellungen Anderer, seine Sparsamkeit und seine Rücksicht für das Volk. „Seine Regierung priesen

die Leute bis zum Untergange der T'ang als die beste und nannten ihn den kleinen T'ai tsung“ (*T'ung-kien, ta-tschung* 13. Jahr). Nach unserem Maßstabe scheint freilich die letzte Bezeichnung nicht ganz gerechtfertigt. Immerhin steht sein Bemühen, gerecht zu sein und dem Volke keine unnötigen Lasten aufzubürden, in wohlthuendem Gegensatze zu der Zügellosigkeit seiner Vorgänger. Es ist kennzeichnend für ihn, daß er dem Antrage eines Literaten, dem buddhistischen Kultus keine Förderung mehr angedeihen zu lassen, im Jahre 852 nur deswegen zustimmte, weil ihm dessen schwere Nachteile für die Volkswirtschaft bedenklich waren, daß er aber von einer Herabsetzung der Religion als solcher sich fernhielt. 10 Nur aus volkswirtschaftlichen Rücksichten sollte hinfort Niemand mehr Mönch oder Nonne ohne besondere Genehmigung werden dürfen. Es wird auch kein Zufall sein, daß wie die Eunuchen, so auch die Provinzialgewaltigen unter seiner Regierung nicht zu sichtbarer Geltung kamen. Nur in der Frage seiner Nachfolge scheint seine gerühmte klare Einsicht 15 getrübt worden zu sein, obwohl die Nachrichten darüber Raum für Zweifel lassen. Er konnte sich während seiner Regierung nicht entschließen, einen Thronfolger zu ernennen, weil er seinen dritten Sohn, den Prinzen von K'uei, den er am meisten liebte, dazu zu machen wünschte, andererseits aber den ältesten und erbberechtigten nicht zu übergehen wagte. Als er 20 in Folge der Medikamente seines taoistischen Arztes unerträgliche Schmerzen bekam und den Tod herannahen fühlte, beauftragte er heimlich drei Eunuchen aus dem Palaste des Prinzen von K'uei, gemeinsam mit einigen anderen Vertrauten diesen auf den Thron zu erheben. Der Plan rief aber als ein Verstoß gegen das Gesetz unter den Eingeweihten selbst Widerspruch 25 hervor; als man bei Sün tsung Vorstellungen erheben wollte, lebte er bereits nicht mehr, und so beschloß man, selbständig zu handeln. Die drei Eunuchen wurden beschuldigt, den kaiserlichen Befehl gefälscht zu haben, worauf sie, von Furcht ergriffen, „niederfielen und um ihr Leben baten“; dann begab man sich zu dem ältesten Sohne, und „erließ ein Edikt (im 30 Namen des toten Kaisers), durch das er zum Thronfolger ernannt wurde“. So bestieg der sechszwanzigjährige Yi tsung den Thron, die Eunuchen wurden hingerichtet. Wenn Sün tsung wirklich den Auftrag an die Eunuchen erteilt haben sollte, so müßte dies in der Agonie des Sterbenden geschehen sein; bei seiner Abneigung gegen die Eunuchen ist die Fälschung wahr- 35 scheinlicher. Kennzeichnend für die geschwächte Stellung der letzteren ist aber die zaghafte Haltung der drei angeblichen Vertrauensleute. Die Eunuchen pflegten sonst robuster in ihrem Verfahren zu sein.

Yi tsung war in allem ungefähr das Gegenteil von seinem Vater. Statt des letzteren landesväterlicher Sparsamkeit zeigte er einen nicht zu hem- 40 menden Hang zu Festen, Vergnügungen und Reisen, mit denen eine ungeheure Verschwendung an Geld und Menschenkräften verbunden war. Mehr als hunderttausend Menschen waren oft nötig, um den kaiserlichen Zug mit seinen Scharen von Musikanten, Damen, Dienern und Begleitern

zu befördern, eine unerträgliche Last für die betroffene Bevölkerung. Hatte Süan tsung den Buddhismus aus wirtschaftlichen Rücksichten eingeschränkt, so förderte Yi tsung ihn mit allen Mitteln. Die Verbote über Eintritt in die Kirche wurden aufgehoben, neue Klöster wurden gebaut, 5 und selbst im Palast entstand ein buddhistisches Heiligtum, wo „der Kaiser selbst die Sūtras rezitierte und indische Texte abschrieb“. Im Jahre 873, dem letzten seiner Regierung, ließ er in derselben feierlichen Weise wie 819 Hien tsung (s. oben S. 490) denselben Buddha-Knochen aus Fêng-siang in den Palast einholen, wo er ihm mit Ehren huldigte, die „selbst 10 die beim Opfer an Himmel und Erde“ überstrahlten. Die zahlreichen Einwände der Beamten, die an Hien-tsungs bald nach der Einholung erfolgten Tod erinnerten — er starb ein Jahr danach auf geheimnisvolle Art (s. oben S. 485) —, tat er mit den Worten ab: „wenn mir im Leben dieser Anblick vergönnt gewesen ist, so soll mich auch das Sterben nicht reuen“ (*T'ung-* 15 *kien*, *hien-t'ung* 14. Jahr). Tatsächlich starb auch Yi tsung kaum vier Monate nach der Einholung im Sommer 873.

Im Lande wurden währenddessen die ersten Wetterzeichen kommenden Verderbens sichtbar. Gleich nach dem Regierungsantritt Yi tsungs 860 brach in den damals noch ganz entlegenen Gegenden des östlichen Tschê- 20 kiang unter der Bauernbevölkerung ein Aufstand aus, dessen Ursache in irgend einer örtlichen Notlage zu suchen sein wird. Da das Land dort immer besonders friedlich gewesen war, hatten die Provinzialbehörden nicht einmal ein Häuflein Soldaten zur Hand, um mit der wilden Schar fertig zu werden. Schnell zusammengeraffte kriegsunkundige Leute mit- 25 samt den Beamten wurden von den Rebellen völlig aufgerieben, und nun „strömte heimatloses und lichtscheues Gesindel zu Zehntausenden von allen Seiten herbei“, was bei den Zuständen im Reiche leicht verständlich war. Der Anführer nannte sich „Feldmarschall des Reiches“, Städte und Ortschaften wurden von ihm besetzt, und es bedurfte des Aufgebotes der 30 Truppen der nächsten Provinzen, um der Bewegung die Spitze bieten zu können. Schließlich wurde der zeitweilige Generalgouverneur von Ngan-nan, Wang Schi, ein Mann, der, „obwohl der Abkömmling einer konfuzianischen Gelehrtenfamilie (der Konzessiv-Satz ist bezeichnend für Ssë-ma Kuangs Anschauung), wegen seines bestimmten und Gehorsam fordernden 35 Wesens bei Chinesen und Barbaren in Ngan-nan weit und breit bekannt war“ (*T'ung-kien*, *hien-t'ung* 1. Jahr), mit der Niederwerfung des Aufstandes betraut, und zwar erst nachdem der Widerstand der Eunuchen überwunden war, die angeblich wegen der hohen Kosten der Entsendung einer großen Heeresmacht widersprachen. Der Aufstand hatte sich bereits 40 nach den westlichen Teilen von Tschê-kiang ausgedehnt, und die Empörer planten, nach Norden zum Yang-tsë zu ziehen und von Yang-tschou aus die Hauptzufuhrgebiete der Kaiserstadt zu besetzen. Wang Schi gelang es nach mehrfachen harten Kämpfen, die Rebellen zu vernichten und ihre Anführer gefangen zu nehmen. Ihre Köpfe schickte er nach Tsch'ang-ngan.

Der Vorgang, bei aller Unbedeutendheit seines Ursprungs und Ausganges, zeigt, wie ungesichert die Lage im Lande war. Jederzeit konnte aus geringfügiger Veranlassung das Reich in Gefahr geraten, und im Palaste sorgten die Kräfte „hinter dem Vorhang“ dafür, daß ein Verständnis für den Ernst der Dinge nicht aufkam. Die große Heeresmeuterei des P'ang Hün von 5 868/69, ihre Ursachen und ihre Niederwerfung deuteten nach der gleichen Richtung (s. oben S. 503).

Yi tsungs Nachfolger war sein elfjähriger Sohn, unter dem Tempelnamen Hi tsung bekannt. Erst unmittelbar vor dem Ableben des Kaisers 873 war er auf das Betreiben zweier Eunuchen zum Thronfolger ernannt 10 worden. Er war der fünfte unter acht Söhnen seines Vaters; warum der älteste übergangen und gerade er von den Eunuchen auserlesen wurde, gehört zu den zahllosen unaufgeklärt gebliebenen Geheimnissen des Palastes, die Annalen geben nicht einmal den Namen des ältesten an und wissen auch von den übrigen — abgesehen von dem siebenten, dem spä- 15 teren Kaiser Tschao tsung (s. unten) — wenig mehr als die Namen.

Es schien fast, als sei der Thronwechsel das Signal geworden für den Beginn der Schlußkatastrophe. Überraschenderweise nahm sie ihren Ausgang bei keiner der beiden Gruppen, die den Reichsbau zerstörten, weder bei den Eunuchen, die jetzt wieder allmächtig waren, noch bei den Provinzial- 20 satrapen, von deren Machtmitteln die Zentrale abhängig war, sondern sie brach hervor aus den Tiefen eines mißhandelten und zur Verzweiflung getriebenen Volkes. Genau wie einst am Ende der Han-Zeit (I, 418) hatten eine jahrzehntelange Mißwirtschaft und verheerende Naturkatastrophen den Boden geschaffen, auf dem das Unheil emporwuchs, und ebenso genau 25 in der gleichen Gegend wie damals trat es zu Tage. „Seit der Zeit Yi tsungs“, so schildert Ssë-ma Kuang die Lage, „war die Verschleuderung der öffentlichen Mittel ständig gestiegen, die kriegerischen Unternehmungen fanden kein Ende, und die Frohnden und Steuern wurden immer drückender. Zudem hatten im Osten der Pässe (in Ho-nan, Schan-si, Ho-peï, Schan-tung) 30 während einer Reihe von Jahren Überschwemmungen oder Dürre geherrscht, von den Bezirksverwaltungen aber wurde nicht wahrheitsgemäß darüber berichtet, und die Oberen und Unteren betrogen sich gegenseitig. Die Bevölkerung irrte herum und starb Hungers, und da sie keine Stelle hatte, wo sie Abhilfe für ihre Not fand, so rottete sie sich zu Räuberbanden zu- 35 sammen, die wie Hornissenschwärme die Bezirkstädte überfielen. Dort aber waren der Soldaten nur wenige, und da man lange Zeit Frieden genossen hatte, so verstanden die Leute nicht zu kämpfen; wenn die behördlichen Streitkräfte mit den Räubern zusammentrafen, wurden die ersteren meistens geschlagen“ (*T'ung-kien, k'ien-fu* 1. Jahr). In Süd-Ho-peï, bei Tsch'ang- 40 yuan, südöstlich von Wei-hui, sammelte 874 ein unbekannter Bauer Namens Wang Sien-tschü die verzweifelten Massen um sich; sie schwollen bald zu Zehntausenden an, eroberten Pu-tschou auf dem linken Ufer des Huang ho, überschritten den Strom und nahmen die Stadt Ts'ao-tschou in Schan-

tung; die Truppen des Militärgouverneurs erwiesen sich als ohnmächtig. Bei Ts'ao-tschou stieß 875 ein aus der Gegend gebürtiger anderer Bandenführer Namens Huang Tsch'ao zu ihnen, der ebenfalls eine nach Tausenden zählende Schar Aufständischer zusammengebracht hatte. Huang war 5 ein verunglückter Literat, er hatte die Prüfungen nicht bestanden, war dann, da er über körperliche Gewandtheit verfügte, Räuber geworden und hatte mit Wang Sien-tschü zusammen Salzschnuggel betrieben. Von da ab leiteten beide ihr großes Unternehmen gegen den morschen Staat gemeinsam. In Tsch'ang-ngan aber vergnügte sich das kaiserliche Kind auf dem Throne 10 mit seinen harmlosen Knabenspielen, während die Regierungsgeschäfte von dem Eunuchen T'ien Ling-tsé und seinen Genossen wahrgenommen wurden. Die große Bewegung im Osten, zuerst nicht beachtet von den Nutznießern des Palastes, begann doch allmählich ihre Aufmerksamkeit und ihre Sorge zu erregen. Im Jahre 876, als ein Bezirk nach dem andern 15 den Aufständischen zufiel, wurden die Provinzen des Südens, Fu-kien, Kiang-si, Hu-nan angewiesen, Truppen zur Bekämpfung der Rebellen zu schicken, außerdem wurde für das ganze Reich angeordnet, daß „in Dörfern und Weilern jeder Mann Bogen, Schwert und Musik-Instrumente bereitstellen solle, um die Banditen abzuwehren“, eine Maßregel, die stellenweise 20 den Aufständischen mehr genützt haben mag als den Behörden. Unaufhaltsam wälzte sich die Welle weiter durch die Provinzen, mit Feuer und Schwert Stadt und Land verwüstend, Beamte und Bevölkerung flohen, wann immer sie konnten, die aufgebotenen Truppen kamen meist gar nicht zum kämpfen. Gegen Ende des Jahres 876 waren ganz Schan-tung, Ho-nan, 25 Teile von Ngan-hui und Hu-peï im Besitz der Rebellen. Jetzt zog der Schrecken in Tsch'ang-ngan ein. Man beriet und verhandelte, kein Feldherr war da, der es mit den wilden Haufen aufzunehmen wagte. In der allgemeinen Ratlosigkeit griff man nach einem Strohhalme, der von einem listigen Provinzialgouverneur aus dem Süden gereicht wurde. Im Anfang 30 des Jahres 877 wollte Wang Sien-tschü die Stadt K'ü tschou (am Yang-tsé, südöstlich von Huang-tschou) einnehmen. Dem Gouverneur gelang es, mit dem Rebellenführer ein Abkommen dahin zu treffen, daß er, wenn der Kampf eingestellt würde, die Stadt öffnen und beim Throne beantragen würde, Wang ein Staatsamt zu verleihen. Dieser begab sich mit Huang 35 Tsch'ao und einer kleinen Eskorte in die Stadt und wurde dort festlich empfangen. Der Gouverneur berichtete nach Tsch'ang-ngan; die kaiserlichen Räte waren zwar der Meinung, man sei 868 mit der viel gefährlicheren Militär-Revolte des P'ang Hün fertig geworden und würde auch mit dem „kleinen Rebellen“ Wang Sien-tschü fertig werden, 40 aber schließlich drang doch die Erkenntnis durch, daß man die dargebotene Möglichkeit ausnutzen müsse. Wang erhielt einen hohen militärischen Posten und zugleich das Amt eines kaiserlichen Überwachungs-Kommissars (s. unten). Der bisherige Rebell war hoch erfreut, Alle beglückwünschten ihn, und die Lage schien gerettet. Aber man hatte die Rechnung ohne

Huang Tsch'ao gemacht; der Übergangene geriet in Wut, er beschuldigte den Genossen des Verrats an der gemeinsamen Sache und ging sogar zu Tätlichkeiten gegen Wang über. Es entstand ein großer Tumult unter der Begleitung, Wang wurde besorgt und lehnte die Ernennung ab. Nunmehr zogen beide in getrennten Haufen zu weiteren Eroberungen aus, Wang in 5 Hu-peï, Huang in Schan-tung, trafen sich aber im Sommer 877 zur Belagerung von Sung tschou (Kuei-tê) in Ho-nan. Die Stadt widerstand jedoch, und es gelang sogar den neuen kaiserlichen Truppen, die Aufständischen abzudrängen. Nach mehrfachen Kämpfen in den verwüsteten Provinzen trat den Rebellen, die sich jetzt wieder nach Hu-peï gezogen 10 hatten, 878 der General Tsêng Yuan-yü entgegen, unter dem auch eine Abteilung Scha-t'o-Truppen kämpfte, die auch diesmal wieder die Chinesen vor dem Ärgsten bewahrten. Nachdem sie Wang Sien-tschì bei King-mên (südlich von Siang-yang) eine erste wirkliche Niederlage beigebracht hatten, zog dieser weiter nach Süden zum Yang-tsê nach Kiang-ling (King-tschou) 15 und dann stromabwärts. Tsêng Yuan-yü, der einen großen Teil der Banden bei Sin-yang an der Südgrenze von Ho-nan aufgerieben hatte, folgte ihm und vernichtete die Hauptmacht völlig; über 50 000 sollen getötet sein, Wang Sien-tschì selbst wurde ergriffen und hingerichtet, sein Kopf nach Tsch'ang-ngan geschickt, der Rest lief auseinander oder sammelte sich 20 bei Huang Tsch'ao. Dieser stand in Ngan-hui und schien nichts weniger als entmutigt durch die Vernichtung seines Nebenbuhlers. Er ernannte sich zum König, bezeichnete sich als „der den Himmel (d. h. den Kaiser) überwältigende große Feldherr“ und setzte seine Plünderungszüge in Ho-nan fort. Dann wandte er sich nach Süden, überschritt den Yang-tsê, durch- 25 zog vom P'o-yang-See ab Kiang-si und Tschê-kiang und brach in Fu-kien ein; dabei eroberte er die Stadt Fu-tschou, in der er „die Häuser in Flammen aufgehen ließ und die Bewohner tötete, wie man Gras mit der Sichel schneidet“ (*T'ang schu* Kap. 225^b fol. 4^r). Hier aber sandte ihm Kao P'ien, damals Militärgouverneur in Tschê-kiang (vgl. oben S. 503f.), 879 30 eine seiner Heeresgruppen entgegen; sie fügte ihm große Verluste zu und zwang mehrere seiner Unterführer zur Ergebung. Huang wich deshalb aus und zog weiter südwärts nach Kuang-tung, im Sommer stand er vor der Stadt Kuang-tschou (Kanton). Hier empfing er offenbar einen starken Eindruck von dem Reichtum der großen Handelstadt, die dort im 35 äußersten Süden, kaum bemerkt von den Bewohnern des Nordens, ja selbst von der Regierung in Tsch'ang-ngan, durch den Übersee-Verkehr nach Süden und Westen aufgeblüht war. Wir sind durch arabische Schriftsteller und Reisende des 10. Jahrhunderts, namentlich Abū Zaid von Sirāf und Mas'ūdī, über den arabischen Handel und die arabischen Kolonien in 40 den südlichen Häfen Chinas (s. unten) gut unterrichtet und hören von ihnen auch Näheres über die Größe und den Glanz von Kanton, oder, wie die Stadt bei den Arabern heißt, Khanfu oder Khanku sowie über den gewaltigen Schiffsverkehr in seinem Hafen. Huang Tsch'ao kam auf

- den Gedanken, daß er hier wohl eine Stellung finden könne, die seinem Ehrgeiz vorläufig genüge, und beschloß, mit der Regierung seinen Frieden zu machen. Er ließ in Tsch'ang-ngan den Antrag stellen, ihn zum Gouverneur der Provinz Kuang-tschou zu machen. Man beriet dort den Vorschlag, 5 glaubte aber, nach den Erfahrungen, die man mit Wang Sien-tschü gemacht hatte, auch mit dem zweiten Hauptrebell fertig zu werden. „Wie könnte man zugeben“, sagte einer der Räte, „daß eine Stadt wie Kuang-tschou, der Mittelpunkt des Handels- und Schiffsverkehrs, der Umschlagplatz für wertvollste Waren, einem Rebellen in die Hände gegeben würde“.
- 10 So lehnte man das Anerbieten ab. Voll Wut über das Fehlschlagen seines Planes fiel Huang im Herbst 879 über die Stadt her, tötete den Gouverneur, der ihm nicht zu Willen war, zerstörte alles Zerstörbare und richtete ein furchtbares Blutbad unter der Bevölkerung mitsamt den zahlreichen Ausländern an. Abū Zaid berichtet über die Katastrophe weit eingehender 15 als die chinesischen Historiker, und man kann hier ermessen, welche grauenhafte Verwüstung in den verschiedenen Landesteilen die Folge des jahrelangen Aufruhrs gewesen sein muß. Allein 120 000, nach Mas'ūdī 200 000 Muhamedaner, Juden (von denen wir hier zum ersten Male hören und die zusammen mit Arabern und Persern über See gekommen waren), 20 Christen (Nestorianer) und „Magier“ (Mazdäer s. oben S. 497 und 499f.) sollen in Kanton umgekommen sein, „außer den Einheimischen“. Die Zahl mag erheblich übertrieben sein, aber sie läßt den Eindruck erkennen, den die Zerstörung der Stadt auf die Fremden gemacht hat. Auch soll Huang Tsch'ao — Banshua oder auch Yanchu bei den Arabern — die sämt- 25 lichen Maulbeerbäume im Lande haben abhauen lassen, um so den einträglichen Seidenhandel zu zerstören. Der arabische Handel mit China war in der Tat durch die Katastrophe von Kanton für lange Zeit völlig vernichtet. Das Schicksal Kantons aber war das von hunderten von Städten und Ortschaften.
- 30 Huang Tsch'aos Soldaten, die, wie er selbst, aus dem Norden stammten, litten schwer in dem feucht-heißen Klima des Südens und scharenweise starben sie an Epidemien. So baten sie ihn, nach Norden zurückzukehren, „um dort die großen Ziele zu erreichen“ (*K. T'ang schu* Kap. 200^b fol. 9 r^o). Welches diese Ziele waren, sollte sich bald zeigen. Im 35 Spätherbst 879 rückte man ab; auf großen Flößen fuhren die Heerhaufen von Kuei-lin aus den Siang-Fluß hinab nach T'an-tschou (Tsch'ang-scha); die Stadt, kaum verteidigt, erlitt das Schicksal der übrigen. Dann ging es bei Kiang-ling (King-tschou) über den Yang-tsö. Eine Truppen-Abteilung von einigen tausend Mann unter Liu Han-hung, einem unter- 40 geordneten Soldatenführer, die zu dem großen Heeresaufgebot der Provinzen gehörte, das von Kao P'ien organisiert war und hier von Wang To, einem hohen Zivilbeamten von Ssö-tsch'uan, befehligt wurde, sollte Kiang-ling halten; Wang To aber zog sich statt dessen nach Siang-yang zurück. Dieser Abzug war das Signal für eine allgemeine Panik unter dem Beamten-

tum und der Bevölkerung. Alles flüchtete vor den herannahenden Rebellen — sie sollten 500 000 zählen — in die Berge, wo die inzwischen eingetretene Kälte und der Hunger zahllose Opfer forderten. Die zurückgelassene Truppenabteilung plünderte die Stadt, organisierte sich als besondere Räuberbande und zog nach Norden ab. Huang Tsch'ao wandte sich nach 5 Siang-yang, aber auf halbem Wege, bei King-mên, wurde er durch einen anderen Unterführer Kao P'iens, Liu Kü-yung, der 500 Scha-t'o-Reiter zu seiner Verfügung hatte, in einen Hinterhalt gelockt und erlitt eine solche Niederlage, daß er nach Verlust von mehr als der Hälfte seiner Mannschaften flüchtend nach Kiang-ling und weiter auf die Südseite des Stromes 10 zurückkehrte. Vergebens wurde Liu Kü-yung von seinen Offizieren ermahnt, den fliehenden Feind zu verfolgen und zu vernichten. „Die Regierung pflegt undankbar zu sein“, sagte er, „wenn sie in Not ist, stützt und pflegt sie den Soldaten und liebt keine Belohnung der Zivilbeamten; wenn aber die Lage geglättet ist, schiebt sie ihn bei Seite oder straft ihn 15 gar. Es ist besser, wir lassen die Rebellen laufen, damit wir weitere Gelegenheit haben, Reichtum und Ehren zu gewinnen“. Der Kommentator fügt zu diesen Worten die Versicherung hinzu: „Die Regierung am Ende der T'ang-Zeit war in der Tat so, wie Liu Kü-yung sie schildert“ (*T'ung-kien*, *k'ien-fu* 6. Jahr 11. Monat). Bei solchen Zuständen war es nicht 20 schwer, das Ende vorauszusehen.

Huang Tsch'ao wurde es auf diese Weise ermöglicht, seine Scharen südlich vom Yang-tsë neu zu ordnen und zu ergänzen. Er lagerte in Sintschou (dem heutigen Kuang-sin in Kiang-si), hatte aber dort mit so viel Krankheit unter seinen Leuten zu kämpfen, daß er sich sogar eine Zeit 25 lang mit Unterwerfungsgedanken trug. Es spricht aber für die Zähigkeit und Geschicklichkeit des Mannes, daß er im Spätsommer 880 im Stande war, mit 150 000 Mann den Yang-tsë abermals zu überschreiten und sich unangefochten diesmal nach Nordosten zu wenden. Unter Kao P'iens Heeresabteilungen herrschte eine derartige Kampfesmüdigkeit, Ängstlich- 30 keit und Uneinigkeit, daß dem viel beweglicheren und entschlosseneren Rebellenführer irgend ein erfolgreicher Widerstand nicht geleistet wurde. Die Bezirke von Schên tschou (Sin-yang), Ying tschou, Sung tschou (Kuei-tê), Sü tschou und Yen tschou (in Schan-tung) wurden überflutet, und wo die Welle hinkam, „flohen Beamte und Volk nach allen Himmels- 35 richtungen“. Dann ging es nach Westen, über Ju tschou im mittleren Ho-nan nach Lo-yang; am Ende des Jahres hielt Huang Tsch'ao seinen Einzug in die östliche Hauptstadt, von den Beamten feierlich geleitet. „Er erkundigte sich nach ihrem Befinden, sonst nichts“, sagt die Lebensbeschreibung. In Tsch'ang-ngan herrschte Entsetzen und Kopfflosigkeit. 40 Die Pässe seien von den Truppen aller Provinzen geschützt, die Rebellen könnten nicht herein, meinten die Einen, 150 000 Mann an den Pässen seien ungenügend, sagten die Anderen, Ngan Lu-schan hätte einstmals nur 50 000 Mann gehabt und T'ung kuan erobert, Huang Tsch'ao aber habe

- 600 000. Wirklich zu kämpfen war Niemand Willens, zumal es überall an Proviant fehlte, und die Truppen bereits Hunger litten. Inzwischen war Huang Tsch'ao Anfang 881 vor T'ung kuan angekommen, einzelne ehr-
 liebende Männer mit ihren Truppenteilen kämpften erbittert einen aus-
 5 sichtslosen Kampf, andere Führer gaben sich verzweifelt selbst den Tod,
 das Gros des Heeres stob in wilder Flucht auseinander. Der hilflose Kaiser
 tat oder wurde gezwungen zu tun, was einst sein Vorfahr Hüan tsung in
 der gleichen Lage getan hatte (s. oben S. 456): er floh heimlich mit
 T'ien Ling-tsë, seinem Eunuchen-Vormund, einigen Damen und 500 Mann
 10 Bedeckung nach Westen über die Berge nach Ssë-tsch'uan und blieb in
 Tsch'êng-tu. Die Truppen in der Stadt aber und „die Leute von Straßen
 und Plätzen“, als sie merkten, daß der Hof geflohen war, brachen in die
 Magazine und Speicher ein und schleppten fort, was sie erraffen konnten.
 Bald danach traf Huang Tsch'aos Unterführer mit den ersten Truppen-
 15 abteilungen ein; sie wurden feierlich empfangen und in die Stadt geleitet,
 Huang Tsch'ao hatte befohlen, das Volk zu schonen, aber seine Truppen
 sengten und plünderten auf eigene Hand, „die Straßen waren voll von
 Ermordeten, ohne daß Huang es verhindern konnte“. Nach einigen Tagen
 wurden „die großen Ziele“ verwirklicht: Huang Tsch'ao ließ sämtliche
 20 Mitglieder der T'ang-Familie, die in Tsch'ang-ngan waren, hinrichten,
 „so daß keine Spur von ihnen übrig blieb“. Dann zog er in den Palast,
 erklärte die T'ang für abgesetzt, rief sich unter großem Gepränge zum
 Kaiser aus und nannte seine neue Dynastie Ts'í nach dem alten Staate
 in seiner Heimat Schan-tung (I, 109).
- 25 Das Reich allerdings, das Huang Tsch'ao beherrschen wollte, war ein
 wildes Chaos geworden. Überall war die Ordnung gelöst, flammte der
 Brand des Aufruhrs empor. Neben der großen Bewegung liefen noch an-
 dere, sei es von dunklen politischen Zielen gelockt, sei es durch bloße
 Raubinstinkte einer verelendeten, ordnungslos gewordenen Bevölkerung
 30 geleitet. So hatte sich nach der Vernichtung von Wang Sien-tschi ein
 Teil der zersprengten Banden (s. oben S. 509) wieder um einen neuen Führer,
 Ts'ao Schi-hiung gesammelt; sie eroberten Hungtschou (Nan-tsch'ang in
 Kiang-si) und drangen von da in Tschê-kiang ein. Die von Wang To bei
 Kiang-ling zurückgelassene Truppen-Abteilung unter Liu Han-hung
 35 (s. oben S. 511) plünderte die Grenzgebiete von Ho-nan und Schan-tung.
 In Ho-tung (Schan-si) meuterten die Truppen, erschlugen den Militär-
 gouverneur und besetzten die Stadt Tsin-yang (T'ai-yuan). Weitaus am
 folgenschwersten aber war die Bewegung, die 878 im nördlichsten Schan-si
 ausbrach und die Scha-t'o-Türken mit erfaßte. Ein westtürkisches Ge-
 40 schlecht mit dem Namen Tschu-ye, das mit zu dem Volke der Scha-t'o
 gehörte und dessen Schicksale geteilt hatte, war den T'ang fast seit ihrer
 Thronbesteigung mit immer gleicher Treue dienstbar gewesen. Einer
 seiner Abkömmlinge hatte schon unter T'ai tsung bei der Unterwerfung
 Koreas (s. oben S. 380 ff.) und der Sir-Tardusch (s. oben S. 363) mitge-

kämpft und war unter Kao tsung Gouverneur des Scha-t'o-Gebietes geworden, das damals dem neuen, in Pei t'ing (Bischbalik) residierenden „Schutzherrn“ von Turkistan (s. oben S. 360) unterstand. Dessen Nachkomme in der fünften Generation hatte die vor den Tibetern aus Kan-su flüchtenden Scha-t'o auf chinesisches Gebiet geführt (s. oben S. 482) und 5 war dabei im Kampfe gefallen. Sein Enkel hatte 869 die große Militärrevolte (s. oben S. 503) niedergeschlagen und war zur Belohnung dafür durch Verleihung des kaiserlichen Sippennamens Li mit dem Vornamen Kuo-tsch'ang („Glück des Staates“) ausgezeichnet worden. Er bekleidete das Amt eines Militärgouverneurs von Tschên-wu (südlich von Sui-yuan 10 im nordwestlichen Schan-si), und sein jugendlicher Sohn Li K'o-yung war ein höherer Offizier bei den Scha-t'o in Wei tschou (Ling-k'iu, südöstlich von Ta-t'ung). Wie die meisten türkischen Großen im Dienst der chinesischen Kaiser sich durch ihre Treue und Zuverlässigkeit auszeichneten, so hatte auch die Li-Familie die T'ang bisher mit ihrem Schwerte gestützt. 15 Als aber der Thron in Tsch'ang-ngan jetzt durch seine innere Fäulnis zusammenbrach und der Aufruhr die Innen-Provinzen durchtobte, sahen sie keinen Grund mehr, für eine verlorene Sache weiter ihr Blut zu opfern. Im Jahre 878 traten einige von ihren Mitgliedern zur Beratung zusammen. „Im Reiche herrscht jetzt das Chaos“, sagten sie, „die Macht der Dynastie 20 reicht nicht mehr durch die Welt. Jetzt ist die Zeit für entschlossene Männer, Ruhm, Ehren und Reichtum zu gewinnen“. Sie wollten die Kraft ihrer Krieger für andere Ziele einsetzen. Dabei hielten sie es für notwendig, das führende Geschlecht der Li (Tschu-ye) an ihrer Spitze zu haben, und da Li Kuo-tsch'ang wegen seiner hohen Beamten-Stellung unerreichbar 25 schien, wandten sie sich an Li K'o-yung. Dieser zauderte und wollte nichts ohne seinen Vater tun, gab aber schließlich dem Drängen nach. Die Verschworenen nahmen in der Nacht den kaiserlichen Grenzkommissar und vier Mitglieder seines Stabes in Ta-t'ung fest, die Truppen folgten ihnen, sie bemächtigten sich der Stadt und setzten Li K'o-yung als Grenzkom- 30 missar ein. Die fünf Offiziere wurden getötet. Li Kuo-tsch'ang war entsetzt beim Eintreffen der Nachrichten und machte sich der Regierung in Tsch'ang-ngan gegenüber anheischig, auch den eigenen Sohn nicht zu verschonen, wenn dieser gegen die kaiserlichen Befehle verstoßen haben sollte. Um einen weiteren Widerstand des Sohnes unmöglich zu machen, 35 ernannte man den Vater zum Militärgouverneur in Ta-t'ung. In Li Kuo-tsch'ang siegte aber nach der Ankunft dort der Vater und Stammesgenosse über den Beamten. Welche Wandlungen in dem bisher so verlässlichen Manne vorgegangen sein müssen, können wir nur vermuten. Einerseits wird ihm die Dynastie ebenso unrettbar erschienen sein wie allen Anderen, 40 und andererseits mag er es für unmöglich gehalten haben, sich bei dieser Lage der Dinge von seinem Sohne und seinen Stammesgenossen zu trennen. Genug, er vereinigte seine Streitkräfte mit denen seines Sohnes und machte gemeinsame Sache mit den Verschworenen. Trotzdem litt das ganze

Unternehmen völligen Schiffbruch. Nach Allem, was folgte, drängt sich der Schluß auf, daß die beiden Li nur mit halbem Herzen dabei waren, wenn sie nicht gar, um ihr Gesicht vor den Stammesgenossen zu wahren, Komödie gespielt und in unwandelbarer Lehenstreue heimlich für die T'ang gewirkt haben. Jedenfalls wurde auch von den Chinesen mit großer Geschicklichkeit die Lage allmählich gebessert. Man zog die hungernden und ohne Sold gelassenen Truppen und Milizen durch reichliche Spenden an sich, die den Kaufleuten abgenommen wurden. So bekam man während des Jahres 879 eine größere militärische Macht in die Hände, während von der Gegenseite etwas Entscheidendes nicht unternommen wurde. Erst im Frühjahr 880 rückten die Scha-t'o nach Süden vor, eroberten die Paß-Festung Yen-mên und die Städte Tai und T'ai-ku nördlich und südlich von T'ai-yuan und bedrohten das letztere. Ein ihnen entgegengesandtes Heer richtete nichts aus, die Truppen meuterten schließlich und erschlugen den Militär-gouverneur in T'ai-yuan, als er ihnen den Eintritt in die Stadt wehrte. Trotz alledem zogen sich die Türken wieder nach Norden zurück. In diesem Zeitpunkte wurde ein chinesischer Literat, Vizepräsident an der kaiserlichen Zentralkanzlei, Tschêng Ts'ung-tang, zum Militärgouverneur von Ho-tung (Nord-Schan-si) mit T'ai-yuan als Residenz ernannt, und dieser Mann, von dem sein Biograph (*K. T'ang schu* Kap. 158 fol. 12 v^o) sagt: „sein Aussehen war sanft, aber sein Geist von stärkster Energie, reich an klugen Plänen, verstand er, die Dinge zu meistern“, hat in der Tat die Lage in Schan-si vollkommen zu Gunsten der sterbenden Dynastie gewendet. Er suchte sich seine Mitarbeiter selbst aus, und im Volke nannte man diese Gruppe in T'ai-yuan *siao tsch'ao-t'ing* d. h. „die kleine Zentralregierung“. Durch klug angewandte Milde und Strenge fesselte er Truppen und Bevölkerung an sich und trug gleichzeitig Uneinigkeit in das Lager der Gegner. Er bildete ein neues Heer fast ausschließlich aus fremden Söldnern, der Uigure Li K'o-kü, Militärgouverneur in Lu-lung (Yung-p'ing), und der Generalgouverneur der T'u-yü-hun, Ho-lien To, standen an der Spitze. Außerdem gelang es ihm, einen in So-tschou stehenden chinesischen Unterführer Li K'o-yungs zugleich mit einer Anzahl Scha-t'o-Führern und einer Truppe von 2000 Scha-t'o-Leuten auf seine Seite zu ziehen. Li K'o-yung wandte sich jetzt gegen die durch seinen Unterführer verratene Stadt So-tschou, dabei stieß er auf die von Li K'o-kü befehligte Streitmacht und erlitt eine schwere Niederlage, fast alle seine Mitverschworenen fanden den Tod. Dem nach Osten zurückweichenden folgten die siegreichen Gegner und rieben fast seine ganze ihm verbliebene Truppe auf. Dann warf sich Ho-lien To auf Li K'o-yungs Hauptsitz Wei tschou; hier kämpfte Li Kuotsch'ang gegen die heranrückenden Gegner, „bis alle Truppen auseinanderliefen“. „Dann entfloh er allein mit Li K'o-yung und seiner Familie nach Norden in das Land der Ta-ta(n)“, angeblich eines Stammes der Mo-ho (s. oben S. 317), der damals in den Bergen des Yin

schan gewohnt haben soll. Der Name Ta(r)taren hat bei ihnen seinen Ausgang genommen.

Li K'o-yung und sein Vater waren von den Tartaren freundlich aufgenommen. Nach kurzer Zeit regte sich in dem ersteren wieder der Taten- 5 drang. Die Eroberungen Huang Tsch'ao's am Huang ho reizten den kriegerischen Sinn seiner Rasse. „Wenn der Kaiser meine Schuld vergibt“, sagte er, „und mich beauftragt, Truppen aufzustellen, so möchte ich mit euch nach Süden ziehen und das Reich befrieden, darauf steht mein Sinn. Wie kurz ist aller Glanz des menschlichen Lebens, und warum soll man alt werden, nur um zu sterben und unter einem Erdhügel zu liegen?“ 10 (*K. Wu tai schi* Kap. 25 fol. 4r^o f.). Durch einen den T'ang treu gebliebenen Verwandten der Li-Familie wurde der chinesische Oberbefehlshaber veranlaßt, dem Hof in Tsch'êng-tu, unter Hinweis auf das große Ansehen der beiden Li bei den sehr schwer zu lenkenden Scha-t'o und auf ihre Wichtigkeit für die Niederwerfung der Aufständischen, ihre Begnadigung zu 15 empfehlen. In Tsch'êng-tu ließ man sich nicht lange bitten. Li K'o-yung wurde ehrenvoll abgeholt und zum Militärgouverneur in T'ai-yuan ernannt, bald danach stand er mit 10000 seiner tartarischen Freunde im Felde. Sein Vater nahm an den kriegerischen Unternehmungen nicht mehr Teil, wurde aber ebenfalls wieder in seine alten Ehren eingesetzt, er starb 20 883 als „Kommandant der Garnisonen des Nord-Distrikts“ in Yen-mên.

Li K'o-yungs Truppen wuchsen rasch auf 35000 an, und mit ihnen marschierte er im Winter 881 nach Tsch'ang-ngan. Hier war im Sommer die Lage immer schlimmer geworden. Huang Tsch'ao's Truppen hatten sich, sorglos gemacht, zerstreut und waren zum Teil nach Osten abgezogen. 25 Eine kaiserliche Streitmacht benutzte die Gelegenheit, drang Nachts in die Stadt und zwang, von der drangsalierten Bevölkerung unterstützt, den überraschten Gegner zur Flucht. Nun aber machten sich die Retter selbst zur Schadloshaltung an die Ausplünderung der Stadt. Huang Tsch'ao sammelte die Seinen rasch außerhalb der Stadt, kehrte zurück 30 und überfiel nun seinerseits die plündernde Soldateska. Achtzig vom Hundert wurden erschlagen, der kleine Rest konnte entkommen. An der unglücklichen Stadt aber nahm der Rebellenführer fürchterliche Rache für das Verhalten der Bevölkerung. Alles, was lebte und erreichbar war, wurde niedergemacht, „das Blut bildete Bäche, man nannte 35 das die Stadt abwaschen“. An eine Rückeroberung der Hauptstadt aus eigener Kraft war nun nicht mehr zu denken, zumal Kao P'ien, der verdienstvollste unter den Gouverneuren und Heerführern, einem der zahllosen „Magier“ in die Hände gefallen und von diesem völlig umnebelt und handlungsunfähig gemacht war. Erst Anfang 883 näherte sich Li K'o- 40 yung dem Wei-Tale, nachdem er durch Tschêng Ts'ung-tangs ablehnende Haltung 882 längere Zeit verloren hatte. Huang Tsch'ao und seine Haufen wußten, daß sie diesem Gegner nicht gewachsen waren, und da in Tsch'ang-ngan die Weide abgegrast war, so begannen die aufständischen Bauern, sich

aus dem Staube zu machen. Die Spitzentruppen Li K'o-yungs besetzten bereits Hua-tschou (östlich von Tsch'ang-ngan) und begannen Nachts in die verödete Hauptstadt einzudringen. Einzelne Haufen der Rebellen wurden zerstreut und verjagt, schließlich stürmte alles in wilder Flucht
5 davon; Huang Tsch'ao setzte alles, was an Gebäuden noch stand, in Flammen, dann flüchtete auch er in südlicher Richtung über Lan-t'ien in die Berge, Tsch'ang-ngan war in der Hand des siebenundzwanzigjährigen Li K'o-yung. Dieser selbst hielt seine Aufgabe zunächst für erledigt, er überließ die Stadt den chinesischen Truppen und kehrte mit dem Hauptteil
10 seiner Streitmacht nach Nord-Schan-si zurück. Dort wurde er zum Militärgouverneur des ganzen Ho-tung-Bezirks ernannt und galt für die Hauptstütze der T'ang. Inzwischen zog Huang Tsch'ao nach Osten ab, belagerte 884 Tsch'en tschou in Ho-nan, mußte aber, da Li K'o-yungs Unterführer ihm nachdrängte, von dort weichen und besetzte Pien tschou
15 (K'ai-fêng). Hier saß als Gouverneur ein ehemaliger Anhänger von Huang Tsch'ao, Tschu Wên, der 882 in Tsch'ang-ngan zu den T'ang übergegangen war und seitdem den Vornamen Ts'üan-tschung („der völlig Loyale“) führte, wohl die hinterlistigste und abstoßendste Persönlichkeit in dem ganzen Drama dieser Zeit. Er zog sich beim Herannahen des gefürchteten
20 Huang Tsch'ao nach Ta-liang (dicht bei K'ai-fêng, s. I, 184) zurück und wandte sich in seiner Not an Li K'o-yung um weitere Hilfe. Der Gerufene eilte herbei und erreichte Huang Tsch'ao bei Tschung-mou, westlich von K'ai-fêng, an der großen Straße südlich des Huang ho. Er räumte unter den flüchtigen Haufen fürchterlich auf, über 10000 sollen getötet worden
25 sein, der Rest, soweit er nicht völlig zersprengt wurde, entkam mit Huang über den Huang ho nach Fêng-k'iu, nördlich von K'ai-fêng. Hier holte Li K'o-yung die Fliehenden abermals ein und rieb den Rest völlig auf. Mit kaum tausend seiner Verwandten und nächsten Anhänger jagte Huang weiter bis nach Yen tschou in Schan-tung. Nur den schweren Sommer-
30 regen, die den türkischen Reitern das Weiterkommen auf den morastigen Wegen unmöglich machten, hatte er es zu danken, daß seine Verfolger von ihm abließen. Li K'o-yungs Mannschaften und Pferde waren aufs äußerste erschöpft, außerdem fehlte der Proviant, und so kehrte er nach Pien tschou zurück, um die Vorräte zu ergänzen und dann die Verfolgung
35 fortzusetzen. Die Türken hatten Huang Tsch'aos kleinen Sohn, seine ganze persönliche Ausrüstung an Wagen, Kleidern und Geräten, sowie seinen unmittelbaren Anhang an Männern und Frauen erbeutet. Li ließ, ritterlicher als die meisten chinesischen Heerführer, die Gefangenen sämtlich frei. In Pien tschou, seiner Residenz, lud Tschu Ts'üan-tschung seinen
40 und des Landes Befreier zu einem Bankett ein in der Absicht, ihn und seine Offiziere betrunken zu machen und dann zu ermorden. Über die Beweggründe sagen die chinesischen Chronisten nichts, sie sind aber leicht zu erraten: Tschu Ts'üan-tschung hatte bereits damals die Pläne im Sinne, die er später ausgeführt hat, und dabei mußte ihm zweifellos Li K'o-yung

als ein ernstes Hindernis erscheinen. Der heimtückische Anschlag scheiterte an der Entschlossenheit und Tapferkeit, vielleicht auch an der Trinkfestigkeit der türkischen Offiziere, obwohl Li K'o-yung in festem Schlaf lag und nur mit Mühe von den Genossen, die die Lichter löschten und die Angreifer abwehrten, über die Stadtmauer gerettet werden konnte. Er bittet über den Verrat, wollte Li am nächsten Tage in der Stadt an Tschu seine Rache nehmen, aber seine kluge Frau, die ihn stets begleitete, riet ihm, sich nicht ins Unrecht zu setzen und nur über das Geschehene beim Kaiser Beschwerde zu führen. Der Entscheid, der von Tsch'êng-tu kam, war ein beleidigender Kompromiß, der die Schuld auf einen der in der Nacht Getöteten schob. Gekränkt über das ihm angetane Unrecht, das noch dadurch verstärkt wurde, daß man ihm den in Sü tschou erbetenen Proviant verweigerte, kehrte Li K'o-yung an seinen neuen Amtssitz Tsin-yang (T'ai-yuan) zurück. Zwischen ihm und Tschu Ts'üan-tschung aber bestand hinfort Feindschaft.

15

Bald danach vollzog sich Huang Tsch'aos unvermeidbares Geschick. Li K'o-yungs Unterführer Schang Jang setzte gemeinsam mit einem General des Militärgouverneurs von Tschên-wu (nordwestliches Schan-si) die Verfolgung des Flüchtigen fort. Im Spätsommer 884 stellten sie ihn bei Hia-k'iu (etwa 15 km westlich von Yen tschou). Der große Rebellenführer war jetzt von Allen verlassen; ein Neffe von ihm, vielleicht um ein noch schlimmeres Ende seiner Verwandten zu verhüten und das eigene Leben zu retten, tötete ihn nebst seinen Brüdern, seiner Frau und seinen Kindern in einem noch weiter nordöstlich gelegenen Gebirgstale, schnitt ihnen die Köpfe ab und wollte sie dem Militärgouverneur von Tschên-wu übergeben. Er stieß aber mit seiner Beute auf eine Abteilung Scha-t'o-Reiter; sie nahmen ihn fest, schnitten seinen eigenen Kopf ab und sandten diesen an den Adressaten.

25

Das war das schaurige Ende dieses zehn Jahre währenden Volksaufstandes, eines der furchtbarsten, die das Reich bis dahin gesehen hatte. Wieviel Menschenleben dabei wieder vernichtet, wie viel Länder verwüstet, wieviel Güter zerstört worden sind, ist nicht annähernd abzuschätzen, der Bevölkerungsverlust muß hoch in die Millionen gegangen sein. Huang Tsch'aos Rebellion hat in ihren Wirkungen vielleicht sogar die des Ngan Lu-schan (s. oben S. 468) hinter sich gelassen, schon weil sie sich über viel größere Teile des Reiches verbreitet hatte als diese: tatsächlich waren durch die vielen Ausstrahlungen des Riesenbrandes alle Provinzen mit Ausnahme des äußersten Westens und Südwestens in die Katastrophe hineingezogen. Und wie damals so hatte auch diesmal die T'ang-Regierung nur mit Hilfe der Fremdvölker sich der Wut des eigenen Volkes erwehren können, immer waren es die tapferen, opferbereiten Türken, die den verzagten chinesischen Truppen einen Halt gewährten und der Dynastie ihr verwirktes Dasein verlängerten. Freilich das Ende war jetzt nicht länger aufzuhalten.

40

- Im Frühjahr 885 kehrte Hitsung nach Tsch'ang-ngan zurück. Trostlos war der Anblick der Metropole des Weltreichs: „Gestrüpp und Kraut überwucherten die Ruinen, Füchse und Kaninchen hausten frei darin“, sagt Ssë-ma Kuang. In den Provinzen aber schalteten die Gouverneure
- 5 und Heerführer nach eigenem Recht, Haß und Eifersucht schieden sie in Gruppen, die einander belauerten und beföhden; die Dynastie lag im Sterben, man begann, sich um die Erbschaft zu streiten. Auch die Eunuchen-Clique des Palastes, geführt von T'ien Ling-tsë, hatte ihre eigenen Ziele und verfolgte sie durch den in ihrer Gewalt befindlichen Monarchen.
- 10 Abū Zaid sagt mit Recht, daß die jüngsten Ereignisse „China zerstört, seine Sitten beseitigt und seine Macht aufgelöst hätten“, und er vergleicht die Lage des Landes mit der von Persien zu der Zeit, als „Alexander Darius tötete und die Provinzen dieses Reiches unter seine Generale verteilte“.
- 15 Nicht zuletzt richtete sich die Feindschaft der Streitenden gegen Li K'o-yung, den „Barbaren“, aber zweifellos mächtigsten und darum gefürchtetsten unter den Territorialherren. Auf der anderen Seite wurde seine Freundschaft und Hilfe oft von den Bedrängten gesucht. T'ien Ling-tsë hatte sich in Ssë-tsch'uan eine eigene Armee von 54000 Mann ge-
- 20 schaffen, die er für seine Zwecke einsetzte. Nach der Rückkehr geriet er in Streit mit dem Militärgouverneur von Ho-tschung (P'u-tschou in Südwest-Schan-si), Wang Tschung-jung, wegen der Einkünfte aus den dortigen Salzseen, die jener sich seit einigen Jahren angeeignet hatte, und die T'ien für den Palast verlangte. Der Streit spitzte sich zu, Wang
- 25 erörtere in Berichten die ganze Stellung der Eunuchen, „die sich zwischen den Herrscher und seine Minister schoben“, und T'ien wollte, daß der widerspenstige Gouverneur auf einen anderen Posten versetzt würde. Wang Tschung-jung wandte sich um Hilfe an Li K'o-yung, und dieser, der einen tiefen Groll gegen den Palast hegte, weil trotz seiner Bitte um
- 30 Genugtuung sein Todfeind Tschu Ts'üan-tschung strafflos ausgegangen war (s. oben S. 517), sah hier eine Gelegenheit, sich diese Genugtuung selbst zu verschaffen, und sagte zu. Eine Gruppe von Gouverneuren scharte sich um T'ien Ling-tsë, es kam zum Kampfe zwischen ihnen und Wang Tschung-jung, wodurch Li K'o-yung auf den Plan gerufen wurde.
- 35 Gemeinsam mit Wang verlangte er vom Throne die Hinrichtung des Eunuchen, ein Erlaß des Kaisers aber mahnte zum Frieden. Nunmehr verjagte Li mit seinen erprobten Kriegern den ganzen Gouverneurs-Anhang des T'ien Ling-tsë und drang Anfang 886 in Tsch'ang-ngan ein. Noch in der Nacht aber gelang es dem Eunuchen, mit seinem Schützling, dem Kaiser,
- 40 aus der Stadt zu entfliehen und Fêng-siang zu erreichen. Die Truppen verbrannten in der Stadt, was noch verbrennbar war, „so daß auch nicht ein Stumpf mehr übrig blieb“, dann kehrte Li nach Ho-tschung (Schan-si) zurück und richtete gemeinsam mit Wang abermals den Antrag an den Kaiser, T'ien Ling-tsë hinrichten zu lassen und getrost zurückzukehren. Der

Eunuch wurde jetzt um sein Schicksal besorgt und verlangte von Hi tsung, er solle mit ihm wieder einen sichereren Ort jenseits des Ts'in ling aufsuchen. Der unglückliche Gefangene sträubte sich zunächst, aber der Vormund ließ ihn durch eine seiner Truppen-Abteilungen Nachts zunächst nach Pao-ki am oberen Wei-Fluß westlich von Fêng-siang bringen und 5 dann, als der Militärgouverneur von Fêng-siang, Li Tsch'ang-fu, ein geheimer Anhänger des in K'ai-fêng sitzenden und planenden Tschu Ts'üan-tschung, sich der Person des Kaisers zu bemächtigen versuchte, im April 886 weiter über die Berge nach Hing-yuan (Han-tschung am oberen Han-Fluß). Aber auch dort war die Lage jetzt alles andere als ruhig, und 10 schon im Frühjahr 887 hielt T'ien Ling-tsë es für angezeigt, sein kaiserliches Kleinod nach Fêng-siang zurückzuschaffen, da er den dortigen Militärgouverneur trotz der Vorkommnisse des vorigen Jahres noch immer für den verhältnismäßig zuverlässigsten hielt. Auf seine Bitte nahm der Kaiser dort Wohnung bis der Palast in Tsch'ang-ngan wieder hergestellt war. 15 Nachdem auch in Fêng-siang die Kämpfe der Gouverneure den Aufenthalt unmöglich gemacht hatten — Li Tsch'ang-fu, dem der Kaiser, d. h. T'ien Ling-tsë, nicht gefügig war, hatte den Palast des Herrschers verbrannt und war dann geflüchtet —, kehrte man im Frühjahr 888 noch einmal nach Tsch'ang-ngan zurück. Wenige Wochen danach starb Hi tsung, 20 sechsundzwanzig Jahre alt, obinfolge des ruhelosen Lebens oder aus Zweckmäßigkeitsgründen, ist nicht bekannt geworden. Sein Bruder Kie folgte ihm; die Zivilbeamten hatten einen anderen Bruder gewünscht, Kie war der Kandidat des Militärs. Im übrigen kümmerte sich niemand um die Frage, sie war völlig belanglos geworden. Das Reich war in vollständiger 25 Auflösung. Überall wüteten die Gouverneure gegeneinander, sie erklärten sich selbständig, legten sich sogar hier und dort den Kaisertitel bei, bis ein Stärkerer kam und den Usurpator vernichtete. Unterführer traten gegen ihre Gouverneure auf, sammelten Truppen und zogen damit zu Felde. Zerstört und gemordet wurde von Allen nach Möglichkeit, und viele der 30 bekanntesten Würdenträger und Satrapen haben ihr Leben lassen müssen. Auch Wang Tschung-jung, Li Tsch'ang-fu, Kao P'ien und viele Andere kamen um, der letztere in Yang-tschou (am Yang-tsë) samt seiner ganzen Familie unter besonders grausigen Umständen. Jede Ordnung war gelöst, Autorität nur bei dem, der sie durch Gewalt erzwingen konnte, der Reichs- 35 gedanke schien tot und Jedermann bestrebt, sein Wiederaufleben zu verhindern, es sei denn, daß er selbst seine Verpersönlichung würde.

Der neue Kaiser führt den posthumen Namen Tschao tsung. Er war zweiundzwanzig Jahre alt, eine Möglichkeit zu selbständigem Handeln war für ihn nicht mehr gegeben. Im Palast beherrschten ihn die Eunuchen, 40 im Lande bestimmten die Heerführer die Lage. Mehr und mehr heben sich aus dem wirren Durcheinander der Gouverneurkämpfe die beiden Gestalten heraus, um die sich allmählich die Ereignisse gruppieren, Tschu Ts'üan-tschung und Li K'o-yung, der Chinese und der „Barbar“,

der eine verschlagen, heimtückisch, gewalttätig, eine Verbrechernatur im Großen, der andere ehrgeizig, ritterlich, stolz, weit mehr Krieger als Staatsmann. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Li K'ö-yung, getreu der Überlieferung seiner Familie, ein loyaler Lehensmann der

5 T'ang geblieben wäre, wenn ihn nicht das schwere Unrecht, das man ihm angetan, sowie die Ränke seines Todfeindes Tschu Ts'üan-tschung, der in ihm den gefährlichsten Gegner seiner Pläne sah, zur Selbsthilfe und zum Angriff gezwungen hätten. Unmittelbar nach Hi tsungs Tode kam es zum ersten Konflikt. Li Han-tschi, ebenso wie Tschu ein ehemaliger

10 Genosse Huang Tsch'aos, war in Li K'ö-yungs Dienste getreten, betrieb aber, wie unzählige andere Bandenführer jener Zeit, Unternehmungen auf eigene Hand, um zu einer einträglichen Machtstellung zu gelangen. Li hatte beantragt, ihn zum Gouverneur von Ho-yang (Mêng hien bei Huai-k'ing) zu machen, da dies aber nicht zu erreichen war, suchte sich

15 Li Han-tschi nunmehr selbst der Stadt zu bemächtigen, und Li K'ö-yung sandte ihm eine Truppenabteilung zu Hilfe. Der eingeschlossene Gouverneur wandte sich an Tschu Ts'üan-tschung um Rettung, und dieser schickte ein so starkes Aufgebot, daß Lis Führer das Feld räumte. Li Han-tschi ging später zu einem ehemaligen Rebellengenossen über. Tschu

20 dehnte jetzt seinen Machtbereich von Pien tschou rasch nach Süden und Westen aus: fast das ganze Ho-nan riß er an sich, griff aber auch nach Sü tschou und Schan-tung, sogar in das südliche Schan-si bis Tsê tschou hinüber. Li K'ö-yung hinwiederum brachte außer dem nördlichen Schan-si das südwestliche Ho-peï an sich, so daß ein Zusammenstoß zwischen beiden

25 Machthabern unvermeidlich wurde. Gemeinsam mit Ho-lien To, Lis altem Feinde (s. oben S. 514), und mehreren anderen Gouverneuren verlangte Tschu 890 vom Kaiser die Beseitigung seines Nebenbuhlers, „da er ein Schädling des Staates sei“. Die gesamte Streitmacht des Reiches sollte aufgeboten werden, um ihn zu vernichten. Tschao tsung legte die Frage

30 seinen Räten vor; heftiger Widerspruch wurde laut, da Li K'ö-yungs Verdienst bei der Niederschlagung des großen Aufstandes unbestreitbar, eine Schuld aber nicht erwiesen sei. Wie nicht anders zu erwarten war, erwies sich Tschus Einfluß als der mehr gefürchtete, und so wurde Li aller Würden für verlustig erklärt, und ein großes Strafunternehmen gegen ihn an-

35 geordnet. An den wirklichen Verhältnissen änderte dies jedoch zunächst wenig, Li K'ö-yung vertraute auf sein gutes Heer, mit dem er sich seiner Feinde zu erwehren gedachte. Er tat dies auch bei den in Süd-Schan-si, namentlich um die Stadt Lu-tschou (Lu-ngan) sich erhebenden Kämpfen mit solchem Erfolge, daß nach Vernichtung des kaiserlichen Heeres bei Tschao-tsch'êng

40 nördlich von P'ing-yang die Strafexpedition als erledigt gelten konnte. Tschao tsung konnte nichts Anderes tun, als dem ritterlichen Manne, der in einer Eingabe an den Thron auch jetzt noch nur die Verleumdungen seiner Feinde als Ursache der Ungnade des Kaisers beklagte, seine Würden und Ehren zurückzugeben und seine alte Stellung in T'ai-yuan wieder zu

übertragen. Hindern konnte Li natürlich nicht, daß Tschu Ts'üan-tschung seine Eroberungen nach Osten weiter ausdehnte, er selbst tat das Gleiche im westlichen Ho-peï. Gesichert durch die Kämpfe im Norden und Osten des Gebirges, baute im Süden davon Wang Kien in Ssë-tsch'uan (s. oben S. 504) seine Macht auf. Gelegentlich einer großen Hungersnot in Tsch'êng-tu 5 wußte er im Frühjahr 891 bei der Kopflösigkeit des Militärgouverneurs, eines Verwandten von T'ien Ling-tsë, die Macht an sich zu bringen. Er verklagte beide beim Throne, und da der Stern des Eunuchen schon bedenklich im Sinken war, wurde er im Winter selbst Militärgouverneur von Ssë-tsch'uan. Wang konnte dann von diesem reichen Stützpunkt 10 aus seinen Machtbereich weiter ausdehnen und vermochte ihn auch gegen das ihm wenig freundlich gesinnte Nan-tschao zu behaupten. Es ist bezeichnend für das Machtbewußtsein dieses Mannes, daß er immer wieder die Hinrichtung seines Vorgängers und des T'ien Ling-tsë verlangte, bis er es schließlich im Jahre 893 durchsetzte, daß der erstere, der bereits 15 in der Verbannung war, von ihm selbst getötet, der letztere in den Kerker geworfen und dort zu Tode gebracht wurde. Wir sind über die inneren Vorgänge dabei nicht unterrichtet, aber das Verfahren zeigt gleichfalls, wie sich die ganze Macht des Thrones auf die Gouverneure verschoben hatte. Was Wang Kien in Ssë-tsch'uan tat, taten Andere anderswo. 20 Der einst von Kiang-ling als Führer der meuternden Soldaten ausgezogene Liu Han-hung (s. oben S. 510 ff.) hatte sich 882 der Stadt Yüe-tschou (Schao-hing, südöstlich von Hang-tschou) bemächtigen können, dort wurde er 886 von Tung Tsch'ang, einem Offizier der Landesmiliz, der aus der Gegend stammte, vertrieben und bald danach hingerichtet. Tung 25 Tsch'ang machte sich darauf zum Kommandanten von Tschê-tung, dem Gebiet südlich des Ts'ien-t'ang-Flusses, und seinen Mitkämpfer Ts'ien Liu, einen ehemaligen kleineren Bandenführer aus Huang Tsch'aos Zeit, zum Präfekten von Hang-tschou auf der nördlichen Seite. Im Jahre 895 beantragte er seine Ernennung zum König von Yüe, und als ihm dies ver- 30 weigert wurde, erklärte er sich selbst zum „Kaiser (*ti*) von Yüe“. Ein Jahr später wurde er von dem eifersüchtig gewordenen Ts'ien Liu in Yüe-tschou angegriffen, besiegt und hingerichtet. Ts'ien blieb der Dynastie treu und erhielt hohe Ämter und Würden. Im Jahre 902 wurde er zum König von Yüe und von Wu ernannt. Ein Jahr später erst wurde Wang 35 Kien König von Schu.

Der Kampf zwischen Tschu Ts'üan-tschung und Li K'ö-yung nahm jetzt auch militärisch immer schärfere Formen an. Es ging im wesentlichen um die Gebiete von Ho-peï (Tschili), und Li K'ö-yung, der in Schan-si die „innere Linie“ hatte, konnte sich gegen seinen Gegner, der 40 auf der äußeren größere Bewegungsfreiheit hatte und später durch die Eroberung von Yen tschou in Schan-tung 896 sich eine breitere Basis gegen den Norden geschaffen hatte, nur mit Mühe behaupten. Tschao tsung saß inzwischen in Tsch'ang-ngan und wartete, wer sich als der Mächtigere

erweisen würde. Im Sommer 895 brach in der Hauptstadt eine sehr ernste Meuterei unter den Palast-Truppen aus. Die verschiedenen Abteilungen kämpften gegeneinander, erschlugen den ersten Minister und legten schließlich Feuer an den Palast. Der Kaiser geriet in die größte Gefahr und flüchtete in das Lager einer bei Tsch'ang-ngan liegenden Kan-su-Truppe, gegen die die Meuterer nichts zu unternehmen wagten. Zufällig befand sich Li K'o-yung aus Anlaß seines Kampfes gegen Tschu Ts'üantschung auf dem Marsche nach Süden, und der Kaiser rief ihn zu seinem Schutze nach der Hauptstadt. Li sandte mit den Truppen seinen Sohn, Li Ts'un-hü, einen zehnjährigen Knaben, der aber durch seine außerordentlichen Gewandtheit auf den Kaiser einen starken Eindruck machte. Die Führer der Meuterer wurden hingerichtet, und Tschao tsung kehrte in die Stadt zurück, wo er, da der Palast unbewohnbar geworden war, in einem der Amtsgebäude bleiben mußte. Li K'o-yung, jetzt wieder in hoher Gunst, wurde zum König von Tsin ernannt. Bald darauf, 896, erhob sich ein hoher Offizier, der bisher den T'ang treu gedient hatte, Li Mao-tschêng, wegen angeblich ungerechter Behandlung und zog mit seinen Truppen gegen die Beamten und Garden des Palastes. Wiederum mußte Tschao tsung fliehen, und zwar wandte er sich diesmal nach T'ai-yuan im Norden, um da Schutz zu suchen, wo allein ihm dieser noch gesichert schien, bei dem Türken Li K'o-yung. „Unter den Garnisonen innerhalb der Pässe gibt es keine mehr, die zuverlässig ist“, erklärte ihm ein Heereskommandant aus der kaiserlichen Familie. Trotzdem ließ er sich von dem Gouverneur von Ho-tschung, Han Kien, überreden, in Hua tschou an der Straße nach Osten zu bleiben, da er aus dem weit entfernten T'ai-yuan nie mehr zurückkehren würde. Tschao tsung ahnte nicht, daß er damit die letzte schwache Möglichkeit, die Dynastie zu retten, preisgegeben hatte; er war einem der zahllosen Verräter unter seinen Beamten in die Hände gefallen. Han Kien stand mit Li Mao-tschêng in enger Verbindung oder wollte jedenfalls die Gelegenheit benutzen, seine eigenen Ziele zu erreichen. Während Li Mao-tschêng die Hauptstadt plünderte und niederbrennen ließ, was aufgebaut war, umstellte Han Kien im Frühjahr 897 die Residenz des Kaisers und zwang ihn, den sämtlichen anwesenden Prinzen — es waren ihrer elf — das Kommando über ihre Truppen zu entziehen. Von jedem Schutz entblößt, waren die Unglücklichen wehrlos in die Hände des Verräters gegeben. Han erpreßte nunmehr von dem gefangenen Monarchen ein Zugeständnis nach dem anderen. Zunächst wurde der älteste Sohn Tschao tsungs als Thronfolger eingesetzt. Als dann im Herbst, der Prinz, der in T'ai-yuan des Kaisers Kommen hatte ankündigen sollen, von dort zurückkam, ließ Han Kien gemeinsam mit dem Eunuchen Liu Ki-schu, der, anscheinend aus bloßer Freude am Umsturz, ebenfalls die Beseitigung der Dynastie plante, die Wohnungen der Prinzen umstellen und diese sämtlich umbringen. Sicherlich war es die Absicht Han Kiens, auch dem Kaiser selbst das gleiche Schicksal zu bereiten und

dann, wenn möglich, eine neue Herrschaft zu begründen, aber die Furcht vor den beiden stärkeren Bewerbern um die Macht ließ ihn vor diesem letzten Schritte zurückweichen. Zwar Li K'o-yung war zur Zeit durch die heftigen Kämpfe mit seinem Gegner in Ho-peï und Schan-si völlig in Anspruch genommen und zur Hilfe außer Stande, aber Tschu Ts'üan-tschung 5 machte gewaltige Fortschritte in seinen Eroberungen, und unter keinen Umständen würde er Han Kien das Feld überlassen haben. So hielt dieser es für das Geratenste, dem Kaiser die Rückkehr in die wiederum zerstörte Hauptstadt freizugeben, aber erst nachdem Li Mao-tschêng wieder in alle seine Würden eingesetzt und Han Kien zum „Kommissar für die Wieder- 10 herstellung des Palastes“ (so behielt er den Monarchen in der Hand) ernannt war. Im Herbst 898 kehrte Tschao tsung nach Tsch'ang-ngan zurück und lieferte sich damit der Schar der Umstürzler aus. Li K'o-yung, sein einziger Freund, hätte als legaler Vollstrecker des kaiserlichen Willens von T'ai-yuan aus vielleicht eine Wendung herbeiführen können, aber einen 15 Rettungszug nach Süden zu unternehmen vermochte er jetzt nicht. Tschu Ts'üan-tschung hatte das ganze Ho-peï und das südliche Schan-si in seiner Hand, so daß er dauernd den Gegner im Norden festhalten konnte, während er auf den geeigneten Augenblick wartete, um in Tsch'ang-ngan einzugreifen. Dieser Augenblick kam bald. 20

Im Winter 900/01 hatte Tschao tsung, der oft dem Weine huldigte, vielleicht um Trost in seiner jammervollen Lage zu finden, im Rausch mehrere Frauen des Palastes getötet; diesen Vorfall nahmen Liu Ki-schu und seine Genossen unter den Eunuchen zum Anlaß, laute Klage über die Ausschreitungen des Kaisers zu führen; Liu rief die Beamten zusammen, und die 25 Minister, aus Furcht vor den Eunuchen, denen die Palasttruppen zur Verfügung standen, baten den Thronfolger, die Regierung zu übernehmen. Liu Ki-schu aber sperrte den Kaiser und die Kaiserin in einem entlegenen Teile des Palastes ein, wo sie unter strengster Bewachung gehalten wurden; er selbst schaltete als Herrscher und behandelte den Thronfolger als seine 30 Kreatur. Aber der Zustand währte nicht lange. Mehrere Offiziere der Palastwachen vermochten ihre Empörung über das Treiben der Eunuchen nicht länger zu zügeln; Anfang 901 bemächtigten sie sich einiger von ihnen, erschlugen sie und befreiten die kaiserlichen Gefangenen aus ihrem Kerker. Dann wurden noch etwa zwanzig Eunuchen getötet, darunter 35 auch Liu Ki-schu. Tschu Ts'üan-tschung wurde von den Vorgängen durch seine Anhänger in der Hauptstadt, vor allen von dem Minister Ts'ui Yin von der Lage in Kenntnis gesetzt, und er sah jetzt die Stunde zum entscheidenden Schlage herannahen. In Tsch'ang-ngan begann alsbald der blutige Kampf um die Beute. Ts'ui Yin drängte den Usurpator, von 40 Pien tschou zu kommen, und die Eunuchen mit Liu Ki-schus Nachfolger Han Ts'üan-hui an der Spitze wußten oder ahnten, was ihnen dann bevorstand. Mit der Begründung, Tschu Ts'üan-tschung werde den Kaiser nach Lo-yang verschleppen, drangen sie in den Monarchen, sich nach Fêng-

siang zu begeben. Tschao tsung weigerte sich, zu gehen. Tschu, der bereits in Ho-tschung war, ließ ihn in der Tat auffordern, seine Residenz nach Lo-yang zu verlegen, und die Eunuchen sahen, daß keine Zeit zu verlieren war. Sie zwangen den Widerstrebenden mit Gewalt, ihnen zu folgen, nach-
 5 dem sie das Gebäude, in dem er sich befand, in Brand gesteckt hatten. Der Unglückliche mochte fühlen, daß er, mochte er nach Osten oder nach Westen gehen, immer dem Verrat und dem Untergange preisgegeben war. Der Zug setzte sich in Bewegung, Tschu Ts'üan-tschung hatte zwar in-
 zwischen Hua tschou erreicht, mußte sich aber, um seine Flanke zu sichern,
 10 erst nach Norden gegen Li K'o-yung wenden, den er sogar in T'ai-yuan kurze Zeit zu belagern versuchte. Inzwischen war Li Mao-tschêng, der den Kaiser begleitet hatte, 903 von Fêng-siang nach der Hauptstadt zurückgekehrt und stürzte sich hier auf die Eunuchen. Zweiundsiebzig von ihnen wurden
 getötet, darunter Han Ts'üan-hui. Tschu Ts'üan-tschung, der sein Unter-
 15 nehmen in Schan-si aufgegeben hatte und dem Kaiser völlige Ergebenheit vortäuschte, ließ dieses Massaker noch fortsetzen und weitere neunzig Eunuchen hinrichten. Tschao tsung, sei es, daß er wirklich getäuscht war oder in dumpfer Hingabe an sein Schicksal handelte, begab sich nunmehr
 in das Lager Tschu Ts'üan-tschungs, wo er mit heuchlerischer Unter-
 20 würfigkeit aufgenommen wurde. Damit wurde er der Gefangene des Usurpators. Nach kurzem Aufenthalte durfte er nach Tsch'ang-ngan zurückkehren, eine Abteilung von Tschus Truppen folgte ihm. Und nun wurde
 an den verhaßten Eunuchen auf Ts'ui Yins und Tschu Ts'üan-tschungs Antrag erst das eigentliche furchtbare Strafgericht vollzogen, durch das
 25 ihre und ihrer Vorgänger Sünden von Jahrhunderten gebüßt werden sollten. Palast und Stadt wurden durchsucht, und Alles, was sich nicht vorher hatte retten können, fiel erbarmungslos dem Henker. Personen,
 die zu den Eunuchen in engeren Beziehungen gestanden hatten, erlitten das gleiche Schicksal, zwanzig buddhistische Mönche und Taoisten wurden
 30 zu Tode geprügelt. Etwa achthundert Verschnittene sollen umgebracht sein, ein kleiner Rest von dreißig Jungen wurde für grobe Dienste im Palast übrig gelassen. Tschao tsung ernannte Tschu Ts'üan-tschung zur Belohnung zum König von Liang. Wie Tschao tsung innerlich zu dem Blutbade
 stand, ist schwer zu ermessen. Genützt hat ihm die Befreiung von diesem
 35 Teil seiner Peiniger nichts, sie hat ihn nur um so unausweichlicher dem anderen überliefert.

Tschao tsung war jetzt wehrlos in der Gewalt Tschu Ts'üan-tschungs und seines Anhangs; ein schwächlicher Versuch, sich eigene neue Ratgeber zu wählen, brach vor einem Zornworte des Gewalthabers zusammen. Für
 40 diesen selbst kam nunmehr der Augenblick, die Maske fallen zu lassen. Ganz seinem oft enthüllten hinterlistigen, von jedem Gewissensbedenken freien Charakter entsprechend, entledigte er sich zunächst der Personen, die ihm bisher bei seinem Aufstieg geholfen und die ihm nunmehr für seine weiteren Pläne hinderlich waren. Vor allen war es Ts'ui Yin, der bisherige

Genosse seiner Taten, der verschwinden mußte. Er hatte nach dem Eunuchen-Mord die gesamte Macht der Zentrale, einschließlich des Oberbefehls über das Heer übertragen bekommen, ein Zustand, der Tschu gefährlich dünkte. Anfang 904 verklagte er ihn heimlich beim Kaiser wegen „Machtanmaßung, staatsgefährlicher Umtriebe und Zerstörung des Zusammenhangs zwischen dem Herrscher und seinen Ministern“ und verlangte seine und seiner Anhänger, einer großen Zahl hoher Beamter, strenge Bestrafung. Tschao tsung hatte dem Verlangten nur die Form einer kaiserlichen Verordnung zu geben, es mag ihm auch nicht übermäßig schwer geworden sein, den einen Schurken durch den andern vernichtet zu sehen. 10 Alle Proskribierten wurden teils verhaftet, teils in die Provinzen geschickt, aber Tschus Vertreter in Tsch'ang-ngan, sein Neffe Tschu Yu-liang, Kommandant der Palastwache, erledigte die Angelegenheit einfacher und gründlicher, indem er auf den geheimen Befehl seines Oheims hin sämtliche vorgemerkte Kandidaten, Ts'ui Yin an der Spitze, mit ihrem ganzen 15 Freundesanhang durch seine Truppen umbringen ließ. Nachdem so das Feld gesäubert war, ließ Tschu nunmehr den Kaiser abermals auffordern, seine Residenz nach Lo-yang zu verlegen, einmal um ihn näher bei sich in Pien tschou zu haben, dann aber auch aus weiter reichenden Erwägungen heraus. Tschao tsung weigerte sich zunächst, aber Tschu hatte bereits 20 Befehl gegeben, in der östlichen Hauptstadt die Paläste herzurichten, und ungeachtet alles Jammerns der Bevölkerung verließ der kaiserliche Zug im Februar 904 die Hauptstadt nach Osten zu. Man wußte oder ahnte, daß damit das Urteil über Tsch'ang-ngan gesprochen war. Tschu Ts'üantschung wollte nicht bloß jede Möglichkeit einer Rückkehr vernichten, 25 sondern er wollte auch dem, was er als Letztes plante, eine neue und sichere Grundlage geben. Während der ganzen Zeit der T'ang-Dynastie war das Wei-Tal ständig von den Tibetern und Türk-Völkern bedroht gewesen, wenn nicht eine starke Hand in den Grenzgebieten auf Ordnung hielt und Ruhe erzwang. Die Flucht der Kaiser über das Gebirge nach Ssë-tsch'uan 30 war weder ein rühmlicher noch ein unbedingt sicherer Ausweg. Nach Tschus Überzeugung war das Huang-ho-Tal „außerhalb der Pässe“ ein geeigneterer Boden für die Zentrale: hierher zu gelangen war für die Völker des Westens und Nordwestens immerhin schwieriger, und die Gefahr eines Einbruchs vom Norden schien hier geringer und bei der kürzeren Entfernung auch leichter abzuwehren. 35 Schon einmal, bald nach der Thronbesteigung der Dynastie, hatte man im Jahre 624 Angesichts der Türkengefahr eine Verlegung der Hauptstadt nach Ssë-tsch'uan ins Auge gefaßt (s. oben S. 353), und ob nicht etwa bei der Erklärung T'ai-yuans zur „nördlichen Hauptstadt“ durch Hüan tsung im Jahre 723 an ähnliche 40 Möglichkeiten gedacht war, mag dahingestellt bleiben. Das Wei-Tal bot, wie die Dinge sich entwickelt hatten, nicht mehr die gleiche Sicherheit wie in früheren Jahrhunderten, die Gründe, die einst Kao tsus Berater im Jahre 202 v. Chr. dafür geltend gemacht hatten (s. I, 270), bestanden nicht mehr.

Dazu kam für Tschu noch der besondere Umstand, daß sein stärkster Gegner, Li K'o-yung, in Schan-si, also links des Stromes war; wäre der Usurpator nach der westlichen Hauptstadt übergesiedelt, so würde es zweifelhaft geworden sein, ob er den Osten hätte halten können, besonders
 5 wenn etwa die Tibeter oder Kirgisen mit dem Türken Li K'o-yung gemeinsame Sache gemacht hätten. So hatte er beschlossen, Tsch'ang-ngan nicht bloß aufzugeben, sondern vom Erdboden zu vertilgen. Er beauftragte einen seiner Unterführer, Tschang T'ing-fan, die Stadt zu zerstören. „Dieser ließ die Paläste und öffentlichen Gebäude, sowie die Häuser der Beamten
 10 und der Bevölkerung niederreißen, das Holzwerk wurde in den Wei-Fluß geworfen und trieb mit der Strömung flußabwärts. Seitdem war Tsch'ang-ngan eine wüste Stätte“, so schildert Ssé-ma Kuang den denkwürdigen Vorgang, von dem ihn selbst nur anderthalb Jahrhunderte trennten. Damit endet die elfhundertjährige Geschichte von Tsch'ang-ngan, jener
 15 Stadt, die so viel Glanz und Ruhm, aber auch so viel Elend und Grauen gesehen hat wie kaum eine andere der Welt. Unzählige Male zerstört, war sie durch Herrscherwillen immer wieder aufgebaut worden, bis mit dem Untergange des T'ang-Hauses auch ihr Schicksalskreis sich schloß. Der politische Mittelpunkt des Reiches verlegt sich von nun ab nach „außerhalb
 20 der Pässe“.

In der Stadt Schên am Huang ho; halbwegs bis Lo-yang, mußte Aufenthalt genommen werden, da die Paläste der Hauptstadt noch nicht fertig gestellt waren. Tschao tsung war unter ständiger Bewachung, doch gelang es ihm, an die ihm treu gebliebenen oder wenigstens von ihm für treu
 25 gehaltenen Satrapen Wang Kien (s. oben S. 521), der inzwischen „König von Schu“ (Ssé-tsch'uan) geworden war, Yang Hing-mi, einen ehemaligen Bandenführer, dann Militärgouverneur und seit 902 „König von Wu“ (unteres Yang-tsé-Gebiet), und Li K'o-yung, den „König von Tsin“ (Schan-si), einen Hilferuf zu senden, in dem er ihnen sagte: „Wenn ich
 30 in Lo-yang bin, werde ich von Tschu Ts'üan-tschung von Allen abgesperrt gehalten werden. Erlasse und Verordnungen (in meinem Namen) werden nur von ihm ausgehen, mein eigener Wille wird nicht mehr hindurchdringen“. Der Schritt war klug, aber er konnte keinen Nutzen mehr haben: die Angerufenen konnten oder wollten für die aufgegebenen Dynastie nichts mehr
 35 wagen. Wang Kien, im Verein mit Li Mao-tschêng und Anderen, hat allerdings im Sommer 904 noch einmal einen Versuch gemacht, Tschu die Macht zu entreißen, aber das Heer des Usurpators verjagte die Angreifer, die offenbar nur über schwache Kräfte verfügten. Es gab keine Rettung mehr für den gefangenen Monarchen.

40 Im Mai wurde die Fertigstellung des Palastes von Lo-yang gemeldet, und Tschu Ts'üan-tschung befahl sofortige Weiterreise. Alles Bitten des Kaisers, wegen der eben erfolgten Niederkunft der Kaiserin wenigstens einen Aufschub bis zum Herbst zu gewähren, war vergeblich, die Reise ging weiter am Huang ho abwärts. Bei Sin-ngan, vierzig Kilometer vor

Lo-yang, nahm Tschu den Zug in Empfang. Da nach Ts'ui Yins Tode das kaiserliche Heer aufgelöst war, hatte man eine Schar von zweihundert Jünglingen aus der Palaststadt dem Kaiser als Geleit mitgegeben. Tschu ließ die zweihundert erdrosseln und junge Leute aus seinen Reihen in ihre Uniformen stecken, so daß der Kaiser den Wechsel zunächst gar nicht 5 bemerkte. Erst allmählich erkannte er, daß er überhaupt nur noch von Gefolgsleuten Tschu Ts'üan-tschung umgeben war. Ende Mai traf man in Lo-yang ein, Tschao-tsung wußte, daß es das Grab der Dynastie war. Seine Leidenszeit dort war kurz, aber schwer. Als Gefangener verbrachte er seine Tage in dumpfer Verzweiflung. „Entweder fröhnte er zusammen 10 mit der Kaiserin dem Trinken, oder sie weinten beide gemeinsam“, sagt Ssë-ma Kuang. Sein Kerkermeister Tschu Ts'üan-tschung spielte auch im letzten Akt des Dramas die Rolle des feigen Schurken, die für ihn allein möglich war. Li Mao-tschêng, Li K'o-yung, Wang Kien, Liu Jen-kung (ein ehemaliger Unterführer von Li K'o-yung, dann eine Zeit lang Gefolgs- 15 mann Tschu Ts'üan-tschungs und schließlich wieder Anhänger von Li K'o-yung) und verschiedene Andere, die der Usurpation widerstrebten, verhandelten miteinander über Schritte zur Wiederaufrichtung der T'ang, und Tschu erfuhr davon. Aus Furcht vor einem Umschwung beschloß er im Herbst, Tschao-tsung zu beseitigen, und beauftragte damit eine Anzahl 20 seiner Mannen, darunter einen gewissen Tschu Yu-kung, einen jungen Menschen, den er wie seinen Sohn gehalten und durch Verleihung seines eigenen Familiennamens ausgezeichnet hatte. Diese Schergen, wohl auch vor der Tat zurückschreckend, überließen die Ausführung wieder einem untergeordneten Offizier. Der letztere drang mit einer Rotte Soldaten 25 Nachts in das Schlafzimmer des Kaisers, der betrunken war und, kaum bekleidet, flüchtete. Man jagte ihm nach und machte ihn nieder, eine Haremsdame, die ihn mit ihrem Körper schützen wollte, wurde mit ihm getötet. Das gab den Mördern den Gedanken ein, zu verkünden, die Haremsdamen hätten den Herrscher ermordet. Tschu Ts'üan-tschung, mit gut geheu- 30 cheltem Entsetzen über die Tat, spielte den Verzweifelten und „bat“ den zwölfjährigen Sohn des Ermordeten, den er unmittelbar vorher hatte zum Thronfolger ernennen lassen, „die Verbrecher bestrafen zu dürfen“. Tschu Yu-kung und seine Genossen wurden verurteilt, Selbstmord zu begehen. „Ich bin verkauft, um die Flüche der Welt zum Schweigen zu bringen“, 35 rief der Betrogene vor seinem Tode aus. Tschu war die Mitwisser seiner letzten Schandtät los.

Der neue „Kaiser“ führt den posthumen Namen Tschao-süan ti, später hat man ihm auch den Titel Ngai ti, d. h. „der bejammernswerte Kaiser“ verliehen, und diese Bezeichnung verdient er vollauf. Es ist schwer zu er- 40 kennen, welche Beweggründe Tschu Ts'üan-tschung veranlaßten, die Tragikomödie noch eine Weile fortzusetzen. War es persönliche Feigheit, die ihn zaudern ließ, den letzten Schritt zu tun? Oder war es der Sadismus des Scheusals, der noch eine Zeit lang mit dem Opfer spielen wollte? Im

Frühjahr 905 rottete er die Nachkommenschaft Tschao tsungs, wohl den letzten Rest der T'ang-Familie, aus, indem er die neun Brüder Tschao-süan ti zu einem Bankett einladen und dabei erdrosseln ließ. Die Leichen wurden in einen See geworfen. Wenige Monate später ließ er bei dem Erscheinen eines Kometen auf den Rat der Astrologen und eines in den Prüfungen erfolglosen Literaten dreißig Gelehrte, die verdächtigt wurden, Anhänger der T'ang zu sein, zusammenrufen und umbringen. Auch ihre Leichen warf man ins Wasser. Im Anfang des folgenden Jahres folgte die Gemahlin Tschao tsungs. Sie erriet oder hatte gehört, daß die Entthronung der Dynastie unmittelbar bevorstände. In ihrer Angst übersandte sie an mehrere von Tschu Ts'üan-tschungs Getreuen, darunter an den Zerstörer von Tsch'ang-ngan, Tschang T'ing-fan, die Bitte, wenigstens ihren Sohn, den kaiserlichen Knaben, und sie selbst am Leben zu lassen. Widersacher der Angerufenen verdächtigten diese bei dem Usurpator heimlicher Umtriebe mit der Kaiserin-Mutter zur Wiedereinsetzung der T'ang. Der ewig mißtrauische Wüterich ließ sofort die verängstigte Frau töten und die Verdächtigten auf verschiedene Art zu Tode bringen. Tschang T'ing-fan wurde öffentlich durch auseinander ziehende Wagen zerrissen. Aber der letzte Schritt stand noch immer aus. Widerspruch gegen Tschus Mordtaten und Anhänglichkeit an die T'ang regten sich inzwischen bei nicht wenigen der Gouverneure, namentlich bei denen der Provinzen der Yang-tsë-Gegend und bei Li K'o-yung in Ho-tung (Schan-si); noch mehrfach mußte der Usurpator während der folgenden Jahre zu Felde ziehen. Besonders in Ho-peï und Schan-si stand ihm Li K'o-yungs Macht unüberwindlich entgegen, und Anfang 907 übergab sein Oberbefehlshaber die wichtige Stadt Lu-tschou (Lu-ngan in Süd-Schan-si) an Li K'o-yung, so daß er seine Truppe, die Ts'ang-tschou (südlich von T'ien-tsin am Kaiser-Kanal) belagerte, das sich allein dort seiner Herrschaft widersetzte, schleunigst zurückziehen mußte. Tschus erster Ratgeber Lo Schao-wei hielt jetzt entscheidendes Handeln für notwendig, er machte seinen Herrn darauf aufmerksam, daß die militärischen Niederlagen überall die Hoffnung auf Rettung der T'ang neu beleben würden. „Der Auftrag des Himmels aber sei den T'ang genommen, es sei notwendig, daß er selbst ihn übernehme“, „um so allen Hoffnungen ein Ende zu machen“. Tschu Ts'üan-tschung stimmte zu. Das Weitere vollzog sich in jenen Formen abstoßender Heuchelei, die wir bei dem Sturz der Dynastien wiederholt beobachtet haben (s. oben S. 144, 157, 162f., 235 u. a.), die Wirklichkeit ist hinter den bunten Fetzen der *li* leicht zu erkennen. „Nach dem Vorbild von Schun und Yü“ (I, 65 f.) forderte Tschao-süan ti den König von Liang auf, den Thron zu besteigen, der König lehnte ab, gab aber dann der wiederholten Aufforderung nach, und „am 12. Mai 907 übertrug Tschao-süan ti durch kaiserliches Schreiben den Thron an Liang“ (*T'ung-kien, k'ai-p'ing* 1. Jahr). Der Kaiser wurde zum „Fürsten von Tsi-yin“ (Ts'ao-tschou in Süd-Schan-tung) ernannt und in Ts'ao-tschou interniert. Im Frühjahr 908 wurde er

vergiftet. Die Dynastie, unter der China auf den Höhepunkt der Weltmacht geführt war, hatte lange Zeit zum Sterben gebraucht. Die Krankheit, an der sie dahinsiechte, haben wir kennen gelernt, es war keine andere als die, an der einst ihre große Vorgängerin, die Han, zu Grunde ging. Sie war in dem konfuzianischen Weltstaate endemisch und hat später noch 5 weitere Opfer gefordert. Die neue Dynastie, die Tschu Ts'üan-tschung Liang nannte, war der Erbschaft, die sie antreten sollte, nicht im entferntesten gewachsen. Dieses in einem Sumpf von Lüge und Verbrechen aufgeführte Gebäude konnte keinen Bestand haben, es bildete nur den Ausgangspunkt für eine neue Entwicklung. „Die Stadt Pien wurde nach 10 Tschus Thronbesteigung in K'ai-fêng umbenannt und zur östlichen Hauptstadt erklärt, die alte „östliche Hauptstadt“ (Lo-yang) wurde die westliche Hauptstadt, die zerstörte ehemalige westliche Hauptstadt (Tsch'ang-ngan) bekam den Namen Ta-ngan d. h. „der große Friede“ (*T'ung-kien, k'ai-p'ing* 1. Jahr). Diese Neuordnung kann als Symbol gelten für den Abschluß 15 einer vergangenen Zeit und den Beginn einer neu herausziehenden.

Drittes Kapitel.

Verfassung und Wirtschaft im geeinten Reiche.

Die wichtigsten, nicht die einzigen Quellen für eine Darstellung der Verfassung und Wirtschaft in dem Zeitraum der Reichseinheit vom Ausgange des 6. bis zum Beginn des 10. Jahrhunderts sind die in Betracht kommenden Kapitel der Sui- und T'ang-Annalen (*Sui schu* Kap. 26—28, *K. T'ang schu* 5 Kap. 42—44, *T'ang schu* Kap. 44—50 für die Verfassung; ebenda Kap. 24, Kap. 48—49 und Kap. 51—55 für die Wirtschaft), sowie das *T'ang leo tien*, „Die sechs Abteilungen des T'ang-Reiches“. Das letztere Werk stellt eine Nachahmung des *Tschou li* dar und trägt daher auch seinen Titel, weil die sechs Abteilungen oder Ministerien der Tschou-Verfassung (s. I, 10 127), auf etwas gewaltsame Weise, auch für das T'ang-Reich in Geltung gesetzt werden (s. unten). Das Werk ist unter Hüan tsung von „denen um Tschang Kiu-ling“ (s. oben S. 435) im Jahre 739 vollendet und von einer Anzahl Gelehrter mit dem berüchtigten Li Lin-fu, Tschang Kiu-ling's grimmigstem Widersacher, an der Spitze kommentiert 15 worden. (Li Lin-fu kann natürlich nur den Namen dazu gegeben haben.) Auch das schon oft erwähnte *T'ung tien* vom Ende des 8. Jahrhunderts (s. oben S. 3) hat für diese Zeit eine besondere Wichtigkeit. Von der Auf- führung anderer mehr gelegentlich in Betracht kommender Quellen kann hier abgesehen werden.

20 Als die Zeit der Trennung zu Ende ging, waren die staatlichen Einrichtungen infolge der unablässigen Kriege vielfach stark im Verfall; das *Sui schu* (Kap. 26 fol. 2r^o) bemerkt, daß „nach der Unterwerfung des Südens dort keine Erneuerung (der staatlichen Organisation) erfolgte. Die Zentral- regierung wurde verlegt, Listen, Akten und Aufzeichnungen gingen großen- 25 teils verloren, und was noch an Aufzeichnungen vorhanden ist, gibt kein genaues Bild“. Immerhin war das gesamte Verwaltungs-Gerüst, wie es besonders im nördlichen Wei-Reiche sich herausgebildet hatte, wenn auch größtenteils nur noch in Form von Überlieferungen und Namen, doch lückenlos vorhanden, und die Sui-Kaiser konnten es nach einer Über- 30 prüfung im Jahre 582 übernehmen (s. oben S. 252). Neuordnungen und Neubenennungen von einzelnen Behörden erfolgten unter Yang ti im Jahre 607, indem Teilungen allzu umfangreicher Organe vorgenommen und alte Namen wieder hervorgesucht wurden. Aber — so sagt das *T'ung tien* (Kap. 19 fol. 3r^o) — unablässig lösten neue Behördennamen und neue

Einrichtungen damals einander ab, so daß Neubildungen kaum die Möglichkeit hatten, sich auszuwirken. Die Zentrale bestand danach aus einer großen Zahl von Ministerien und kleineren Spezialbehörden, die unter den Sammelnamen der fünf *schêng*, drei *t'ai* und fünf *kien* nebst den zwölf *weï* und sechzehn *fu* (militärischen Kommandanturen) zusammengefaßt 5 wurden. (Die Bedeutung der Ausdrücke wird sich aus dem Folgenden ergeben.)

Die T'ang übernahmen zunächst das ganze ungefestigte System, mußten dann aber allmählich zahlreiche Veränderungen eintreten lassen, die aufzuzählen zu weit führen würde. Natürlich blieben die Grundlinien des 10 Systems unberührt, denn sie waren durch den konfuzianischen Universalismus festgelegt, und der Sieg des Universalismus wurde im T'ang-Reiche noch erweitert und vertieft. Der Begriff des „Mittelreiches“, ebenso erweitert wie einst zur Han-Zeit, aber weit darüber hinaus in seinem Inhalt verdichtet, umkleidete sich unter T'ai tsung mit der ganzen Fülle der Welt- 15 macht, und diese Weltmacht mit ihrem ständig wachsenden Gebietsumfang und ihrem gewaltig gesteigerten Kultur- und Wirtschaftsleben erzeugte eine große Zahl neuer Bedürfnisse und Aufgaben, für deren Erledigung die alten Organe des Staates umgeformt oder neu gebildet werden mußten.

Da aber mit dem Erstarken des politischen Konfuzianismus das Vorbild 20 der klassischen Tschou-Dynastie immer unverrückbarer wurde — wir haben gesehen, wie man sogar zweimal seine radikale Wiederverwirklichung unternahm, unter der Wu hou (s. oben S. 414 f.) und dann bei dem Gouverneur-Aufstand 782 (s. oben S. 475 f.) —, so hielt man solche Um- und Neubildungen in möglichst engen Grenzen, oft bestanden sie 25 tatsächlich nur in einer Änderung der Namen, indem man die eine „klassische“ Bezeichnung für eine andere eintauschte. Namentlich im Jahre 662 unter Kao tsung wurde eine solche allgemeine Namenreform angeordnet, aber schon acht Jahre später widerrufen; ganz umfassend waren die phantastischen Umformungen der Wu hou, die erst in ihrem Todesjahre, 705, 30 wieder zeitgemäßen Formen Platz machten. Eine tiefer greifende Neuordnung erfolgte dann 737 unter Hüan tsung, und sie ist bis zum Ende der Dynastie bestehen geblieben. Es würde einen unverhältnismäßig breiten Raum beanspruchen, wollten wir diese Wandlungen berücksichtigen, wir werden uns daher im allgemeinen an die Einrichtungen halten, wie sie 35 durch diese letzte Reform geschaffen waren. Die Chinesen haben der Namengebung immer eine Bedeutung beigelegt, die wir nicht zu erkennen vermögen; über den wirklichen Wert des Verwaltungsorganismus entschied der Geist, der in ihm lebte, und dieser strahlte in China immer vom Mittelpunkt, dem „Himmelssohn“, aus. Der große T'ai tsung war allen über- 40 flüssigen Namenspielereien abhold, für ihn bestand der alleinige Zweck aller Behörden darin, daß sie das Wohl des Staates und der Völker förderten, ihre Form und ihre Bezeichnungen waren ihm gleichgiltig (vgl. oben S. 388 f.). Und doch war es unter seiner Regierung im Jahre 623,

daß „in den chinesischen Wissenschaften bewanderte“ buddhistische Mönche, die sich in Begleitung eines nach Japan geschickten Gesandten aus Sin-lo (in Korea) befanden, der japanischen Kaiserin Suiko Tennō erklärten: „Diejenigen, die sich im T'ang-Reiche zum Studium aufgehalten
 5 haben, sollten zum Hofe eingeladen werden, denn das Reich der großen T'ang ist ein wundervolles Land, dessen Vorbild in jeder Hinsicht bestimmend ist. Man sollte sich beständig daran halten.“ Die Folgen waren weitgehend: noch bei Lebzeiten des großen Herrschers, von 645 ab, wurde die gesamte chinesische staatliche Organisation auf das bis dahin völlig
 10 anders geartete Japan übertragen (s. oben S. 385f.), und sie hat dort in ihren Grundgedanken und deren Formen die Jahrhunderte überdauert, bis im 19. Jahrhundert das neue Japan entstand, auch dieses seinem Wesen nach noch immer konfuzianisch.

Vergegenwärtigen wir uns hiernach die T'ang-Verfassung in ihren großen
 15 Zügen, so wie sie durch die Reform von 737 zu einem gewissen Abschluß in der Entwicklung gelangt war, und soweit dies bei den unübersichtlichen und wenig anschaulichen Darstellungen der Chinesen möglich ist.

Der alte „Kronrat“ ist nicht einmal in der Theorie mehr vorhanden, nur die Bezeichnungen seiner fiktiven Mitglieder sind geblieben, und zwar
 20 sind sie wieder der Zeit vor der Wei-Dynastie angepaßt: der *ta ssě-ma* und der *ta tsiang-kün* der Wei (s. oben S. 252) sind verschwunden, es bleiben nur die drei *schü* und drei *kung*, aber als reine Ehrentitel; amtliche Obliegenheiten sind nicht damit verbunden, diese üben ihre Träger nur insoweit aus, als sie Minister oder sonstige hohe Beamte sind. Weit schärfer
 25 geschieden als bisher sind im T'ang-Staate die Palast-Behörden, die nur für den Dienst am Hofe und für den kaiserlichen Haushalt da sind, von den Zentren der wirklichen Staatsgeschäfte, den Ressort-Ministerien. Hier ist die früher bereits angedeutete Entwicklung (s. oben S. 254f.) durch den erwähnten Zwang staatspolitischer Notwendigkeiten um ein großes Stück
 30 vorwärts getrieben worden.

Die eigentliche Zentralregierung als Vollstreckerin des kaiserlichen Willens bestand aus den drei *schêng*, wie sie sich schon zur Vor-T'ang-Zeit aus einander und neben einander gebildet hatten (s. oben S. 25f. u. 254f.): das *schang-schu schêng*, das *mên-hia schêng* und das *tschung-schu schêng*.
 35 Das erste sollte nach den Bestimmungen von 737 „die gesamte Verwaltung zusammenfassen und alle Fäden in der Hand halten“; das *mên-hia schêng* war die große Reichskanzlei, hier wurden die kaiserlichen Erlasse und die Eingaben an den Thron bearbeitet, die Audienzen und feierlichen Staatsaktionen vorbereitet, die Staatsiegel aufbewahrt, und Entscheidungen
 40 über Fragen des Zeremoniells und der Staatsethik durch das Kollegium des *hung-wên kuan* (s. oben S. 390) getroffen; das *tschung-schu schêng*, früher die oberste Behörde, hatte vor allem die Verkündigung der kaiserlichen Verordnungen und sonstigen Willensäußerungen zu besorgen. Zweifellos mußten sich die Zuständigkeiten dieser großen Behörden oft

überschneiden, und vermutlich wurde dabei der Zweck verfolgt, bei keiner von ihnen die Machtbefugnisse zu groß werden zu lassen, sondern durch Beteiligung aller an den letzten Entscheidungen eine Beschränkung zu schaffen. Diesen Verwaltungsgrundsatz, die Amtsgewalt und die Verantwortlichkeit immer auf möglichst viele Schultern zu verteilen, der aus 5 einem gewissen durch die Geschichte gerechtfertigten Mißtrauen geboren ist, haben die Chinesen bis heute festgehalten. Er ist natürlich immer ein starkes Hemmnis im Getriebe der Verwaltung gewesen, wenn nicht eine willensstarke Herrscherpersönlichkeit es aufhob.

Das *schang-schu schêng* bestand aus einem Präsidialkabinett, dem *schang-schu tu schêng*, und sechs Abteilungen, denen die verschiedenen Zweige der Verwaltung zugewiesen waren. Diese Abteilungen, für unsere Anschauungen das eigentliche Rückgrat des Ganzen, gehen auf die alten Ministerien der Tschou-Verfassung (I, 127) zurück, sind dann aber meist Teile unter einer Dach-Organisation und ringen sich erst spät zur Stellung selbständiger 15 Ressort-Ministerien durch, vollendet wird diese Entwicklung auch zur T'ang-Zeit noch nicht. Sie hießen früher meist *ts'ao*, zur Sui-Zeit wird der Name *pu* dafür üblich. Die Zahl dieser Abteilungen hat geschwankt zwischen vier und sechs, zur T'ang-Zeit waren es sechs, und sie waren, wie das *T'ang leo tien* sagt, „den sechs *k'ing* der Tschou (I, 128) nachgebildet“. Folgendes 20 sind ihre Namen: *li**) *pu*, Ministerium des Zivildienstes (Auswahl und Anstellung des Beamtenpersonals), *hu pu*, früher *min pu* (s. oben S. 388), Ministerium der Steuern und Finanzen, sowie des Katasterwesens, eine Zeit lang auch *tu-tschì pu* genannt, *li***) *pu*, Ministerium des Kultus, später auch für die Staatsprüfungen, *ping pu*, Ministerium für das Heerwesen, 25 *hing pu*, Ministerium für Strafvollzug, als besondere Behörde unter diesem Namen erst 583 geschaffen, und *kung pu*, Ministerium für öffentliche Arbeiten, 582 gebildet. An der Spitze einer jeden dieser Abteilungen stand ein *schang schu* als Präsident, ihm gingen ein oder zwei Vizepräsidenten (*schì lang*) und Staatssekretäre (*lang tschung*) zur Hand, sowie eine größere 30 Zahl höherer und mittlerer Beamten. Jede Abteilung gliederte sich in mehrere Sektionen, deren jede von einem Staatssekretär (*lang tschung*) geleitet wurde. Das gesamte *schang-schu schêng* unterstand dem Präsidenten des *schang-schu tu schêng*, dem *schang-schu ling*, der als Reichskanzler der oberste Ratgeber des Monarchen hätte sein müssen, es aber bei den im 35 Palast und im Staatsrat wirkenden geheimen Kräfte oft nicht war.

Die beiden anderen *schêng* unterstanden je zwei Präsidenten, *schì tschung* (eigentlich „im Palast zur Hand seiend“), und zwei Vizepräsidenten, *huang mén schì lang* (eigentlich „Sekretäre der gelben Tore“, d. h. des Palastes). Wie früher erwähnt wurde, war das *mén-hia schêng* ursprünglich nur ein 40 Privat-Kabinett des Monarchen (s. oben S. 255), und das *tschung-schu schêng* nur der übrig gebliebene Rest der ehemaligen großen Zentral-

*) 吏 **) 禮

Kanzlei (s. oben S. 25). Bei der inzwischen erfolgten Scheidung von Staats- und Palast-Behörden (s. oben S. 532) sind sie auf der Grenze stehen geblieben und schrumpfen dort mehr und mehr zusammen, bis schließlich im 13. Jahrhundert das erstere ganz verschwindet, das letztere mit dem *schang-schu schêng* wieder zusammengelegt wird.

Die Präsidenten der drei *schêng* waren „Kanzler des Reiches“ oder „erste Minister“, *tsai-siang*, und sie bildeten zusammen mit den drei *schî* und drei *kung* (s. oben S. 532) den eigentlichen (neueren) Kron- oder Staatsrat, der sich jeden Tag bei dem Monarchen versammelte und dort die wichtigsten Staatsgeschäfte beriet. Andere Würdenträger konnten vom Kaiser zu diesen Beratungen zugezogen werden und wurden es auch sehr häufig.

Noch jenseits der Scheidelinie zwischen Staat und Palast, aber zu dem letzteren gehörig, standen zwei Behörden, das Geheim-Archiv, *pi-schu*, das von den Regierungen der Süd-Staaten zu einem *pi-schu schêng* gemacht war, und das *tien-tschung schêng*, das im Jahre 607 aus dem *mên-hia schêng* heraus gebildet war. Das erstere war die kaiserliche Bibliothek, die aber nur einen Teil der Bücherschätze des Palastes enthielt. Daneben hatte Yang ti in Lo-yang noch eine Art Privat-Bibliothek geschaffen, die den Namen *kuan-wên tien* („Halle für das Studium der Literatur“) führte und wohl besonders gelehrte, d. h. konfuzianische Werke enthielt. Eine Anzahl von Bibliothekaren, *hüo schî*, zeitweilig achtzehn, waren daran tätig. Der Name hat dann mehrfach gewechselt, T'ai tsung nannte es *tsch'ung-wên kuan* („Amt der erhabenen Literatur“), daneben aber schuf er auch noch ein *hung-wên kuan* („Amt der ausgedehnten Literatur“), mit beiden waren Unterrichtsanstalten für eine kleine Zahl auserwählter Studierender verbunden (s. unten). Hüan tsung entwickelte diese immer mehr anwachsenden kaiserlichen Sammlungen des gelehrten Schrifttums von 717 ab zu einem großen Institut, in dem auch die handschriftlichen Texte durchgesehen und, wo nötig, verbessert wurden. Diesen Zwecken diente auch die von ihm im Jahre 725 im Palast zu Lo-yang aus dem taoistischen *tsi-sien* (仙) *tien* in ein konfuzianisches *tsi-hien* (賢) *tien* umgewandelte Halle, die mit der Palast-Bibliothek zu einer großen Studienanstalt (*schu yuan*) mit einem Gelehrten-Kollegium, den *hüo schî*, vereinigt wurde. An der Spitze stand Tschang Yüe als *ta hüo schî* („Groß-Sekretär“ vgl. oben S. 431), ein Titel, der in der späteren Zeit eine hohe Bedeutung erlangt hat. Das *tien-tschung schêng* war das eigentliche Haushaltsministerium, das für die Bedürfnisse des inneren Palastes (*tien tschung*), wie Nahrung, Kleidung, Wohnungseinrichtungen, Wagen und Pferde u. a. zu sorgen hatte. Die übrigen Amtstellen des Palastes können hier außer Betracht bleiben, sie sind, wie wir haben beobachten können, oft genug die Brutstätten unterirdischer Zettelungen, schmutziger Geschäfte und schlimmster Verbrechen gewesen. Die Scharen von Eunuchen und Haremsdamen, die dort ihr schmarotzendes Leben führten, hatten ihren Mittelpunkt und ihre Überwachungsstelle in dem *neï-schî schêng* („Zentralbehörde des

inneren Dienstes“), das von Yang ti 607 geschaffen worden war. Die Angestellten dieser Behörde waren Eunuchen, und alle Angelegenheiten der weiblichen Bewohnerinnen des Palastes von der Kaiserin bis zu den Dienstmädchen und Sklavinnen mußten von ihnen geregelt werden. Sie waren wohl auch die Begründer und Organe jener heimlichen Tyrannei, die neben dem verfassungsmäßigen Staatsrat noch den geheimen, oft viel mächtigeren unterhielt, und die dem Monarchen wie dem Staate so oft verhängnisvoll geworden ist.

Eine erhebliche Erweiterung hatte seit der Sui-Zeit das in den Teilstaaten wenig hervortretende Zensorat, *yü-schi t'ai*, erfahren. Es gliederte sich unter den T'ang in drei Abteilungen, über denen die zusammenfassende Oberleitung stand, bestehend aus dem Präsidenten, *yü-schi ta fu*, und zwei Vizepräsidenten, *yü-schi tschung-tsch'êng*. Die drei Abteilungen waren das *t'ai yuan*, das von vier *schi yü-schi* (Zensoren) gebildet wurde und das Beamtentum (der Hauptstadt) und das Justizwesen überwachen sollte, das *tien yuan* (Palast-Zensorat) unter den *tien-tschung schi yü-schi*, das die Palast-Beamten kontrollierte, und das *tsch'a yuan* (Inspektionsamt) mit den *kien-tsch'a yü-schi*, die das Beamtentum und den gesamten Verwaltungsbetrieb in den Provinzen inspizierten (vgl. I, 361). Die Zensoren haben in der T'ang-Zeit eine umfangreiche und oft von Gefahren umdrohte Tätigkeit ausgeübt. Es waren zum Teil hohe Beamte und große Gelehrte, und Stoff für Anklagen und Vorhaltungen boten die Zustände genug. Mancher von ihnen hat seinen Mut mit dem Tode büßen müssen.

Obwohl die Ämter der alten *k'ing* der Tschou, wie wir sahen, bereits in den sechs *pu* (Ministerien) ihr Gegenbild gefunden haben sollten (s. oben S. 533), bestehen doch daneben noch die alten „neun *k'ing*“, jetzt „neun *ssë*“ genannt, in anderer Form weiter. Es sind dies: das *t'ai-tsch'ang ssë*, das Amt für die großen Staatsopfer, aus mehreren Unterabteilungen bestehend, das *kuang-lu ssë*, das Amt für die rituellen Staatsbankette, das *wei-wei ssë*, ein Waffen-Amt des Palastes, das *tsung-tschêng ssë*, das Familienamt der Dynastie, das *t'ai-p'u ssë*, das Wagen-Amt des Palastes, das *ta-li ssë*, ein Revisionsamt für große Strafprozesse, das *hung-lu ssë*, ein Amt für die Vasallenstaaten und den Empfang ihrer Fürsten in der Hauptstadt, früher *tien k'o*, das *ssë-nung ssë*, das Amt für die Getreidespeicher, für die Gebühren der Beamten und für die Versorgung des Palastes, und das *t'ai-fu ssë*, das Amt für die eingehenden Lieferungen an Seide, Silber u. a. An der Spitze eines jeden dieser Ämter stand ein *k'ing* als Präsident, unterstützt von zwei Vizepräsidenten, *schao k'ing*. Die altertümlichen Namen dürfen nicht darüber täuschen, daß die Ämter erst in der Nach-Tschou-Zeit, zum Teil im Ts'in-Staate, zum Teil später entstanden sind (vgl. I, 231 u. 360 f.). Ihre Tätigkeit hatte sich, soweit sie über das Rituelle und Dekorative hinausging, ebenfalls mit der der Ministerien überschneiden müssen, aber sie waren zum größeren Teile nur Aufnahmestellen für sonst unbeschäftigte Beamte und Literaten; eine große Anzahl von *po-schi* (Hofgelehrten, s. I,

246 f.) fand hier ein Unterkommen, und die Überlieferung der heiligen Neun-Zahl (I, 128) wurde neben der Sechs pietätvoll gewahrt. Große Bedeutung haben die neun Ämter nur vorübergehend gehabt, aber ihre Namen sind bis in die neueste Zeit erhalten geblieben. Neben diesen ver-
 5 schiedenen *schêng*, *t'ai* und *ssě* bestanden noch, mit einigen Veränderungen, die fünf *kien* („Überwachungsämter“) der Sui. Das wichtigste unter ihnen war vielleicht das *kuo-tsě kien*, die Adelsakademie (so wurde nach *T'ang leo tien* Kap. 21 fol. 3r^o seit 607 das *t'ai hūo* oder *kuo-tsě t'ai hūo* genannt, s. oben S. 22 f.), mit einem Präsidenten (*tsi-tsiu* d. h. „der das Trankopfer dar-
 10 bringt“, ein Zeichen dafür, wie diese Erziehungsanstalt mit dem Kultus verbunden ist, s. unten). Den übrigen lag die Sorge für die in dem oder für den Palast auszuführenden Arbeiten ob, von den größten Maurer- und Tischler-Arbeiten bis zu den feinsten Leistungen des Kunsthandwerks, ferner Waffenbeschaffung für das Heer, Überwachung der Wasserbauten,
 15 Fischerei u. a. Hier war also die Scheidelinie zwischen den Bedürfnissen von Staat und Palast noch nicht gezogen. Die zwölf *weï* und sechzehn *fu* der Sui sind unter den T'ang zu den zwei großen Heeresgruppen der *nan ya* (Süd-Garnisonen) und der *peï ya* (Nord-Garnisonen) geworden. Die erstere hieß auch „die sechzehn *weï*“ (Kommandanturen), die letztere auch *kin*
 20 *kün* (Palastgarde). Die Aufgaben beider waren die gleichen: Schutz des Palastes und der Person des Monarchen; ihre Stärke mag zusammen an 200 000 Mann betragen haben. Dienst im Palast hatten sie beide in regelmäßigem Wechsel, aber wo sie sonst ihre Standorte hatten, oder ob sie nur für die Zeit ihres Dienstes eingezogen wurden, entzieht sich unserer Kenntnis.
 25 Es ist auch aus den chinesischen Werken nicht zu ersehen, woher die Namen stammen. Befehligt wurde jedes *weï* von einem *ta tsiang-kün* (General 1. Klasse) und zwei *tsiang-kün* (General 2. Klasse). Die Teilung in zwei Heeresgruppen dürfte sich auch durch das vorhin erwähnte Mißtrauen (s. oben S. 533) erklären, das nötigenfalls die eine Truppe gegen die an-
 30 dere ausspielen konnte, wenn sie gefährlich wurde. Welche Rolle die gänzlich unzuverlässigen Palastgarden, die sich zuweilen sogar in den Händen von Eunuchen befanden, bei den blutigen Vorgängen im Palaste oft gespielt haben, konnten wir genügend beobachten.

Auf die zahlreichen Unterabteilungen der großen hauptstädtischen
 35 Behörden oder gar auf die einzelnen Beamten einzugehen, würde schon deshalb zwecklos sein, weil man ein anschauliches Bild von dem Arbeiten des riesigen Verwaltungsapparates doch nicht gewinnen würde. Das Weltreich erstreckte sich über 40 Breitengrade und 50 Längengrade, und die Aufgaben, die schon durch die Verschiedenartigkeit der geographischen
 40 und klimatischen Lebensbedingungen sowie der Sprachen der beherrschten Völker, ferner durch die ungeheuren Entfernungen — von Tsch'anggan bis zu den Enden von Turkistan waren es 4000 km, bis in die äußersten Süd-Provinzen 3000 km — und die mangelhaften Verkehrsmittel der Verwaltung gestellt wurden, waren derartige, daß man bei allen Mängeln die

Art bewundern muß, wie sie erfüllt wurden. In der Theorie stark zentralisiert — das konfuzianische System verlangte den alles beherrschenden Mittelpunkt —, in Wirklichkeit ebenso stark dezentralisiert — in dem Provinzialgouverneur steckte noch immer ein gut Teil des ehemaligen Lehensfürsten —, hat sich die Verwaltung im ganzen den Verhältnissen 5 gut angepaßt, die schweren Mängel, die oft und allenthalben hervortraten, hatten ihre Ursachen fast ausschließlich in den verantwortlichen Personen, nicht im System selbst. Und zwar lagen diese Ursachen weit mehr in den Zuständen der Hauptstadt als in dem der Provinzen. Dort drängte sich Alles zusammen, was „Karriere“ machen, Einfluß und Reichtum gewinnen 10 wollte; in den zahllosen Ämtern saßen Scharen von schmarotzenden Nichtstuern, immer bestrebt, in einer der Cliques unter den Mächtigen Fuß zu fassen, die zum Schaden der Sache sich gegenseitig den Boden streitig machten. Nur die Zentrale galt denn auch dem Beamten als erstrebenswert; abgesehen von den verfeinerten geistigen und materiellen 15 Genüssen der Hauptstadt, bot sich nur hier, in der Sonnensphäre des Hofes, die Möglichkeit, Beachtung durch die Hohen und Höchsten zu finden, und damit die Aussicht auf rasches Emporsteigen. Das gesamte Beamtentum der Provinzen galt als zweitrangig; für den Hochgestellten war der Aufenthalt dort Verbannung, es sei denn, daß er dadurch die Mittel er- 20 hielt, sich eine Machtbasis zu schaffen, von der aus er die Dinge in der Hauptstadt meistern konnte, dem ehrgeizigen Anfänger aber galt die Provinz nur als Vorort zur Hauptstadt. Tatsächlich wurde auch — wie wir an zahlreichen Beispielen gesehen haben — die Versetzung eines Würdenträgers in die Provinz als Verstoßung aus der kaiserlichen Gunst oder 25 sogar ausdrücklich als Strafe angesehen. Was insbesondere südlich vom Yang-tsä lag, galt als halb wildes Kolonialland, Barbarengelände mit todbringendem Klima, die Verweisung nach dort, auch auf den höchsten Posten, war Verbannung, vermeintliche Hochverräter oder unbequeme Mahner schob man dorthin ab, oft, um noch Schlimmeres folgen zu lassen. 30

Vielleicht hängt es mit diesen Anschauungen zusammen, wenn die Angaben der Quellen über die Verwaltungsorganisation in den Provinzen noch unklarer und weit dürftiger sind als die über die Zentrale. Über die Einteilung der Reichsgebiete und die Bezeichnungen der Gouverneure oder Statthalter nebst einigen ihrer wichtigsten Untergebenen kommen sie 35 kaum hinaus. Die Provinzialverfassung der T'ang macht den Eindruck des Unfertigen, Schwankenden, und diese Erscheinung erklärt sich leicht durch das Hinzukommen fremder Ländergebiete, die man von der Zentrale noch gar nicht zu übersehen vermochte, durch das Hervortreten des militärischen Elements in Folge der zahllosen Kriege, für die in den Provinzen 40 das Menschen- und Sach-Material beschafft werden mußte, und durch die eben erwähnten Anschauungen in der Hauptstadt. Man wird bei einer Beurteilung der chinesischen Provinzialverwaltung nie vergessen dürfen, daß sie das Lebewesen abgelöst hat, und daß noch viele Erinnerungen

an dieses, viele damit verbundene Vorstellungen und Denkgewohnheiten weiter lebten. Nur so erklärt sich das uns kaum verständliche Maß von Selbständigkeit, das die Zentrale den Gouverneuren gewährte, sowie die daraus hervorgehende Satrapenwirtschaft, die gerade der T'ang-Dynastie
 5 so verhängnisvoll geworden ist. Die alte Frage, wie das Reich einheitlich regiert werden kann (s. I, 157 u. oben S. 479), war noch immer nicht endgültig gelöst. Das konfuzianische System hatte zwar seine gewaltige Wirkung bereits getan (vgl. oben S. 2), aber noch immer konnten Zweifel laut werden, ob nicht gerade der Konfuzianismus das Lehenwesen verlange,
 10 und ob nicht durch erbliche Dynasten — allen Erfahrungen zum Trotz — Festigkeit und innerer Friede doch besser gewahrt würde als durch habgierige und machtlüsterne Gouverneure. „Die das Altertum zum Vorbilde nahmen“, schreibt Tu Yu im *T'ung tien* (Kap. 31 fol. 11⁰) zur T'ang-Zeit, „rühmen die Einrichtung des Lehenwesens; und die die Gegenwart für
 15 das Wirkliche nehmen, geben der Einteilung in Provinzen und Kreise den Vorzug“. Also der Lehenstaat hatte noch immer seine Anhänger, und noch unter T'ai tsung im Jahre 628 konnte nach dem *K. T'ang schu* Kap. 72 fol. 8v⁰ im Staatsrat ernstlich die Frage erwogen werden, ob man nicht wieder die Errichtung von Lehen und die Ernennung von Lehen-
 20 fürsten vornehmen sollte. Der gelehrte Verfasser der Annalen von Nord-Ts'i, Li Po-yao, widersprach auf das nachdrücklichste, und T'ai tsung, der immer „die Gegenwart für das Wirkliche“ nahm, ließ den Gedanken fallen. Aber wie er unter den Satrapen weiter lebte, haben wir gesehen.

Gekennzeichnet ist die Provinzialverwaltung unter den T'ang durch die
 25 erwähnte stark anwachsende Bedeutung des militärischen Elements. Die Entwicklung geht von den Grenzgebieten aus, wo gleich bei der Übernahme der Macht durch die Sui und dann durch die T'ang besondere Bevollmächtigte, *tsung kuan*, teilweise unter Beifügung der Bezeichnung *tschi tschi tsie* d. h. „gesandt mit besonderer kaiserlichen Vollmacht“, eingesetzt
 30 wurden. In ihren Händen lag die Verfügung über die gesamten Streitkräfte der ihnen zugewiesenen Verwaltungsgebiete. Mit dem steigenden Bedarf an Kriegsmaterial wurde die Einrichtung auf immer weitere Landesteile ausgedehnt, im Jahre 711 waren es 24 solcher Kriegskommissariate, die über die Provinzen verteilt waren und die seit 624 die Bezeichnung *tu-tu fu*
 35 erhalten hatten, ein alter Titel, der schon im Jahre 222 geschaffen sein soll (s. oben S. 26). Daneben findet sich aber auch dann noch die Bezeichnung *tsung kuan* (s. unten). Ein Kommissar, dem zehn *tschou* (s. unten) und darüber zugewiesen waren, hieß *ta tu-tu*. Für diejenigen unter den *tu-tu*, die zugleich besondere Vollmachten (*tschi tsie*) hatten, kam seit
 40 etwa 656 die Bezeichnung *tsie tu schi* auf, die ebenfalls bis in das 3. Jahrhundert zurückgehen soll; als wirkliche Amtsbezeichnung wurde sie aber erst seit 711 gebraucht, als der erste *tsie tu schi* als solcher ernannt wurde. Im Jahre 742 gab es zehn solche *tsie tu schi*, deren Amtsbezirke, meist in den Grenzgebieten, sich in einzelnen Fällen mit den nach geographischen

Rücksichten abgegrenzten größeren Landesteilen oder *tao* (s. unten) deckten. Später wurden sie für das ganze Reich ernannt und damit natürlich weit zahlreicher. Die Eingliederung der neu unterworfenen Gebiete auf allen Seiten in das Reich machte ebenfalls neue Verwaltungseinrichtungen nötig, die auch in erster Linie militärisch sein mußten. Dabei folgte man 5 dem von den Han nach der Eroberung von Turkistan gegebenen Vorbilde: man ernannte für diese Länder besondere Militärgouverneure (*tu-tu*, vgl. z. B. oben S. 356) oder auch „Schutzherren“, *tu-hu* (s. I, 355) oder *ta tu-tu*, Generalgouverneure. Wie die Kriegskommissariate *tu-tu fu*, so wurden diese Schutzherrenschaften *tu-hu fu* genannt. Und zwar hatte 10 man zur Zeit der größten Macht des Reiches mindestens sieben (zeitweilig acht) solcher Schutzherrenschaften. Die erste war die erneuerte von Turkistan, das 640 geschaffene *ngan-si tu-hu fu*, die „den Westen befriedende Schutzherrenschaft“ (s. oben S. 360), 647 folgte eine ebensolche für den Norden, *ngan-peï t.-h. f.* in den Gebieten der unterworfenen Nord- 15 Türken (s. oben S. 355), zunächst unter anderem Namen, 668 eine für den Osten, *ngan-tung t.-h. f.* nach der Unterwerfung von Nord-Korea unter Kao tsung (s. oben S. 408), 679 einer für den Süden, *ngan-nan t.-h. f.* in Tongking; dazu war im Jahre 650 das *schan-yü tu-hu fu*, die „Sch. im Gebiet des Schan-yü“ (s. I, 329), d. h. im nordwestlichsten Schan-si, im Yin schan, 20 gekommen, die dann mit einer anderen, dem *Yün-tschung t.-h. f.* zusammengelegt wurde. In Bischbalik, im Norden des Turfan-Gebietes, bestand seit 702 das *Peï-t'ing t.-h. f.* (s. oben S. 482) und im nordöstlichen Schan-si das *tschên peï t.-h. f.* d. h. die „den Norden sichernde Sch.“, die vielleicht, wenigstens zeitweilig, mit dem *ngan-peï t.-h. f.* gleichbedeutend war. Wie 25 sich in dem gleichen Landesteil die Befugnisse der *tu-tu*, *tu-hu* und *tsie tu schi* zu einander verhielten, ist nicht leicht zu erkennen. Die Schutzherrenschaften (*tu-hu fu*) bestanden natürlich nur so lange wie die unterworfenen Länder gehalten wurden; der größere Teil von diesen, namentlich im Westen und Norden, ging aber am Ende des 8. Jahrhunderts wieder 30 verloren. Die *tu-tu* hinwiederum, die wohl ohnehin von geringerem Range waren als die *tsie tu schi*, wurden im Laufe des 8. Jahrhunderts durchweg den letzteren untergeordnet, so daß diese die eigentlichen Herrscher in den Provinzen wurden.

Diese neue militärische Organisation hatte sich nun in immer größerem 35 Ausmaße über die alte zivile Provinzialverfassung gelegt und sie schließlich, nach dem großen Aufstande Ngan Lu-schans, in eine völlig untergeordnete Stellung hinab gedrückt. Die Kommissare (*tu-tu*) und Schutzherren hatten die wirklichen Machtmittel in der Hand und duldeten kein Widerstreben, schließlich keine von ihnen unabhängige Tätigkeit der zivilen 40 Behörden mehr. Sie griffen nach Gutdünken in deren Verwaltungsbefugnisse ein, auch wenn es sich nicht um militärische Dinge handelte, und wurden so die obersten Stellen der gesamten Verwaltung; man kann deshalb mit gutem Recht die *tu-tu* und dann die *tsie tu schi* als Militärgouverneure,

die *tu-hu* als Generalgouverneure bezeichnen. Die Zentralregierung hat, ob durch die Not gezwungen oder in Verkennung der Sachlage, ist schwer zu entscheiden, nichts getan, um diese Entwicklung zu unterbinden. Wenn sie später bei der Ernennung von zivilen Inspektoren für die Provinzen (s. unten) etwa von einer solchen Absicht geleitet worden sein sollte — die Quellen sagen uns darüber nichts —, so war diese Maßnahme dafür völlig unzureichend — die Inspektoren haben niemals irgend welche Bedeutung erlangen können —, abgesehen davon, daß es dafür längst zu spät war. So hat die Entwicklung ihren Lauf genommen, die Militärgouverneure, die mit den Cliques bei der Zentrale meist im Bunde waren, sind Landesherren geworden, sie haben am Ende die Dynastie gestürzt und das Reich zertrümmert.

Was die alte Provinzialverfassung anlangt, so ist Wesentliches daran nicht allzu viel verändert worden. Die *tschou*, *kün* und *hien* als Verwaltungsbezirke („Provinzen“, „Präfekturen“, „Kreise“ s. oben S. 210 u. 255 f.) bestanden noch immer wie in alter Zeit; unter den Sui verschwanden die *kün* im Jahre 583 und wurden sämtlich zu *tschou*; 607 trat wieder der Name *kün* für *tschou* ein, wurde dann aber 618 endgiltig aufgegeben, so daß nur noch „Provinzen“ und „Kreise“ vorhanden waren (vgl. oben S. 327). Tatsächlich sind aber die Ausdrücke *kün* und *tschou* noch oftmals gleichbedeutend gebraucht worden. Die Anzahl der *tschou* zur T'ang-Zeit im Jahre 639 betrug 358 mit 1551 Kreisen, im Jahre 740 nur 328 mit 1573 Kreisen ohne die der unterworfenen Außenländer. Wenn diese Angaben überhaupt etwas beweisen, so könnte es nur die Tatsache sein, daß die Einteilung eine stark wechselnde gewesen sein muß. Die *tschou* waren nach der Dichte der Bevölkerung in drei Klassen abgestuft; die erste (am stärksten bevölkerte) Klasse umfaßte *tschou* mit mehr als 20 000, zuweilen solche mit mehr als 30 000 und einmal sogar mit mehr als 40 000 Familien. Das scheint einerseits auf einen starken Wechsel in der Bevölkerungsdichte, andererseits aber auf eine noch immer sehr geringe Volkszahl zu deuten; wenn auch die einzelnen *tschou* nur geringen Umfangs gewesen sein mögen, sind die Zahlen doch sehr niedrig, was freilich bei der Verelendung weiter Landgebiete durch die grausam geführten Kriege nicht verwunderlich ist. Bei einer Gesamtbevölkerung von 8 412 871 Familien für das Reich, wie sie im T'ang schu Kap. 37 fol. 2^o für das Jahr 740 gegeben wird, würden durchschnittlich auf ein *tschou* 25 649 Familien kommen.

An der Spitze eines *tschou* oder *kün* stand auch jetzt ein *ts'ě-schi* oder *t'ai schou* als Präfekt, die erstere Bezeichnung scheint überlieferungsmäßig immer mit den *tschou*, die letztere mit den *kün* verbunden gewesen zu sein. Die Bezirke der drei Hauptstädte Tsch'ang-ngan, Lo-yang und T'ai-yuan nahmen eine besondere Stellung ein: als Stadt hieß die erste Si king „westliche Reichshauptstadt“ oder auch Schang tu „oberste Hauptstadt“, der ganze Bezirk seit 714 King-tscho fu „hauptstädtischer Bezirk“, die zweite,

unter T'ai tsung Lo-yang kung „Residenz Lo-yang“ genannt, erhielt erst 657 den früheren Namen Tung tu, „östliche Hauptstadt“, wieder, der bisher Lo tschou genannte Bezirk hieß seit 714 Ho-nan fu, die dritte, seit 690 zur Pei tu, „nördliche Hauptstadt“, erhoben und eine Zeit lang Pei king, „nördliche Reichshauptstadt“, genannt (vgl. oben S. 431 und 525), hieß 5 als Bezirk seit 723 T'ai-yuan fu. Die Bezeichnung *fu*, die sonst die Militär-gouvernements und Generalgouvernements hatten, war außer den Hauptstädten noch einigen wenigen Präfekturen zugesprochen, wodurch sie in ihrer Rangstellung über die *tschou* und *kün* hinausgehoben wurden. An der Spitze der Hauptstädte standen denn auch Gouverneure mit dem ur- 10 alten Titel *mu*, „Hirt“ (s. I, 129), und ihnen zur Seite je ein Vizegouverneur, *yin*, mit zwei Untergouverneuren, *shao yin*, die übrigen *fu*-Bezirke unterstanden je einem *yin* mit zwei *shao yin*. Der Ausdruck *yin*, „Lenker“, „Leiter“, der sich schon im *Schu king* findet, war zur Han-Zeit unter Wu ti für den Gouverneur des hauptstädtischen Bezirks anstatt des bis dahin 15 üblichen *neï schi* (s. I, 230) aufgekommen, dann aber in Vergessenheit geraten und erst im Jahre 714 für die Gouverneure der Hauptstädte wieder eingeführt.

Die Kreise (*hien*) wurden von je einem *hien ling* („Kreishauptmann“) oder Unterpräfekten verwaltet, sie waren nach ihrer Bevölkerung in vier 20 Klassen geteilt, deren erste solche Kreise enthielt, die mehr als 6000 Familien zählten, also auch hier wieder ein sehr bescheidener Maßstab. Die Kreise sollten sich zusammensetzen aus Dorfgemeinschaften, *hiarg* und *li*, indessen erinnern diese Schemata zu sehr an die Theorien des *Tschou li*, als daß man ihnen zur T'ang-Zeit noch eine praktische Bedeutung zutrauen 25 könnte. Als Ganzes ruhte die zivile Verwaltungsorganisation in der Praxis noch immer auf den einst von Schi huang-ti gelegten Fundamenten.

Wie sich die eigentliche Verwaltung im Einzelnen in den Präfekturen und Kreisen abspielte, darüber lassen uns auch die Quellen der T'ang-Zeit wieder völlig im Stich. Es werden lange Reihen von Beamten mit Titel 30 und Rang aufgeführt, aber was über ihre Obliegenheiten gesagt wird, ist so unbestimmt und allgemein gehalten, daß sich ein Bild von ihrer Tätigkeit dadurch nicht gewinnen läßt. Entsprechend dem konfuzianischen System wird bei ihren Amtspflichten immer das ethische Moment als bestimmend hervorgehoben. Die Präfekten sollen „die Tugend verbreiten, 35 das Volk in Eintracht halten, Ackerbau und Seidengewinnung fördern und für den Unterricht in der fünffachen sozialen Ordnung (I, 207) sorgen“. Die Unterpräfekten, von denen man aus späterer Beobachtung weiß, daß sie es waren, mit denen alle Klassen ihrer Eingesessenen ständig in Berührung waren und von deren guten oder schlechten Eigenschaften der Zu- 40 stand der Bevölkerung in erster Linie abhing, sollten „über Wohlstand und physischer Leistungsfähigkeit der Familien wachen“, die Steuerlisten führen, die Riten beachten, die Speicher, Flüsse, Deiche und Wege in Ordnung halten u. a. Natürlich müssen für die einzelnen Zweige der Verwaltung, wie

Finanzen, Rechtsprechung, öffentliche Arbeiten, Prüfungswesen (s. unten) u. a. besondere Beamte vorhanden gewesen sein, in den Listen werden diese Ämter bei den verschiedenen Abteilungen auch aufgeführt. Die Vorsteher der letzteren (*ts'ao*) haben seltsamerweise die Bezeichnung
 5 *ts'an kün schi* („die Heeresangelegenheiten beratend“, „Kriegsrat“).

Diese alte Landeinteilung mit ihren kleinen und kleinsten Verwaltungseinheiten erwies sich, als die Sui das Reich wieder zusammenschlossen, nach oben hin als unhaltbar. Im Jahre 607 beschloß man deshalb, durch Schaffung höherer Instanzen die Verwaltung mehr zu zentralisieren, und
 10 ernannte zu diesem Zwecke Oberpräsidenten, *ssë-li ts'ë-schi*, „damit sie die Präfekten (zu größeren Verbänden) zusammenschlossen“. Die folgende Zeit war aber infolge der unerhörten Mißwirtschaft und der inneren Aufstände (s. oben S. 338 ff.) nicht danach angetan, daß diese neue Einrichtung sich hätte weiter entwickeln können. Nach Kao tsungs Thronbesteigung
 15 wurden zunächst Kommissare ernannt, die über die Zustände im Lande berichten und für Wiederherstellung einer besseren Ordnung sorgen sollten. Sie hießen *ngan-fu schi*, „Beruhigungs- und Befriedungsbeamte“, oder auch *sün-fu schi* „Reisende Befriedungsbeamte“, *sün-tsch'a schi* „Reisende Inspektionsbeamte“ u. a. Aber diese Kommissare hatten keinen festen
 20 Bezirk, den sie betreuen mußten, sondern scheinen immer nur aus besonderen Anlässen vorübergehend ernannt worden zu sein. Daneben gab es seit T'ai tsungs Zeit noch Sonderkommissare, *tsch'u-tsch'i schi*, „Beamte mit der Befugnis der Absetzung und Beförderung“, die aber auch nur mit einer bestimmten Aufgabe einmalig betraut wurden. Wir haben früher
 25 gesehen, wie wenig sie im gegebenen Falle ausrichten konnten (s. oben S. 474). Im Jahre 627 erst begann man einen anderen Weg der Vereinheitlichung in der Verwaltung zu beschreiten. „Zum ersten Male wurden entsprechend der durch Berge und Flüsse bedingten natürlichen Gestaltung des Landes zehn große Verwaltungsgebiete, *tao*, gebildet“. Hier haben
 30 wir also den durch die Verhältnisse erzwungenen Anfang einer wirklichen Provinzbildung. Die dabei gezogenen Teilungslinien sind meist bis heute erhalten geblieben; wo sie geändert wurden, bedeutete die neue Grenze nicht immer eine Verbesserung. Folgendermaßen stellten sich diese neuen T'ang-Provinzen dar: 1. Kuan-nei, „das Land innerhalb der Pässe“, das
 35 Wei-Tal, begrenzt im Süden durch die Berge des Ts'in ling, also der größte Teil von Schen-si und das östliche Kan-su bis zu der zwischen Lung hien und Ts'ing-schui hien nach NW streichenden hohen Bergkette, die von den Chinesen Lung genannt wird; 2. Ho-nan, „das Land südlich vom Huang ho“, etwa das, was zwischen Huang ho und Huai-Fluß lag, also Ho-nan,
 40 westliches Schan-tung, nördliches Ngan-hui und Kiang-su; 3. Ho-tung, „das Land östlich vom Huangho“, d. h. Schan-si; 4. Ho-peï, „das Land nördlich vom Huang ho“, also Tsch'i-li, das nördliche Schan-tung und nordöstlichste Ho-nan; 5. Schan-nan, „das Land südlich vom Gebirge“ (Ts'in ling), Teile vom östlichen Ssë-tsch'uan, südlichen Schen-si und das westliche

Hu-peï; 6. Lung-yu, „das Land rechts (westlich) vom Lung-Gebirge“, Kan-su; 7. Huai-nan, „das Land südlich vom Huai“, das, was zwischen Huai und Yang-tsë lag, östliches Hu-peï, südliches Ngan-hui und Kiang-su; 8. Kiang-nan, „das Land südlich vom Yang-tsë kiang“, Tschê-kiang, Fu-kien, Kiang-si, Hu-nan, nordöstliches Kuei-tschou, südöstliches Ssé-tsch'uan; 9. Kien-nan, „das Land südlich von dem Gebirge Kien-mên“, einem im Norden des früheren Bezirks Kien tschou gelegenen Bergzuge, also im westlichen Ssé-tsch'uan; 10. Ling-nan, „das Land südlich von den (fünf) *ling* (Bergzügen)“ (s. I. 245), südliches Fu-kien und Kiang-si, Kuang-tung, Kuang-si und Tongking. Im Jahre 733 wurde die Zahl der *tao* auf 15 erhöht, indem man Schan-nan und Kiang-nan in je eine Ost- und eine West-Provinz zerlegte, außerdem eine Provinz K'ien-tschung, das nördliche Hu-nan westlich vom Tung-ting-See und das nördliche Kuei-tschou, bildete und die beiden hauptstädtischen Bezirke von Tsch'ang-ngan und Lo-yang als selbständige Provinzen, King-k'ï und Tu-k'ï, aussonderte. 15

Sowohl der neugebildete Ausdruck *tao* für die größere Verwaltungseinheit, wie auch die Namen der einzelnen Provinzen haben sich in der Zukunft, zum Teil bis heute, erhalten, und *tao* für Provinz ist bei der großen Reform von 645 auch mit nach Japan hinübergewandert (s. oben S. 532), ebenso hat Korea ihn übernommen. Aber in China selbst hat die Neuerung 20 unter den T'ang sich nicht weiter entwickeln können, weil sie, wie oben gezeigt ist, durch die militärische Organisation völlig erstickt wurde. Unter T'ai tsung scheinen für die zehn *tao* nicht einmal besondere Verwaltungsorgane eingesetzt worden zu sein, die Einteilung sieht fast wie eine lediglich geographische aus. Darauf deuten auch die Maßnahmen, die vom 25 Anfang des 8. Jahrhunderts ab ergriffen wurden und die vermutlich der zivilen Verwaltung einen stärkeren Rückhalt gegenüber den Truppen-Kommandanten (*tu-tu* und *tsie tu schi*) geben sollten. Im Jahre 706 wurden zwanzig „Inspektoren der zehn *tao* (*schi tao sün-tsch'a schi*)“ ernannt, die „in regelmäßiger Reihenfolge die (Beamten der) Präfekturen (*tschou*) und 30 Kreise (*hien*) zurechtweisen oder ihnen Anerkennung verschaffen sollten“. Die *tao* sind hiernach keine Verwaltungseinheiten, sondern „die zehn *tao*“ bedeuten einfach die Gesamtheit der Präfekturen und Kreise. Daß diese Kommissare und Inspektoren den *tu-tu* und *tsie tu schi* gegenüber ohne Bedeutung waren, geht schon daraus hervor, daß sie im Range tiefer 35 standen als jene. Wenn dann im Jahre 711 statt der *sün-tsch'a schi*, „Reisende Inspektionsbeamte“, „*ngan-tsch'a schi* (Zurechtweisende Inspektionsbeamte) der zehn *tao*“ ernannt wurden, so wird dies nichts Anderes bedeuten als daß die Einrichtung bisher bedeutungslos geblieben war und nun erneuert wurde. Als ein Schritt vorwärts zur zivilen Verwaltung der *tao* 40 könnte es gedeutet werden, wenn im Jahre 733 bei der Bildung der fünfzehn *tao* auf den Antrag des Ministers Tschang Kiu-ling (s. oben S. 435) zugleich fünfzehn *ts'ai-fang schi* („Nachrichten sammelnde und nachforschende Beamte“), also wohl je einer für ein *tao*, ernannt wurden.

Aber auch diese Einrichtung unterscheidet sich in ihrem Wesen in nichts von der früheren. Alle diese Inspektoren sind nicht ohne Weiteres als Vorstufen für Zivil-Gouverneure der Provinzen zu bewerten, sie waren nur als reisende Kontrollbeamte der Zentralregierung gedacht, das erhellt schon daraus, daß sie sämtlich Beamte des Zensorats waren. Wirkliche Gouverneursgewalt hatten nur die Militärgouverneure und, so lange sie amtieren konnten, die Generalgouverneure, die Inspektoren waren dem gegenüber völlig bedeutungslos, meist übernahmen die Militärgouverneure ihre Befugnisse und zuweilen sogar ihre Titel mit. Die Militärgouverneure hatten natürlich eine große Behörde zu ihrer Verfügung, die sich aus den gleichen Abteilungen (*ts'ao*) zusammensetzte wie die Organisation der Präfektur. An der Spitze der Verwaltung standen ein Präsident (*tschang schi*) und zwei Vizepräsidenten (*ssě-ma*), die Vorsteher der einzelnen Abteilungen, je zwei, hießen ebenfalls, „Kriegsräte“ (*ts'an kün schi*).

Die unterworfenen Länder erhielten, wie früher erwähnt wurde (s. oben S. 388), unter T'ai tsung sogleich eine chinesische Provinzialverfassung und wurden in Generalgouvernements („Schutzherrschaften“, *tu-hu fu*), Militär-Gouvernements (*tu-tu fu*) und Präfekturen (*tschou*) eingeteilt. Kao tsung befolgte den gleichen Grundsatz, indessen hat auch diese Bindung später bei der sinkenden Macht der Zentrale den Verlust natürlich nicht aufhalten können. T'ai tsung ließ in kluger Anpassung an die Verhältnisse den Ländern ihre eigene Verwaltung in chinesischer Form und unter Aufsicht der chinesischen „Schutzherrn“, indem er die Gouverneure und Präfekten deren eigenen Völkern entnahm und ihnen ihre Ämter mit dem Rechte der Erblichkeit übertrug. Da auch die unteren Beamten natürlich Einheimische waren, so merkten die eroberten Länder kaum etwas von dem Verlust ihrer Unabhängigkeit, besonders wenn die „Schutzherrn“ in ihrer Aufsicht gerecht und zurückhaltend waren. Bei den meisten Gouvernements und Präfekturen blieben sogar die alten einheimischen Namen erhalten, wir finden ein Gouvernement Yüe-tschi, Po-ssě, Scha-t'o u. a., eine Präfektur Ta-hia, Schen-tu, T'u-yü-hun u. a. Eine genaue Abgrenzung dieser Gebiete wird man natürlich nicht erwarten dürfen. Als Verwaltungsbezirke nehmen sie nach alledem im Reiche auch eine andere Stellung ein als die der „Mittelstaaten“. Ihre Gesamtbezeichnung war *ki-mi tschou* d. h. „vom Führer geleitete Bezirke“ (*tschou* im allgemeinsten Sinne genommen). Der geographische Teil der T'ang-Annalen gibt eine Liste der sämtlichen Generalgouvernements, Gouvernements und Präfekturen in den unterworfenen Ländern, wie sie, mit wenigen Ausnahmen, von T'ai tsung und Kao tsung in Inner-Asien (s. oben S. 360, 364, 388, 394) in den tibetischen und tangutischen Ländern des Westens, in den türkischen und tungusischen des Nordens und Nordostens, in den koreanischen im Osten und in denen des Südens bis Tongking und Annam gebildet wurden. Die Liste zählt 94 Gouvernements und 763 Präfekturen. Die Verfasser sagen aber selbst, daß sie die Namen geben, wie sie in den Archiven eingetragen

waren, d. h. die „aller Länder, wohin der Kultur-Einfluß Chinas sich hin erstreckte, wenn auch viele ihren Tribut und ihre Bevölkerungsregister dem Finanzministerium (*hu pu* s. oben S. 533) nicht ablieferten“ (*T'ang schu* Kap. 43^b fol. 1r^o).

Undurchsichtig wie früher sind auch in der T'ang-Zeit die Militärver- 5
hältnisse, obwohl doch von ihnen nach außen wie nach innen Macht-
stellung und Ordnung des Reiches abhingen. Seufzend beginnt der kon-
fuzianische Verfasser des Kapitels der T'ang-Annalen über das Heer-
wesen (Kap. 50) mit den Worten: „Im Altertum waren für die Beherrscher
des Weltreichs und der Einzelstaaten Blühen und Verfall, Ordnung und 10
Wirrnis allein durch die Tugend bedingt. Seit der Zeit der Kampfstaaten
(I, 178 ff.), der Ts'ing- und der Han-Dynastie aber geschah nur selten etwas
ohne militärische Macht, wie hätte da das Heerwesen nicht eine gewichtige
Angelegenheit sein sollen?“ Trotzdem erhalten wir keine klare Dar-
stellung von der Organisation des Heeres und seiner Verwendung. Die 15
Zustände, wie sie zur Han-Zeit herrschten (I, 363 f.), können sich bis zur
Mitte des 6. Jahrhunderts nicht wesentlich geändert haben. In dem
westlichen Wei- oder nördlichen Tschou-Staate (s. oben S. 227 u. 235 f.)
wurde zuerst eine festere Ordnung in das System der Aushebung und An-
werbung unter den Siedlern in den Grenzgebieten und den Bauern im 20
Inlande gebracht, indem von jedem Verwaltungsbezirke eine bestimmte
Anzahl wehrfähiger Männer eine bestimmte Anzahl von Jahren wehr-
pflichtig gemacht wurden: sie mußten im Frieden in der Garnison der
Hauptstadt gewisse Dienstleistungen übernehmen, im Kriege Heeresdienst
tun. Diese Bauern-Miliz hatte den Namen *fu-ping*. Die Sui und von ihnen 25
die T'ang übernahmen das System, von dessen Wirken im Einzelnen sich
schwer eine Vorstellung gewinnen läßt. Von den Sui her war das Reich
in zwölf Wehrkreise (*wei*, später *tao* genannt) eingeteilt, in deren jedem
ein *tsiang-kün* seinen Sitz hatte. Unter Kao tsung und der Wu hou ver-
fiel das Miliz-System, da in dieser Zeit die Mannschaften wenig benötigt 30
wurden. Inzwischen begann aber in den Grenzgebieten der Heeresbedarf
stark zu wachsen, und dies wirkte vom Anfang des 8. Jahrhunderts auf
das Innenreich zurück. Die *tu-tu fu* ersetzten jetzt die alten Wehrkreise,
und die *tu-tu* besorgten das Aushebungsgeschäft in einer Weise, daß dadurch
ernste Gefahren für die Landwirtschaft entstanden: nicht nur die Aus- 35
gehobenen wurden der Landwirtschaft entzogen, sondern zahlreiche
Bauern flüchteten auch vor dem gefürchteten Heeresdienst, wurden
Räuber und Landstreicher oder siedelten in einer anderen Gegend (s.
unten). Auch der Ersatz für die hauptstädtische Garnison war nicht
mehr zu beschaffen. Diesen Zuständen wollte der sonst für andere Dinge 40
interessierte Minister Tschang Yüe (s. oben S. 431) durch eine große Militär-
reform ein Ende machen. Er beantragte 722 die Beseitigung des ganzen
fu-ping-Systems und Schaffung eines ständigen Berufsheeres. Man solle
kräftige Männer für die Truppen-Kontingente der Hauptstadt anwerben

und ihnen steuerliche und andere Vergünstigungen in Aussicht stellen, dann würde man Truppen in Fülle bekommen, zugleich aber die Landwirtschaft entlastet und die Landstreicherplage beseitigt werden. Tatsächlich, so behauptet Tschang Yües Lebensbeschreibung, habe man
 5 nach zehn Tagen bereits 130000 Rekruten gehabt (*K. T'ang schu* Kap. 97 fol. 16 r^o). Die Truppen wurden zum Teil nach Tsch'ang-ngan gelegt, zum Teil auf mehrere Standorte im Wei- und Huang-ho-Tale verteilt. Dieses neue System erhielt den Namen *huo-ki* („Bogenschilder und Reiter“). Bewährt hat sich indessen die Neuerung nicht. Die Werber fanden in den
 10 Provinzen bald keine Dienstwilligen mehr, die Truppen in den Standorten gingen ihrem Handwerk oder ihren Geschäften nach, der Dienst verfiel, das Heer wurde ein Gegenstand der Verachtung, und als der Aufstand Ngan Lu-schans ausbrach, „war Niemand da, der den Panzer tragen konnte“. Schon 749 hatte der berühmte Li Lin-fu (s. oben S. 434) den
 15 Antrag auf Abschaffung der Werbung gestellt und Huan tsung ihm zugestimmt. Das *fu-ping*-System galt doch für das zweckmäßigere, aber auch dieses konnte jetzt nicht wiederhergestellt werden, denn inzwischen hatten die sogenannten *fang tschên*, etwa „lokale Gewalthaber“, d. h. die *tu-tu* und *tsie tu schi*, angefangen, auf eigene Hand Heere in den Provinzen aufzu-
 20 stellen, so daß weder für Reichsmiliz noch für Werbung weiterer Raum blieb. „Es konnte nicht ausbleiben“, sagen die T'ang-Annalen (Kap. 50 fol. 6 r^o), „daß die *fang tschên* immer stärker, die Kräfte der Hauptstadt immer schwächer wurden“. Die mit dem Aufstand Ngan Lu-schans beginnenden inneren Kämpfe und das Abhängigwerden des Kaisertums von
 25 den Heerführern in den Provinzen trieben die Entwicklung schnell weiter bis zum Ende.

Die besten und kampferprobtesten Truppen, untermischt mit der Heeresteilen der unterworfenen Völker, standen in den Grenzgebieten, namentlich im Westen und Norden, wo sie Wache gegen die Tibeter, Tan-
 30 guten, türkische und tungusische Völker hielten. Diese Heere, die in Standorten bis weit nach Turkistan hinein lagen, mußten sich zum Teil selbst erhalten, indem sie Ackerbau trieben und befestigte Militärkolonien (*t'un t'ien*) bildeten. Dieses System der Ackerbau treibenden Armee war
 35 zuerst von Schi huang-ti gegen die Hunnen im Norden und die Thai-Völker im Süden angewendet und dann von den Han übernommen worden (I, 240, 242. 245. 333 f.). Die Sui und die T'ang haben es bedeutend erweitert, indem sie außer den eigentlichen Militärkolonien auch noch von
 583 ab Kolonien für zivile Siedler, sogenannte *ying t'ien*, eigentlich „Lager- oder Garnison-Felder“, anlegten, deren Bewohner bei Bedarf ebenfalls
 40 Kriegsdienste leisten mußten. Im Jahre 623 wurde von den T'ang mit der Bildung von Militärkolonien in Nord-Schan-si begonnen, es folgten dann solche im Gebiet von Ning-hia am Huang-ho, in Kan-su, in Ssê-tsch'uan, im Osten in Liao-tung, am Ende des 7. und Anfang des 8. Jahrhunderts auch in Kuang-tung und Kuei-tschou. Unter Huan tsung, in der

Mitte des 8. Jahrhunderts, scheint dieser Gürtel von Militärkolonien die planmäßigste Ausgestaltung erfahren zu haben; mit dem Verfall des Reiches verliert dann auch diese Organisation ihren Halt.

Alle diese Fragen der Landesverteidigung, verbunden mit Siedlungsmaßnahmen, im Weltreiche der T'ang haben ihre Parallelen in den großen 5 Reichen des Westens im Altertum gehabt, im persischen, im makedonischen König Philipps und im römischen, mit China gleichzeitig auch im byzantinischen, ein Zeichen, wie der Zwang der Verhältnisse überall der gleiche war und gleiche Wirkungen hatte. Im persischen bestand eine Bauernmiliz über das ganze Reich hin, im makedonischen wurden Militärkolonien an 10 den strategisch wichtigen Punkten angelegt, und das römische Reich hat, wie China, alle Formen der Wehrpolitik verwendet. In republikanischer Zeit wurden die neu unterworfenen Gebiete durch Militärkolonien gesichert, seit Augustus kam die Ansiedlung von Bauern mit der Verpflichtung zum Kriegsdienst (*milites limitanei*) hinzu, also ganz entsprechend 15 den chinesischen *t'un t'ien* und *ying t'ien*. Im byzantinischen Reiche pflegte man im 4. bis 6. Jahrhundert Zwangs-Umsiedlungen vorzunehmen oder die fremden Grenzstämme in ein Klientel-Verhältnis zu bringen, wie die Chinesen es mit den Türk-Völkern taten. Vom 7. bis 11. Jahrhundert lag in Ost-Rom die Landesverteidigung überwiegend bei der Bauernmiliz, dann bei 20 den stehenden Heeren geworbener Söldner. Nach dem Verlust der Grenzländer im 6. und 7. Jahrhundert hatte man das Reichsgebiet in Wehrkreise eingeteilt, an der Spitze eines jeden stand ein General, der die oberste Befehlsgewalt, Verwaltung und Rechtsprechung in seiner Hand vereinigte. Also auch hier die Entwicklung zum Militärgouverneur, die dann aller- 25 dings im byzantinischen Reiche nicht zu dem gleichen Ende führte wie unter den T'ang, sondern abgelenkt wurde durch Neubildung eines Berufsheeres von Söldnern im 10. Jahrhundert. Dieses Berufsheer entwickelte sich aus den Palastgarden und der hauptstädtischen Garnison, es übernahm allmählich die gesamte Landesverteidigung und machte die Bauernmiliz 30 überflüssig. Diese verschwand und damit wurde das Reich den Berufssoldatenführern ausgeliefert, was nur seinen Untergang bedeuten konnte. In China fand jene Ablenkung nicht statt, die hauptstädtische Garnison kam nicht auf gegen die Macht der Generale in den Wehrkreisen, aber die Wirkung war schließlich ähnlich wie in Byzanz: hier der Untergang des 35 Reiches durch auswärtigen Ansturm, dort durch innere Auflösung und Verrat der Militärgouverneure.

Überragend wie die T'ang-Zeit auf fast allen Gebieten des staatlichen und geistigen Lebens in der chinesischen Geschichte dasteht, bedeutet sie auch auf dem der Wirtschaft eine Periode neuer Entwicklungen und 40 gewaltigen Fortschritts. Das Emporwachsen zur Weltmacht, die Ausdehnung der Machtsphäre bis an die Grenzen des oströmischen Reiches, die fast ehrfürchtige Bewunderung der verfeinerten Kultur mit ihrer höfischen Pracht durch ganz Asien hin, der starke Handelstrieb der Chi-

nesen, die Schönheit der Erzeugnisse ihres Handwerks — neben die Seide
 und das Lackgerät war um die Mitte des 7. Jahrhunderts das Porzellan
 getreten —, sowie die Aufnahmefähigkeit und Aufnahmewilligkeit der chi-
 nesischen Märkte, dazu die Vermehrung und Erleichterung des Verkehrs
 5 mit fremden Ländern auf dem Land- und Seewege, alles das mußte mit
 Notwendigkeit dem Außenhandel den stärksten Anreiz geben, und dieser
 Außenhandel mußte wieder befruchtend auf Handel und Verkehr, damit
 auf die gesamte Wirtschaft des Inlandes wirken. Freilich darf man sich
 hierbei über das Verhältnis des ersteren zu der letzteren keinen falschen
 10 Vorstellungen hingeben. An dem Umfang des Inlandhandels gemessen,
 war der Handel mit fremden Ländern auch zur T'ang-Zeit von unter-
 geordneter Bedeutung. Nur wissen wir leider über jenen bisher erheblich
 weniger als über diesen. Es gehörte zu den vorgeschriebenen Lebens-
 formen des Literaten, eine Verachtung des nur „nach Gewinn strebenden“
 15 Händlertums zur Schau zu tragen, wenn er sich auch im Geheimen mit
 Eifer an den Handelsgeschäften beteiligte, und da die Geschichtswerke
 von Literaten geschrieben sind, suchen wir nach brauchbaren Angaben
 über Handel und Wirtschaft darin meist vergeblich. Der Außenhandel
 vollzog sich mit Angehörigen fremder Völker, und diese boten des Merk-
 20 würdigen genug, um die Aufmerksamkeit der örtlichen Beamten und damit
 der Chronisten zu erregen, deshalb erfahren wir von ihnen und ihren Ge-
 schäften zwar auch nicht allzuviel, aber immerhin mehr als von den chi-
 nesischen Kaufleuten. Nur aus gelegentlichen Bemerkungen können wir
 ersehen, daß der Innenhandel sehr bedeutend gewesen sein und auch große
 25 Gewinne abgeworfen haben muß. Das geht schon aus der mehrfach be-
 richteten Tatsache hervor, daß die Regierung in Tsch'ang-ngan zur
 Deckung ihres Geldbedarfs für den Hof und für die beständigen Kämpfe
 innen und außen große Teile des Vermögens der Kaufleute beschlagnahmte
 (vgl. oben S. 477). Von der Höhe der Summen, die dem Handel durch
 30 sonstige regelmäßige und unregelmäßige Auflagen, durch Erpressungen
 und Bestechungen, sowie durch Kauf von Titeln und Ämtern entzogen
 wurden, läßt sich keine Vorstellung gewinnen. Die Verhältnisse, wie sie
 sich zur Han-Zeit in dieser Hinsicht herauszubilden begonnen hatten (s.
 I, 366), müssen im T'ang-Reiche, namentlich vom 8. Jahrhundert ab, eine
 35 kräftige Weiterentwicklung erfahren haben. Wir wissen aus Beobachtungen
 in späteren Zeiten, wie der Inlandhandel trotz aller dieser staatlichen Be-
 drückungen und Hemmungen dank der Begabung und unverwüstlichen
 Zähigkeit der chinesischen Kaufleute und Händler seine Wege weiter ging
 und immer größeren Umfang annahm. Gehandelt wurden vor allem
 40 Massenwaren wie Getreide, Salz, Zucker, Seide, Tee, Porzellan, ferner
 Häute, Felle und lebende Tiere, daneben ungezählte besondere Dinge wie
 Medikamente und die Erzeugnisse des jetzt stark aufblühenden Kunst-
 handwerks, sowie die eingeführten Fremdwaren. Der steigende Wohlstand
 wenigstens einzelner Kreise und die damit verbundene Verfeinerung des

Geschmacks — die letztere ist ohne den ersteren niemals möglich — riefen neue Bedürfnisse hervor, deren Befriedigung dem Handwerk zugute kam und dem Handel verstärkten Antrieb gab. Nicht unterschätzt werden darf die Bedeutung der Verkehrserleichterung für den Handel, wie sie durch Yang tis große Kanalbauten (s. oben S. 323 ff.) und den sich daran 5 schließenden Ausbau weiterer Wasserstraßen geschaffen wurde. Der Verbindungsweg zwischen Huang ho und Yang-tsë war zwar alt, aber der vom heutigen Yang-tschou ausgehende Nord-Süd-Kanal, der den Huang ho in der Nähe der Stadt Yung-tsë erreichte, stellte durch den Lo- und den Wei-Fluß eine unmittelbare Verbindung mit den beiden Hauptstädten 10 her. Dadurch wurde der Versand der Erzeugnisse des Südens, allen voran natürlich des Reises, nach Norden gegenüber dem früheren auf Lasttieren außerordentlich verbilligt. Wenn auch in zeitgenössischen Quellen über die Behinderung dieses Weges durch schlechte Wasserverhältnisse und über den hierdurch verursachten, oft Monate betragenden Zeitverlust bittere 15 Klage geführt wird, so hat das System der Wasserstraßen doch seine unverminderte Bedeutung behalten, bis Dampfschiffe und Eisenbahnen es zu ersetzen begannen. Das Transportwesen war staatlich geregelt und wurde später besonderen Behörden unterstellt. Bis in das 8. Jahrhundert wurde es, soweit nötig, von den *tu-schui kien*, den Kommissaren für die Überwachung 20 der Gewässer (namentlich des Huang ho), mitverwaltet, und zwar das private sowohl wie das öffentliche; erst als der Verkehr mit dem Süden seine große Bedeutung gewann, ernannte man im Jahre 734 einen besonderen „Kommissar für das Transportwesen“, *tschuan-yün schi*, dessen Obliegenheiten dann wachsende Bedeutung erhielten, so daß schließlich 25 eine große Behörde daraus wurde. Außer dem Reis lieferte aber der Süden auch noch Tee, Seidenstoffe, Kupfergefäße, Töpferwaren, wohl meist Porzellan, Papier und Schreibpinsel, Leckerbissen aus der See-Fauna in getrocknetem Zustande, ferner die über See eingeführten hochwertigen Waren wie Edelsteine, Perlen, Elfenbein, Gewürze u. a. Der Ausgangs- 30 hafen des großen Kanals, Kiang-tu (das heutige Yang-tschou, dem bekannten Vertragshafen Tschinkiang gegenüber), wurde als wichtigster Umschlagplatz zur T'ang-Zeit zu einem reichen und blühenden Handels-Emporium. Sogar der europäische Name des großen Stromes Yang-tsë kiang geht auf die Stadt oder genauer auf ihren Nachbarort Yang-tsë (das 35 heutige Yi-tsch'êng hien) westlich davon zurück, indem die lokale Bezeichnung des kurzen Stückes zu beiden Seiten von Tschinkiang auf den ganzen Strom übertragen wurde (vergl. oben S. 323).

Der bei weitem größte Teil der heutigen Süd-Provinzen, Fu-kien, Kiang-si, Hu-nan, Kuei-tschou, Kuang-si war, so viel wir wissen, zur T'ang-Zeit 40 wirtschaftlich so gut wie unerschlossen und der Regierung noch sehr unvollkommen bekannt. Wir haben gesehen, daß die Länder als Verbannungsgebiete galten (s. oben S. 537). Das reiche, aber abgelegene Ssë-tsch'uan hat immer seine eigene Wirtschaft gehabt, aber auch sonst mag ein Waren-

austausch zwischen den verschiedenen Landesteilen des Südens stattgefunden haben, von dem wir nichts wissen. Dagegen war für die Randgebiete von Tongking, Kuang-tung, Fu-kien, Tschê-kiang bis nach Kiang-su eine völlig neue Entwicklung angebrochen durch den arabischen Seehandel. Nach Muhammeds Tode breiteten die persisch-arabischen Kaufleute seine Religion und ihren Handel an den afrikanischen und südasiatischen Küsten aus, sie überquerten vom Persischen Golf aus den Indischen Ozean, gründeten ihre Handelsniederlassungen an den Küsten von Gujarat und Malabar in Indien, auf Ceylon, auf Malakka und den Sunda-Inseln und fühlten noch im 7. Jahrhundert weiter nach dem Osten bis Tongking vor, wo sie in Lung-pien, vielleicht dem arabischen Lukin, östlich vom heutigen Hanoi, zuerst Fuß faßten. Bald aber drangen sie auch über diese damals südlichste Provinz des Reiches hinaus, wo schon in früheren Jahrhunderten der Endpunkt der Schifffahrt aus dem Westen gewesen war, und stießen nach Khan-fu d. h. Kuang-fu (für Kuang-tschou tu-tu fu = Kanton, s. oben S. 509) vor. Von hier aus wurden die chinesischen Küsten weiter bis zur Yang-tsé-Mündung befahren, und überall neue Handelsverbindungen geknüpft. Dschanfu, wahrscheinlich Ts'üan-tschou an der Küste von Fu-kien, und Kantu d. h. Kiang-tu oder Yang-tschou waren dort die am meisten genannten Stützpunkte. An diesen und anderen Plätzen blühten im 8. Jahrhundert arabische Handelsniederlassungen mit ihren Faktoreien auf, und ebenso wie später beim Einstrom der europäischen Nachfolger der Araber und Perser müssen die Hafenstädte, namentlich das alle anderen überflügelnde Kanton, einen ganz besonderen Charakter erhalten haben. Wir sind über diese Niederlassungen sowohl durch chinesische wie durch arabische Chronisten — die Gewährsmänner der letzteren waren die arabisch-persischen Kaufleute — gut unterrichtet und bekommen hier ein anschauliches Bild von den Lebensverhältnissen darin. Die Fremden — auch Juden hatten sich, wie wir sahen (s. oben S. 510), den Arabern und Persern angeschlossen — wohnten in der Regel in bestimmten von den Behörden angewiesenen Quartieren, nicht selten aber auch unter den Chinesen innerhalb der Städte. Sie waren, wie das Gesetzbuch der T'ang hinsichtlich aller Fremden ausdrücklich vorsah, ihrer eigenen Gerichtsbarkeit unterstellt, indem die chinesischen Behörden einen angesehenen Mann aus ihrer Mitte bestimmten, der alle auftauchenden Fragen unter den Fremden wie zwischen Fremden und Chinesen zu erledigen hatte und den Behörden verantwortlich war. Unter den fremden Kaufleuten gab es große Reichtümer, und die üppige Lebenshaltung erregte das besondere Interesse der Chinesen; in der chinesischen Literatur gehört der Ausdruck *k'iang Po-ssě*, „ein armer Perser“ zu den Bezeichnungen für einen Widerspruch in sich selbst, wie „ein abgezehrter Boxer“ u. ä. Heiraten zwischen den fremden Kaufleuten und chinesischen Frauen waren häufig und stießen auf keine Schwierigkeiten bei den Landesbehörden, wengleich ein Edikt vom Jahre 628

bestimmt hatte, daß „Abgesandte fremder Völker, die chinesische Frauen als Konkubinen im Besitz hätten, diese bei ihrer Rückkehr in die Heimat nicht mitnehmen dürften“. Wie glänzend der Reichtum Kantons im 8. Jahrhundert gewesen sein muß, zeigt die Forderung des großen Rebellenführers Huang Tsch'ao, ihn dort zum Gouverneur zu machen (s. oben 5 S. 510). Die Ähnlichkeiten zwischen den arabischen Niederlassungen und den abendländischen „settlements“ des 19. Jahrhunderts fallen sofort in die Augen, und eine Geschichte der Exterritorialität in China wird an jenen früheren Verhältnissen nicht vorübergehen dürfen.

Gehandelt werden konnten bei dem langen, kostspieligen und risiko- 10 reichen Seeverkehr nur hochwertige Waren wie Perlen, Edelsteine, Gewürze, wahrscheinlich auch Baumwolle u. ä. auf der einen, Seide, Porzellan und Tee auf der anderen Seite. Daß die Araber auch die Opium-Pflanze in China eingeführt hätten, ist zwar oft behauptet worden, aber keineswegs sicher, nicht einmal wahrscheinlich. Nicht zu bezweifeln ist dagegen, 15 daß die Araber auch Neger aus Afrika mit nach China gebracht und sie dort als Sklaven gehalten oder auch an die Chinesen verkauft haben. Sie wurden von diesen gewöhnlich als „Sklaven von Kun-lun“ bezeichnet, wobei nicht übersehen werden darf, daß der Name K'un-lun bei den Chinesen eine ganz verschwommene Bedeutung hat und für die Herkunft der Sklaven nichts 20 besagt. Die Araber bezogen schon damals ihre Sklaven aus Zanzibar und dem dahinter liegenden ostafrikanischen Festlande und haben diese, wohl weniger als Ware als vielmehr zu ihrer Bedienung und als Schiffspersonal, mit nach dem Osten genommen. Sie waren in China lediglich Kuriositäten in reichen Häusern, haben aber eine wirtschaftliche Bedeutung nie gehabt. 25 Eine „Negerfrage“ hat sich in China nicht entwickelt.

Die arabische Schifffahrt muß auch anregend auf die chinesische gewirkt haben, denn während die fremden Schiffe vor der T'ang-Zeit den chinesischen an Größe und Seetüchtigkeit weit überlegen waren, wurden diese vom 8. und 9. Jahrhundert ab ständig verbessert, und ebenso 30 erlangten die chinesischen Küstenbewohner mehr Erfahrung und Geschicklichkeit in ihrer Handhabung. Ob die Chinesen selbst zur T'ang-Zeit Reisen über die Südsee hinaus mit eigenen Schiffen unternahmen, hat sich bisher nicht feststellen lassen; vom Ende des 10. Jahrhunderts ab finden wir aber ihre Fahrzeuge in den Häfen von Ceylon und Indien, vielleicht 35 sogar vom Persischen Golf, und in der späteren Zeit, während der Sung- und Yuan-Dynastie, wurden sie von fremden Reisenden, auch von den arabischen Kaufleuten als die besser ausgerüsteten allen anderen vorgezogen. Seit dem Ende des 11. oder dem Anfang des 12. Jahrhunderts benutzten die chinesischen Seeleute auch die in China lange schon bekannte Magnet- 40 nadel als Kompaß, dessen Gebrauch im Westen von den Arabern verbreitet worden ist. Daß die Chinesen die Kenntnis der Magnetnadel zuerst erlangt, ist sicher, zweifelhaft aber, ob sie oder die Araber sie zuerst bei der Seefahrt verwendet haben.

Der Seehandel des Südens, der im 8. Jahrhundert auch Japan mit einschloß — wenigstens pflegten die japanischen Gesandtschaften, die neben kulturellen Plänen sicher auch Handelszwecken dienten, damals nicht mehr in Schan-tung, sondern im Yang-tsé-Delta oder in Ming-tschou (Ning-po) zu landen —, wurde für die Provinzialregierung durch die ihm auferlegten Zölle und Abgaben eine reiche Einnahmequelle. Zuweilen waren freilich diese Auflagen so drückend, daß die fremden Schiffe ausblieben, dann bequemt man sich wieder zu einer milderen Behandlung. Seit dem Anfang des 8. Jahrhunderts war in Kanton von dem Gouverneur ein besonderer Zolldirektor (*schī-po schī* „Kommissar für Seehandelschiffe“) eingesetzt, der den Seeverkehr zu überwachen und die Abgaben zu erheben hatte. Wir verdanken diesen Zolldirektoren besonders wertvolle Angaben über den Seehandel und die fremden Völker. Daß die Zentralregierung der T'ang-Zeit, die natürlich an dem Gewinn durch Lieferung von fremden Kostbarkeiten sowie in bar, wohl in Form eines „Tributs“, beteiligt werden mußte, sich weiter um den Überseehandel des Südens gekümmert hätte, ist nicht ersichtlich. Indessen haben die beteiligten Provinzialregierungen ihn immer gefördert, so daß die Araber und Perser ihn nach der durch die Katastrophe von Kanton 879 (s. oben S. 510) verursachten Unterbrechung während der folgenden fünf Jahrhunderte in verstärktem Maße fortführen konnten, wenn auch Kanton seine Vormachtstellung etwa von 1000 ab an Ts'üan-tschou, Hang-tschou und Ming-tschou (das heutige Ning-po) hatte abtreten müssen. Die Chinesen haben ihre weiten Seefahrten gleichfalls fortgesetzt, bis sie ihnen, wie jeder Verkehr mit den Fremden, von der Regierung der Ming-Dynastie im 14. Jahrhundert verboten wurden.

Die von Kanton ausgehende große Seehandelstraße nach dem Malaischen Archipel, nach Ceylon, Indien und dem Persischen Golf hat die alten Handelswege vom Nordwestausgang in Kan-su nach Inner-Asien und Indien des größten Teils ihrer Bedeutung beraubt. Die Gefahren des Meeres waren noch immer leichter zu bestehen als die Schwierigkeiten der weiten Wüsten- und Hochgebirgswege. Aber die Alleinherrschaft hat dieser Seeweg nach dem Westen zur T'ang-Zeit doch nicht erwerben können. Der für Fragen der Erdkunde besonders interessierte Vizepräsident in dem Präsidialkabinett des *schang-schu schêng* (s. oben S. 533), Kia Tan, hat um 800 ein Werk über die Verkehrswege nach den Außenländern des Reiches verfaßt, das uns wenigstens im Auszuge in den T'ang-Annalen (Kap. 43^b fol. 22^v ff.) erhalten ist. Kia Tan gibt die folgenden sieben Wege „von den Grenzgebieten in die Länder der Barbaren der vier Himmelsrichtungen“ als die wichtigsten an. 1. Von Ying tschou (Tsch'ao-yang im Osten des Jehol-Gebiets) nach Ngan-tung (südliche Mandschurei und nördliches Korea, s. oben 539), 2. von Têng tschou (in Schan-tung) zur See nach Kao-li und P'o-hai (Nord-Korea, und die östliche Mandschurei, s. oben S. 539). 3. von Ta-t'ung und Yün-tschung (Nord-Schan-si) in das

Land der Uiguren, 4. von Tschung schou-hiang (westlich von Pao-tê, am Gebiet der Orat-Mongolen) ebendahin, 5. von Ngan-si (Turfan oder Kutscha, s. oben S. 360 u. 394) nach Turkistan und weiter, 6. von Ngan-nan (Tongking) zu Lande über Yün-nan nach Indien, 7. von Kuang-tschou (Kanton) zur See „zu den Barbaren“. Die Regierung in Tsch'ang-ngan hat diesen 5 Verkehrswegen zunächst nur Beachtung geschenkt, weil auf ihnen die Tributsendungen kamen (s. unten), aber es ist kein Zweifel, daß sie auch Handelstraßen waren, und daß sich auf allen eine Einfuhr fremder und eine Ausfuhr chinesischer Waren vollzog, von deren Umfang und Organi- 10 sation im Einzelnen wir nichts wissen. Die Seide hatte zwar für die Landwege nach Westen und Norden jetzt nicht mehr die Bedeutung wie früher; daß sie aber noch immer einen viel begehrten Handelsartikel bildete, ergibt sich aus dem ständigen Verlangen der Uiguren, ihre Pferde dagegen einzutauschen (s. oben S. 469 f.). Sicherlich waren sie es nicht selbst, von denen 15 der starke Bedarf ausging, sondern die sogdischen Manichäer, die jene ungezählten tausende von Seidenrollen nach dem Westen verkauften. Neben der Seide waren es auch im Norden, Westen und Osten der Tee und das Porzellan, die ihren Weg in das Ausland fanden, während Tierhäute und wertvolle Pelze hereinkamen; auch Waffen scheinen ein gesuchter Artikel gewesen zu sein. Selbst bei den nicht seltenen Grenzsperrern im Norden 20 wußten die chinesischen Händler immer Mittel, vermutlich mit Beteiligung der Beamten, ihre Handelsverbindungen aufrecht zu erhalten.

An die Verkehrswege nach den Außenländern müssen sich natürlich solche im Inlande, mindestens bis zur Hauptstadt, angeschlossen haben, schon um der Tributgesandtschaften willen, auf deren Erscheinen die 25 Regierung einen so hohen Wert legte. Und diese Verkehrswege mußten nun auch für die amtliche Nachrichten-Übermittlung benutzt werden, die zur T'ang-Zeit wegen der Ausdehnung des Reiches und der dadurch nötig gewordenen Erweiterung der Verwaltungs-Organisation und des Beamten-Apparates eine ganz andere Bedeutung erlangte als früher. Wir sind über 30 das Postwesen der damaligen Zeit noch sehr mangelhaft unterrichtet, und doch muß es aus den eben erwähnten Gründen eine sehr wichtige Rolle gespielt haben. Seine eigentliche Organisation erhielt es erst um die Mitte des 8. Jahrhunderts durch den bekannten Volkswirtschaftler Liu Yen. Bis dahin war es, obwohl es natürlich nur amtlichen Zwecken diente, durch 35 wohlhabende Leute in den Bezirken betrieben worden. Vermutlich waren es Kaufleute, die auf Landwegen, Flüssen und Kanälen Verbindungen zwischen größeren Orten aufrecht erhielten und denen die Beförderung amtlicher Schriftstücke und reisender Beamten als Frondienst oder gegen Entgelt übertragen wurde, wie es ähnlich auch in Europa bis in das späte 40 Mittelalter der Fall war. Liu Yen war seiner Lebensbeschreibung (*T'ang schu* Kap. 149 fol. 6r^o) zufolge der Erste, der „den Wasser-Transport und das Postwesen durch Beamte organisierte“. So entstand der später so berühmt gewordene Kurierdienst der chinesischen Amts- und Reisepost,

der sich zwischen den einzelnen, je 30 *li* (16 km) von einander entfernten Relais-Stationen mit erstaunlicher Sicherheit und Schnelligkeit — in wichtigen Fällen bis zu 16 Stationen an einem Tage — abwickelte. Das gesamte Postwesen unterstand dem Kriegsministerium (*ping pu*). Nach 5 dem geographischen Werke *Yuan-ho kün hien tshi* von Li Ki-fu, dem zweiten großen Geographen der T'ang-Zeit (758 bis 814), gab es dreizehn „Tributstraßen“ (*kung tao*), die von Tsch'ang-ngan ausgingen. Man wird darin die Poststraßen (Land- und Wasser-Wege) zu sehen haben, die wie ein Netz das Reich überzogen. Aus der Zusammenstellung der von der 10 Zentrale ausgehenden und an sie gelangenden Schriftstücke hat sich dann die bekannte Pekingener Staatszeitung (*king pao*) entwickelt, die bis zum Ende des 19. Jahrhunderts bestanden hat. Sie wurde in einer besonderen Abteilung des Kriegsministeriums hergestellt.

Nicht unbeteiligt an den Handelsunternehmungen war oft das Beamten- 15 tum. Denn, wie bereits bemerkt wurde, der konfuzianische Literat und der mit ihm verbundene Beamte waren trotz aller moralisierenden Reden nicht frei von dem angeborenen Handelssinne ihrer Volksgenossen und empfangen nur zu gern ihren, gesetzlichen oder ungesetzlichen, Anteil an den geschäftlichen Gewinnen. Schon zur Han-Zeit hatten die um ihre 20 Meinungen befragten Gelehrten erklärt, daß „der Staat sich nicht mit der Bevölkerung um Handelsgewinne streiten solle“ (*Ts'ien Han schu* Kap. 24^b fol. 19r⁰), aber alle solche und ähnliche Einwände haben nicht hindern können, daß im Reiche von jeher eine staatliche Monopolwirtschaft mit den wichtigsten Bedarfsartikeln, vor allem Salz, das man aus Salzbrunnen 25 (in Ssë-tsch'uan), aus meist abflußlosen Seen (in Schan-si, Kan-su und der Mongolei) und aus dem Meere an der Küste durch Verdunsten gewann, sowie mit Eisen und Spirituosen getrieben wurde (vgl. I, 160), wozu in der T'ang-Zeit auch noch der Tee kam, während das Monopol auf eiserne Geräte allmählich an Bedeutung verlor. Der Handel mit 30 diesen Artikeln wurde, wenn nicht staatliche Verkaufsstellen eingerichtet waren, bestimmten Kaufleuten gegen eine hohe Lizenz-Abgabe übertragen und brachte nicht bloß der Staatskasse große Einnahmen, sondern auch den Beamten, hohen und niederen, die damit befaßt waren. Die Monopole und Lizenzen waren zwar Angelegenheiten der zentralen Finanzbehörden, 35 aber die Vermittlung der Provinzialbeamten war dabei nicht zu entbehren, und ihr Anteil an dem Geschäft wuchs in dem Maße wie die Selbständigkeit der Gouverneure in der zweiten Hälfte der T'ang-Zeit. Wir haben früher gesehen, wie im Jahre 885 ein folgenschwerer Streit um die Einkünfte aus den Salzseen von Süd-Schan-si zwischen einem der allmächtigen Eunuchen 40 des Palastes und dem dortigen Gouverneur ausbrach (s. oben S. 518). Der Staat hat auch sonst oftmals in die Preisbildung auf dem Markte, namentlich für das Getreide, eingegriffen, indem er große Mengen aufkaufte, in seinen Speichern lagerte und bei übermäßigen Preissteigerungen als Druckmittel wieder auf den Markt warf. Die Erfolge dieses

staatsozialistischen Bestrebens sind durchweg unbefriedigend gewesen: statt des Schutzes der Erzeuger, der damit beabsichtigt war, ergab sich neue Bedrückung, indem ein unehrliches Beamtentum mit den gerissenen Händlern gemeinsame Sache machte.

So gewaltig der chinesische Handel sich auch während der T'ang-Zeit 5 entwickelte, er blieb in seiner Bedeutung doch nur ein untergeordnetes Moment gegenüber dem, was das eigentliche Wirtschaftswesen des Reiches auch damals noch ausmachte, dem Ackerbau. Das Volk bestand aus Bauern, nicht aus Kaufleuten, und der Ackerbauer stellte im sozialen Gefüge des konfuzianischen Systems noch immer den Vertreter des ersten Standes 10 nächst dem Gelehrten dar. Der Kaufmann aber, der „auf Gewinn bedachte“ Händler, stand auf der untersten Stufe dieser Skala, und in ungezählten ethisch-politischen Betrachtungen der Literaten wird immer wieder gerügt, daß pflichtvergessene Leute den natürlichen Beruf, Ackerbau und Seidengewinnung, aufgeben und unstät als Händler durch das Land 15 ziehen. Kaiserliche Edikte sind auf denselben Ton gestimmt. Aber diese Bewertung in der volkswirtschaftlichen Theorie wirkte sich in der Handhabung der Verwaltung nicht aus. Je mehr der Handel, namentlich der Großhandel, sich entfaltete, und der Staat sich daran beteiligte, um so mehr wurde der Bauer das Lasttier der Wirtschaft. Unerträgliche Steuern und 20 Frondienste, ganz besonders während der zweiten Hälfte der T'ang-Zeit, drückten ihn zu Boden, und so sehr er sich plagte mit seinem Stück Feld, die unablässigen Kriege und wilden Inland-Kämpfe zerstörten oft, was Steuererheber, Dürre, Überschwemmung und Heuschrecken übrig gelassen hatten. Dazu kam noch eine Einrichtung, die, aus dem Lehenswesen hervor- 25 gegangen, entgegen den alten Landgesetzen umfangreichen Landbesitz in die Hände Einzelner brachte und damit zu einer weiteren Beeinträchtigung des Bauerntums wurde. Das Lehenswesen im Sinne des Altertums war längst verschwunden, die politischen Erben der Fürsten waren die Gouverneure geworden, aber der Brauch blieb bestehen, sowohl die Mit- 30 glieder der kaiserlichen Sippen wie Würdenträger und Günstlinge mit Ländereien, sei es als „Apanagen“, sei es als „Dotationen“ oder Pfründen zur Belohnung auszustatten, auf denen die ansässigen Bauern für ihre Grundherren zu arbeiten hatten. Man hatte das getan, was einstmal Li Ssë dem Schi huang-ti als Ersatz für die beseitigte Belehnung (I, 229 u. 35 293 f.) geraten hatte. Die von den Bauern zu leistenden Abgaben, meist in Erzeugnissen des Landes, überstiegen oft erheblich die staatlichen Grundsteuern, so daß die wirtschaftliche Lage der Bauern hier womöglich noch härter war. Gewiß mag der Grundherr seinen „Hintersassen“ zu- weilen Schutz gegen Vergewaltigungen haben angedeihen lassen, soweit 40 er dazu im Stande war, schon um seine eigene Einnahmequelle zu erhalten, aber bei den großen Aufstandsbewegungen oder bei den Requisitionen der Zentralregierung wird dieser Schutz nicht allzu weit gereicht haben. Das Verhältnis der Provinzialverwaltung zu den Grundherrenschaften bleibt

ohnehin immer unklar. Zur T'ang-Zeit muß dieses Pfründenwesen eine ganz besondere Ausdehnung erfahren haben, darauf deuten mehrfach Berichte an den Thron, in denen Klage darüber geführt wird, daß die staatlichen Grundsteuern immer mehr hinter den Einnahmen der Grundherren zurückblieben, so daß sie im 8. Jahrhundert nur noch die Hälfte der letzteren ausmachten. Neben diesen Grundherrenschaften der Prinzen und Beamten bildete sich zur T'ang-Zeit als Folge des Emporkommens eines reichen Kaufmannstandes im 8. Jahrhundert noch eine andere Art von Großgrundbesitz, indem der Kaufmann, nicht selten auch der Beamte, sein erworbenes Vermögen in Land anlegte. In China war es seit dem Altertum eins der Grundgesetze der Staatsführung nach klassischem Muster, dafür zu sorgen, daß jede Familie ein Stück Land besitze, das hinreichend für ihre Ernährung sei, Latifundien aber nicht aufkommen zu lassen, weil durch diese die Reichen und Mächtigen in den Stand gesetzt würden, den Armen und Schwachen ihr Land zu nehmen. Aber wie vieles Andere so ist auch dieser Grundsatz ein Gegenstand moralisierender Erörterungen geblieben. Es hat nicht an Verordnungen gefehlt, die Landkauf durch Wohlhabende über ein gewisses Maß hinaus verboten, und in der Tat ist es auch zu einer wirklichen Latifundien-Wirtschaft im chinesischen Reiche nicht gekommen, aber zeitweilig, so besonders im 8. und 9. Jahrhundert, hat doch ein beschränkter Großgrundbesitz bestanden, freilich wohl nur selten an europäische Größenverhältnisse heranreichend und niemals mit einer einheitlichen Wirtschaftsführung. Der Wohlhabende brachte die geldarme Bauernfamilie durch hochverzinsliche Darlehn in Schulden, erwarb zur Bezahlung ihr Land und ließ sie als Pächter dort. Auch der Pfründner hatte die Bauern nicht zu Leibeigenen, sondern sie blieben nominell frei und leisteten statt des Pachtzinses und der Grundsteuer die Abgabe an den Grundherrn. Aber auch dieser konnte die Bauern auskaufen und zu Pächtern machen. So entstand das ausgedehnte Pachtwesen in der chinesischen Landwirtschaft, das sich bis heute erhalten hat, und zwar in den mittleren und südlichen Provinzen weit mehr als in den nördlichen, wo der Bauer in der Regel Herr seines Bodens geblieben ist. Die Grundherren und „Großgrundbesitzer“ saßen in der Stadt, wenn irgend möglich in der Hauptstadt, und verzehrten dort ihre Renten, um die Bearbeitung des Landes kümmerte sich kaum einer von ihnen. Während die Bauern sich mühen mußten, die Abgaben aufzubringen, führten die Nutznießer des Bodens in der Stadt oft ein äußerst üppiges Leben; der Hof war ihnen dabei ein wirksames Vorbild. Die Annalen bringen recht anschauliche Beispiele hierfür.

Über ausgedehnte Ländereien verfügte auch der Staat; sie wurden von verschiedenen Behörden der Zentrale und von den Provinzialregierungen verwaltet und sollten zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben dienen. Seit dem Jahre 562 erhielten auch die Beamten nach ihrem Range bestimmte Anteile (*tschi-fên t'ien*) daraus, deren Erträge ihren Unterhalt bilden sollten. Die Bearbeitung dieses „Regierungslandes“ (*kung-kie t'ien*, sonst

meist *kung ti* genannt) erfolgte ebenfalls durch Verpachtung an Bauern; auch die Beamten werden für gewöhnlich nicht in der Lage gewesen sein, ihren Anteil selbst zu bewirtschaften, sondern ihn verpachtet haben, so daß also auch hier überall ländliche Abhängigkeitsverhältnisse entstanden. Was endlich in den staatlichen Siedler-Kolonien, den *ying t'ien* (s. oben 5 S. 546), Ackerbau trieb, war weder freier Bauer noch auch nur Pächter, sondern lediglich Landarbeiter und wurde gegen festen Lohn beschäftigt; Saatgut und Arbeitsgeräte wurden ihm geliefert. Die Erträgnisse dieser Siedler-Kolonien dienten ebenso wie die der Militärkolonien der Versorgung des Heeres. Die Unterschiede zwischen den beiden Arten der Ansiedlungen 10 haben sich später mehr und mehr verwischt, besonders nachdem die Grenzsicherung weniger dringend geworden war.

Auf die Besteuerung des Grundbesitzes im Einzelnen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es muß genügen zu sagen, daß sie während der ersten Hälfte der T'ang-Zeit noch immer, wie im Altertum, eine gleichmäßige Land- 15 verteilung zur Voraussetzung hatte und nicht nach dem Werte des Grundeigentums, sondern nach der Kopfzahl der erwachsenen Bearbeiter festgesetzt wurde. Sie war also hart, willkürlich und ungerecht. Das Steuersystem wurde infolge der Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse im 7. und 8. Jahrhundert völlig unhaltbar. Zahlreiche Änderungsversuche 20 wurden gemacht, vielleicht weniger, um eine gerechtere Verteilung der Lasten herbeizuführen, als um das System ertragreicher zu gestalten. Die wichtigste Neuerung war dann die von 763, die an Stelle der Zahl der Erwachsenen in der Familie die der Landeinheiten zur Grundlage der Besteuerung machte. Im Jahre 780 folgte darauf eine umfassende Reform, 25 die, wie es in dem Edikt heißt „keine Erwachsenen und Minderjährigen mehr anerkannte, sondern Armut und Reichtum zum Maßstab nahm“ (*K. T'ang schu* Kap. 48^a fol. 9r^o), d. h. den uralten Grundsatz von der gleichmäßigen Landverteilung endgiltig aufgab und die Steuer nach wirklichem Besitz und Ertrag bemaß. Des weiteren wurden alle Frondienste 30 (auch der Kriegsdienst) und sonstige Leistungen abgelöst durch eine Einheitsteuer (*schui*), d. h. Grundsteuer, die zweimal im Jahre, im Herbst und Sommer, erhoben wurde. Und zwar wurde die Steuer nach einem festen Geldwerte bemessen, womit das System der Ablieferung der Landeserzeugnisse tatsächlich zu Ende kam. Die Neuordnung mag zeitweilig 35 eine Erleichterung für die Bauern bedeutet haben, aber sehr bald mußten diese bei dem Umwechseln ihrer Erzeugnisse in Geld ganz in die Hände der steuereintreibenden Beamten geraten, und wenn sie bisher nur unter der übermäßigen Pacht gelitten hatten, so gesellte sich nun zu dem mitleidlosen Grundherrn und Eigentümer der unbarmherzige Kalkulator des 40 Präfekten. Es hat denn auch an scharfen Kritiken der Reform von 780 nicht gefehlt. So lange das Beamtentum nicht ehrlicher und die Ordnung im Lande nicht sicherer wurde, gab es keine Hoffnung für den Bauer; wir haben gesehen, wie es damit im 8. und 9. Jahrhundert stand.

Die geschilderten Zustände: der harte Steuerdruck, die Aushebung für den Kriegsdienst, die immer mehr um sich greifende Umwandlung des selbständigen Bauerntums in Pächter, Hintersassen und Schuldhörige, die allgemeine Unsicherheit infolge der unablässigen Kriege und Aufstände 5 führten eine zunehmende Verelendung der Landbevölkerung herbei und trieben schließlich die Bauern in Scharen von ihrer Scholle (vgl. oben S. 545). Um ihr und der Ihrigen nacktes Leben zu retten, flohen sie vor der unerträglichen Not, nachdem sie erkannt, daß ihre Lage sich nicht mehr verschlechtern konnte. Sie versuchten, bessere Verhältnisse in anderen 10 Gegenden zu finden — was nur wenigen gelungen sein mag —, oder sie wurden Händler und Handwerker in den Städten oder auf dem Lande, andere ließen sich als Soldaten anwerben, und sehr viele, vielleicht die meisten, durchzogen bettelnd das Land, rotteten sich zusammen und wurden wenn sich ein Führer fand, zu organisierten Räuberbanden. Das plötzliche 15 und lawinenartige Anschwellen irgend einer kleinen Bewegung im Lande, die von einem Abenteurer mit einer geringen Zahl fanatischer Anhänger hervorgerufen wurde, wie wir es oftmals beobachten konnten, wäre nicht denkbar gewesen, wenn nicht große Teile der Landbevölkerung sich in diesem Zustande der Auflösung befunden hätten (vgl. oben S. 507). Die 20 Aufstände eines Wang Sien-tschü, eines Huang Tsch'ao, eines Ts'ao Schihung u. A., denen die verzweifelte Bauern immer wieder zu Tausenden zuströmten, waren nichts anderes als die letzten Folgen jener verhängnisvollen wirtschaftlichen Entwicklung. Selbst Ngan Lu-schans großer Umsturz-Krieg hätte kaum einen derartigen Umfang annehmen können, wenn 25 er nicht überall in der Not des Landes den Boden vorbereitet gefunden hätte (s. oben S. 463 f.); auch die Militärgouverneure trafen bei ihren Unabhängigkeitsbestrebungen in den Provinzen auf ein zugängliches Volk, das von der Zentrale nichts mehr zu erwarten hatte. Weit mehr als die Umbildung der Wirtschaft durch das beginnende Hervortreten der Süd- 30 Provinzen mit ihren eigenen Interessen und ihrem neuen Fremdhandel haben die Zerrüttung des Bauerntums, der Verfall der Dynastie und der Zustand in der Hauptstadt zur inneren Auflösung des Reiches beigetragen.

Viertes Kapitel.

Das Geistesleben.

Die politische Stellung des Weltreiches, seine den Kontinent überstrahlende Machtfülle und die enge Berührung mit den fremden Kulturwelten Mittel- und West-Asiens konnte natürlich nicht ohne Wirkung auf das Geistesleben des „Mittelstaates“ bleiben. Die Vereinheitlichung des Reiches durch die Sui hatte zwar zunächst auch eine Vereinheitlichung und Festigung im Entwicklungsstande der konfuzianischen Grundhaltung zur Folge, aber die Flut fremder Kultur-Elemente, die zur T'ang-Zeit eindrang, mußte oder konnte die Weiterbildung, ja den Bestand dieser Grundhaltung sehr ernstlich in Frage stellen. Was man in den iranisch-hellenistischen Staaten Mittel-Asiens, bei den Uiguren und West-Türken, in Indien, in Persien 10 und dann in der Welt des Islam, vielleicht sogar in Tibet, in Hinterindien und den Ländern Koreas beobachtete, bewunderte und nachahmte, berührte jedes Gebiet menschlichen Kulturlebens, und die Art, wie die Chinesen sich Erzeugnisse aller dieser Länder im 7. bis 9. Jahrhundert zu eigen machten, zeugt laut von ihrer damaligen Aufgeschlossenheit dem Fremden 15 gegenüber, von ihrer Aufnahmefähigkeit und Aufnahmewilligkeit. Wie wirkte dieser Einstrom fremden materiellen und geistigen Kulturgutes auf das eigene? Veränderte er die einheimischen Lebensformen, wandelte oder ergänzte er die bisherigen Denkrichtungen, vor allem aber: wie verhielt sich das konfuzianische Welt- und Geschichtsbild dazu? Die chine- 20 sischen Quellen sind reich an Nachrichten über Art und Bedeutung der westlichen Kultureinflüsse jener Zeit, die sich in der Hauptstadt des Reiches wie in einem Brennpunkte sammelten und dann weiter in das Land ausstrahlten. T'schang-ngan muß zur T'ang-Zeit eine Weltstadt gewesen sein, die an Glanz und Ruhm und internationalem Treiben den Metropolen des 25 Zweistromlandes, Seleukia, Ktesiphon, Bagdad oder dem fernen Byzanz nichts nachgab. Auf annähernd zwei Millionen wird ihre Einwohnerzahl für das Jahr 742 in den T'ang-Annalen angegeben, und ein beträchtlicher Teil davon waren Ausländer. Zahlreiche Vertreter fast aller Völker des asiatischen Festlandes, sowie der Inselwelt im Osten und Süden, sei es als 30 Kaufleute, sei es als Gesandte ihrer Staaten, fanden sich hier zusammen und nahmen teils ständig, teils vorübergehend Wohnung. Söhne oder Verwandte fremder Fürsten und Vornehmen waren in großer Zahl als „Geiseln“ am Hofe, d. h. sie waren als Unterpfänder eines freundschaftlichen Ver-

hältnisses abgesandt worden, der eigentliche Zweck war aber oft, sie mit chinesischer Bildung, mit chinesischen Sitten und Umgangsformen vertraut zu machen, zuweilen mögen sie auch Aufgaben politischer Beobachtung und Erkundung gehabt haben. Nicht wenige von ihnen standen in chinesischen Diensten. Fremde Religionsgesellschaften hatten Scharen von Sendboten in der Hauptstadt und in den Provinzen, wo sie bei der Duld-
 5 samkeit der meisten T'ang-Herrscher unbehindert ihre Propaganda treiben durften. Die Buddhisten insbesondere erreichten den Gipfelpunkt ihres Einflusses. Außer allen diesen aber befanden sich im Norden schon von
 10 früher her ganze Kolonien von Angehörigen anderer asiatischer Völker, meistens aus den Staaten des Tarim-Beckens und aus den Ländern der Türken. Schon zur Zeit der Nördlichen Wei hatten diese Niederlassungen, damals meist in Lo-yang und Umgebung, sich zu bilden begonnen, teilweise aus Handelsinteresse, teilweise infolge politischer Vorgänge. Unter den
 15 T'ang wurde dieser Einstrom noch weit stärker, und namentlich das türkische, später das uigurische Element wurde nach der Vernichtung der Macht der T'u-küe schon zahlenmäßig von großer Bedeutung. Sollen doch bei der Übernahme der nordtürkischen Stämme in die nördlichen Bezirke durch T'ai tsung im Jahre 631 (s. oben S. 355 ff.) dem *T'ang hui yao* (Kap. 73
 20 fol. 8r^o) zufolge an 10 000 Familien allein nach Tsch'ang-ngan gekommen sein. Zu den großen Brennpunkten des Verkehrs im Norden gesellten sich die des Südens, wo die reichen arabisch-persischen Niederlassungen der Chinesen neuen Anlaß zum Staunen und zum Nachdenken gaben (s. oben S. 550 ff.). So erklang allmählich auch der Islam mit in dem Stimmen-
 25 gewirr der Völker bei der Zentrale des Reiches, wo sich aller Reichtum, aller Prunk der Lebensführung und alle Gelehrsamkeit zusammenzogen. Kleiner vielleicht, aber durchaus nicht gering anzuschlagen war die Zahl der Chinesen, die nach den fremden Ländern zu reisen oder sich dort längere oder kürzere Zeit aufzuhalten veranlaßt waren. Viele hohe Beamte
 30 mit ihren Stäben saßen in den neu gebildeten Gouvernements von Mittel-Asien, die zahlreichen militärischen Unternehmungen, mochten auch die dabei verwendeten Truppen zu größtem Teil aus nichtchinesischen „Bundesgenossen“ bestehen, führten nicht bloß Beamte und Offiziere, sondern auch tausende von chinesischen Bauern als Soldaten, Diener,
 35 Schreiber u. a. in die Ferne, Scharen von buddhistischen Pilgern zogen zu Lande oder zur See nach Indien, und wie viele unternehmende Kaufleute im Interesse ihrer Geschäfte nach allen vier Himmelsrichtungen in die Gebiete außerhalb der Grenzen des Innenreichs reisten, wissen wir nicht. Es wäre unnatürlich, wenn diese Internationalität ohne Wirkung auf das
 40 Chinesentum geblieben wäre. In der Tat ist denn auch, wie erwähnt, diese Wirkung auf jedem Gebiete menschlichen Kulturlebens spürbar geworden, zum wenigsten in der Hauptstadt und überall da, wo deren Einfluß hindrang. Dieser Einfluß aber wurde durch das Beamtentum, die reisenden Kaufleute und fremde Religionslehrer weithin durch das Reich getragen. Schon die

berühmten buddhistischen Höhlentempel von Ta-t'ung und Lung-mên (s. oben S. 206f. u. 216f.) aus dem 5. und 6. Jahrhundert zeigten die starken Einflüsse der indischen Kunst, zum Teil in ihrer hellenistisch beeinflussten sogenannten Gandhāra-Ausprägung, auf die Plastik, und während der Sui- und T'ang-Zeit sind diese Einflüsse eines jetzt unvermischten indischen 5 Stils, wie die Grotten von T'ien-lung schon bei T'ai-yuan in Schan-si (s. oben S. 238f.) erkennen lassen, noch vertieft worden. In den buddhistischen Klöstern von Tsch'ang-ngan und Lo-yang befanden sich Statuen von Bodhisattvas und Darstellungen aus der buddhistischen Legendengeschichte, die von chinesischen Meistern nach indischen Vorbildern ausgeführt waren. 10 Darunter war eine Statue des Maitreya, die nach einer Zeichnung angefertigt war, die Wang Hūan-ts'ê (s. oben S. 377) aus Indien mitgebracht hatte. Zahllos sind die Klein-Figuren der T'ang-Zeit in Terracotta, Faience und einer Art „Steingut“, dem Vorläufer des Porzellans, wenn nicht selbst Porzellan, die sich heute allein in europäisch-amerikanischen Museen und 15 Sammlungen befinden. Es sind zierliche, durchaus realistische Erzeugnisse, oft von künstlerischer Vollendung. Sie stellen, entsprechend dem kriegerischen Charakter der Zeit, türkische und chinesische Streitmacht und Krieger dar, aber auch andere Tiere wie Kamele, Büffel, Eber, Jagdhunde, Gänse, Enten u. a., ferner menschliche Figuren, Musikanten, Tänzerinnen, 20 an die Terracotten von Tanagra erinnernd, u. ä. Abgesehen von der chinesischen Technik, wären diese Figuren ohne die westlichen Beziehungen der T'ang nicht denkbar. Sie zeigen sehr häufig, vielleicht sogar meistens, fremde, nichtchinesische Typen, die Ornamentik ist mittel- und westasiatisch, die Pferde haben den schlanken Hals der Ferghana-Rasse. Die 25 großen Tier- und Menschen-Statuen an den Grabstätten der Kaiser nördlich vom Wei-Tal zeigen ebenfalls den Realismus der Klein-Kunst, brauchen freilich in ihrer Ausführung deshalb nicht von fremden Einflüssen abhängig zu sein. Auch die Malerei wurde schon vor der Sui-Zeit durch indische Mönche teils beeinflusst, teils selbst ausgeübt; hier sind uns sogar die Namen 30 von drei Malern aus Indien oder Turkistan überliefert: Śākyabuddha, Buddhakīrti und Kumārabodhi, von denen der erste vermutlich in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts in China war. Während der T'ang-Zeit waren anscheinend ganze Schulen fremder Malerei in Tsch'ang-ngan entstanden, die durch Künstler aus Turkistan, vornehmlich aus Samarkand 35 und Khotān, vertreten waren. Die beiden berühmtesten waren Wei-tsch'ī Po-tsch'ī-na und sein Sohn Wei-tsch'ī Yi-sêng aus Khotān, Verwandte des dortigen Fürsten, die im Anfang der Dynastie als „Geiseln“ in Tsch'ang-ngan waren. Selbst Chinas größter Maler in jener Zeit, Wu Tao-hūan (meist Wu Tao-tsch'ê genannt), der Günstling Hūan tsungs, hat, wenn man 40 ihn nach den vorhandenen Kopien beurteilen darf, sichtbar unter ihrem Einflusse gestanden (s. unten). Wie früher bereits erwähnt wurde (I, 406), stammen auch die Bronze-Spiegel mit den Weintrauben- und Seetier-Ornamenten, die man früher für Erzeugnisse der Han-Zeit hielt, aus dieser

Periode. Westasiatische Vorbilder veranlaßten die chinesischen Erzgießer, ihre altgewohnten Geräte — die Spiegel waren nicht die einzigen — mit diesem lebhaften Bildwerk zu schmücken.

- Sehr weitgehende Anregungen empfingen die Musik und der mimische Tanz.
- 5 Hier waren hauptsächlich Kutscha und Samarkand die Ausgangsorte. Schon Lü Kuang, der Eroberer von Kutscha (s. oben S. 88 u. 111f.), hatte, dem *Sui schu* (Kap. 15 fol. 31v⁰) zufolge, im Jahre 385 unter anderem auch das dortige Musik-System mitgebracht, und die nord-türkische Gemahlin des Kaisers Wu ti von Tschou (s. oben S. 241) führte nach derselben Quelle (fol. 33r⁰)
- 10 turkistanische Musiker mit sich, von denen die Weisen von Samarkand gespielt wurden. T'ai tsungs Heerführer brachten nach der Unterwerfung von Kao-tsch'ang (Turfan) im Jahre 639 (s. oben S. 359f.) von dort wiederum neue Musik-Arten in die Heimat, und so lernte man allmählich alle Systeme Mittel-Asiens, Indiens, Nord-Koreas und Hinterindiens (Tschampa) kennen;
- 15 zehn, an anderen Stellen sogar vierzehn, verschiedene Gruppen nach Ländern werden aufgeführt. Zugleich damit wurden auch durch Vermittlung buddhistischer Mönche die kultischen Tänze und die dazu gehörigen Musik-Instrumente bekannt. Großes Aufsehen muß der als „Drehtanz der Hu“ bezeichnete Tanz gemacht haben, der unter Hüan tsung wahr-
- 20 scheinlich um 720 von Samarkand durch Gesandte dieses Landes eingeführt wurde, die dafür ausgebildete Tänzerinnen überbrachten. Das *T'ang schu* (Kap. 21 fol. 12 v⁰) sagt davon, daß „die Tanzenden auf Kugeln standen und sich wie der Wind drehten“ indessen scheint es auch andere Arten davon gegeben zu haben. Die beiden großen Dichter und
- 25 Freunde Po Kü-yi und Yuan Tschên, die im letzten Viertel des 8. und in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts lebten (s. unten), haben die Tanzmädchen in begeisterten Versen gefeiert. „Unter Menschen und Tieren gibt es nichts, das man ihnen vergleichen könnte. Das schnurrende Wagenrad ist lässig, der wirbelnde Wind langsam dagegen“, sagt Po Kü-yi, und:
- 30 „Bei den zehntausend Umdrehungen, wer kann Anfang und Ende unterscheiden? bei den vier Sitzrichtungen, wer kann erkunden, wo Norden ist?“ ruft Yuan Tschên aus. Die *T'ang-Annalen* (K. *T'ang schu* Kap. 29 fol. 14 v⁰ f.) berichten auch von Theaterstücken, die eine Art von Pantomimen mit Tänzern und meist heiterem Inhalt gewesen zu sein scheinen. Sie
- 35 wurden am Hofe aufgeführt, und Hüan tsung ließ im Palaste eine besondere „Intendantur“ (*kiao fang*) dafür einrichten. Höchst wahrscheinlich sind auch sie, wie Wang Kuo-wei mit Recht vermutet, damals von Turkistan oder dem weiteren Westen nach China gelangt.

Nicht unberührt von dem indischen und westasiatischen Geschmack scheint

40 auch die Architektur, wenigstens die Innenausstattung, geblieben zu sein. Die Paläste der Großen in Tsch'ang-ngan, namentlich seit der Zeit der Wu hou waren zum Teil mit unerhörtem Luxus ausgestattet. Der des Ngan Lushan soll in dieser Hinsicht alle anderen übertroffen haben. Es war Mode geworden, durch Wasserkünste innerhalb der Anlagen kühle Räume für den

heißen Sommer zu schaffen, in denen die Temperatur „kalt wie im Spätherbst war“. Hüan tsung selbst besaß einen „Kühlen Palast“ (*liang tien*), in dem „hinter dem Thronsitze ein von Wasser getriebenes Windrad“ Kühlung spendete. In dem Palaste eines Ministers war ein „Regen-Pavillon“ (*tsě yü t'ing tsě*), von dessen vorspringenden Dachenden das Wasser nach allen 5 Seiten sprühte. Man hat diese den Chinesen offenbar neue Einrichtung auf ähnliche Wasserkünste zurückgeführt, von denen in den T'ang-Analen aus Fu-lin (Byzanz?) berichtet wird.

Daß die Kleidung der innerasiatischen Reitervölker schon sehr früh von den Chinesen übernommen wurde, ist bereits früher erwähnt worden (I, 195). 10 Aber während es sich damals nur um die Tracht der Krieger handelte, erstreckte sich zur Sui- und T'ang-Zeit die Nachahmung des westlichen Zuschnittes auch auf die bürgerliche Kleidung. Jacke, Hose, Lederstiefel, Kappe und Gürtel waren inzwischen allgemein in Gebrauch gekommen und darin verblieben; sowohl die Beamten wie sogar der Kaiser trugen sie, weil sie, wie 15 das *Ts'i schu* (Kap. 7 fol. 6 v^o) sagt, „straff den Körper deckten, und man sie bei Kälte und Hitze nicht zu wechseln brauchte“, und das alles, obwohl man sie verächtlich „Kleidung der Jung-Barbaren“ (*Jung fu*) nannte. Zur Sui- und T'ang-Zeit kam hierzu noch für beide Geschlechter der Schleier, der den Türken entlehnt war. Er wurde beim Reiten getragen und verhüllte 20 den ganzen Körper. In der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts kam statt dessen eine Kopfbedeckung auf, an der ein längeres oder kürzeres Schleiertuch befestigt war, das wenigstens Brust und Oberarme verdeckte. Sie wurde, wenn nicht ausschließlich, jedenfalls meistens von Frauen getragen; in Tsch'ang-ngan wie in Lo-yang sind eine große Anzahl kleiner Terra- 25 cotta-Figuren ausgegraben worden (vgl. das oben Gesagte), die diesen Schleier deutlich erkennen lassen. Die Mode fing bei den Insassen des Palastes an und verbreitete sich dann über die ganze vornehme Welt. Man wird hierbei an den Burnus der Beduinen erinnert, der zeitweilig auch in Europa Nachahmung gefunden hat. Außer bei den Türken war die 30 Kappe mit dem Schleier auch bei den T'u-yü-hun (aber nur bei Männern) in Gebrauch, wie man aus einer Bemerkung in *K. T'ang schu* (Kap. 198 fol. 9r^o) ersieht. Aber während sich die eigentliche Kleidung in mannigfaltigen Veränderungen überall verbreitet und lange über die T'ang-Zeit hinaus erhalten hat, ist der Schleier verhältnismäßig bald wieder ver- 35 schwunden. Wang Kuo-wei, der die Entwicklung der chinesischen Kleidung eingehend untersucht hat, kommt zu dem Ergebnis, daß „die Kleidung der Hu“ mit ihren späteren Wandlungen sich seit dem 6. Jahrhundert über ganz China verbreitet und über tausend Jahre erhalten habe. Das mittelasiatisch-türkische Element in Tsch'ang-ngan muß in seinen Lebens- 40 und Kulturformen eine außerordentlich starke Anziehungskraft für die Chinesen gehabt haben, sonst wäre eine so eifrige Annahme der fremden Sitten in Wohnung und Kleidung, in Musik und Tanz, in Schmuck und Spiel, ja selbst hinsichtlich der Nahrungsmittel, wie wir sie in ge-

- legentlichen chinesischen Nachrichten beobachten können, nicht möglich gewesen. Wie weit mehrfach die Vorliebe für türkische Art gegangen sein muß, zeigt das Verhalten des Prinzen Tsch'êng-k'ien, des allerdings anscheinend überspannten Sohnes des Kaisers T'ai-tsung, der später auch
 5 seiner Würde als Thronfolger verlustig ging. Das *T'ang schu* (Kap. 80 fol. 2r^o f) berichtet von ihm, daß er hunderte seines Personals die Sprache der Hu lernen und nach ihrer Art sich kleiden ließ. Sie mußten die fremden Tänze aufführen, das Leben in der Steppe nachahmen und mit ihm zusammen das Fleisch der „erbeuteten“ Hammel verzehren. „Er selbst
 10 liebte die Sprache und Kleidung der T'u-küe so sehr, daß er die Art der Hu annahm, sich in Schafspelze kleidete und das Haar in Zöpfe flocht“. Ob hierin ein Durchbruch der tartarischen Herkunft der T'ang-Familie zu sehen ist (s. oben S. 114), wie man vermutet hat, wird kaum zu entscheiden sein.
- 15 Zu diesen mannigfaltigen Einflüssen auf Kunst und Kultur kamen die Lehren und Kulteinrichtungen der fremden Religionen. Abgesehen vom Buddhismus, der zur T'ang-Zeit wie ein Hochwasser das gesamte Geistesleben Chinas überflutete und eine Stellung in dem konfuzianischen Staate erreichte, wie er sie nachdem niemals wieder gehabt hat (s. unten), waren
 20 es die drei schon mehrfach erwähnten westlichen Systeme des Mazdäismus oder Zoroastrismus, des nestorianischen Christentums und des Manichäismus, die im Reiche eine überraschende Verbreitung fanden. Zunächst wohlwollend geduldet, konnten sie sich frei entfalten, ihre Klöster und Kultstätten errichten und einen anscheinend nicht unbeträchtlichen
 25 Anhang in der Bevölkerung gewinnen, bis sie die Eifersucht der Taoisten und Konfuzianer erregten und durch die große Verfolgung von 845 (s. oben S. 497 f.) ihren Untergang fanden. Während die Lehre Zoroasters, für die mit der Sassaniden-Herrschaft eine neue Blütezeit begonnen hatte, bereits zur Wei-Zeit, vermutlich zwischen 516 und 519, durch persische
 30 Gesandtschaften in China bekannt geworden war (s. oben S. 370), kamen die ersten Missionare der Nestorianer nach Ausweis der berühmten Inschrift von Si-ngan fu von 781 erst zur Zeit T'ai-tsungs im Jahre 635 unter A-lo-pên, einem persischen (?) Priester aus Ktesiphon-Seleukia, nach Tsch'ang-ngan (s. oben S. 370), und der Manichäismus ist zuerst unter
 35 der Wu hou im Jahre 694 in der Hauptstadt nachweisbar (s. oben S. 471). Die Kulte aller drei Religionen haben sich durch Gründung von Klöstern weithin über das Reich, auch südlich vom Yang-tsé, ausgebreitet, ein Zeichen, daß sie, schon hinsichtlich der Kosten, viel Unterstützung bei der Regierung wie in der Bevölkerung gefunden haben müssen.
- 40 Daß der Mazdäismus tief in das chinesische Geistesleben eingedrungen sein sollte, ist unwahrscheinlich, wenigstens muß man dies aus der Tatsache schließen, daß sich von ihm allein keine Spur einer schriftlichen Aufzeichnung in China hat auffinden lassen (vgl. oben S. 500). Auch der Name „Lehre vom Feuer-Gott“ deutet nur auf die Bekanntschaft mit

einem Teile, allerdings einem wesentlichen Teile des zoroastrischen Gottesdienstes, dem Feuer-Kult, der durch Altäre mit brennenden Feuern dargestellt wurde. Auf der anderen Seite ist es kaum anzunehmen, daß die Grundgedanken der Mazdäer von dem *Zurvān*, „dem nur mit dem Geiste zu erfassenden All und dem Ur-Einen“, wie der Neuplatoniker Damaskios im 6. Jahrhundert das bezeichnet, was Lao tsë das *tao* nennt (I, 203), ferner von dessen beiden „Emanationen“, dem Licht und der Finsternis, dem Feuer und Wasser, dem Guten und Bösen, dem Ormuzd und Ahriman, von der Sonne als dem männlichen, dem Monde als dem weiblichen Genius, nicht von den Taoisten mit ihrer Lehre von dem großen Einen, aus dem die beiden Urformen und Urkräfte, Himmel und Erde, *yang* und *yin*, das Helle und das Dunkle, das Männliche und das Weibliche hervorgehen (I, 297), als verwandt aufgefaßt worden sein sollten. Indessen wissen wir von dem Lehrgehalt des Taoismus noch zu wenig, um feststellen zu können, ob Entlehnungen von den Mazdäern vorliegen und welche. An Phantasie in ihrer Welterschöpfungslehre geben beide einander nichts nach.

Daß die Nestorianer mit ihrem stark sinisierten Christentum einen nicht unbedeutenden Widerhall im Glaubensleben der chinesischen Bevölkerung gefunden haben müssen, beweist schon die große Zahl der von ihnen gegründeten Gotteshäuser und wohl auch Gemeinden. Nestorianisch-christlichen Einfluß hat man auch sehen wollen in der späteren Entwicklung der Ko Hüan (s. oben S. 280) zugeschriebenen Lehre von der mystischen Dreieinigkeit (*san tung* d. h. „drei Mysterien“). Nach der großen, der Sung-Zeit angehörenden taoistischen Enzyklopädie *Yün ki ts'ü ts'ien* (Kap. 3) brachten die „drei Mysterien“ die drei Gottheiten „Fürst des Himmels“ (*t'ien pao kün*), „Fürst der göttlichen Kraft“ (*ling pao kün*) und „Fürst des Geistes“ (*schên pao kün*) hervor. Diese Namen sollen dem „Vater, Sohn und Heiliger Geist“ der christlichen Dreieinigkeit entsprechen. Vorläufig fehlt aber für solche Hypothesen noch jeder Beweis. Auf das philosophische oder religiöse Denken der Gelehrten haben jedenfalls die Nestorianer keinen, wenigstens keinen dauernden Einfluß ausgeübt, wenngleich die Inschrift von 781 eine Verbindung auch mit dem Konfuzianertum unleugbar macht. Der Text zeigt einen mit allen Feinheiten und Verzwicktheiten ausgestatteten hoch literarischen Stil, die Terminologie, auch die für Fragen des Dogmas, ist in weitem Umfange der des Buddhismus und Taoismus entlehnt, zahllos sind die Anspielungen auf die kanonischen Texte der Taoisten sowohl wie der Konfuzianer. Der Parallelismus und die Antithese, die für den Literaten das Wesen des durchgebildeten Stils ausmachen, ziehen sich durch die ganze Inschrift hindurch, die Geschliffenheit der Form ist ebenso unübertrefflich wie die Wahl der verwendeten Ausdrücke. Wenn man erwägt, welche Kenntnis des fremden religiösen Stoffes, welche Belesenheit in dem buddhistischen, taoistischen und konfuzianischen Schrifttum, und welche Beherrschung der Stilkunst hier vereinigt sind, so wird man nicht bestreiten können, daß uns in der In-

schrift ein literarisches Meisterstück höchsten Ranges überliefert ist. Es ist selbstverständlich, daß die Verfasser der Inschrift (von einem einzelnen kann nicht die Rede sein) nur gründlich geschulte Literaten sein konnten, die das Chinesische als Muttersprache handhabten. Ob sie etwa
5 frühere Buddhisten waren oder buddhistische Mitarbeiter hatten, entzieht sich unserer Kenntnis. Unter den gelehrten Mönchen der T'ang-Zeit gab es nicht wenige, die konfuzianisch geschult waren, mehr jedenfalls als ehemalige Mönche unter den Konfuzianern, und von solchen gelehrten Mönchen können sich sehr wohl manche den Nestorianern angeschlossen
10 haben. Zwischen den vielen Unterschriften des Textes sind zweifellos auch die Namen der wirklichen Verfasser, aber bezeichnet als solche sind sie nicht; es ist nicht festzustellen, wer von diesen zahlreichen Priestern mit westlichen (syrisch geschriebenen) und chinesischen Namen Chinesen, und wer Ausländer war, noch heute nehmen manche chinesische Christen
15 fremde Namen, und fremde Missionare chinesische Namen an. Lü Siu-yen, der als „Schreiber“ (*schu*) des Textes zeichnet, hat lediglich für den Steinmetz die Zeichen geschrieben. Mag dem nun aber sein wie es wolle, die nestorianischen Priester müssen nahe Beziehungen auch zu Kreisen der Beamten und Gelehrten gehabt und somit auf deren Kenntnisse und
20 Anschauungen eingewirkt haben. Abgesehen hiervon, enthält die Inschrift einen so überschwenglichen Dithyrambus auf die Kaiser T'ai tsung, Kao tsung, Hüan tsung, Su tsung, Tai tsung und Tê tsung, auf die Güte, mit der sie die fremden Priester aufnahmen, die Gunstbeweise, mit denen sie die Gotteshäuser auszeichneten, und die Förderung, die sie der Religion
25 im Reiche zuteil werden ließen, daß man unmöglich alles durch den Byzantinismus der örtlichen und zeitlichen Umgebung erklären kann. Die Nestorianer müssen in der Tat zeitweilig die Gunst der Kaiser und damit eine angesehenere und einflußreiche Stellung besessen haben. Das ist um so wahrscheinlicher als in der Inschrift die Wu hou mit Stillschweigen übergangen,
30 und sogar über „die frechen und großmäuligen Reden der Buddhisten in der östlichen Hauptstadt von 698/99“ (also zur Zeit der Wu hou) und über „die lauten Spöttereien und verleumderischen Beschimpfungen der ungebildeten Lehrer (Taoisten?) in der westlichen Hauptstadt von 713“ (d. h. zur Zeit Jui tsungs) geklagt wird. Wir wissen, mit welchem Fanatismus
35 die Wu hou dem Buddhismus (s. oben S. 415 ff.), und Jui tsung dem Taoismus huldigte (s. oben S. 427 f.). Außer der Inschrift von Si-ngan fu haben sich in neuerer Zeit noch mehrere literarische Denkmäler der Nestorianer unter den Büchersammlungen der Felsengrotte bei Tun-huang in Kan-su gefunden. Es sind eine chinesische Wiedergabe der syrischen Form der
40 *Gloria in excelsis Deo* und vier andere, kleinere Schriften, die jetzt sämtlich veröffentlicht und übersetzt sind. Die eine der letzteren, und zwar die älteste, die zwischen 635 und 638 verfaßt sein kann, zeigt, in starkem Gegensatz zu der Inschrift, einen so unchinesischen Stil und so viele falsche Zeichen, daß man mit Recht angenommen hat, der Verfasser müsse ein

Ausländer mit geringen Sprachkenntnissen gewesen sein, dem keine oder wenigstens keine literarisch gebildete chinesische Hilfe zur Seite gestanden hat. Beziehungen der Nestorianer zu literarischen Kreisen scheinen hiernach damals noch nicht vorhanden gewesen zu sein. Der Text der Schrift beginnt ganz in der Form eines buddhistischen Sūtra und ist tatsächlich auch in die neueste japanische Ausgabe des *Tripitaka* aufgenommen.

Eine besondere Stellung war dem Manichäismus zugefallen. Mani, sein Gründer, stammte von parthischen Eltern in Babylonien und war 216/17 unweit Ktesiphon-Seleukia geboren. Sein religiöses System war ein Gemisch von hellenistisch-gnostischen, christlichen und zoroastrischen, aber wohl kaum buddhistischen Elementen (die buddhistischen Formen in den chinesischen Schriften der Manichäer haben andere Gründe). Er hielt sich für einen Parakleten, einen Gesandten Gottes, denn — so soll er selbst in seinem verlorenen Werke *Schāpūrakān* geschrieben haben — „die Weisheit und die Werke sind es, welche die Gesandten Gottes von Zeit zu Zeit zu bringen pflegten; ihr Kommen geschah in einigen Jahrhunderten durch einen Gesandten, welcher da ist der Buddha, nach dem Lande Indien, in anderen durch Zarāduscht nach dem Lande Persien, in einigen durch Jesus nach dem Lande des Westens. Dann kam diese jetzige Offenbarung herab, und erschien diese jetzige Prophetie in diesem letzten Jahrhundert durch mich, Mani, den Gesandten Gottes der Wahrheit nach dem Lande Babylonien“. Aber, so lehrt Mani, die Wirksamkeit der drei Vorgänger war durch ihre Sprache auf ein Volk beschränkt, und da keiner von ihnen eine eigenhändige schriftliche Aufzeichnung seiner Lehre hinterlassen hat, so ist ihre Religion nur durch die entstellende Darstellung ihrer Jünger gestützt. Darum faßt Mani alles Gute in diesen drei Weltreligionen zusammen und verkündet nun die höchste Religion, die in ihm offenbart und verkörpert ist. Er legt sie nieder in den Büchern, die von ihm selbst niedergeschrieben sind. Diese Schriften sind in alle Sprachen zu übersetzen, und ihre Lehren auch in allen Sprachen mündlich zu verkündigen. Und noch mehr als das. „Wie Paulus den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche sein mußte im Dienste der Weltmission, so hat sich Mani in bewußter Weise den Denkformen und den religiösen Vorstellungen der verschiedenen Kulturvölker angepaßt, um eine tiefgreifende Mission unter den Völkern ausüben zu können“. Im Laufe dieser Weltmission kam der Manichäismus auch nach China. Hier wird er zunächst ein bescheidenes Dasein geführt und mehr durch „die Astrologie und andere Weisheit“ gewirkt haben (s. oben S. 471) als durch seine Religion, bis er dann durch die Bekehrung der Uiguren 763 deren Macht zu seiner raschen Entfaltung, aber auch zu seiner und aller anderen fremden Religionen Verderben benutzte. Sicher sind es die Manichäer gewesen, die den Chinesen jene Namen der sieben Wochentage in ihrer iranischen (sogdischen) Form übermitteln haben, die sich in buddhistisch-astrologischen Werken und Kalendern des 8., 9. und 10. Jahr-

hundreds finden (s. oben S. 435 und 471). Diese sogdischen Bezeichnungen, wie überhaupt die siebentägige Woche, haben zwar in den amtlichen Kalendern keine Aufnahme gefunden, aber in Volkskalendern der Provinz Fu-kien sind sie noch in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts nachgewiesen worden, und der Ausdruck *mi*, iranisch *mīr* „Sonne“, heißt dort der Sonntag; das sind deutliche Spuren manichäischer Gemeinden in dem fernen Südosten. Wie weit der Manichäismus sich den chinesischen Denkformen angepaßt hat, zeigt die chinesische Übersetzung eines seiner umfangreichsten Werke, die von Pelliot 1908 in der Felsengrotte von Tun-huang in Kan-su (s. unten) aufgefunden und der National-Bibliothek in Peking überlassen worden ist. Da der Anfang fehlt, kennt man den Titel nicht, auch die Zeit der Entstehung ist unbekannt. Die französischen Bearbeiter (Chavannes und Pelliot) haben die Vermutung ausgesprochen, daß das Ganze eine Erwiderung des „Gesandten des Lichts“, *ming schi* d. h. Manis, an einen A-to genannten Fragesteller darstellt, und daß dieser A-to des chinesischen Textes der aus den *Acta Archelai* als manichäischer Apostel des Ostens bekannte Ὑδδᾱς sein könnte. Das Werk würde dann vielleicht die in der *Bibliotheca* des Byzantiners Photios genannten Τὰ Ὑδδοῦ συγγράμματα sein. Indessen muß dies Alles vorläufig eine Hypothese bleiben. Die Frage des A-to betrifft die beiden Naturen des Menschen, die Licht-Natur und die Finsternis-Natur, und die Möglichkeit, ob und wie die Licht-Natur frei von den Elementen der Finsternis gemacht und somit Befreiung von allen Leiden erlangt werden kann. Darauf erklärt dann „der Gesandte des Lichts“, wie er die „fünf schlechten Bäume des Todes“ beseitigt und dafür seine „fünf guten Bäume des Lebens“ pflanzt. Das Ganze zeigt die Form eines buddhistischen Sūtra mit den typischen Eingang- und Schlußformeln, der Text besteht aus Gruppen von je vier Worten, wie sie ebenfalls in den Schriften der Buddhisten wegen der leichteren Einprägung im Gedächtnis häufig sind. Auch sonst finden sich nicht wenige buddhistische Ausdrücke, aber die Entlehnungen sind weit geringer an Zahl als in der Inschrift von Si-ngan fu, und der literarische Stil ist mit jener nicht zu vergleichen. Daß die Lehren Manis zahlreiche Anhänger in der Bevölkerung gehabt haben, ist wenigstens für die Zeit, da eine politische Macht hinter ihnen stand, als sicher anzunehmen. Es ist auch nicht ohne Bedeutung, daß auch nach Vernichtung ihres Kultes im Jahre 843 (s. oben S. 496) Spuren der Manichäer in den geheimen religiösen Gesellschaften sich in der chinesischen Literatur bis in das 17. Jahrhundert hinein verfolgen lassen, allerdings ist hier die Verkündigung ihres Meisters den lokalen Denkformen in einem Grade angepaßt, der seine Billigung nicht mehr gefunden haben würde. Aber auch der Taoismus kann im Manichäismus nicht weniger Verwandtes gefunden haben als bei den Mazdäern, und ob nicht die Buddhisten auch in seinen Zahlen-Kategorien etwas von ihrem Besitz wiedererkannt haben, könnte gerade durch ihre zornige Verketzerung nahegelegt werden. In-

dessen werden diese Fragen noch sehr gründlicher Untersuchung bedürfen. Den chinesischen Literaten haben sich später die Unterschiede zwischen den drei Religionen aus „Ta-ts'in“ oder aus „Po-ssë“ völlig verwischt.

Man wird bei Erwähnung der fremden Religionen im T'ang-Reiche den 5 Islam nicht übergehen dürfen, obwohl wir über sein Eindringen und sein Wirken bisher noch ganz im Dunkeln sind. Wir haben früher gesehen, daß Alles, was über eine religiöse Tätigkeit der Muslime im 7. Jahrhundert und früher berichtet wird, Legende ist (s. oben S. 370). Ob, wann und wie von den Arabern im Süden eine Glaubens-Propaganda betrieben ist, 10 wissen wir nicht, die Geringfügigkeit der Zahl der dortigen Muhammedaner spricht nicht für eine solche Propaganda; was die im Jahre 756 nach China gesandten muhammedanischen Truppen dort getan haben, und wo sie geblieben sind, ist uns gleichfalls unbekannt. Jedenfalls muß aber bei ihrem Durchzug durch Kan-su ihre Religion dort bekannt geworden sein, 15 und wenn die Angabe des *T'ang schu* (Kap. 222^a fol. 12r^o) zutreffend sein sollte, daß im Jahre 801, als die Truppen des südlichen Reiches Nantschao (s. oben S. 483) den Tibetern am Flusse Lu schui (hier das unterste Stück des Ya-lung nach seiner Vereinigung mit dem Ngan-ning ho) im Grenzgebiet von Yün-nan und Ssë-tsch'uan eine schwere Niederlage 20 zufügten, auch „schwarzgewandige“ (d. h. abbassidische) Ta-schi (Araber s. oben S. 368) als Gefangene in die Hände der Ersteren fielen, so wäre damit die Anwesenheit von Muslimen auch in jener Gegend nachgewiesen. Kan-su und Yün-nan aber mit dem dazwischen liegenden Ssë-tsch'uan sind die Provinzen, in denen auch heute noch die muhammedanische 25 Bevölkerung am zahlreichsten ist, während sie in den östlichen und süd-östlichen Provinzen nur wenige Gruppen zählt. Die Muhammedaner haben, zur T'ang-Zeit jedenfalls, als Träger einer fremden Religion in China keine Rolle gespielt, der Islam und das gesamte religiöse Leben in China standen in einem allzu starken inneren Gegensatz zueinander als daß eine 30 Aufnahme des ersteren in das letztere möglich gewesen wäre. Um so stärker aber ist die politische Bedeutung gewesen, die das Muhammedanertum in den West-Provinzen und in Turkistan später erlangt hat, eine wichtige Frage, von der bei einem anderen Zeitabschnitt zu handeln sein wird.

Kaum noch als eine fremde Religion betrachtet werden kann jetzt der 35 Buddhismus. Er ist aus dem chinesischen Kulturleben nicht mehr wegzu-denken, und zeitweilig ist er für die ostasiatische Welt annähernd das gewesen, was das Christentum für die westliche war. Wir haben früher gesehen, wie der Buddhismus nach dem Sturze der Han sich in mächtigem Strome in das Reich ergoß, welche Formen er in der chinesischen Geistes- 40 welt annahm, wie er sich zur Kirche organisierte, wie er in immer umfangreicherem Maße seine heiligen Schriften übersetzte, wie er auf die einheimischen Lehrsysteme des Konfuzianismus und Taoismus einwirkte, dabei bereits seine eigenen dogmatischen Richtungen herausbildend,

und wie er im Norden wie im Süden Gunst und Haß der Regierungen und in Verbindung damit die schwächere oder stärkere Feindschaft jener beiden Systeme erfuhr (s. oben S. 265 u. 285 ff.). Das alles hat sich in erhöhtem Maße zur Sui- und T'ang-Zeit fortgesetzt. Kaiser Wên ti von
5 Sui hatte kaum den Thron bestiegen, als er 581 das erste seiner berühmt gewordenen Edikte erließ, in dem er nicht bloß völlige Freiheit für den Eintritt in das Mönchtum und für Geldsammlungen „zur Beschaffung von Schrifttum und Statuen“ anordnete, sondern auch den Behörden befahl, „die heiligen Schriften abschreiben und in den Klöstern niederlegen zu
10 lassen, sowie ein besonderes Exemplar für die kaiserliche Bibliothek zu liefern“ (vgl. oben S. 318f.). Bitter bemerkt der konfuzianische Geschichtsschreiber im *Sui schu* (Kap. 35 fol. 36r⁰) dazu: „die Bevölkerung des Reiches segelte mit dem Winde und wetteiferte gehorsam in der Ehrfurcht (vor Buddha). Die buddhistischen Schriften waren damals zehn-
15 und hundertmal zahlreicher als die der kanonischen Wissenschaften“. Bis zu der großen Katastrophe in der Mitte des 9. Jahrhunderts hat sich der Buddhismus im T'ang-Reiche zu einer solchen äußeren und inneren Höhe entwickelt, daß es zuweilen zweifelhaft scheinen konnte, ob in dem konfuzianischen Staate der Konfuzianismus wirklich noch die bestimmende
20 Macht sei. T'ai tsung der Große zeigte seine wohlwollende Gerechtigkeit gegen alle Glaubensformen in seinem Reiche, so hat sich auch der Buddhismus unter ihm frei entfalten können. Er gewährte und förderte den Bau mehrerer großer Klöster in Tsch'ang-ngan und T'ai-yuan und unterstützte die Übersetzungen der gelehrten Śramaṇas (s. unten), setzte aller-
25 dings auch hinsichtlich des Eintretens in das Mönchtum für jeden Bezirk eine Höchstzahl fest. Er verlangte für die Klöster strenge Zucht: jeder, der dort unlauteren oder nicht religiösen Zwecken nachgehe, sei auszustoßen. Die wütenden Angriffe Fu Yis gegen die Lehre beachtete er nicht (s. oben S. 390) und ließ den Śramaṇa Fa-lin, der in den beiden be-
30 kannten Schriften *Po sie lun* („Widerlegung der Ketzerei“) und *Pien tschêng lun* („Darlegung der Wahrheit“, *Tripit.* XXX, 5) sich mit diesen und anderen Anklagen auseinandersetzte, bis zu einer bestimmten Grenze gewähren. Wir erfahren aus dem letzteren Werke (Kap. 4 fol. 493v⁰a), daß T'ai
tsung im Jahre 628, nachdem er seine schweren Kämpfe innen und außen
35 mit dem blutigen Familienstreite von 626 zu einem vorläufigen Abschluß gebracht hatte (s. oben S. 350 ff. und 366 f.), in schmerzlichem Gedenken an das Blutvergießen ein Edikt erließ, in dem er, ganz unkonfuzianisch, unter Berufung auf den Buddha, Sühne für das ganze Reich anordnete. „Seit dem Ende der Sui-Zeit“, heißt es darin, „als ich meine Entschlüsse
40 faßte und meinen Sinn darauf richtete, die Versinkenden zu retten, habe ich im Norden die Ordnung erkämpft und im Osten Gehorsam erzwungen, aber überall hin auch Vernichtung gebracht. Was unter der gelben Streitaxt (die kaiserliche Waffe) und durch die Schärfe der metallenen Pfeilspitze umkam, übersteigt meine Erinnerungskraft. Die ich mit eigener

Hand umgebracht habe, mögen an tausend zählen. In der heiligen Lehre des Tathāgata (Buddha) wird aber Mitleid und Herzensgüte obenangestellt, und unter den verbotenen Handlungen wiegt das Töten am schwersten. Immer wieder muß ich mir dieses Gesetz vor Augen halten, und immer stärker wird dadurch meine Reue. Ich ordne daher an, daß die 5 Beamten in allen Tempeln der Hauptstadt Buß- und Sühnedienste veranstalten, und sieben Tage und sieben Nächte sämtliche Riten der Sühne vollziehen“. Im *Ta T'ang nei tien lu* (*Tripit.* XXIX, 1), dem Katalog des buddhistischen Schrifttums der T'ang-Zeit von 664 (Kap. 5 fol. 48v⁰b), wird auch berichtet, daß T'ai-tsung nach Beendigung seiner Kämpfe 10 habe buddhistische Tempel erbauen lassen, in denen auf Steintafeln „seine Siege zur Verherrlichung der kaiserlichen Stellung“ verzeichnet waren; elf werden dabei mit Namen genannt. Das läßt auf ein religiöses Bedürfnis des Herrschers schließen, das ihm der Konfuzianismus nicht befriedigen konnte, wenngleich seine Äußerung über den Buddhismus Wu tis von Liang 15 (s. oben S. 389) erkennen läßt, wie wenig dessen Weltabgewandtheit seinem Wesen entsprach. Es fehlt auch sonst nicht an Zeugnissen dafür, daß ihn Manches an der fremden Religion abstieß. Unter T'ai tsungs Nachfolgern verstärkte sich die Begünstigung der indischen Lehre. Die noch immer nicht zur Ruhe gekommene Streitfrage über das *Hua Hu* 20 *king*, die Verleumdungsschrift der Taoisten (s. oben S. 302), wurde durch Kao tsung, wenigstens nach Angaben der Buddhisten, zu Gunsten der Letzteren entschieden. Im Jahre 668 war dazu eine Versammlung von Beamten, Śramaṇas und Tao-Gelehrten in den Palast berufen worden. „Der Śramaṇa Fa-ming rannte die ganze Versammlung über den Haufen, indem er 25 erklärte: dieses Buch ist niemals, unter keiner Dynastie aus dem Indischen übersetzt worden, wie soll es da nicht gefälscht sein?“ (*Fo tsu t'ung ki* — *Tripit.* Nachtr. I, 11, 4 — Kap. 40 fol. 247 v⁰a). Das Argument war so durchschlagend, daß die Vernichtung des anstößigen Buches befohlen wurde. Ausgeführt wurde aber der Befehl offenbar nicht, denn im Jahre 696 erging von 30 buddhistischer Seite die Bitte, die Maßnahme nunmehr auch durchzuführen. Diesmal aber entschieden die konfuzianischen Akademiker, daß „die Angaben des Buches schon in den Schriften der Han- und Sui-Zeit enthalten seien, daß also die Vernichtung nicht angängig sei“ (ebenda fol. 250 r⁰b). Dagegen wurde im Jahre 705 von Tschung tsung angeordnet, daß das 35 *Hua Hu king* endgiltig zu beseitigen sei, ebenso alle anderen Schriften, in denen von einer Bekehrung der Hu geredet würde; auch die bildlichen Darstellungen Lao tsës als eines Bekehrers der Hu in den taoistischen Tempeln seien anstößig, da „beide Religionen verehrungswürdig seien und sich nicht gegenseitig schmähen dürften“ (ebenda fol. 250 v⁰b). Unter 40 der Wu hou nahm die Buddha-Verehrung die grotesken Formen an, die wir kennen gelernt haben und die weit mehr mit Prunksucht als mit Religiosität zu tun hatten (s. oben S. 415 ff.). Zum Segen hat denn auch diese Fülle der Kirche nicht gereicht: die sinnlose Verschwendung der

staatlichen Mittel auf den Pomp der Klöster und ihrer Insassen mußte den religiösen Sinn und die ernste Gelehrsamkeit vielfach ersticken, Völlerei und Gesetzlosigkeit machten sich breit (vgl. oben S. 305), und wenn man mißliebige Fürstinnen und Haremsdamen unter die Nonnen abschob, 5 so trug auch dies sicher nicht zum Ansehen der Gemeinde bei. Es ist nicht zu verwundern, daß Neid, Erbitterung und Haß in den Kreisen des Literatentums und der Taoisten glommen und bei der ersten Gelegenheit in wilde Flammen ausbrachen. Schon 713 hatte der Minister Yao Tsch'ung dringend vor diesen wirtschaftlichen und sittlichen Mißständen gewarnt 10 und darauf hingewiesen, daß „Buddha nicht etwas Äußeres sei, sondern daß man ihn im Herzen fühlen müsse“ (ebenda fol. 252 v^o b). Tatsächlich wurden damals auch nicht weniger als 12 000 Mönche zur Rückkehr in die Familien gezwungen und Geldsammlungen zur Herstellung von Buddha-Statuen verboten. Von Jui tsung ab beginnen die Kaiser ihre Neigung 15 dem Taoismus, und zwar auch in seiner gröbsten Form, zuzuwenden (s. oben S. 427 f.); es liegt nahe, hierbei ein Mitwirken der von dem Taoismus sicherlich genährten Legende von der Ahnherrnschaft des Lao tsě zu vermuten (s. oben S. 436). Hüan tsung geriet mit zunehmendem Alter immer mehr unter den Einfluß der Magier und Zauberer (s. oben S. 432 ff.) und 20 stattete die taoistischen Klöster und Kultstätten mit demselben Pomp aus wie seine Vorfahren die buddhistischen. Unter Tai tsung erlangte der Buddhismus noch einmal die volle Gunst des Hofes (s. oben S. 472 f.), und Hien tsung hielt es für geraten, „einer schriftlich aufgezeichneten Anweisung“ Folge zu leisten, nach der ein in Fêng-siang (westlich von 25 Tsch'ang-ngan) in einer Pagode aufbewahrter Fingerknochen des Buddha alle dreißig Jahre einmal herausgenommen werden sollte, worauf dann „reiche Ernten und Wohlstand der Bevölkerung“ die Folge sein würden. In feierlichem Zuge ließ er im Frühling 819 die kostbare Reliquie durch Beamte mit „Weihrauch und Blumen“ von außerhalb der Stadt einholen 30 und in den Palast geleiten. Dort verblieb sie drei Tage und wurde dann weiter an die verschiedenen Klöster gesandt. Die erregten Einsprüche Han Yüs gegen dieses „Theater“, wie er es nannte (s. oben S. 490), haben dem Buddhismus so wenig zu schaden vermocht wie einst die Denkschriften Fu Yis, aber die Schriften beider zeigen, wie das Konfuzianertum über den 35 Buddhismus dachte. Die volkswirtschaftlichen Anklagen waren sicherlich berechtigt, aber die Verachtung der fremden Lehre war nicht frei von Neid, und das Literatentum mochte sich ernstlich in seiner Stellung bedroht fühlen. Die letzten Kaiser der Dynastie waren hingegen fast sämtlich Gefangene der Eunuchen und der taoistischen Quacksalber, deren Zaubertänke ihnen Gesundheit und Leben raubten. Die Umtriebe beider, der 40 Konfuzianer und Taoisten, die zwar Feinde unter einander, aber Verbündete gegen den landfremden Dritten waren, haben dann unter Wu tsung die Katastrophe herbeigeführt, die den Buddhismus endgiltig von seiner Höhe hinabstürzte (s. oben S. 497 f.). Die Gunst des Kaisers Yi

tsung, der, wie wir gesehen haben (s. oben S. 506), im Palaste ein buddhistisches Heiligtum errichten ließ, wo er selbst die Sūtras rezitierte, hat nicht mehr viel ändern können.

Man würde dem Buddhismus der T'ang-Zeit nicht gerecht werden, wenn man ihn nur nach dem hohlen Pomp seines Kultus und nach dem Schmarotzertum eines großen Teiles der Mönche beurteilen wollte. Es ist nicht zu leugnen, daß er auf den Gebieten der Zauberei, Wahrsagekunst und gewissenlosen Beutelschneiderei mit den Taoisten in scharfem Wettbewerbsstand und vielleicht stehen mußte, um sich die Gunst des Hofes und einer abergläubischen Gesellschaft zu erhalten, aber er hatte auch noch eine andere, ernstere und weniger aufdringliche Seite, die vornehmlich von indischen Mönchen und nicht wenigen von Eifer und Hingabe erfüllten chinesischen Glaubensbrüdern dargestellt wurde. Der Zustand von Kirche und Dogma, wie er sich während der Zeit der Trennung entwickelt hatte (s. oben S. 285 ff.), ist in seinem Wesen nicht mehr verändert worden, 15 wohl aber hat das Ganze auf den dort gegebenen Linien eine bedeutende Erweiterung erfahren. Die engeren politischen Beziehungen des Weltreiches zu den Staaten Inner-Asiens und Indiens wirkten sich natürlich auch im Leben der an keine Landesgrenzen gebundenen Kirche aus. So entwickelt sich ein äußerst lebhafter Verkehr der Śramaṇas zwischen 20 Indien, Turkistan und China, der sich jetzt nicht mehr bloß auf dem Landwege, sondern auch von den südchinesischen Häfen aus über das Meer vollzieht. Eine riesenhafte Literatur in den indischen Sprachen gelangt nach China und wird dort von Scharen indischer und chinesischer Mönche in gemeinsamer Arbeit in das Chinesische übersetzt, findet von diesem aus 25 auch allmählich ihren Weg in das Uigurische, Sogdische, Tibetische und andere Sprachen Mittel-Asiens. Auch eine chinesische Originalliteratur entsteht und entwickelt sich rasch vom 7. Jahrhundert ab, nachdem vorher, namentlich zur Liang-Zeit in Nanking und zur Sui-Zeit, ein spärlicher Anfang gemacht war. Großenteils unter indischem Einfluß geht die bereits 30 begonnene Sektenbildung weiter, findet in China aber keinen rechten Boden und führt deshalb auch nicht zu ernstesten Spaltungen in der Kirche. Diese drei Momente bestimmen die Entwicklung des ernsthaften Buddhismus, die sich auch der weitgehenden Gunst der Regierung des 7. und 8. Jahrhundert hindurch erfreut. Das Schicksal der Kirche würde vermutlich ein anderes gewesen sein, wenn diese Gunst sich in vernünftigen 35 Grenzen gehalten hätte.

Zahlreich sind die Namen der chinesischen und indischen Mönche, die zur T'ang-Zeit die auch jetzt noch mühevollen Reise unternahmen, zahlreicher die Namenlosen, von denen die Chroniken nichts melden (vgl. oben S. 296 f.). Wenn man den Grad ihres Wirkens zum Maßstab nimmt, so überragen zu jener Zeit die Chinesen Hsüan-tsang und I-tsing im 7. Jahrhundert, die Inder Śikṣānanda aus Khotān, Bodhiruci aus Süd-Indien und Amoghavajra aus Nord-Indien im 7. und 8. Jahrhundert alle Anderen. 40

Hüan-tsang, der im Jahre 629 China auf dem Landwege verließ und 645 ebenso zurückkehrte, hat in seinem großen Reisewerke *Ta T'ang Si-yü ki* „Aufzeichnungen über die Westlande zur Zeit der T'ang“ von 648 die wichtigste Quelle über Turkistan und Indien hinterlassen, die wir für die 5 geschichtlichen, geographischen, religiösen und volkskundlichen Verhältnisse jener Länder zu jener Zeit überhaupt besitzen. Mag das Werk auch durch spätere Zusätze hier und dort verändert sein, ja mag sogar die Verfasserschaft zu Zweifeln Anlaß geben (neben Hüan-tsang als „Übersetzer“ wird noch ein Mönch Namens Pien-ki als „Verfasser“ angegeben), der 10 reiche Inhalt und die Zuverlässigkeit des Ganzen sichern seinen Wert über alle Anfechtungen hinaus. Ergänzt wird das Werk durch eine von den Mönchen Hui-li und Yen-ts'ung im Jahre 665 herausgegebene Lebensbeschreibung „des Meisters des Gesetzes im Tripitaka vom Kloster Ts'ëngên ssë“, d. h. Hüan-tsangs, die gleichfalls wertvolle Reisebeschreibungen 15 enthält. I-tsing, der seiner Lebensbeschreibung zufolge „das untadlige Wesen Fa-hiens (s. oben S. 295 f.) bewunderte und dem erhabenen Vorbilde Hüan-tsangs nacheiferte“ (*Sung kao sêng tshuan* — Tripit. XXX, 3—5 — Kap. 1 fol. 263 v^o a), trat seine Reise Ende 671 von Kanton aus an. Von den vier oder fünf Glaubensbrüdern, die mit ihm an die heiligen Stätten 20 nach Indien ziehen wollten, blieb nur einer bei ihm, und auch dieser kehrte in Sumatra um, weil er erkrankt war. I-tsing landete in Tāmralipti in Nord-Indien, südlich von Kalkutta, reiste von dort weiter nach Westen und kehrte auf demselben Wege zurück. Von Śrībhoja (Palembang im südlichen Sumatra), wo sich große buddhistische Mönchsgemeinden be- 25 fanden, schickte er im Jahre 692 den Bericht über seine Reise durch einen chinesischen Śramaṇa nach China, wodurch sich dessen auffallender Titel *Nan hai ki kuei nei fa tshuan* erklärt, d. h. „Bericht über das innere Gesetz (*Vinaya*), aus der Südsee übersandt“. I-tsing selbst kehrte im Sommer 695 nach Lo-yang zurück. Ein anderes Originalwerk von ihm ist die früher 30 erwähnte Sammlung von „Lebensbeschreibungen hervorragender Mönche“ (s. oben S. 297).

Sowohl Hüan-tsang wie I-tsing wurden, als sie, beladen mit hunderten buddhistischer Werke, Buddha-Statuen und Reliquien zurückkehrten, der eine in Tsch'ang-ngan, der andere in Lo-yang, mit außerordentlichen 35 Ehren empfangen. T'ai tsung, der das stärkste Interesse an Hüan-tsangs Berichten nahm, wollte ihn überreden, das Mönchtum aufzugeben und eine Stellung im Staatsdienste zu übernehmen, aber der Reisende lehnte ab und bat statt dessen um die kaiserliche Förderung seiner geplanten Übersetzungsarbeiten. Ebenso wurde I-tsing von der Wu hou mit Ehren über- 40 häuft und stand hinfort unter ihrem, dann unter Tschung tsungs förderndem Schutze. Die einst von Tao-ngan und Kumārajīva eingeleitete und dann ständig weiter entwickelte Übersetzungsarbeit (s. oben S. 293 f.) erhielt denn auch durch Hüan-tsang und I-tsing einen neuen starken Auftrieb und erreichte im ersten Drittel der T'ang-Zeit bis zu Hüan tsung ihren

Höhepunkt. Schon unter Yang ti von der Sui-Dynastie war gleich nach seiner Thronbesteigung 605 in Lo-yang das erste Übersetzungsamt gegründet worden, und die T'ang-Kaiser haben diese amtliche Organisation dann bedeutend erweitert. Jeder der beiden heimgekehrten Mönche bekam vom Throne ein Kloster zugewiesen, in dem ein staatliches Übersetzungsamt (*fan-king yuan*) eingerichtet wurde. Hsüan-tsang begann seine Tätigkeit in dem Kloster *Hung-fu ssě* in Tsch'ang-ngan und setzte sie später, kurz vor dem Tode T'ai tsungs, in dem von der Kaiserin neu erbauten Kloster *Ts'ě-ngên ssě* fort (daher der Titel seiner Lebensbeschreibung). In der Zwischenzeit, im Jahre 648, mußte Hsüan-tsang, sehr gegen 10 seine Neigung und seinen Willen, auf Befehl T'ai tsungs die Übersetzung des *Tao-tê king* in das Sanskrit für den König Kumāra (s. oben S. 378) mit einem Stabe buddhistischer und taoistischer Gelehrter ausführen. Die Einwendungen des Pilgers, daß die Lehren Buddhas und Lao tsës weit auseinandergingen, und daß man unmöglich mit der Sprache des Buddha 15 die Gedanken Lao tsës ausdrücken könne“ (*Fo tsu t'ung ki* Kap. 40 fol. 246 r⁰ a) fruchteten nichts; T'ai tsung wollte dem indischen Fürsten aus politischen Rücksichten zu Willen sein und ließ keine gelehrten Bedenken gelten. Sowohl T'ai tsung wie Kao tsung statteten aber die Übersetzungsanstalten auf das reichste aus, und jeder Wunsch des „Meisters der Lehre“ 20 wurde erfüllt. Der Minister und Vertraute T'ai tsungs, Fang Hsüan-ling, war beauftragt, für alles Notwendige Sorge zu tragen, und es spricht für die Duldsamkeit dieses vornehmen Konfuzianers, daß er sich der buddhistischen Wissenschaft wirksam annahm. Der Arbeitstab, der auf Antrag Hsüan-tsangs zusammengestellt wurde, zeigt die Größe des Unternehmens. 25 Es wurden berufen: zwölf hervorragende Kenner des „Schrifttums vom Mahāyāna und Hīnayāna“, aus allen Klöstern des Reiches ausgesucht, neun Śramaṇas, die als Stilisten einen Namen hatten, zur Redaktion der Texte, ein Śramaṇa für die Kalligraphie und ein weiterer für die Durchsicht der indischen Fachausdrücke, dazu kamen Scharen von Sekretären und 30 Schreibern. Die indischen Sprachkenntnisse der Chinesen und die chinesischen der Inder werden zwar oft gerühmt, aber es ist selbstverständlich, daß unter dem Personal indische Mönche waren, denen die Erklärung der fremden Texte oblag. Vermutlich blieb es auch in der Folgezeit nicht bei diesem Personal, und die verschiedenen Übersetzungsämter — für Tsch'ang- 35 ngan allein werden fünf aufgeführt, in Lo-yang werden kaum weniger gewesen sein — werden mit der Vermehrung der indischen Werke immer mehr Mönche zu den Arbeiten herangezogen haben, zumal nun auch chinesische Originalarbeiten, große Kommentare, apologetische Schriften, Kataloge u. a. zu entstehen begannen. Im Tripitaka sind noch heute 40 fünfundsiebzig Werke vorhanden, die als von Hsüan-tsang übersetzt bezeichnet sind, darunter solche von hundert und mehr Kapiteln. Bis zu seinem Tode im Jahre 664 genoß der gelehrte Mönch die weitgehende Gunst und Förderung der Kaiser, zuerst T'ai tsungs, dann, in noch höherem

Maße, die Kao tsungs. I-tsing bekam sein Übersetzungsamt in Lo-yang zunächst in dem Kloster *Fo schou ki ssë*, wo er von 696 bis 700 mit Sikṣānanda zusammen arbeitete, den die Kaiserin Wu kurz vorher, 695, hatte aus Khotān kommen lassen. Danach setzte er seine Tätigkeit allein, d. h. mit seinem Stabe, in verschiedenen anderen Klöstern fort, bis er 713 im Kloster *Tsien fu ssë* in oder bei Tsch'ang-ngan starb. Unter I-tsings Namen gehen im Tripiṭaka sechsundfünfzig übersetzte und fünf eigene Werke. Mehrere von den ersteren hat er zum zweiten Male übersetzt, da die bisherigen Wiedergaben ungenau waren. Sikṣānanda, sowie Bodhiruci, der seit etwa 684 in Lo-yang war, trugen wesentlich zu den Ergebnissen dieser fruchtbarsten Übersetzungsperiode bei, dem ersteren werden sechzehn, dem letzteren einundvierzig Werke im Tripiṭaka zugeschrieben; doch sind einige von ihren Redaktionen verloren, dafür werden andere eingefügt worden sein. Beide haben China zu ihrer Heimat gemacht und sind dort gestorben, Bodhiruci angeblich im Alter von 156 (!) Jahren im Jahre 727. Der fruchtbarste Übersetzer mußte Amoghavajra (chinesisch Pu-k'ung kin-kang) gewesen sein. Nicht weniger als 108 Werke werden ihm im Tripiṭaka zugeschrieben, darunter allerdings viele, die nur kurze *dhāraṇī* (s. oben S. 301) behandeln. Amoghavajra kam mit seinem Lehrer Vajrabodhi (chinesisch Kin-kang-tschī) im Jahre 719 unter Hüan-tsung auf dem Seewege über Kanton nach China. Beide gehörten der Kaste der Brāhmaṇa an, aber Amoghavajra stammte aus Nord-Indien und Vajrabodhi aus dem Süden. Der letztere hatte „die *dhāraṇī* der drei Geheimnisse des *yoga*“ besonders studiert und verbreitete nun von Hüan-tsangs Kloster Ts'ë-ngën ssë, dann von I-tsings Tsien-fu ssë aus später in Lo-yang seine mystische Lehre. Als er im Jahre 732 starb, wurde Amoghavajra sein Nachfolger, erhielt aber zugleich die Weisung, von Indien und Ceylon noch weitere Texte zu holen. Erst 741 trat er die Reise an und 764 kehrte er mit über 500 verschiedenen Handschriften zurück. Das von seinem Lehrer begonnene Werk setzte er fort und wurde dann der eigentliche Gründer der Schule der *Yogācārya* oder *Mi tsung*, d. h. der „Schule der Yoga-Lehrer“ oder der Mystik auf chinesischem Boden, nachdem Vajrabodhi sie vorbereitet hatte. Die Yoga-Lehre besteht in der Erziehung des Geistes dahin, daß er durch die Kraft der Betrachtung (*yoga*) „alles Seiende in sich aufnehmen und sich in alles Seiende versetzen“ kann, also ein mystischer Vorgang, der durch bestimmte Handlungen herbeigeführt wird. Diesen Handlungen dienen auch gewisse *dhāraṇī* und *mantra* (Zaubersprüche), ähnlich denen, die wir früher kennen gelernt haben. Mit der Schule der *Madhyamika* zusammen bildet die der *Yogācārya* die beiden ältesten Abteilungen des Mahāyāna-Systems. Ähnlich wie diese lehren die Madhyamikas, „daß alle Welten nur in der Vorstellung existieren“, daher wird man durch Aufgeben alles Denkens in den Zustand der ursprünglichen „Leere“ zurückkehren und aus der Welt der Wiedergeburten in eine andere, reinere übergehen. Dieser ganze Mystizismus ist in Indien

alt, beide Schulen behaupten, auf Nāgārjuna (s. oben S. 286) zurückzugehen, doch gilt Asaṅga oder Āryasaṅga (wohl im 6. Jahrhundert) als eigentlicher Gründer der Yogācārya-Schule im nördlichen und mittleren Indien, während die Madhyamikas als Schule den erst später im Süden auftretenden Buddhapālita als ihr Haupt ansehen. Zweifellos sind in der 5 Lehre viele nichtbuddhistische, vorbuddhistische und auch nichtindische Elemente vorhanden. So ist z. B. vom Śiva-Kult Manches übernommen worden; auch die Wasserweihe, d. h. das Besprengen oder Befeuchten des Hauptes mit Wasser als Einführung in die Mysterien, das sich bis heute in Japan in der Yoga-Schule erhalten hat, gehört dem älteren Buddhismus 10 nicht an. Indessen verliert sich die erste Entwicklung des Mahāyāna und damit auch die seiner Hauptschulen völlig im Dunkeln. In China hat die Schule der Yogācārya oder Mantra-Schule mittelbar eine große Bedeutung erlangt. Sie hat sich eng mit dem chinesischen Toten- und Ahnenkult verbunden, die Totenmessen eingeführt und zuerst den Gedanken einer Er- 15 lösung der Verstorbenen aus den Qualen der Hölle entwickelt. Ja vermutlich geht die ganze, den Chinesen ursprünglich fremde Lehre von dem Gericht über die Seelen der Abgeschiedenen, von der Belohnung der guten, der Bestrafung der bösen Taten auf sie zurück. Der Taoismus hat sich dann dieser Lehre mit Eifer bemächtigt und sie in verschiedenen wichtigen Kulturen 20 praktisch verwendet (s. unten). Auch zum Konfuzianismus hat sie, was bei der Bedeutung des Ahnendienstes leicht verständlich ist, eine wichtige Brücke vom Buddhismus her geschlagen. So ist auch die Erneuerung des Ullambana- oder Toten-Festes im Jahre 768, von dem früher die Rede war (s. oben S. 472 f.), auf das Wirken Amoghavajras zurückzuführen. Aber 25 damit war auch die Rolle der Yogācāryas als selbständiger Schule zu Ende. Die gröberen Teile ihrer Mystik lebten im Taoismus und Konfuzianismus weiter, sie selbst verschwand nach der T'ang-Zeit völlig. „Als am Ende der T'ang“, sagt das *Fo tsu t'ung ki* (Kap. 30 fol. 170 r^o a), „Wirren und Ordnungslosigkeit herrschten, wurden die Lehrbücher (der Schule) 30 zerstört. Heute blüht die Lehre nur noch in Japan, und was man in unserem Lande Yoga nennt, das sind nur Buß- und Opfer-Riten (für die Toten)“. Noch auf einem anderen Gebiete hat Amoghavajra eine besondere Bedeutung erlangt. Die Umschreibung der indischen Namen und Ausdrücke in den Übersetzungen war natürlich für die Chinesen immer mit großen 35 Schwierigkeiten verbunden, ehe sich eine feste Terminologie und bestimmte Lautgesetze für die Umschreibung herausgebildet hatten (vgl. oben S. 285 ff. u. 294). Einen großen Fortschritt in der Regelung der bis dahin bestehenden Unsicherheit und Willkürlichkeit brachte erst Hsüan-tsang, vielleicht der erste chinesische Śramaṇa, der eine wirklich geschulte Kennt- 40 nis des Sanskrit besaß. Mit ihm, der die Unzulänglichkeit vieler unter den älteren Übersetzungen erkannte und die Texte systematisch berichtigte, kam eine lautlich genauere Wiedergabe der fremden Wörter und eine sinnvollere Wahl der chinesischen Schriftzeichen auf. Noch bedeutsamer aber

für die Geschichte der chinesischen Sprache überhaupt war die Leistung Amoghavajras. In den *dhāraṇī* liegt, ihrer mystischen Bedeutung entsprechend, die Kraft der Wirksamkeit weit mehr in den einzelnen Lauten als in dem dunklen Inhalt, darum mußten im Chinesischen die Laute so
 5 genau wie irgend möglich wiedergegeben werden. Die Inder aber hatten, schon von den Veda-Rezitationen her — Amoghavajra war ein Brāhmaṇa —, ein phonetisch außerordentlich geschultes Ohr, und so wird der gelehrte Übersetzer der *dhāraṇī* besonders sorgsam in der Auswahl der chinesischen Zeichen gewesen sein. Auf diese Weise entstand nicht bloß ein festes
 10 Umschreibungssystem für Sanskrit-Worte, sondern man erhält auch noch gegenwärtig, weil von nicht wenigen jener Zaubersprüche die indischen Originale erhalten sind, einen sicheren Anhalt für die Aussprache der chinesischen Zeichen im 8. Jahrhundert in Tsch'ang-ngan und Lo-yang. Das neue von Amoghavajra geschaffene Laut-„Alphabet“ ist dargestellt in
 15 einem von ihm übersetzten kleinem Werke über die mystische Bedeutung der Buchstaben des Sanskrit-Alphabets (Nanjio No. 1052). Vermutlich ist es kein Zufall, daß gerade zur Zeit Amoghavajras — er starb im Jahre 774, siebzig Jahre alt — die japanischen Buddhisten, die in großer Zahl in China sich zu Studienzwecken aufhielten, vielleicht auch chinesische Mönche
 20 in Japan (s. oben S. 385) ein neues Aussprache-System für die sino-japanischen Wörter dort einführten, das zwar als *Kan-on* (*Han yin* „Han-Aussprache“) bekannt ist, aber anscheinend die Aussprache des 8. Jahrhunderts wiedergeben will. Daneben besteht allerdings auch noch ein ausdrücklich als *Tō-in* (*T'ang yin* „T'ang-Aussprache“) bezeichnetes
 25 System.

Einen Überblick über die Massen des inzwischen entstandenen buddhistischen Schrifttums — Übersetzungen und chinesische Originalwerke — geben die Kataloge des *Tripiṭaka* (s. oben S. 304). Aus der Sui-Zeit sind drei Kataloge erhalten, während ein vierter verloren ist. Davon sind
 30 zwei auf Befehl des Kaisers Wên ti entstanden, der dem Buddhismus mehr Interesse zuwandte als den Konfuzianern (s. oben S. 318f.). Der eine ist 594 von Fa-king und anderen Mönchen verfaßt, der andere 603 von mehreren Śramaṇas und besonders hierzu bestimmten Literaten. Beide führen den Titel *Sui tschung king mu-lu*, „Verzeichnis der heiligen Schriften
 35 zur Sui-Zeit“. Der erste nennt 2257 Werke, der zweite 2109 Werke, davon waren aber über 400 als nicht mehr vorhanden bezeichnet. Warum innerhalb so kurzer Zeit zwei Kataloge mit gleichem Titel angefertigt wurden, wissen wir nicht. Es ist dies um so auffallender, als zwischen der Vollendung beider, im Jahre 597, noch ein drittes Übersichtswerk von einem
 40 der Laien-Gelehrten auf kaiserlichen Befehl zusammengestellt wurde mit dem Titel *Li tai san pao ki* „Geschichte der drei Kostbarkeiten (Sanskrit. *Triratna*: Buddha, die Lehre, die Gemeinde) unter den verschiedenen Dynastien“. Wie der Titel sagt, enthält es eine Geschichte des Buddhismus, und zwar von der Geburt des Buddha an, daran schließt sich dann ein Ver-

zeichnis von 1076 zwischen den Jahren 67 (s. oben S. 289) und 587 übersetzten
 Schriften. Unter Yang ti muß dann noch ein weiterer Katalog der Samm-
 lungen des Kaisers entstanden sein, über den aber Näheres nicht bekannt
 ist. Wie wir aus einer Bemerkung des *Sui schu* (Kap. 35 fol. 36r⁰) ent-
 nehmen können, mußte von allen hergestellten Abschriften der Texte je 5
 ein Exemplar in die kaiserliche Bibliothek (*pi ko*) abgeliefert werden.
 In der T'ang-Zeit sind zahlreiche Kataloge entstanden; acht sind erhalten,
 und es ist nicht ausgeschlossen, daß sich noch weitere finden werden. Zwei
 davon stammen aus der Zeit von 664, sie führen alte Werke auf, die seit
 dem Jahre 67 übersetzt sind, ohne Rücksicht darauf, ob sie noch vorhanden 10
 sind; einen ließ die Wu hou im Jahre 695 herstellen, er nennt 3616 Werke,
 und nicht weniger als drei gehören dem Jahre 730 an, darunter der beste
 von allen, das *K'ai-yuan Schi kiao lu* „Katalog zur Lehre Buddhas aus
 der Zeit *k'ai-yuan* (713 bis 741)“ von Tschì-schèng. Dieser letztere gibt
 eine wirkliche Übersicht über Umfang und Art des gesamten zwischen 15
 67 und 730 entstandenen Schrifttums, sowie über die Übersetzer und
 Verfasser. Danach sind in dieser gesamten Zeitspanne 2278 Werke zu
 verzeichnen. Davon sind 40 chinesische Originalwerke, die übrigen Über-
 setzungen. Nur 1124 Werke werden aber als zum Kanon gehörig aufge-
 zählt (in Wirklichkeit nur 1123, da ein Werk in zwei verschiedenen Klassen 20
 aufgeführt ist), 1148 Werke sind verloren, 7 Werke werden nicht mehr
 als selbständige Einheiten behandelt, sondern sind als Teile in andere Werke
 aufgenommen. Die zum Kanon gehörigen Werke zählen 5047 Bände.
 Die gesamten 2278 Werke stammen von 176 Übersetzern oder Verfassern,
 von 741 Werken sind die Übersetzer unbekannt. Diese Zahlen machen 25
 den Eindruck unbedingter Zuverlässigkeit. Der Katalog gibt auch kurze
 Lebensbeschreibungen der Übersetzer oder Verfasser und vermerkt jedes-
 mal, wo die Übersetzungen entstanden sind. Außer diesen sechs Katalog-
 werken sind im Jahre 1909 in China noch weitere zwei aus der T'ang-Zeit
 bekannt geworden. Das eine, *Yi ts'ie king lun mu* „Verzeichnis sämt- 30
 licher heiliger Schriften“, hat einen sonst nicht bekannten Śramaṇa Namens
 Tsing-t'ai zum Verfasser. Es fügt zu den drei Teilen des *Tripitaka* (s. oben
 S. 304) noch einen vierten, das *Saṃyukta-piṭaka* (*tsa tsang* „Verschiedenes“),
 hinzu, der von den späteren Katalogen dann übernommen wird. Das andere
 hat den Titel *Tschêng-yuan sü k'ai-yuan Schi kiao lu* „Fortsetzung des *K'ai- 35*
yuán Schi kiao-lu aus der Periode *tschêng-yuan* (785 bis 805)“ und ist von
 dem Śramaṇa Yuan-tschao im Jahre 794 herausgegeben. Der Verfasser
 fürchtete, wie er im Vorwort sagt, daß die seit 730 übersetzten Schriften,
 da sie dem Kanon bisher nicht einverleibt seien, später für Fälschungen
 gehalten werden könnten, und hielt es daher für notwendig, den maß- 40
 gebenden Katalog fortzusetzen. Mit dem Ende des 8. Jahrhunderts kam
 die Übersetzungstätigkeit vorläufig zum Stillstand, was bei den politischen
 Verhältnissen leicht erklärlich ist. Erst zweihundert Jahre später wurde
 sie noch einmal wieder aufgenommen, aber die Bedeutung wie zur T'ang-

Zeit hat sie nicht mehr erreicht, das Wichtigste war bis zum 9. Jahrhundert getan. Chinesische Originalwerke dagegen sind in der Folgezeit noch in großer Zahl entstanden und haben auch Aufnahme in die Sammlungen gefunden. Ihren Charakter als wirklicher Kanon der heiligen Schriften hatten diese längst verloren, nachdem ihnen Werke profanen Inhalts wie Geographie, Geschichte, Philologie u. a. ohne Beschränkung beige-
 5 mischt worden waren.

Die Zahl der handschriftlichen Exemplare der einzelnen Werke kann nicht klein gewesen sein, das war schon durch die Bedürfnisse der vielen
 10 Klosterbibliotheken bedingt, außerdem machten es die Gebote der Kirche für die Mönche zur Pflicht, die heiligen Schriften auf jede mögliche Weise zu verbreiten. Nach dem vierundvierzigsten von den achtundvierzig „leichteren“ Geboten im *Brahmajāla-sūtra* sollten die „Buddhakinder“ die heiligen Texte „auf alle Stoffe, auf Baumrinde, auf Pflanzenpapier, auf
 15 weiße Gaze, auf Bambus und Seide schreiben und bewahren“. Angesichts der beständigen Kriegsgreuel, Plünderungen und Verwüstungen, die auch vor den buddhistischen Klöstern nicht Halt machten, kamen fromme Mönche auf den Gedanken, die heiligen Schriften in Stein einzumeißeln und unter der Erde zu verbergen. Als in der zweiten Hälfte des 6. Jahr-
 20 hunderts im Nordosten des Reiches die Kämpfe zwischen den beiden Nord-Staaten Ts'i und Tschou auch die T'u-küe in die Ebene von Ho-peï hereingerufen hatten, bis dann die Sui alle Gegnerschaften in Blut erstickten, waren die Gebiete nördlich vom Huang ho völlig verwüstet und verelendet (s. oben S. 241 ff.). Dazu kam die Ächtung der Buddhisten
 25 in Tschou, bei der die Śramaṇas aus den Klöstern vertrieben wurden und in den Laienstand zurückkehren mußten (s. oben S. 244 f.). Diese trostlose Lage veranlaßte einen Mönch namens Hui-ssë zu dem Gelübde, einen steinernen Text der heiligen Bücher herzustellen und dann zu verbergen, damit die Lehre für die Zukunft gerettet würde. Er scheint aber
 30 noch vor dem Beginn der Ausführung seines Planes gestorben zu sein, jedenfalls wurde die Arbeit erst von seinem Schüler Tsing-wan, wohl um 600, begonnen. Dieser widmete sein Leben dem frommen Werke, und als er 639 starb, soll er 4200000 Zeichen (!) gemeißelt haben. Die Platten wurden in Grotten gebracht und diese mit Steinen verbarrikadiert.
 35 Die Grotten befinden sich mit einem Tempel in dem Berge Po-tai schan 64 km südwestlich von Peking, nordwestlich von der Stadt Tscho. Tsing-wans Schüler setzten die Arbeit fort, Generationen hindurch wuchs das Riesenwerk trotz mehrerer langer Unterbrechungen weiter, bis im Jahre 1094 das Ganze endgiltig aufgegeben wurde. 2730 große Steinplatten
 40 in sieben unterirdischen Hallen waren das Ergebnis, aber noch nicht die Hälfte der Texte des Tripitaka war vollendet. Der Berg, der jetzt im Volke Schi-king schan, d. h. „Berg der steinernen Sūtras“, heißt, ist im Jahre 1913 von einem französischen Offizier besucht und später beschrieben worden. Die mit sehr schön geschnittenen Zeichen bedeckten

Platten sind durch Spalten zu sehen, die Grotten selbst sind wegen der Stein-Barrikaden unzugänglich.

Dieser Versuch, das Tripitaka in Stein zu meißen, ist zwar der umfassendste, aber nicht der einzige gewesen. In den Grotten von Lung-mên (s. oben S. 216) haben sich einzelne, und zwar recht umfangreiche 5 Sūtra-Texte in Stein aus dem 7. und 8. Jahrhundert gefunden, ebenso in T'ai--yuan auf viereckigen Pfeilern, sowie am T'ai-schan auf einer Felsenwand solche aus dem 6. Jahrhundert. Aber alle diese Bemühungen, die heiligen Texte in dauerhaftem Stoff aufzubewahren und so ihre Kenntnis unter den Menschen zu erhalten, bedeuten nichts gegenüber dem Ge- 10 danken, sie lieber auf weniger widerstandsfähigem, dafür aber gefügigerem Material und in vervielfältigter Anzahl in der Welt zu verbreiten. Dieser Gedanke hat eins der gewaltigsten Kulturwerkzeuge der Menschheit geschaffen: den Buchdruck. Dieses bedeutungsvollste unter allen technischen Hilfsmitteln des Geisteslebens war in China bereits seit 6 Jahrhunderten 15 in hoher Vollendung vorhanden, als man in Europa sich mit ihm zu beschäftigen anfang. Ob etwa hier eine Kunde von der fernöstlichen Kunst anregend mitgewirkt hat, wissen wir nicht. In China ist die Buchdruckerkunst aus drei Quellen geflossen: aus den taoistisch-buddhistischen Siegel- 20 Abdrücken, aus den konfuzianischen Abzügen der kanonischen Texte von den Steintafeln und aus den Holzblock-Abdrücken buddhistischer Schriften. Vermutlich waren die taoistischen Zaubermänner und Geisterbeschwörer die ersten, die Amulette und Abdrücke von Zaubersprüchen mit Hilfe eines Siegelblocks aus Holz oder weichem Stein in einer tonigen Masse herstellten, und die Buddhisten, die ja ähnlichen Künsten huldigten, 25 werden das Gleiche getan haben. Wie weit dieser Brauch zeitlich zurückgeht, läßt sich nicht feststellen, es steht aber der Wahrscheinlichkeit nichts im Wege, daß er bereits zur Ts'in-Zeit (also im 3. Jahrh. v. Chr.) vorhanden war. Daß die Literaten von den Texttafeln des T'sai Yung, die im Jahre 175 hergestellt wurden, „Bürstenabzüge“ auf Papier machten, 30 haben wir früher gesehen (s. I, 412 f.). An die Stelle der tonigen Masse für die Siegelblöcke traten später — wann, ist nicht zu sagen — Papier und als Farbmittel die Tusche. Größere Texte wurden abgeschrieben. Dieser Zustand erhielt sich bis zur T'ang-Zeit, als eben jener Drang, den Geboten des Buddha gemäß die heiligen Schriften auf jede mögliche Weise 35 zu verbreiten, in den Klöstern der Buddhisten die Entwicklung vorwärts trieb. Die Śramaṇas meißen ganze Texte in Stein und machten Abzüge davon wie die Konfuzianer von den ihrigen, oder aber sie schnitten sie in Spiegelschrift und Hochrelief auf Holzplatten, bestrichen sie mit Tusche und drückten sie auf Papierbogen wie die Siegelblöcke. Vielleicht, 40 wenn man einigen nicht ganz sicheren Nachrichten glauben will, begann die Verwendung von Holzplatten bereits in der Sui-Zeit am Ende des 6. Jahrhunderts. Die Methode des Holzdrucks war natürlich die leichtere und einfachere und verdrängte die andere allmählich aus dem gewöhnlichen

Gebrauch. Indessen blieb auch selbst bei den Buddhisten der „Steindruck“ daneben erhalten und wurde oft für kalligraphische oder außergewöhnlich wertvolle Texte verwendet. Der älteste datierte Blockdruck eines ganzen Werkes, der uns erhalten ist, stammt aus dem Jahre 868 und ist der Text von Kumārajīvas Übersetzung der *Vajracchedikā prajñāpāramitā*. Er fand sich in der 1900 entdeckten, um 1035 in einer Felsengrotte bei Tun-huang in Kan-su eingemauerten Bibliothek buddhistischer Klöster (vgl. oben S. 568). Dieselbe Bibliothek enthielt auch einen Steinabzug des gleichen Textes. Sogar Abschriften wurden noch lange Zeit neben dem Block- und Steindruck angefertigt. Es ist nicht zu verwundern, daß gerade in den Klöstern von Kan-su die ersten Spuren der neuen Vervielfältigungsmethode erkennbar werden — der Druck von 868 zeigt bereits eine so feine Ausführung der Schrift und der Bilder, daß er eine geraume Entwicklung hinter sich haben muß —, denn dort, an der großen Durchgangstraße nach dem Westen, waren seit Jahrhunderten, wie wir gesehen haben (s. oben S. 196), die Stätten eifrigster Übersetzungstätigkeit. Auch Turfan muß, nach den reichen Manuskript- und Druckfunden dort zu schließen, ein Mittelpunkt für die Vervielfältigung der heiligen Texte gewesen sein. Andere chinesische Nachrichten deuten auf Tsch'êng-tu in Ssë-tsch'uan als auf den Ausgang des Blockdrucks hin, aber hier scheint es sich um nicht-buddhistische kürzere Texte gehandelt zu haben, und daß die Buddhisten mit der Verwendung der Holzplatten für ihre Schriften begonnen haben, ist sicher. Der älteste noch vorhandene Blockdruck von Japan, eine buddhistische *dhāraṇī*, von der mehrere Abzüge sich in Japan erhalten haben und einige sogar nach Europa gelangt sind, stammt aus dem Jahre 770, und da diese Vervielfältigungstechnik wie alle Kulturerzeugnisse von China hinübergangen ist, muß sie mindestens einige Jahre vorher dort geübt worden sein. Ob und wann die Taoisten ihren Holzsiegeldruck nach dem Vorbilde der buddhistischen Mönche weiterentwickelt haben, ist bisher nicht festzustellen gewesen. Die Konfuzianer haben sich jedenfalls während der T'ang-Zeit von dieser neuen „Barbaren“-Sitte ferngehalten. Sie zogen ihre Texte auch weiterhin von Steinplatten ab, und wie unter früheren Dynastien, so wurde auch unter den T'ang im Jahre 837 ein neuer Text der kanonischen Schriften in Steinplatten gemeißelt, der aber lediglich der Feststellung und Festhaltung der richtigen Lesarten und nicht den Zwecken der Vervielfältigung dienen sollte (s. unten). Erst hundert Jahre später, nach der T'ang-Zeit, ging man auf Anregung des vielgewandten Ministers Fêng Tao dazu über, auch die konfuzianischen Texte in Holz zu schneiden und davon Abzüge zu machen wie bisher von den Steinplatten. Mit Unrecht hat man zuweilen Fêng Tao als „Erfinder der Buchdruckerkunst“ in China bezeichnet. Er hat seiner Lebensbeschreibung zufolge (*Kiu wu tai schi* Kap. 126, *Tschou schu* Kap. 17 fol. 4r⁰), nichts Anderes getan als „im Hinblick darauf, daß die kanonischen Texte in Unordnung und voller

Fehler waren“, gemeinsam mit mehreren Anderen „nach den von Tschêng T'an in der westlichen Hauptstadt gravierten Stein-Texten (von 837) Druckplatten (*yin pan*) schneiden zu lassen und (die Abzüge) im Reiche zu verbreiten“. Also auch hier war noch nicht die Absicht der Vervielfältigung bestimmend, sondern der Gedanke, einen verbesserten Text 5 sicherzustellen. Man benutzte dazu Holz statt des Steines, sei es weil es billiger und leichter zu bearbeiten war, sei es, weil man sich, wenn auch widerstrebend, von der Nützlichkeit der buddhistischen Drucke überzeugt hatte. Der Druck des konfuzianischen Kanons bestimmte die gewaltige Verbreitung des Buchdrucks unter der Sung-Dynastie, aber die 10 technischen Anfänge sind das geistige Eigentum des Buddhismus der T'ang-Zeit. Mit dem Blockdruck änderte sich auch die Form der Schriftstücke. Die Seide hatte es bedingt, daß man die Texte auf lange Streifen schrieb und diese dann aufrollte, mit dem Papier machte man es nicht anders. Für die Abdrücke der Holzplatten bedurfte man kleinerer oder 15 größerer Papierbögen, diese wurden einseitig bedruckt, dann in der Mitte gefaltet, aufeinander gelegt und zusammengeheftet, damit war das chinesische Buch fertig. Es ist bekannt, zu welcher künstlerischen Höhe sich der Blockdruck in China dann hinaufentwickelt hat.

Wir haben früher gesehen, wie vom Ende des 4. Jahrhunderts ab einzelne 20 Glaubensrichtungen im Buddhismus anfangen, sich abzusondern und „Schulen“ zu bilden (s. oben S. 298 ff.). Diese dogmatischen Spaltungen setzten sich zur T'ang-Zeit in erhöhtem Maße fort, und zweifellos haben hier die indischen Schulen und ihre Vertreter in China mitgewirkt, wenn auch manche chinesische Eigenbildungen bemerkbar sind. Eine größere Be- 25 deutung haben diese Schulen, von einigen wenigen abgesehen, nicht erlangt. Sie sind auch zum größten Teil fast ebenso schnell wieder verschwunden wie sie entstanden waren. Außer ihren Namen und denen ihrer Gründer weiß man von den meisten wenig oder nichts, nicht einmal ihre genaue Zahl ist bekannt. In der Zeit vor den Sui werden gewöhnlich 30 dreizehn gezählt, und über die der T'ang-Zeit finden wir die verschiedensten Angaben. Die bedeutendste Schule, die unter den T'ang zu den von früher her bestehenden hinzugekommen ist, ist die früher besprochene *Mi tsung*, Yoga- oder Mantra-Schule (s. oben S. 576 f.). Von dem Lehrgehalt der 35 übrigen sich ein Bild zu machen, ist wegen der Verschwommenheit der chinesischen Angaben bei den meistens sehr schwer; die Unterschiede zwischen einzelnen herauszufinden, erfordert ein umständliches Eindringen in die verwickelten Konstruktionen der buddhistischen Scholastik. Während in Japan die Schulen sich bis in die Gegenwart in ihrer Sonderart erhalten haben, sind sie in China fast ganz erloschen, wenn sich auch theo- 40 retische Beschreibungen von ihnen — die Zahl wird auch später verschieden angegeben — erhalten haben.

Die Darstellung des Buddhismus als eines bestimmenden geistigen und politischen Faktors in China würde unvollständig sein, wenn nicht der

Abart gedacht würde, die sich in Tibet entwickelt, später aber auch nach China hinübergegriffen hat und unter dem Namen Lamaismus bekannt ist. Wir haben bereits erwähnt, daß unter dem Könige Khri-srong von Tibet, der bis 786 regiert haben soll, die Einführung dieses neuen Kultus 5 von Indien aus stattfand (s. oben S. 439). Der Buddhismus, sei es, daß er von Nepal oder daß er von China aus verbreitet wurde, war in Tibet bereits seit der Mitte des 7. Jahrhunderts, wenn nicht früher, bekannt, aber sich durchzusetzen gegen die einheimische Bon-Religion und ihre Zauberer hatte er nicht vermocht (s. oben S. 376). Auch untereinander 10 einig waren die buddhistischen Lehrer offenbar nicht. Während von China aus Mönche der Yogācārya-Schule in dem Lande wirkten, suchten von Indien aus die Madhyamikas ihre Theorien zu verbreiten. König Khri-srong soll nach einer tibetischen Quelle des 14. Jahrhunderts, um den Streitigkeiten ein Ende zu machen, eine dogmatische Disputation zwischen 15 den Vertretern beider Schulen angeordnet haben. Die Yogācāryas seien dabei unterlegen und hätten das Land verlassen müssen. Damit war der Einfluß des chinesischen Buddhismus beseitigt, und religiöse Verbindung bestand nur noch mit Indien. Zweifellos ist das Ganze nur ein Ausdruck der damaligen politischen Lage. Die Tibeter hatten allen Grund, gegen 20 die Chinesen erbittert zu sein, und schwere Kämpfe zwischen beiden wüteten nach dem Tode der chinesischen Prinzessin Kin-tsch'êng bis zum Jahre 755, wo der Aufstand des Ngan Lu-schan ausbrach und die Macht der T'ang vollkommen lähmte (s. oben S. 439). Der chinesische Einfluß in Tibet — nicht bloß der religiöse — war vernichtet. Der König selbst 25 scheint ein Schwächling zwischen den verschiedenen Parteien in seiner Umgebung gewesen zu sein, von denen die eine die Bon-Religion, die andere den Buddhismus geschützt wissen wollte. Die vorhandenen, mit vielen Legenden ausgeschmückten tibetischen Nachrichten lassen doch so viel erkennen, daß sehr heftige Auseinandersetzungen und auch Kämpfe 30 zwischen der alten und der neuen Religion, bei Hofe wie im Volke, stattgefunden haben müssen, und daß die Entscheidung lange Zeit sehr fraglich war. Schließlich gewann die indische Partei den König für sich, und dieser ließ einen berühmten indischen Heiligen Namens Śāntirakṣita mit zwölf Gefährten aus Bengalen kommen, der, wie die buddhistische Überlieferung es 35 ausdrückt, die bösen Geister und ihre Priester bezwingen sollte. Aber auch dieser fühlte sich dem Kampf mit den Dämonen des Landes nicht gewachsen und empfahl dem Könige, den angeblich noch berühmteren Lehrer der Madhyamikas und Dämonenbezwiner Padmasambhava aus Udyāna nach Tibet einzuladen. Er muß um etwa 740 der Einladung ge- 40 folgt sein, wenigstens wird der Bau des von ihm gegründeten großen Klosters *bSam-yas* südöstlich von Lhasa von den Einen in die Zeit von 737 bis 741, von Anderen in die von 749 bis 753 oder auch noch später verlegt. Padmasambhava erscheint, wenn die von ihm erzählten Legenden einen geschichtlichen Kern haben, als eine wenig erhebbende Persönlichkeit: ein Weiber-

jäger, der seine Leidenschaft mit salbungsvollen Phrasen verbrämt und im Namen seiner Erlösungsreligion aller Art Exzesse begeht. Daß er als Mönch eine Tochter des Königs heiratet, ist im Buddhismus eine Ungeheuerlichkeit, aber der Fall ist im tibetischen Mönchtum Vorbild geblieben. Nach unserer heutigen Kenntnis der tibetischen Geschichte gewinnt es 5 den Anschein, daß die Bedeutung des geschichtlichen Padmasambhava in der späteren Zeit übertrieben worden ist zu Ungunsten des gelehrteren Sāntirakṣita, des eigentlichen Lehrers und Künders des Buddhismus. Padmasambhava gilt als der gewaltige Dämonenbezwiner und Meister der wirksamsten *dhāraṇī*, wodurch sich vielleicht seine größere Volkstüm- 10 lichkeit erklärt. Bei der Übersetzung der Werke des Tripiṭaka in das Tibetische haben Beide, unter vielen anderen Indern, in weitem Umfange mitgewirkt, nach ihnen haben dann Scharen von Übersetzern allmählich die Riesensammlungen des Kandschur (die eigentlichen heiligen Schriften) und des Tandschur (meist Kommentare, Zaubersliteratur und Werke von 15 allen sonstigen, auch profanen Wissenschaften) entstehen lassen.

Das Ergebnis der Kämpfe zwischen Buddhismus und Bon-Religion war eine Vermischung beider: die indische Tantra-Lehre der Madhyamikas verband sich mit dem Schamanentum der Bon und bildete eine ganz neue Art von Buddhismus. Es ist kennzeichnend für diese Verbindung, daß 20 Padmasambhava in den Schriften beider Religionen als einer der ihrigen beansprucht wird. Schon durch die Bon-Religion müssen also persische Vorstellungen in diesen neuen Synkretismus gelangt sein, daneben aber sind im 7. und 8. Jahrhundert, dem Zeitalter der stärksten Religionsmischung in Inner-Asien, wahrscheinlich auch andere Elemente nicht bloß 25 der Mazdäer, sondern auch der Muhammedaner, der Nestorianer und Manichäer in die Legenden des Padmasambhava und seiner Anhänger gedrungen. So stellt sich die neue Religion Tibets als ein Gemisch von Buddhismus, Zauberesen, Mystik und Naturverehrung dar, das mit der Lehre Śākya-munis nur noch die Namen und gewisse Grundvorstellungen in vergrößerter 30 Form gemein hat. Eine Unzahl von Buddhas, Bodhisattvas, Göttern, Göttinnen und Dämonen bilden sein Pantheon, und ein pompöser Kultus mit vielen abstoßenden und unsittlichen Riten in Klöstern und Tempeln fängt an sich rasch zu entwickeln. Seine Mönche und Priester, Lamas (tibetisch *bla-ma*, „der Höhere“) genannt, heiraten und führen auch sonst 35 ein Leben, das zu den Gesetzen der „Buddhakinder“ sehr schlecht paßt. Dieser allmählich zu fester kirchlicher Organisation entwickelte Lamaismus geriet in Folge der maßlosen Herrschaftsansprüche seiner „Heiligen“, die im Besitze übernatürlicher Wunderkräfte zu sein behaupteten, bald in einen Gegensatz zu der weltlichen Macht des Königs. (Vgl. oben S. 438 f.). 40 Unter einem späteren Nachfolger Khri-srong, gLang-dar-ma, der in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts regierte, setzte eine Gegenwirkung gegen die Priesterherrschaft ein: die Mönche wurden verjagt oder getötet, die Klöster sollten zerstört, alle buddhistischen Bücher verbrannt

werden. Wie weit die Befehle ausgeführt wurden, wissen wir nicht, daß aber der Lamaismus einen starken Rückschlag erlitt, ist sicher, und erst unter dem Enkel gLang-dar-mas in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts konnten die vertriebenen zurückkehren und ihren Kultus neu aufbauen.

- 5 Die Kirche hat sich dann zu einer politischen Macht entwickelt, der in dem schon völlig zersetzten Staate (s. oben S. 494) auch das Königtum erlag, und es wird sich später zeigen, wie auch China mit dieser Macht rechnen mußte.

Wir haben bisher den Hintergrund zu zeichnen versucht, vor dem sich
 10 das ursprüngliche, eigentliche chinesische Geistesleben abspielte. Es kann nicht wundernehmen, wenn dieser Hintergrund mit seiner Fülle und Vielgestaltigkeit in dem nach allen Seiten offenen Weltreiche das Chinesentum fast zu erdrücken scheint, und es wäre nicht überraschend, wenn das letztere bei aller Festigkeit und Selbstsicherheit in solcher Flut fremder
 15 und durchaus gleichwertiger Kulturelemente schließlich doch ertrunken oder wenigstens in andere Bahnen gedrängt worden wäre, so wie einst das Griechentum die römische Geisteswelt umbildete, oder die christliche Lehre die germanischen Vorstellungen wegschob. Und in der Tat muß diese Gefahr auch bestanden haben. So reich im 7. und 8. Jahrhundert
 20 das religiöse Leben in neuen, fremden Formen sich gestaltete, so armselig war die einheimische Philosophie, so herrliche Blüten Künste und Dichtung unter fremder Befruchtung trieben, so kümmerlich erschien die kanonische Wissenschaft. Als die Sonne der T'ang-Macht am hellsten strahlte, schien das, was bisher das eigentliche Wesen des Chinesentums ausgemacht
 25 hatte, zu verdorren, die chinesische Geistigkeit stand wieder im Begriffe eine andere zu werden.

Es war bereits die Rede davon, wie die bildenden Künste unter den fremden Einflüssen sich wandelten und veredelten, jedenfalls freier von den Fesseln des überlieferten Herkommens wurden (s. oben S. 561f.). Dabei behielt die
 30 chinesische Eigenart aber doch ihr Recht; die buddhistischen Gemälde von Tun-huang aus dem 8. bis 10. Jahrhundert zeigen eine technisch wie künstlerisch gleich gut gelungene Verbindung von chinesischen, indischen und hellenistischen Bestandteilen: chinesische Portraits nach den Regeln der Überlieferung, indische Körperformen, hellenistische Gewandfalten.
 35 Die klassische Form der chinesischen religiösen Malerei, verkörpert anscheinend vor allem in Wu Tao-hüan, entstand damals. Auch die Profan-Malerei, soweit man sie heute noch erschließen kann, blieb chinesisch in ihren Landschaften, ihren Personen und ihrer Perspektive, aber sie zeigt den gleichen Realismus der Darstellung, den wir in der Plastik bereits erwähnten und der für China etwas Neues darstellte. Daneben finden
 40 wir im Norden eine Neigung zu kräftigen Farben, die ebenfalls bis dahin unbekannt war. Beides ist kennzeichnend für die T'ang-Kunst geworden und dürfte eine Folge westlicher Vorbilder sein, wenn es nicht auch psychologisch begründet ist in der erweiterten Kenntnis fremden Kulturlebens und

danach in einer objektiveren Beobachtung des eigenen. Es ist sicher kein Zufall, daß dieser Realismus und diese Farbenfreudigkeit als vom Norden ausgehend angesehen wurden, während der Süden sich an Schwarz-Weiß hielt, so daß eine viel spätere Kunstkritik, ob mit Recht, bleibe dahingestellt, von einer nördlichen und einer südlichen „Schule“ (besser: Malweise) 5 der T'ang-Zeit spricht. Es sind Träger berühmter Namen, die als Vertreter beider Schulen genannt wurden: Li Ssë-hün, der Großvater des berühmten Li Lin-fu (s. oben S. 434), sein Sohn Li Tschao-tao, der Oheim des letzteren, Han Kan, und vermutlich auch Wu Tao-hüan, von dessen Bildern wir eigentlich nur Beschreibungen haben (vgl. oben S. 561), für die nördliche, der als Maler 10 wie als Dichter gleich berühmte Wang Wei und seine Schüler für die südliche. Alle gehören dem Ende des 7. und dem 8. Jahrhundert an. Die Landschaftsmalerei im besonderen mit ihrem Stimmungsreichtum, mit jenem Hauch des Unendlichen, dem der Künstler in seinem Bilde zum Ausdruck zu verhelfen sich müht, ist eins der wundervollen Erzeugnisse der T'ang-Zeit, 15 aber auch dieser metaphysische Gehalt ist zweifellos eine Frucht des Buddhismus mit seinem Sichversenken in das stumme Walten der Natur, mit der Auflösung des eigenen Ich im grenzenlosen All, dem „kosmischen Gefühl“, wenngleich der Taoismus in der chinesischen Seele wohl schon ähnliche Töne hatte erklingen lassen. Wang Wei war Anhänger des Buddhismus 20 und beschloß sein Leben in einsamer Zurückgezogenheit.

Vom Bilde zum Gedicht ist in China nur ein kleiner Schritt, bei Wang Wei ein besonders kleiner. „Genieße Wang Weis Gedichte, und du wirst in den Gedichten seine Bilder sehen — Betrachte Wang Weis Bilder, und du wirst in den Bildern seine Gedichte finden“, so lautet ein bekanntes Wort 25 des großen Sung-Dichters Su Tung-p'o, und „Dichtung und Malerei sind Götterwerke nach dem gleichen Gesetz“ sagt er an einer anderen Stelle. Und in der Tat wollen chinesische Gedichte wegen der eigenartigen Sprach- und Schriftform — auch die Schreibkunst ist in China ein Bestandteil der Malerei — durch Ohr und Auge zugleich aufgenommen werden, das 30 macht eine vollwertige Übersetzung in eine fremde Sprache zur Unmöglichkeit. Ganz besonders ist das der Fall bei der Lyrik, und die chinesische Lyrik ist schlechthin das Erzeugnis, und vielleicht das edelste, der T'ang-Zeit. Eine neue Art der lyrischen Kunstpoesie hatte sich bereits im 3. Jahrhundert v. Chr. in den *Tsch'u ts'ë*, den „Elegien von Tsch'u“, gebildet 35 (s. I, 298), aber fast ein Jahrtausend hindurch war die Entwicklung kaum weiter geschritten, und erst im 7. Jahrhundert beginnt plötzlich das Aufstrahlen des poetischen Genius und zeitigt Früchte, deren Schönheit in der späteren Zeit niemals mehr übertroffen worden ist. Zwei und einhalb Jahrhunderte hat diese Hochflut dichterischen Schaffens gewährt, und 40 unübersehbar ist die Schar der Poeten, Legion die Zahl ihrer Lieder. Die berühmtesten Namen, die auch im Abendlande allgemein bekannt sind, finden sich hier: neben Wang Wei Tsch'ên Tsë-ngang, der Vertraute der Wu hou, Li Po (gewöhnlich Li T'ai-po genannt), der weinfrohe Sänger

der Yang Kuei-fei (s. oben S. 451 f.), Tu Fu, dem so wechselvolle Schicksale unter Hün tsung und Sutsung beschieden waren, ferner die beiden Freundespaare Po Kü-yi und Yuan Tschên (vgl. oben S. 562), Han Yü (s. oben S. 490) und Liu Tsung-yuan, und sehr viele Andere. Was
 5 die T'ang-Poesie kennzeichnet, ist ebenfalls der Realismus, und zwar Realismus in Goetheschem Sinne: Wirklichkeit der gegebenen Situation und Wirklichkeit der durch sie hervorgerufenen Empfindung. Sehr viele unter den zahllosen Liedern und Gedichten, vom einfachen Vierzeiler bis zum umfangreichen Langgedicht, vom schwermütigen Stimmungsbilde
 10 bis zum ausgelassenen Trinkliede, sind Meisterwerke auch für den abendländischen Geschmack, unendlich zarte Gebilde, in denen mit wenigen Strichen, genau wie bei den Gemälden, die Landschaft oder der sonstige äußere Zustand skizziert, und dann das Empfinden in keuscher Scheu leise angedeutet wird, wenn es sich nicht schon von selbst ergibt. Un-
 15 verkennbar wie in der Malerei sind auch in der Poesie die buddhistischen und, zum geringeren Teil, die taoistischen Einflüsse. Hier wie dort äußert sich die Weltflucht, die Sehnsucht nach dem Frieden der Natur, das Hinausverlangen aus der Unrast des höfischen und Beamtenlebens, der Hang zum Träumen in der Einsamkeit. Aber immer bleibt auch hier die strenge
 20 Form, die Gemessenheit bei aller verhaltenen Leidenschaft gewahrt. Unübersehbar sind die Übersetzungen oder Übersetzungsversuche, die sich die T'ang-Lieder von berufener und unberufener Hand haben gefallen lassen müssen, aber ihre Schönheit wiederzugeben, ist bisher Niemand gelungen. Vielleicht der Einzige, dem es gegeben war, T'ang-Poesie, nicht
 25 nachzuahmen, sondern zu schaffen, war Goethe, und zwar nicht etwa da, wo er die Chinesen nachzuahmen glaubte, wie in den „Notizen und Gedichten“ von 1827 mit dem Titel „Chinesisches“, oder gar in den „Chinesisch-Deutschen Jahres- und Tageszeiten“, sondern da, wo er nichts Chinesisches ahnte. „Wanderers Nachtlied“ (beide Formen), „Herbstgefühl“, „Rastlose Liebe“ u. a. sind echte T'ang-Lieder und werden auch
 30 heute von den Chinesen als solche empfunden.

Die T'ang-Poesie ist bestimmendes Vorbild geblieben für alle chinesischen Dichter der Nachwelt, und jeder Gelehrte hielt es für selbstverständlich, auch Dichter zu sein. Die Poesie ist nicht gut gefahren dabei. Die
 35 Technik des Dichtens mußte jeder Konfuzianer beherrschen: dazu gehörte die Kenntnis der Tonharmonien und Reimtafeln, der konventionellen Parallelismen und ihrer Ausdrücke, Wendungen, Metaphern, sowie des Zitatenschatzes und der historisch-literarischen Anspielungen. Das Ergebnis war für gewöhnlich das überschraubte und überkünstelte Poem,
 40 das nur für den Literaten genießbar und eine zeitraubende Beschäftigung für philologischen Scharfsinn ist.

Zurückbleibend hinter der poetischen Literatur, aber reichhaltig und in ihrer Art ebenfalls viel bewundert ist die Prosa. Aber nicht große Werke sind es, die ihr Wesen bestimmen — obwohl, wie wir gesehen haben, eine

große Anzahl von Annalenwerken gerade unter T'ai tsung entstanden sind (s. oben S. 2 f. und 308) —, sondern der „Essay“, der literarische Aufsatz. Das Vorbild hierfür war schon zur Zeit der Trennung durch die großen Sprachschöpfer des 4. und 5. Jahrhunderts, namentlich T'ao Yuan-ming (s. oben S. 279), gesetzt worden, zur T'ang-Zeit aber wurde 5 der Kreis der Gegenstände, die vom Essay behandelt wurden, erheblich erweitert. Neben die philosophische, moralische und ästhetische Betrachtung trat die Politik und die Staatsführung. Beide waren auch schon zur Han-Zeit literarisch behandelt worden — es braucht nur an Kia Yi (I, 240 u. 332) erinnert zu werden —, aber Sprache und Stil waren seitdem anders 10 geworden: verfeinert, blumiger, schärfer geschliffen. Wei Tschêng, der große Staatsmann und Vertraute T'ai tsungs (s. oben S. 308 und 355), war es vor Allen, der den politischen Essay neuen Stils einführte, und politische Betrachtungen sind seitdem ein beliebter Inhalt für die kunstvolle Prosa geblieben. Dabei mußte allerdings dieser Inhalt sehr häufig ganz hinter 15 der schönen Form zurücktreten: politische Lehrmeinungen wurden mit einer erstaunlichen Naivität unter Ausschaltung jeder Wirklichkeit vortragen, und es ist schwer zu glauben, daß die Verfasser selbst ihre Ratschläge und Belehrungen für etwas Anderes gehalten haben sollten als für Verwendungsmöglichkeiten ihrer vortrefflichen Stilkunde. Natürlich 20 blieben auch andere Themen, philosophische, schöngeistige, schildernde durchaus in Übung, buddhistische und taoistische Einflüsse waren auch hier oft spürbar. Fast alle die großen Dichter der Zeit sind auch berühmt als Essayisten, und vielleicht als die hervorragendsten von allen gelten Han Yü und Liu Tsung-yuan. Han Yü, der fanatische Konfuzianer und 25 wütende Gegner des Buddhismus, hat seinen eigenen Stil; abhold jeder Art von Mystik, läßt er es zwar nicht an Zitaten und Anspielungen fehlen, aber er bleibt nüchtern, selbst wenn er den Krokodilen in Tsch'ao-tschou moralische Vorlesungen hält und sie zur Verlegung ihrer Tätigkeit anderswohin auffordert. Seine berühmten Tiraden gegen den Buddhismus, 30 so berechtigt ihr unmittelbarer Anlaß sein mochte, verraten eine völlige Unkenntnis des Gegenstandes und sind für ihn so wenig ein rühmliches Denkmal wie für die Literaten, die sich dafür begeisterten. Liu Tsung-yuan gilt zwar als engster Freund von Han Yü, ist aber weit mehr Skeptiker als dieser und verrät nichts von dessen Haß gegen den Buddhismus. 35

Inmitten dieser bunten Fülle der T'ang-Zeit machen der Taoismus und noch mehr der orthodoxe Konfuzianismus keine glänzenden Figuren. An der Gunst der Kaiser hat es den Taoisten, namentlich seit Jui tsung und Hüan tsung, nicht gefehlt, dafür sorgte schon die vermeintliche Abstammung der kaiserlichen Li-Sippe von Lao tsë oder Li Ör (s. oben S. 114). 40 Wir haben gesehen, wie unter Hüan tsung das taoistische Pantheon vermehrt, und der taoistische Tempel-Kultus erweitert wurde (s. oben S. 432 ff.). Lao tsë genoß unter ihm kultische Ehren, die denen der höchsten konfuzianischen Gottheiten, dem Himmel und der Erde, gleich kamen, und im

Jahre 719 „als der Kommentar zum *Tao-tê king* (I. 202f.) vollendet war, ordnete er an, daß dieses Buch in allen Familien des Reiches vorhanden sein müsse, und daß bei den Prüfungen für Zulassung zur Beamten-Laufbahn (s. unten) die Aufsätze über das *Schu king* und das *Lun yü* herabzumindern
 5 und dafür Prüfungen über Lao tsě hinzuzunehmen seien“ (*T'ang schu* Kap. 44 fol. 6r⁰). Je mehr die Zeit fortschritt, um so stärker artete der Taoismus unter den abergläubischen Ängsten willen- und machtloser Kaiser in der fauligen Atmosphäre des Hofes zu wildem Zauberspuk, alchemistischen Quacksalbereien und Schlimmerem aus. Wir haben die verheerenden
 10 Folgen während des letzten Teiles der T'ang-Zeit beobachten können. Die Taoisten haben sich auf diesem dunklen Gebiete zeitweilig in einem wenig sauberen Wettstreit mit den Buddhisten befunden. An ernsthaftem Denken war der Taoismus zu jener Zeit äußerst arm, wenigstens ist das, was an Schrifttum überliefert ist, sehr gering und außerdem von zweifel-
 15 hafter Echtheit. Es ist offensichtlich, daß das Nebeneinander der verschiedenartigen religiösen und sonstigen kulturellen Elemente im Geistesleben der T'ang-Zeit einen gewissen Verschmelzungsvorgang anbahnte. Eine Art von Humanismus begann sich zu entwickeln, und unter seinem Einflusse trat die Neigung hervor, die „drei Lehren“, Konfuzianismus, Taois-
 20 mus, Buddhismus, die jetzt alle mit fremden Elementen gesättigt waren, einander anzugleichen, ihren gemeinsamen Urgrund aufzudecken und vielleicht — die ebenso wichtige wie schwierige Frage harrt noch der Klärung — eine einheitliche Religion darauf zu bauen. Hüan tsung selbst, in dessen langer Regierungszeit die verschiedenen Religionen ihre stärkste Ent-
 25 wicklung erfuhren, hatte dem alten konfuzianischen Kult der Opfer an Himmel und Erde auf dem T'ai shan (s. I, 130), sowie dem Kultus des Konfuzius ein bedeutungsvolles taoistisches Element beigemischt (s. oben S. 432 ff.); wie Buddhismus und Taoismus sich gegenseitig durchsetzten, haben wir wiederholt gesehen, der konfuzianischen Ethik hat sich der
 30 Buddhismus willig angenommen (s. oben S. 286), und die buddhistische Schule der Yogācārya hat eine Verbindung zwischen allen drei Religionen geschaffen (s. oben S. 577). Schon die Wu hou hatte in einer Schrift über die „drei Lehren“ wahrscheinlich einen Ausgleich zwischen dem Buddhismus und den einheimischen religiösen Anschauungen her-
 35 stellen wollen (s. oben S. 418), und von Hüan tsung läßt sich sagen, daß er versuchte, diese Ausgleichsbestrebungen in die Tat umzusetzen. Die Neigung hat über die T'ang-Zeit hinaus gewährt, und es scheint nicht unmöglich, daß sie bleibende, damit aber auch umstürzende Ergebnisse gezeitigt haben würde, wenn nicht die konfuzianische Orthodoxie, instinkt-
 40 mäßig die Gefahr fühlend, die hier ihr drohte, mit Leidenschaft die weitere Entwicklung unterbunden hätte.

Zur T'ang-Zeit werden in den Schriften sowohl der wenigen taoistischen, wie der konfuzianischen Denker buddhistische Vorstellungen in zunehmendem Maße spürbar. Die Spekulationen über das *tao* und vom *tao* aus kom-

men zuweilen dem Begriff des Erlöstseins von den fünf *skandha*, den Elementen des Seins, außerordentlich nahe, so besonders bei *T'ien-yin tsě*, einem Anonymus, hinter dem man den taoistischen Mystiker Ssě-ma Tsch'êng-tschêng (s. oben S. 427) vermutet hat, der von 655 bis 735 lebte. Ssě-ma Tsch'êng-tschêng hatte seinen Wohnsitz ebenfalls auf dem von den 5 Einsiedlern von jeher gern gewählten Gebirge T'ien-t'ai schan, jener auch für die Buddhisten besonders geweihten Stätte (s. oben S. 300), und Hüan tsung, der den Weisen ebenso hoch verehrte wie sein Vater Jui tsung, gelang es nicht, ihn dauernd von dort in die Hauptstadt zu ziehen. Einige andere Anonymi zeigen die gleiche Beimischung buddhistischer, konfu- 10 zianischer und noch anderer Elemente. *Kang-ts'ang tsě* z. B. — von dessen Verfasser es übrigens nicht sicher ist, ob er der T'ang-Zeit angehört — vertritt durchaus konfuzianische Ethik, und mit seiner Staatslehre von Belohnungen und Strafen streift er sogar hart an die Rechtschule (I, 215 ff.). Am meisten frei von fremden Einflüssen hält sich noch ein kleines Fragment, 15 das sich *Wu-nêng tsě* („der Nichtsköner“) nennt und einem am Ende der T'ang-Zeit entstandenen Werke angehört. Es vertritt ganz den alttaoistischen Standpunkt der absoluten Passivität. Aber fast alle Spekulationen über das *tao* laufen schließlich darauf hinaus, durch völliges Eingehen in diese Weltkraft übermenschlicher Kräfte teilhaftig zu werden, 20 sei es um Unsterblichkeit zu erlangen oder sonstige die Schranken der irdischen Natur durchbrechende Leistungen zu vollbringen. Frei von dieser Vergrößerung der Vorstellungen und hervorragend wegen der Klarheit seiner Darstellung von Wesen und Wirken des *tao*-Begriffs und wegen der damit verknüpften tief dringenden erkenntnistheoretischen Versuche 25 ist nur eine kleine Schrift, die den Titel *Kuan-yin tsě* trägt. Man kennt weder den Verfasser noch die Zeit der Entstehung, und es ist sehr wohl möglich, daß sie, da sie in den Literatur-Verzeichnissen der T'ang-Zeit nicht erwähnt wird, erst einer spätern Zeit angehört. Man hat das Werk indessen, schwerlich mit Recht, lediglich auf seinen Titel hin („Yin Hi, 30 der Paßwächter“), in Verbindung mit jener taoistischen Fabel-Geschichte gebracht, die bereits früher erwähnt wurde (s. oben S. 436). Der Bericht findet sich in beiden Annalenwerken, und zwar sogar in den Kaiser-Annalen (*K. T'ang schu* Kap. 9 fol. 7v⁰f u. *T'ang schu* Kap. 5 fol. 20v⁰f.) und ist bedeutsam für die Stellung des Taoismus unter Hüan tsung überhaupt. 35 Es heißt dort unter dem Jahre 742: „Der Kriegsrat bei dem Prinzen von Tsch'ên, T'ien T'ung-siu, berichtete an den Thron, daß ihm der Kaiser vom dunklen Uranfang (*Lao tsě*, s. oben S. 436) an der großen Straße beim Tor des roten Phoenix (in dem südlichen Stadtteil von Tsch'ang-ngan) erschienen sei und verkündet habe, daß er einen Talisman mit göttlicher Kraft 40 (*ling fu*, ein Schriftstück?) in der alten Wohnstätte des Yin Hi (s. oben S. 302) niedergelegt habe. Der Kaiser sandte Boten nach dem alten Grenzpaß Han-ku (im Huang-ho-Tal bei der Stadt Ling-pao hien in Ho-nan, östlich von T'ung kuan), und westlich von der Terrasse des Yin Hi fand

man den Talisman. Danach errichtete man in dem Stadtteil *ta-ning fang* (in Tsch'ang-ngan) einen Tempel (*miao*) des dunklen Uranfangs“. Weiter wurde die bis dahin geltende Jahresbezeichnung *k'ai-yuan* zu Ehren des Fundes in *t'ien-pao* („vom Himmel gegebener Schatz“) umgeändert. 5 Hüan tsung nahm als neuen Titel die Bezeichnung „Kaiser der heiligen Tugenden des Friedens und der göttlichen Kräfte des Krieges mit den Devisen *k'ai-yuan* und *t'ien-pao*“ („Beginn des Uranfangs“ und „vom Himmel gegebener Schatz“) an, also eine taoistisch gefärbte Formel. Dann vollzog der Kaiser in Person innerhalb von sechs Tagen hintereinander die großen Opfer an Lao tsě (in dem neuen Tempel), die im Ahnentempel und die an Himmel und Erde. Ferner erhielten die Patriarchen des Taoismus, Tschuang tsě, Lie tsě u. A., sowie ihre hinterlassenen Werke hohe Ehrentitel (*Kuan-yin tsě* ist nicht darunter), und der Bezirk T'ao-lin hien, wo der Talisman gefunden war, wurde in Ling-pao hien umbenannt. 10 So phantastisch das Auftreten des legendären Yin Hi, des Wächters vom „Paß“ (*kuan*), hier ohnehin schon anmutet, und obwohl wir von dem „Talisman mit göttlicher Kraft“ nicht erfahren, ob und was für ein Schriftstück er war, so haben die Texte (auch das *T'ung-kien* hat die Geschichte) doch den Mythos nicht so weit getrieben, daß sie in dem letzteren das 20 *Kuan-yin tsě* zu sehen vorgeben.

Der Bericht der T'ang-Annalen berührt auch die Frage der taoistischen Tempel und Klöster, über deren Entstehungsgeschichte und Kult wir noch wenig wissen. Daß der Kult- und Klostergedanke den Buddhisten entlehnt und ganz in Anlehnung an sie äußerlich gestaltet worden ist, unterliegt keinem Zweifel, der ältere Taoismus kannte keine „Kirche“ und 25 keine Klöster, auch der des Tschang Tao-ling (s. I, 419 f. und oben S. 279) nicht, und entwickelt hat sich der Kloster-Taoismus nicht in Abhängigkeit von Tschang Tao-lings Sekte, sondern im Gegensatz zu ihr. Taoistische Schreine und andere Kultstätten sind schon in der Han-Zeit nachweisbar (s. I, 417), aber Klöster fangen erst sehr viel später an kenntlich zu werden. Die taoistischen Wundermänner waren ursprünglich meistens Einsiedler und lebten in den Bergen, erst allmählich, wenn sie eine Schar von Anhängern um sich sammelten, bauten ihnen die Gläubigen oder die Gunst der Fürsten behaglichere Wohnstätten. In dem Vorwort zu *Kuan-* 35 *yin tsě* wird uns erzählt, daß „die alte Wohnstätte von Yin Hi in Tschungnan (die Berge südlich von Tsch'ang-ngan) gewesen sei, daß Mu wang von Tschou (I, 147 f., im 10. Jahrhundert v. Chr.) dort den Strohturm wiederhergestellt, seine Bezeichnung in *Lou kuan* („das Turmheiligtum“, *kuan* ist die spätere Bezeichnung taoistischer Klöster und Tempel) umge- 40 ändert und eine Opferstätte (*ts'ě*) für Lao tsě errichtet habe. Das Aufblühen der taoistischen Tempel (*kuan*) hat in Wirklichkeit hier seinen Ursprung.“ Die wilden Anachronismen zeigen bereits, daß wir es hier mit Märchen zu tun haben. Nicht viel höher dürfte die Angabe zu bewerten sein, daß Sun K'üan, der König von Wu (s. oben S. 8 ff.), im Jahre 247

in oder bei Nanking für oder durch Ko Hüan (s. oben S. 280) den Tempel *Tung-hüan kuan* habe erbauen lassen. Zuverlässige Nachrichten finden wir erst in der Wei-Zeit. Im *Wei schu* (Kap. 114 fol. 32r⁰) heißt es in einem Erlaß des Kaisers Hiao-wên (s. oben S. 209 ff.) von 491: „Altäre und Opferstätten (für die Taoisten) sind bereits seit der Han-Zeit errichtet 5 worden, aber Unsere Vorgänger haben ein Tempel (*ssě*)-Gelände geschaffen, damit jene in völliger Hingabe (an das *tao*) dort Zuflucht finden können.“ Da es nicht angängig sei, daß dieses Heiligtum mitten in der Unruhe der Stadt läge, so sollte es nach außerhalb verlegt werden. Hier scheint zum ersten Male von Wohngebäuden für die „Tao-Lehrer“ die Rede zu 10 sein. Deutlicher noch ist das *Sui schu*. Dort wird (Kap. 35 fol. 30v⁰) von dem Kaiser T'ai-wu ti von Wei (s. oben S. 190 ff.) berichtet, daß er im Jahre 424 dem berühmten Wundermanne K'ou K'ien-tschì (s. oben S. 203) Seide und Edelsteine für die Opfer des Sung schan, eines der fünf heiligen Gipfel (s. I, 13), gesandt und „seine Schüler habe nach der Haupt- 15 stadt kommen lassen. Im Südosten von der Hauptstadt Tai (Ta-t'ung) ließ er ein Altargelände für über 120 Tao-Lehrer herrichten, damit diese ihre Lehre verkündigen und im Reiche verbreiten könnten.“ Und an der gleichen Stelle heißt es, daß jenes große Heiligtum, das nach der Verlegung der Hauptstadt von Tai nach Lo-yang ebenfalls dort neu auf- 20 gebaut war, „mit der Übersiedlung des Kaisers Schên-wu von Ts'ì (d. h. Kao Huan) nach Ye (s. oben S. 226 u. 228) aufgehoben wurde. Zur Zeit Wên-siangs (d. h. Kao Tsch'êngs von 547 bis 549 s. oben S. 236) wurde dafür ein großes Gebäude (*kuan*) errichtet, und die fähigsten (Tao-Lehrer) wurden ausgewählt und erhielten dort Wohnung.“ Hier dürften also die 25 ersten nachweisbaren Anfänge taoistischen Klosterlebens zu suchen sein. In der T'ang-Zeit hat sich dies dann üppig entwickelt, das erkennt man schon an Kaiser Jui-tsungs Neubauten für seine beiden Töchter, die Tao-Priesterinnen werden mußten (s. oben S. 427). Die Kultstätten, die Hüan tsung den fünf heiligen Bergen errichten ließ, und die nach den 30 Weisungen Ssě-ma Tsch'êng-tschêngs dessen Lebensbeschreibung zufolge (*K. T'ang schu* Kap. 192 fol. 13r⁰) hergerichtet werden mußten, waren anscheinend keine Wohnungen, obwohl dem ganzen Zusammenhange nach Ssě-ma selbst und seine Anhänger im Gebirge eine Art Kloster gehabt haben müssen. Das *Tsch'ang-ngan tschi* (Kap. 7 fol. 3v⁰) berichtet, 35 daß damals zehn taoistische Männer-Klöster und sechs Frauen-Klöster in der Hauptstadt vorhanden waren — allerdings gegenüber 64 buddhistischen Mönchs-Klöstern und 27 Nonnen-Klöstern (vgl. oben S. 497 f.). Und daß der Kultus nicht auf die Hauptstadt beschränkt war, beweist die Tatsache, daß im Jahre 743, also ein Jahr nach den für den Taoismus so bedeutungsvollen 40 Ereignissen, in Hang-tschou in Tschê-kiang ein berühmt gewordenes Kloster, das *Tsě-ki kung*, gegründet wurde, das bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts bestanden hat. Hüan tsung ist es vor Allen gewesen, der den taoistischen Kult neu geschaffen oder wenigstens erweitert hat (s. oben S. 434 f.).

In ihrer Nachbildung des Buddhismus sind die Taoisten beim Kultus und Klosterbau nicht stehengeblieben. Die literarischen Lorbeeren ihrer Mitbewerber um die kaiserliche Gunst haben sie nicht ruhen lassen, und in engster, fast sklavischer Nachahmung des Tripitaka (*San tsang*, s. oben 5 S. 304) haben sie ihr freilich erheblich weniger umfangreiches Schrifttum im *Tao tsang* („Piṭaka des *tao*“) zusammengefaßt und dies nach den von den Gottheiten der „drei Mysterien“ (s. oben S. 565) beherrschten „drei Gebieten“ (*san ts'ing king* „Gebiete der drei Reinen“) eingeteilt (vgl. oben S. 286). Die „drei Gebiete“ und danach die drei Teile des Kanons haben 10 die Namen „das Gebiet des Edelstein-Reinen“ (*Yü-ts'ing king*), „das G. des Höchsten Reinen“ (*Schang-ts'ing king*) und „das G. des Erhabenen Reinen“ (*T'ai-ts'ing king*). Die drei Teile heißen auch Abteilung „Mysterien des Wahren“ (*Tung-tschên pu*), Abt. „M. des Dunklen“ (*Tung-hüan pu*) und Abt. „M. des Göttlichen“ (*Tung-schên pu*). Diesen drei Teilen sind 15 dann im Laufe der Zeit eine Anzahl von Ergänzungssammlungen angefügt worden. Die Sammlung, so wie sie heute ist, enthält 1464 Werke, aber ein sehr großer Teil davon besteht nur aus kurzen Traktaten, und wie viel von dem Ganzen der T'ang-Zeit angehört, könnte nur durch lange und mühevollen Untersuchungen festgestellt werden. Die Kataloge der T'ang- 20 Annalen sind unsicher und zählen 110 bis 125 Werke auf, von denen aber nicht wenige nur dem Titel nach bekannt waren; von manchen ist es zweifelhaft, ob sie überhaupt taoistisch sind, andere mögen in andere Katalog-Teile geraten sein. Das *Wên hien t'ung k'ao* (Kap. 211) gibt die Zahl 84 für die T'ang-Zeit, während das *T'ung tshi* (Kap. 67) für seine Zeit 25 (12. Jahrh.) im ganzen 1323 Werke nennt. Unsere Kenntnis von der Geschichte des Kanons ist noch sehr spärlich. Die taoistische Überlieferung nimmt das Jahr 745 als den Zeitpunkt an, wo zuerst das Schrifttum zu einer Sammlung vereinigt worden sei, was nicht unwahrscheinlich klingt. Eine andere Quelle im *Fo tsu t'ung ki* gibt dagegen die Zeit 30 von 1008 bis 1017 dafür an. Der älteste der uns bekannten Kataloge der taoistischen Werke, der aber verloren ist, behauptet hinwiederum, der Sui-Zeit anzugehören. Die taoistische Literatur selbst scheint völlig schweigsam hinsichtlich ihrer Geschichte.

Mißmutig und verbissen, aber auch zornig und laut scheltend, je nach 35 dem Temperament, stand das konfuzianische Literatentum der Zeit mit ihren Lastern und ihren traditionswidrigen Irrlehren gegenüber. Als Vertreter der ersteren Geistesart kann Liu Tsung-yuan um 800 gelten, als der der letzteren Han Yü. Liu betrachtet trotz gelegentlicher Hineigung zu buddhistischen und taoistischen Gedankengängen das Ge- 40 triebe im Staat wie in der Natur als der Gerechtigkeit und des höheren Sinnes bar. Es mag sein, daß sein hartes Geschick — er brachte die zweite Hälfte seines Lebens in der Verbannung zu — an dieser bitteren Stimmung seinen Anteil hatte. Wie Han Yü gegen die fremden Lehren wütete, haben wir gesehen; die kanonische Weisheit des Konfuzius war für ihn

wie für das ganze Literatentum die absolute Wahrheit, was davon abwich, verdammenswert, mochte es fremdländisch oder inländisch sein. Buddha ist für ihn der Barbar, und Lao tsë ein Mann, „der im Brunnen sitzt, den Himmel betrachtet und ihn klein nennt“. Von allgemeiner Bedeutung für den Konfuzianismus überhaupt ist seine Auffassung vom *tao* im Gegensatz zu der der Taoisten. Sie zeigt, wie sich aus der gemeinsamen Wurzel dieses Grundbegriffes zwei ganz verschiedene Stämme entwickelt haben (vgl. I, 206 u. oben S. 282 f.). In seiner Abhandlung von der „Ergründung des *tao*“ (*Yuan tao*) sagt er: „Wenn sie (die Taoisten) vom *tao* reden, so machen sie das zum *tao*, was sie als *tao* ansehen, das 10 ist aber nicht das, was wir (Konfuzianer) *tao* nennen. Und wenn sie von *tê* reden, so machen sie das zum *tê*, was sie als *tê* ansehen, das ist aber nicht das, was wir *tê* nennen. Was wir *tao* und *tê* nennen, das ist die Vereinigung von Wohlwollen (*jen*) und Gerechtigkeit (*yi*); und dies ist die allgemeine Auffassung in der Welt. Was Lao tsë *tao* und *tê* nennt, das ist die Beseitigung 15 von Wohlwollen und Gerechtigkeit; und dies ist die persönliche Auffassung dieses einen Menschen.“ Es folgen dann eine heftige Zurückweisung der Lehren Buddhas und Lao tsës, die sich beide weiser dünken als Konfuzius, und eine leidenschaftliche Verurteilung der Art, wie man diese Irrlehren der Barbaren, die im Widerspruch stehen zu der Lehre 20 der alten Herrscher, im Volke hat Boden gewinnen lassen. „Welches ist die Lehre der alten Herrscher? Umfassende Liebe üben, nennen sie Wohlwollen (*jen*) und tun, was angemessen ist, nennen sie Gerechtigkeit (*yi*). Auf diesem Wege zur Verwirklichung beider zu kommen, das heißt *tao*. Sich selbst aber damit Genüge tun und nicht sich auf Äußeres ver- 25 lassen, das heißt *tê*.“ „Dieses *tao* ist leicht zu begreifen (vgl. die gegenteilige Meinung Ko Hungs oben S. 282) und diese Lehre leicht zu verwirklichen.“ „So wird man im Leben sein Wesen als Mensch vollenden und im Tode seine unabänderliche Bestimmung erfüllen. Beim Stadtflur-Opfer (s. I, 130) wird der Gott des Himmels herzukommen, und im Ahnen- 30 tempel werden die Seelen der Menschen die Opfertgaben genießen. Und wenn jemand sagt: dieses *tao*, was ist das für ein *tao*? dann erkläre ich: das ist das, was wir *tao* nennen, nicht das, was man dem gegenüber *tao* des Lao tsë oder des Buddha nennt.“ Also für den Konfuzianer der T'ang-Zeit ist das moralisierte *tao* das Sittengesetz, das sich als sekundär her- 35 leitet aus den primären Begriffen von *jen* (Wohlwollen, Liebe) und *yi* (Gerechtigkeit, Angemessenheit), eine Zusammenfassung der *li* (Ordnungen), die im Opfer an Himmel und Erde und im Ahnendienst ihren höchsten Ausdruck finden. Es ist leicht zu ermessen, daß sich diese inhaltschwache Philosophie gegen den Ansturm der fremden Gedankenfülle 40 nur mühsam behaupten konnte, diese Ethik gab den religiösen Bedürfnissen, wie bereits früher gesagt wurde (I, 318), Steine statt Brot, darum suchten nicht bloß die Volksmassen, sondern auch die Gebildeten und sogar der Himmelssohn selbst in den fremden Lehren, einschließlich des

Taoismus, Ersatz für das Fehlende. T'ai tsung hatte allem fremden Kulturgut die Tore weit geöffnet, weiter als es für das innere Gleichgewicht der Epigonen zuträglich war, aber das Geistesleben seiner Völker hatte dadurch eine unermeßliche Bereicherung erfahren. Freilich der Konfuzianismus als Weltanschauung wurde von dieser Fülle erdrückt; weit mehr noch als zur Han-Zeit (s. I, 338 f.) war sein Weltbild in Gefahr, verschoben, er selbst im Begriff zu einer immer bunteren religiösen Synthese zu werden, eine Entwicklung, die ja schon zur Han-Zeit begonnen (s. I, 287) und sich im 4. Jahrhundert fortgesetzt hatte (s. oben S. 272 f.). Wenn er alle diese schweren Krisen doch siegreich überstanden hat, bis schließlich die Zeit kam, wo der Rückschlag gegen das Fremde einsetzte, so verdankte er dies dem politischen System, das aus ihm erwachsen war; der konfuzianische Staat, den er getragen hatte, trug ihn jetzt und schützte ihn um seiner eigenen Sicherheit willen. Mit unfehlbarem Instinkt empfand jeder unter den Kaisern, ihren Beratern und ihren Beamten, auch der unfähigste, daß in dem nunmehr geeinten Reiche der konfuzianische Staatsgedanke etwas Unantastbares, Selbstverständliches sei. Die Lösung der großen Schicksalsfrage des Reiches durch die Han-Kaiser hatte inzwischen von dem Denken der chinesischen Menschheit so weit Besitz ergriffen, daß für Zweifel oder Widerspruch kein Raum blieb (vgl. oben S. 249 f.). Der große Aufstand der Militär-Gouverneure unter Tê tsung mit seinem phantastischen Programm einer unkonfuzianischen Auflösung des Reiches (s. oben S. 474 ff.) brach rasch an diesem Programm zusammen. Der Konfuzianismus als politisches System stand wie ein Fels in der brandenden Flut der fremden Gedankenströme: seine beiden Wurzeln, der staatliche Kultus und der Bildungsinhalt für die Träger der Staatsgewalt, widerstanden allen zerstörenden Kräften. An diesen Grundlagen seines Staates hat keiner der Herrscher mit Bewußtsein rütteln lassen, auch T'ai tsung bei aller Aufgeschlossenheit und Weitherzigkeit nicht. Die T'ang-Zeit weist somit das entgegengesetzte Bild auf gegenüber der Periode zwischen Han und Sui: dort das politische System des Konfuzianismus noch ungefestigt und daher den Stürmen der Zeit nicht gewachsen, seine Wissenschaft aber, wenn auch zuweilen bedenkliche Wege wandelnd, doch voll regen Lebens (s. oben S. 264 ff.); hier unfruchtbar werdende Scholastik, aber ein erstarktes, allen Zerreißen Trotz bietendes politisches System.

Wie die christliche Kirche der Bibel, so konnte der konfuzianische Kirchenstaat des Kanons nicht entraten. Hier lag das eigentliche Betätigungsfeld der Literaten, hier konnte sich neben der Abwehr des Fremden die Weiterentwicklung des Eigenen auswirken. Indessen waren auch auf diesem Gebiete die Ergebnisse gering. Nach dem Ende der Trennungszeit schlossen sich auch die beiden Schulen des Nordens und des Südens (s. oben S. 272 f.) zusammen, und zwar in der Weise, daß die nördliche völlig in der südlichen aufging. Schon vor der Einigung durch

die Sui hatten die elegantere Form, die gewandte Dialektik im Schrifttum des Südens den schlichteren Norden mehr und mehr in ihren Bann gezogen. Als infolge der Vernichtung der südlichen Liang-Dynastie im Jahre 555 (s. oben S. 175) eine größere Anzahl von Gelehrten, darunter die als glänzende Stilisten und Dichter berühmten Freunde Wang Pao 5 und Yü Sin, nach Tschou (West-Wei) übersiedelten, wurden sie von dem jungen Kaiser Ming ti (s. oben S. 236) in Tsch'ang-ngan mit Freuden aufgenommen. Die beiden Großen übten durch ihre bestrickende Form einen solchen Einfluß auf die gelehrte Welt des Nordens aus, daß sie zu stärksten 10 Werbern für die südliche Schule wurden. Was im Norden noch an bodenständiger Wissenschaft vorhanden war, verflüchtigte sich unter der Herrschaft Wên tis von Sui, der für konfuzianisches Gelehrtentum nichts übrig hatte (s. oben S. 319), und erst mit Yang tis Thronbesteigung sammelten sich die Literaten von neuem in der nordischen Hauptstadt. Der nordische Stil in seiner bisherigen Form war zu Ende; man schämte sich der rück- 15 ständigen Schmucklosigkeit, die Eleganz und Gefälligkeit des Südens in Literatur und Lebensform beherrschte von nun ab den Geschmack. Die alten Namen *ku wên* und *kin wên* erhalten sich zwar weiter, aber sie bekommen von der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts ab eine andere Bedeutung: die Ku-wên-Schule nimmt in ihrer Darstellungsform die 20 „alten Texte“ d. h. die der Han- und Vor-Han-Zeit zum Vorbilde, die Kin-wên-Schule die „modernen Texte“ d. h. vor allen die der Süd-Staaten vom 5. und 6. Jahrhundert. Es handelt sich also jetzt um zwei Stil-Schulen, und während die Ku-wên-Schule im ursprünglichen Sinne mehr im Süden, die Kin-wên-Schule mehr im Norden daheim war, ist dieser Unterschied 25 jetzt völlig verschwunden: der neue Gegensatz geht von ganz anderen Bestimmungsmerkmalen aus, und *kin wên* bezieht sich jetzt viel mehr auf den Süden.

Zugleich mit der Verschmelzung der beiden Schulen zog aber auch eine große Unsicherheit hinsichtlich der kanonischen Texte ein, was nach den 30 bedenklichen Manipulationen der südlichen Schule (s. oben S. 266 f.) nicht überraschend ist. Um diesem Zustande ein Ende zu machen, berief T'ai tsung einige Jahre nach seinem Regierungsantritt mehrere schon zur Sui-Zeit hervorgetretene Gelehrte, nämlich den bereits früher genannten K'ung Ying-ta (s. oben S. 270), ferner den berühmten Kom- 35 mentator der Han-Annalen, Yen Schi-ku, sowie die durch besondere Kennerschaft der Geschichte des Kanons ausgezeichneten Literaten Ssé-ma Ts'ai-tschang, Wang Kung und Wang Yen, damit sie einen gereinigten Text mit Kommentar herstellten. Von diesem Kollegium wurden das *Yi king*, das *Schu king*, das *Schi king*, das *Li ki* und das *Tsch'un-ts'iu* mit 40 dem *Tso tschuan* bearbeitet, der neue Text erhielt dann den Titel *Wu king tschêng yi*, d. h. „die richtige Auslegung der fünf kanonischen Bücher“. Bald danach erhob ein ehemaliger Śramaṇa, Ma Kia-yün, einer der wenigen buddhistischen Mönche, die sich zum Konfuzianismus zurückfanden, Ein-

wendungen gegen zahlreiche Stellen dieser Exegese, und T'ai tsung befahl dementsprechende Änderungen im Text. K'ung Ying-ta zog sich aber vor Vollendung des Werkes im Jahre 644 wegen hohen Alters von seinen Ämtern zurück und starb 648. Im Jahre darauf verschied auch
5 T'ai tsung, und erst 653, nachdem vorher noch einmal eine Revision der Texte vorgenommen war, wurde das große Kommentarwerk auf kaiserlichen Befehl im Reiche verbreitet mit der Weisung, daß es hinfort als maßgebend für die staatlichen Prüfungen zu gelten habe. Es geht seitdem unter dem Namen von K'ung Ying-ta, obwohl diesem das Verdienst
10 daran durchaus nicht allein zukommt, und ist auch heute noch eine der meist benutzten Ausgaben. Während der ersten Jahre von Kao tsungs Regierung wurden noch neu bearbeitete und kommentierte Ausgaben des *Tschou li* und des *I li* von Kia Kung-yen dem Kanon hinzugefügt. Unter Hüan tsung endlich wies im Jahre 720 ein sonst unbekannter Literat
15 Namens Li Yuan-ts'ui darauf hin, daß „die drei *li* (*Tschou li*, *Li ki* und *I li*), die drei *tschuan* (des *Tsch'un-ts'iu*, *Tso-*, *Kung-yang-* und *Ku-liang-tschuan*), das *Schi king*, das *Schu king* und das *Yi king* zusammen die geheimen Gedanken der Heiligen und Weisen darstellten“, daß aber das Studium der drei *li* sowie des *Kung-yang* und *Ku-liang* stark vernach-
20 lässigt würde, und im Jahre 728 erklärte der Akademiker und hohe Würdenträger Yang Tsch'ang seiner Lebensbeschreibung zufolge (*K. T'ang schu* Kap. 185^b fol. 13v⁰), daß das *Tso tschuan* kaum noch studiert würde, das *I li* sowie *Kung-yang* und *Ku-liang* aber „von völligem Verschwinden bedroht seien“, und daß er daher bäte, künftig bei den staatlichen Prü-
25 fungen diese Werke weit stärker zu berücksichtigen. Hüan tsung, dem der Taoismus mehr am Herzen lag als das Konfuzianertum, hielt es doch für geraten, die entsprechenden Anordnungen ergehen zu lassen, und so bildeten denn von jetzt ab die genannten neun Werke den amtlichen Kanon der T'ang.

30 Sei es indessen, daß K'ung Ying-tas Ausgabe nicht die erstrebte Verbreitung im Reiche fand, sei es, daß sich beim Abschreiben doch wieder Fehler eingeschlichen hatten und somit Zweifel entstanden waren, jedenfalls hielt es der Ministerialpräsident und Akademiker Tschêng T'an unter Wên tsung, der den konfuzianischen Studien größere Gunst zuwandte, so weit
35 der Druck der Eunuchen es erlaubte (s. oben S. 485 ff.), für notwendig, den Herrscher hierauf aufmerksam zu machen. „Die Texte enthalten fehlerhafte Stellen“, erklärte er in seinem Antrage (*K. T'ang Schu* Kap. 173 fol. 2r⁰), „und die Gelehrten folgen einer dem andern, ohne daß sie im Stande sind, sie zu verbessern. Ich bitte, konfuzianische Gelehrte, die
40 in den tiefen Sinn der Lehre eingedrungen sind, zu beauftragen, die sechs kanonischen Texte zu verbessern und festzulegen. Dabei sollte das einstige Verfahren der Späteren Han-Dynastie zum Vorbild genommen werden, die den Text auf Stein meißeln und in der Studien-Anstalt aufstellen ließ (s. I, 412 f.), damit er für ewige Zeit als Muster diene und sein Ein-

fluß in die richtigen Wege geleitet würde.“ Wên tsung stimmte zu, und so wurde, wie einst zur Han- und zur Wei-Zeit (s. oben S. 268 f.), ein neuer berechtigter Text der „neun kanonischen Schriften“ auf Steintafeln eingemeißelt. Im Jahre 837 war die Arbeit beendet, und die Tafeln wurden — vermutlich auch in einer der Studien-Anstalten — aufgestellt (vgl. oben S. 582). Der Erfolg war freilich ein ganz anderer als zur Han-Zeit, wo die Wagen der die Tafeln kopierenden Literaten „die Straße versperren“. „Während der folgenden Jahrzehnte“, sagen die Annalen (*K. T'ang schu* Kap. 17^b fol. 39^v), „hat kein hervorragender konfuzianischer Gelehrter die Tafeln beachtet, weil man sie für höchst verworren und unzuverlässig erachtete.“ Das *King hūo li schi* (s. oben S. 267) aber bemerkt dazu, (S. 87), daß „man nicht darüber zu streiten brauche, ob die Angabe richtig oder falsch sei, da es zu jener Zeit überhaupt keine hervorragenden konfuzianischen Gelehrten gegeben habe.“ Von den Tafeln sind mehrere erhalten und befinden sich in einer Studien-Anstalt von Si-ngan fu. 15

Andere Leistungen von Bedeutung hat der Konfuzianismus auch auf diesem seinem eigentlichen Gebiete nicht aufzuweisen. Man hat sich viel um die Rangordnung der kanonischen Schriften; um Lesarten und Auslegungen im Einzelnen gestritten, aber das Ganze begann in Spitzfindigkeiten einer unfruchtbaren Scholastik auszuarten, wie es immer das Schicksal eines Lehrsystems sein muß, das sich selbst für die absolute Wahrheit ausgibt und daher keiner weiteren Entwicklung mehr fähig ist (s. oben S. 263). Der einzige erkennbare Ansatz, noch einmal ein größeres Problem zur Erörterung zu bringen, wurde gegen Ende der T'ang-Zeit, in der Mitte des 9. Jahrhunderts, gemacht. Wir erfahren davon nur durch die wenig bekannte Schrift eines ebenso wenig bekannten Verfassers aus der Sung-Zeit, dem *Ta-tschung yi schi* („Hinterlassene Geschichten aus der Periode *ta-tschung*“, 847 bis 859) des Ling-hu Tsch'êng. Wir haben früher gesehen, wie seit der Han-Zeit die Verdrängung des *Kung-yang*-Kommentars zum *Tsch'un-ts'iu* durch das völlig abseitige *Tso tschuan* unter dem Einfluß der südlichen Ku-wên-Schule eingesetzt hatte (s. oben S. 266), und wie auf den Steintafeln von Wei im 3. Jahrhundert das *Kung-yang tschuan* bereits durch das *Tso tschuan* ersetzt worden war (s. oben S. 269). Im 8. Jahrhundert war daher das *Kung-yang tschuan* „von völligem Verschwinden bedroht“. Hatte schon Yang Tsch'ang auf eine stärkere Berücksichtigung des Werkes gedrungen und dadurch auch die Aufnahme oder Wiederaufnahme in den Kanon erreicht, so nahm in der Periode *ta-tschung* der Ministerialpräsident Tsch'ên Schang, von dem sonst nichts bekannt ist, die Frage von *Tsch'un-ts'iu*, *Kung-yang tschuan* und *Tso tschuan* in ihrer Wesensbedeutung auf. Es wies darauf hin, daß Konfuzius das *Tsch'un-ts'iu*, so wie es bei *Kung-yang* erscheint, verfaßt habe, um Lohn und Strafe für gute und böse Taten festzusetzen (s. I, 209), insofern gehöre es zur „Rechtsschule“ (I, 214) und sei durchaus klar; das *Tso tschuan* aber sei ein Geschichtswerk, es stelle die Regierungshandlungen seiner 35 40

Zeit dar und insofern gehöre es zur „Schule der Historiker“. „Verbinde man es mit dem *Tsch'un ts'iu*, so falle dessen Inhalt auseinander und verliere seine Klarheit.“ Der von Tsch'ên Schang gekennzeichnete Sachverhalt ist zutreffend, er ist auch von anderen Gelehrten der Sung-Zeit
 5 vertreten worden, trotzdem hat die Entwicklung dadurch nicht aufgehalten werden können: die Erklärungen des *Kung-yang* fielen mehr und mehr der Vergessenheit anheim, in Folge dessen wurden auch Wesen und Zweck des *Tsch'un-ts'iu* nicht mehr verstanden, und das *Tso tschuan* nahm schließlich die Stelle des letzteren selbst ein. Sogar die europäische Wissenschaft
 10 geriet in die Irre und fing an, das *Tso tschuan* statt des *Tsch'un-ts'iu* für das Werk des Konfuzius zu halten.

Als politisches System wurde der Konfuzianismus in dem geeinten Reiche nicht bloß ungeschwächt erhalten, sondern er erfuhr sogar noch eine erhebliche Ausweitung und Verstärkung. Die Empfänger dieser Fürsorge
 15 waren der staatliche Kultus und das staatliche Prüfungssystem. Dem Kultus wurden zwar dabei auch Elemente zugeführt, die mehr taoistisch als konfuzianisch anmuten, wie z. B. die neue Verpersönlichung des alten heiligen Berges T'ai schan, der Stätte des Himmelsopfers, oder die Errichtung von Tempeln für den alten Weisen T'ai kung durch Hüan tsung (s. oben
 20 S. 432), oder die Opfer an die Geister der „neun Himmelspaläste“, die mit dem hochheiligen Himmelsopfer verbunden wurden (s. oben S. 436) u. a. Dafür aber wurde auch der Kultus des Konfuzius selbst bedeutend weiter ausgebaut, so daß die Stellung des Heiligen bereits der eines Gottes nahe kam. Ursprünglich war dieser Kult organisch mit den Schulen verbunden.
 25 Daß in den Unterrichtsanstalten im Frühling und Herbst „den fünf Heiligen und Lehrmeistern ein Trankopfer dargebracht werden mußte (*sch'i tien*)“, steht schon im *Li ki* (I, 470), und Konfuzius war zunächst nur einer dieser Opfer-Empfänger. Man kann dies einer Angabe des *Sui schu* (Kap. 9 fol. 9v⁰) entnehmen, wonach in Ts'í die Ritualvorschriften bestimmten, daß bei
 30 den regelmäßigen Trankopfern für „die früheren Heiligen und Lehrmeister“ die Lehrer und Schüler „vor Konfuzius ihre Verehrung durch Niederwerfen (*pai*) und vor Yen Hui (seinem Lieblingsschüler) durch Verbeugung (*yi*) bezeugen sollten“. In einem Edikt Yang tis von Sui vom Jahre 608, in dem den unmittelbaren Nachkommen des Weisen der
 35 Titel *Schao schêng hou* („Graf in der Erbfolge des Heiligen“) verliehen wurde, erscheint zum ersten Male der Titel *Sien schi Ni fu* („der frühere Lehrmeister Vater Ni“ — Tschung-ni war der Beiname —) für Konfuzius und in einem anderen desselben Jahres der Titel *Tschou wang* („König von Tschou“) für den Herzog von Tschou, dessen Nachkommen ebenfalls
 40 ausfindig gemacht und geehrt werden sollen. Aber von einem Kult des Konfuzius in einem besonderen Tempel hören wir, wenn wir von der sehr zweifelhaften Nachricht des *Liang schu* über die angebliche Errichtung eines Tempels von 505 (s. oben S. 276) absehen, erst zur T'ang-Zeit, und auch hier in Verbindung mit der Schule. Im Jahre 619 wurde unter Kao

tsu angeordnet, daß in der Adelsakademie (s. oben S. 536) „ein Tempel für den Herzog von Tschou und Konfuzius errichtet werden solle“, und Kao tsu selbst vollzog dort im Jahre 626 das Trankopfer, wobei aber der Herzog als „der frühere Heilige“ betrachtet und Konfuzius ihm „zuge- 5 sellt“ (vgl. I, 146) wurde. Diese Einordnung des letzteren hinter den Tschou kung zeigt die Unsicherheit, die noch in dem neuen Kultus bestand. Dem Literatentum ging die Rangordnung gegen das Empfinden, und T'ai tsung — ein Beweis, welche Bedeutung er der Frage beilegte — ordnete den ganzen Kultus von Grund auf neu. Das *T'ang schu* (Kap. 15 fol. 7v⁰f.) hat einen ausführlichen Bericht darüber. Bald nach seinem Regierungs- 10 antritt im Jahre 628 wies einer seiner Vertrauten, der Minister Fang Hüan-ling (s. oben S. 575), gemeinsam mit dem Akademiker Tschu Tsěschê darauf hin, daß der Tschou kung und Konfuzius zwar beide Heilige seien, daß aber die Trankopfer in den Unterrichtsanstalten nur für den letzteren vollzogen seien. Vor Yang tis Zeit sei Konfuzius immer 15 als einer der früheren Heiligen und Yen Hui als einer der früheren Lehrmeister angesehen worden. Und so wurde denn auch die Erhöhung des Tschou kung rückgängig gemacht, Konfuzius zum „früheren Heiligen“ erklärt und Yen Hui ihm „zuge- 20 sellt“. Zwei Jahre später aber, 630, wurde bestimmt, daß bei den Unterrichtsanstalten aller Verwaltungsbezirke (*tschou* und *hien* s. oben S. 540) Tempel des Konfuzius zu errichten seien. In Yen tschou, der Heimatprovinz des Konfuzius (s. I, 204), wurde im Jahre 637 ein besonderer Tempel erbaut und mit Landbesitz zu seinem Unterhalt ausgestattet. Noch kurz vor dem Tode des Kaisers erfolgte eine bedeutende Erweiterung des Kultes, indem zweiundzwanzig berühmte 25 Schüler des Weisen und Bearbeiter seiner Schriften dem „Heiligen“ „zuge- sellt“ wurden. Darunter befanden sich zahlreiche bereits wiederholt erwähnte Persönlichkeiten, wie die angeblichen Verfasser der drei Kom- mentare des *Tsch'un-ts'iu*, ferner Fu Schêng (s. oben S. 267), Mao Tsch'ang (I, 378), Liu Hiang (I, 374), K'ung Ngan-kuo, Tschêng Hüan, Fu K'ien, 30 Ho Hiu (s. oben S. 265 ff.) und Andere. Mit dieser Anordnung war der Anfang jenes konfuzianischen Gelehrten-Pantheons gemacht, das im Laufe der Jahrhunderte durch immer neue Ernennungen verdienter Gelehrter stark erweitert worden ist und dessen Mitglieder, durch Statuen und Seelentafeln dargestellt und in Rangklassen geordnet, noch heute die kon- 35 fuzianischen Tempel füllen. Im Ganzen ist der konfuzianische Kult, nunmehr ein wichtiger Teil des staatlichen Kultus, so geblieben wie er hier vorgezeichnet ist. Änderungen im Einzelnen sind erfolgt, immer neue Ehrentitel wurden dem Weisen durch die Kaiser verliehen, genaue Vorschriften für die Opfer erlassen, bestimmte musikalische Weisen und 40 kultische Tänze eingeführt, aber die Entwicklung hat sich auf der einheitlichen Linie vollzogen, die zur völligen Vergöttlichung des Konfuzius hinführte. Je weiter die Zeit fortschritt, um so stärker wurde das Empfinden für die ungeheure Bedeutung, die Konfuzius für das universalistische

System und damit für den Zusammenhang des Weltstaates hatte. Die taoistische Nachbildung des von T'ai tsung geschaffenen Konfuzius-Kultes durch Hüan tsung im Jahre 731 (s. oben S. 432 ff.) hat seinen Urheber nicht lange überlebt.

- 5 Der zweite große Tragfehler des ethisch-politischen Konfuzianismus, das staatliche Prüfungssystem, entbehrte zur Zeit der Trennung, wie früher gezeigt wurde (s. oben S. 262 ff.), der organisatorischen Geschlossenheit. Viele Versuche mannigfaltiger Art, je nach Neigung der Herrscherhäuser, wurden auf dem Gebiete der Ausbildung des Beamtentums gemacht.
- 10 Über den zu erstrebenden Bildungsgehalt waren die Ansichten verschieden: gewiß wurde in den zahllosen Verkündigungen immer mehr Gewicht auf sittliche Haltung als auf intellektuelle Fähigkeiten gelegt, und der Maßstab für die Geeignetheit blieb nach wie vor der Kanon der „sechs Bücher“, aber die praktischen Aufgaben der Verwaltung verlangten
- 15 schließlich noch etwas Anderes als das Hersagen der kanonischen Texte. Diese immer wieder gefühlte Notwendigkeit war es, die ständig neue Vorschläge und neue Versuche zeitigte. Indessen blieben diese Versuche an der Oberfläche haften, es wurden neue Unterrichtsanstalten, neue Namen, neue Einteilungen geschaffen, aber an den Kern des Ganzen,
- 20 den Bildungsinhalt, wagte man nicht zu rühren. Einige schwächliche Versuche, Umfang und Art der Kenntnisse bei den Prüfungen zu erweitern, wurden wirkungslos in Folge des wenigstens passiven Widerstandes der Literaten und der vermeintlichen Absolutheit der konfuzianischen Lehre (vgl. oben S. 263 u. 599). Dazu kamen die politische Zerrissenheit jener
- 25 Zeit, die eine einheitliche Ausgestaltung des Bildungswesens unmöglich machte, und die ständigen Kämpfe zwischen den Staaten, die das Geistesleben auf Einzelpersonlichkeiten beschränkten und eine Bildungsorganisation sehr erschwerten.

So erklärt sich, daß Wên ti nach der Vereinigung des Reiches sein vernichtendes Urteil über das ganze Bildungs- und Prüfungssystem aussprechen konnte (s. oben S. 319), sicherlich nach bitteren Erfahrungen mit der Arbeitsunlust der Jugend und der Unfähigkeit eines verwahrlosten Beamtentums. Erst sein Nachfolger Yang ti, vielleicht mehr aus Ruhmsucht als aus sachlicher Überzeugung, baute das Prüfungssystem auf den alten

35 Grundlagen neu auf, und zwar so, daß die ganze Organisation von den T'ang übernommen werden konnte. Wie sie unter der Sui-Dynastie geformt wurde, wissen wir nicht, da die Quellen uns nur sehr wenig darüber mitteilen, dafür sind aber die Nachrichten der T'ang-Annalen um so ausführlicher, wenn auch nicht immer ganz klar, so daß wir immerhin ein

40 brauchbares Bild von dem System erhalten, das die T'ang weiter entwickelt haben und das im Wesentlichen bis zur Neuzeit erhalten geblieben ist. Namentlich war es T'ai tsung, der in klarer Erkenntnis dessen, was das Prüfungssystem für den Staat bedeutete, sogleich nach seinem Regierungsantritt für eine straffere Organisation des Unterrichtswesens Sorge trug.

Drei Möglichkeiten bestanden für den jungen Chinesen, „als konfuzianisch Gebildeter (*schü*) ausgewählt“, d. h. Anwärter für die Beamtenlaufbahn zu werden. Die ersten Vorkenntnisse dafür zu erwerben, wird ihm oder seinen Eltern in der Regel selbst überlassen geblieben sein. Wenn er den Beamten- oder Adelskreisen der Hauptstadt angehörte, konnte er 5 in den dortigen Unterrichtsanstalten des *kuo tsě kien*, der Adelsakademie (s. oben S. 536), dem *kuo tsě hūo* und *t'ai hūo* oder in dem *kuang-wên kuan* u. a. seine Ausbildung erhalten und dann die Prüfung ablegen. Eine kleinere Anzahl von Schülern hatten auch die beiden Palastbibliotheken *tsch'ung-wên kuan* (20) und *hung-wên kuan* (30). Die Zahl der Aufzunehmenden war aber für die verschiedenen Anstalten beschränkt. Für die den übrigen Volksklassen Angehörenden standen die Provinzialschulen (auch im Landgebiet der Hauptstadt) zur Verfügung, sofern nicht die private Ausbildung vorgezogen wurde. Diese Kandidaten wurden nach Ablegung einer Vorprüfung von den Behörden ihrer heimischen Verwaltungsbezirke 15 (*tschou* und *hien*) den zuständigen Stellen zugeführt und von ihnen entweder zu den großen Prüfungen zugelassen oder abgewiesen. Ein Unterschied zwischen den Prüfungen der hauptstädtischen und der provinziellen Kandidaten scheint, wenigstens theoretisch, nicht bestanden zu haben. Eine dritte Möglichkeit gewährte der Brauch, daß der Kaiser aus besonde- 20 ren Anlässen Prüfungen anordnete, bei denen ungewöhnliche Talente Gelegenheit hatten, sich hervorzutun. Gegenstand der Prüfungen war an erster Stelle Kenntnis der kanonischen Schriften, und zwar in der Auslegung von K'ung Ying-ta (s. oben S. 597f.), ferner die Ritual-Sammlungen und die Kommentare zum *Tsch'un-ts'iu*. Dazu kamen noch als besondere 25 Gebiete Rechtskunde, Kalligraphie, Mathematik (Astrologie), Geschichte und seit 719 unter Hūan tsung zeitweilig der Taoismus (s. oben S. 590, er wurde bereits 753 wieder gestrichen). Vier literarische Grade konnten durch die Prüfungen in der Hauptstadt erlangt werden: *siu-ts'ai* (s. oben S. 261 f.), *ming-king* („den Kanon verstehend“; dieser neue Ausdruck 30 kommt zuerst in dem Nord-Staate Tschou 577 auf), *tsün-schi* („ausgezeichnet als Gelehrter“, zu Beginn der T'ang-Zeit eingeführt) und *tsin-schi* (s. oben S. 328). Außerdem gab es noch Grade für die Sondergebiete, die aber niemals eine größere Bedeutung erlangt haben. Die Grade des *tsün-schi* und *siu-ts'ai* verschwanden allmählich, so daß nur *ming-king* und *tsin-schi* 35 die wirklichen literarischen Würden waren. Die erstere gliederte sich wieder in mehrere Unterabteilungen, die von der Anzahl der kanonischen Bücher abhing, die der Kandidat „verstand“, d. h. auswendig wußte. Im übrigen wurde das Prüfungssystem durch Abänderungen im Einzelnen, durch Einschlebung immer neuer besonderer Prüfungen für den Eintritt in den 40 Staatsdienst und durch zahllose Verordnungen über Prüfungstoff und Prüfungsverfahren so verwickelt, daß es sehr schwer ist, einen klaren Überblick zu behalten.

Mit der zeitweiligen Verlegung der kaiserlichen Residenz nach Lo-yang

wurden die nämlichen Studien-Anstalten wie in Tsch'ang-ngan auch dort eröffnet. War somit für die Söhne der bevorrechtigten Klassen weitgehend gesorgt — in der Tat war die Zahl der Einrichtungen größer als die Neigung der *jeunesse dorée*, sie zu benutzen (s. unten) —, so hatten es die Provinz-
5 bewohner und die Söhne der unteren Schichten, denen doch nach dem Grundgedanken des Systems die gleichen Möglichkeiten offen stehen sollten, erheblich schwerer. Sie waren ganz auf die Gunst der örtlichen Behörden angewiesen, um überhaupt zu den Prüfungen in den Hauptstädten zugelassen zu werden. Daß es aber mit den Schulen in den Provinzen
10 nicht überall zum besten stand, muß man nach den vielfachen Klagen annehmen, und es sagt genug, wenn eine Anordnung von 753, daß nur solche Kandidaten zu den Prüfungen zugelassen werden sollten, die in den hauptstädtischen oder provinzialen Unterrichtsanstalten vorgebildet seien, nach zwei Jahren wieder aufgehoben werden mußte. Die meisten
15 der jungen Leute verschafften sich ihre Kenntnis der kanonischen Schriften eben außerhalb der Schulen, und wir haben Beispiele genug dafür, daß solche Autodidakten durch die Form und die Kraft ihrer Schriftwerke die Aufmerksamkeit der Hauptstadt zu erregen wußten und sich so den Zugang zu den Würden des Staates eröffneten. Bei der Zusammenziehung
20 des gesamten Geisteslebens um den kaiserlichen Hof kann es freilich nicht wundernehmen, wenn auch die literarische Zweckbildung hier zentralisiert wurde. Aber selbst die Studienanstalten in beiden Hauptstädten fanden durchaus nicht den Zuspruch, den man hätte erwarten sollen. Unter T'ai tsungs fester Hand zwar mögen die Geburts- und Amts-Aristo-
25 kraten ihre Söhne zum Studium angehalten haben, wenigstens mußte damals das *kuo-tsě kien* um viele hunderte von Zimmern erweitert werden, und man bekommt eine Vorstellung von der Bedeutung des Ganzen im Hinblick auf die Tatsache, daß allein über achttausend junge Leute aus den koreanischen Staaten, aus Kao-tsch'ang (Turfan) und von den T'u-fan
30 (Tibetern) in den Studienanstalten konfuzianische Bildung erwarben, zu denen dann später noch „die Söhne und Enkel der Tributfürsten und Khagane“, d. h. der Türken (Uiguren), Japaner u. a. kamen. Als Gesamtzahl aller Studierenden in den hauptstädtischen und provinzialen Unterrichtsanstalten geben die T'ang-Annalen „für die Zeit der Blüte der Dy-
35 nastie“ 63070 an. Aber im 8. Jahrhundert werden die Klagen über den Rückgang des Studiums in Folge der inneren Unruhen immer lauter, und vom Jahre 807 werden für Tsch'ang-ngan 550, für Lo-yang 100 Schüler der Anstalten gemeldet. Außer den schlimmen politischen Zuständen waren aber auch noch andere Ursachen an dem Rückgange beteiligt. Han Yü
40 (s. oben S. 589 u. 594f.) führt in seinen zwei „Schreiben an den Staatsminister“ bewegliche Klage, daß er als Provinz-Kandidat „viermal dem Ministerium des Kultus zur Ablegung der Prüfung eingereicht worden sei, bis er das Ziel erreichte, und dreimal dem Ministerium für das Beamtentum zur Ernennung für einen Posten, aber noch nicht die Aussicht

auf eine Stelle des neunten Ranges und noch nicht den Genuß des Einkommens von einem einzigen Mou Landes erlangt habe“, obwohl er alle seine Kenntnisse nur „den Schriften der Heiligen“ entnommen habe, und niemals „die Lehren von Buddha und Lao tsë in sein Denken gekommen seien.“ Die gleichen Erfahrungen werden auch andere Kandidaten ohne 5 „Beziehungen“ gemacht haben, und wenn sie zurückhaltender waren als Han Yü, so tauchten sie unter in der Schar der Enttäuschten. Empfehlungen einflußreicher Persönlichkeiten wogen schwerer als bestandene Prüfungen, und diese Erkenntnis kann weder für die Väter noch für die Söhne anreizend zum Studium gewirkt haben. Zahlreich und eindring- 10 lich sind auch die Klagen über Ungerechtigkeiten der Behörden gegenüber den Kandidaten, die nur durch Bestechungen Aussicht auf Erfolg erlangen können und oftmals Opfer der Erpressungen werden. Auch Betrügereien der Kandidaten werden gerügt, die Prüfungen unter falschem Namen ablegen oder sich der ungesetzlichen Hilfe von Seiten fremder 15 Personen bedienen. Bei den Zuständen, die im 8. und 9. Jahrhundert im Palast und in der Hauptstadt herrschten, kann es nicht überraschen, wenn die allgemeine Verderbnis auch das Prüfungswesen ergriff.

Die am schwersten wiegende Anklage aber, die gegen die Einrichtung erhoben wurde, und zwar während der ganzen Zeit der Dynastie, war 20 die gegen ihr eigentliches Wesen, so wie es sich mehr und mehr entwickelte, d. h. gegen den Wissenstoff und seine Behandlung in den Prüfungen. Zu allen Zeiten hat man immer von neuem darauf hingewiesen, daß bloße Kenntnis der kanonischen Texte nicht hinreiche, um den praktischen Erfordernissen der Zeit und des Amtes gerecht zu werden, sondern daß 25 dazu auch eine fachliche Ausbildung nötig sei. Zudem seien das mechanische Auswendiglernen und Hersagen von Texten, wie es in den Prüfungen geübt würde, und dem entsprechend die zur Regel gewordene Form der Aufsätze mit bestimmten Redewendungen, vielen Zitaten und wenig eigenen Gedanken nicht die geeigneten Mittel, um die Brauchbarkeit 30 der Kandidaten festzustellen. Schon T'ai tsung hatte die falschen Maßstäbe bei den Prüfungen gerügt und in seinem Unmut geäußert, die tüchtigen Leute sollten sich ohne behördliche Vermittlung bei ihm selbst melden (s. oben S. 391); im 8. und 9. Jahrhundert wurde besonders die *Tsin-schi*-Prüfung scharf angegriffen, weil sie nur das oberflächliche Auswendig- 35 lernen von Zitaten-Sammlungen und Aufsätzen befördere, eine wirkliche Kenntnis der kanonischen Texte selbst aber nicht mehr erfordere. Die Klagen spitzten sich so zu, daß wiederholt, zuletzt noch 844 von dem durch seine Neugestaltung der kanonischen Texte bekanntgewordenen Tschêng T'an (s. oben S. 598 f.) beantragt wurde, die beiden höchsten lite- 40 rarischen Prüfungen für die Grade des *ming-king* und des *tsin-schi* ganz zu beseitigen. Aber der Kaiser Wên tsung, selbst ein sehr eifriger Literat, konnte sich zu einem solchen Schritte nicht entschließen, und so verharrete die innere Gestaltung des Prüfungssystems auf dem Wege, auf

den man sie schon lange vor der T'ang-Zeit geschoben hatte. Form und Stil galten alles, das Zitat und die anerkannte Redewendung waren wichtiger als das wirkliche Verständnis der kanonischen Texte, die Auslegung war durch den Kommentar vorgeschrieben, eigene Gedanken wirk-

5 ten anmaßend und mußten unterbleiben. Der nach diesen Regeln geformte Aufsatz über ein gegebenes Thema aus der konfuzianischen Ethik, das *wên tschang*, mochte er nun die Antwort auf eine gestellte Frage, oder die Darlegung der Bedeutung eines Satzes aus dem Kanon sein, war neben

10 den poetischen Stücken die entscheidende Leistung bei der Prüfung (vgl. oben S. 588 f.). Diese Stilgymnastik des *wên tschang* stammt aus dem Süden und hat ihren Ursprung in den literarisch-schöngeistigen Kreisen der Sung- und Liang-Zeit im 5. und 6. Jahrhundert (s. oben S. 277 f.); sie ist trotz allen Widerspruches ein Wesensmerkmal des Prüfungssystems bis zu seinem Ende geblieben. Dem gegenüber schrumpfte die Bedeutung

15 jedes Fach- oder Sonderwissens immer mehr ein. Waren noch unter T'ai tsung die Rechtskunde, Geschichte und Mathematik wenigstens bescheidene Anhängsel bei der Ausbildung in den Studienanstalten gewesen, so schwanden auch diese schon unter seinem Nachfolger vor der Allmacht der literarischen Scholastik dahin.

20 Einen Versuch, wenigstens die Militärwissenschaften vor der literarischen Überflutung zu retten, hat man zwar zur T'ang-Zeit gemacht, aber ein Erfolg ist ihm nicht beschieden gewesen. Im Jahre 702 wurde unter der Wu hou ein Prüfungssystem für Militär-Anwärter eingeführt. Die in den Provinzen vorgebildeten Kandidaten sollten jährlich nach der Haupt-

25 stadt geschickt werden, damit sie dort ihre Prüfung ablegten, die „sich an das Vorbild der Prüfungen für die Grade des *ming-king* und *tsin-schi* anschließen“ sollten (*T'ung tien* Kap. 15 fol. 1r⁰). Während aber die Kandidaten aus den literarischen Prüfungen dem *schang-schu schêng* (s. oben S. 533) und von 736 ab dem *li pu* („Ministerium des Kultus“

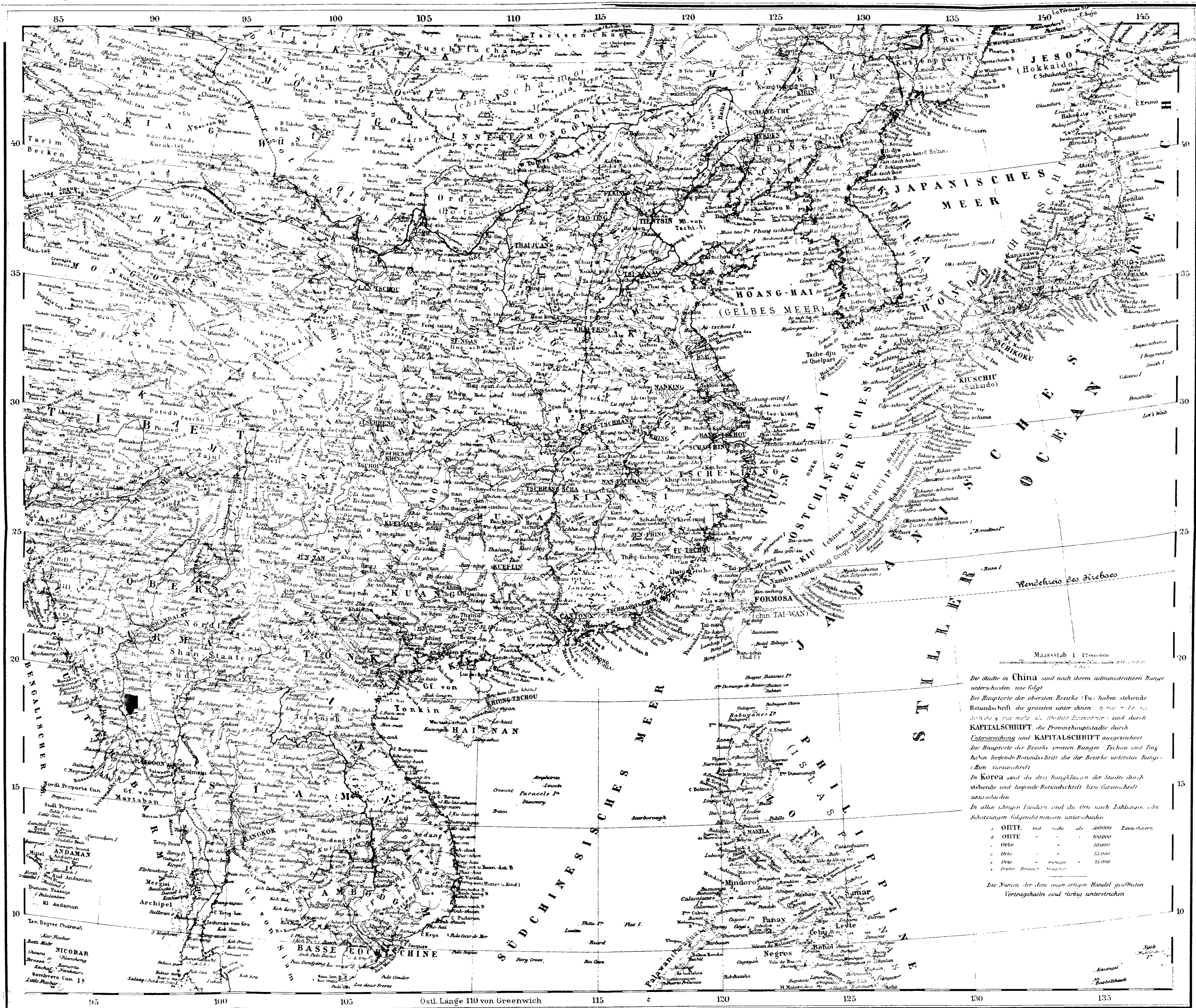
30 s. oben S. 533) zur weiteren Verwendung überwiesen wurden, kamen die aus den militärischen zum *ping pu* („Ministerium für das Heerwesen“). Gegenstände der Prüfung waren Bogenschießen zu Fuß und zu Pferde, Lanzen- und Schwertfechten, Schwergewichtstragen und -aufheben u. a., also lediglich mechanische Fertigkeiten. Ob jemals eine wirkliche militärische

35 Wissenschaft in die Prüfungen einbezogen worden ist, läßt sich aus den sehr spärlichen Nachrichten nicht entnehmen. In der späteren Zeit, sicher unter der letzten Dynastie, mußten von den Kandidaten mehrere Aufsätze (*ts'ê*) über Fragen der Kriegskunst angefertigt werden. Es dürfte aber kennzeichnend für deren Art sein, daß vom Anfang des 19. Jahrhunderts

40 ab dafür eine aus dem Gedächtnis niederzuschreibende Stelle aus den „militärischen Klassikern“ des 6., 5., und 4. Jahrhunderts v. Chr. verlangt wurde. Zur T'ang-Zeit wird es kaum viel anders gewesen sein, denn auch die Kriegskunst gehörte zu der kanonischen Weisheit der Alten, war also dem Literaten vorbehalten, der aus der Universalität des Kanons

jede Frage zu beantworten hatte, die das Leben stellte. Immerhin wäre es von Wert, die Erwägungen kennen zu lernen, die zur Einführung des militärischen Prüfungswesens geführt haben, leider verraten uns aber die Quellen hierüber nichts. Vielleicht haben hier schon ähnliche Beweggründe mitgewirkt wie dreißig Jahre später, als Hüan tsung den militärischen Parallel-Kult des T'ai kung zu dem zivilen des Konfuzius einführte (s. oben S. 432 f.). Wie das Literatentum über die Frage dachte, hat Ssë-ma Kuang sehr deutlich ausgesprochen (s. oben S. 433). Längeren Bestand als Hüan tsungs Kult hat das militärische Prüfungswesen allerdings gehabt, aber höhere Achtung ist auch ihm nicht zu Teil geworden. 10 Im Jahre 798 wurde es zeitweilig wieder aufgehoben, 808 aber wieder eingeführt. Eine größere Bedeutung hat es nie erlangt.

Trotz aller Schwächen und Mißbräuche, die dem Prüfungssystem anhafteten, trotz aller scharfen Kritik, die es aus den Kreisen der Konfuzianer selbst erfuhr, trotz der teuer bezahlten Erfahrung, daß der Beamte 15 sich seine Fachkenntnisse erst im Amt außerhalb der von dem System bedingten Bildungslaufbahn verschaffen mußte, hat es in seinem Wesen keine Veränderung mehr erfahren. Der Kanon und das Altertum blieben für den Literaten die alleinige Wissensquelle, und aus ihr glaubte er auch Alles schöpfen zu können, was für die Regierung eines Staates notwendig 20 war. Und dieser Glaube des Literaten ergriff Besitz von dem ganzen Volke. Gerade das Prüfungssystem als Verbindungstück zwischen Staat und Gelehrtentum, zwischen Beamtschaft und Volk bildete allmählich jene erstaunliche Einheit des Denkens heraus, die dem Chinesentum seine typischen Züge, dem Staate seine innere Festigkeit und Geschlossenheit 25 verlieh. Das konfuzianische Welt- und Geschichtsbild beherrschte das Denken der Völker im Reiche und damit der ganzen ostasiatischen Welt. Der Universalismus des Kirchenstaates mit dem weltbeherrschenden „Himmelssohn“ ist niemals stärkeren geistigen Angriffen durch fremde Kultursysteme ausgesetzt gewesen als während der T'ang-Zeit, wieder- 30 holt ist sein Dogma in den schweren Kämpfen der Zeit von starken und selbstbewußten Völkern bestritten und seine scheinbare Preisgabe erzwungen worden. Uiguren und Tibeter haben mit den Argumenten der Waffen die Ansprüche des Himmelssohnes widerlegt (s. oben S. 464, 469, 480) und die chinesische Staatsführung hat sich in kluger Anpassung 35 dem Zwange der augenblicklichen Lage fügen müssen. Aber innerlich blieb der Universalismus unberührt, seine Wahrheit dem Chinesen unerschütterlich, der Widerspruch gegen ihn eine Verneinung der göttlichen Weltordnung. Die fremden Völker, die während der Trennungszeit in die Gemeinschaft des Reiches hineingelangten, hat der Universalismus 40 zu willigen Trägern seines Systems gemacht, er hat auch die Feuerprobe der T'ang-Zeit schließlich bestanden, er ist der Sieger über die Geister und Staaten geblieben, er hat die chinesischen Völker unerschüttert in die Zukunft geleitet.



Politische Karte von China vor der Reform

"A book that is shut is but a block"

CENTRAL ARCHAEOLOGICAL LIBRARY
GOVT. OF INDIA
Department of Archaeology
NEW DELHI.

Please help us to keep the book
clean and moving.